Spruner

Bavar.
2502 nk

<36604396870015

<36604396870015

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

CHARACTERBILDER

AUS DER

BAYERISCHEN GESCHICHTE

ZUR ERLÄUTERUNG DER WANDBILDER DES BAYERISCHEN NATIONALMUSEUMS

ENTWORFEN

VON

DR. CARL VON SPRUNER
ORDENTL. MITGLIED DER K. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

„Wir wollen Deutsche sein und Bayern bleiben.“

NEUE UNVERÆNDERTE AUSGABE.

MÜNCHEN
VERLAG VON MAX BRISSEL
1878.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Halte frei den Geist dir, das Herz halte frei
Von den zwingenden Fesseln einer Parthei.
Gib der Wahrheit die Ehre, die Ehre dem Recht,
Nenne gut das Gute und Schlechtes schlecht.

Es ist nicht unsere Absicht, in diesem Buche gelehrte, historische Abhandlungen zu liefern. Solche würden für die Menge der Gegenstände einen ganz andern Raum in Anspruch genommen, und bei der Vielseitigkeit des Stoffes und einer gewissenhaften Bewältigung der Vorstudien die Zeit eines halben Menschenalters erfordert haben. Dem Leser sollte durch unsere „Erläuterungen" für jede einzelne Darstellung gleichsam nur ein Erinnerungsblatt geboten, er sollte au fait der Handlung oder Begebenheit gesetzt, wo nöthig auch über das Bild hinaus, dieses gleichsam ergänzend, mit ihren Ursachen und Folgen bekannt gemacht, er sollte mit einem Worte anregend und belehrend unterhalten werden. Wer aber näher zusieht dürfte finden, dass wir denn doch die Quellen nicht unbenützt gelassen, und daraus gar manches Neue oder bisher weniger Beachtete zu Tage gefördert haben, obgleich wir es verschmähten, den beliebten Prunk mit Citaten zu treiben.

Unser vorgesetztes Motto drückt treulich die Gesinnung aus, in welcher wir geschrieben. Wir sind aber bei diesen historischen Bildern keineswegs, wie man gemeiniglich zu versichern pflegt: „sine ira et studio" an die Arbeit gegangen, sondern vielmehr im aufrichtigen Zorne über alles Unwahre und Ungerechte, und mit der entschiedenen Absicht ihm entgegenzutreten, wo und wann es uns begegnen würde. Weil

wir so die Dinge schildern wie sie geschehen, nicht wie Partheimenschen, Schmeichler oder Pessimisten sie sich zurecht gemacht, wird es kaum fehlen, dass wir mit unserm Buche nach Rechts und nach Links Anstoss erregen, und dass besonders eine gewisse Parthei es verdammen werde, wenn sie ihm anders die Ehre erzeigt, davon Notiz zu nehmen. Gerade darum aber dürfen wir die beruhigende Ueberzeugung fassen, dass wir auf dem rechten Wege gewandelt, nicht etwa in der vulgären Bedeutung, Niemand und nirgends verletzt, sondern vielmehr überall nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit gesagt zu haben. Und die Grundlage aller Geschichte muss Wahrheit sein, Tendenz ist Lüge und desshalb ihr Grab.

Mit einer solchen Auffassung der Dinge werden wir uns freilich die nicht zu Freunden gemacht haben, welche, entweder aus Geistesträgheit oder mit ehrenwerther Ueberzeugungstreue, es als erste Pflicht strenger Religiosität erachten, all dasjenige für unantastbar wahr und heilig zu bekennen, was der scrupulöse oder berechnende Gewissensrath als solches erklärt, wenn auch ihre gesunde Vernunft noch so ernstlich Protest dagegen einlegt und ihr natürliches Gefühl sich noch so lebhaft dagegen sträubt. Ist ihnen doch als erste Pflicht einer wahrhaft religiösen Seele gerade der Kampf gegen diese vorwitzige Vernunft und die Unterdrückung jenes weichlichen Gefühls eingeprägt worden. Wir werden verketzert werden und man wird bemüht sein, unser rückhaltloses und bitteres Urtheil über so manche Erscheinung auf dem Gebiete der Kirche welche ihren herrlichen Glanz trübt, nach gewohnter Weise als Anfeindung der Religion selbst oder als Gehässigkeit gegen ihre Diener darzustellen.

Auch Jene, welche mit ihrer Devotion einen förmlichen Cult treiben und die Grösse derselben zum Gradmesser eines loyalen Herzens machen — oder zu machen vorgeben, — werden uns unser freimüthiges Urtheil über so manche hingeschiedene Erdengrösse kaum verzeihen. Dünkt ihnen aber dieses Urtheil ein allzu herbes, dann mögen sie bedenken, dass uns das seltene Glück zu Theil geworden die neun letzten Regierungsjahre in der näheren Umgebung des trefflichen Max II. zu verleben, und nicht nur seine Handlungen zu beobachten, sondern auch

die edlen Motive derselben häufig aus seinem eigenen Munde zu vernehmen. So lernten wir einen Fürsten kennen, welcher in der nie rastenden Sorge für das wahrhafte Heil des ihm von Gott anvertrauten Volkes seine heiligste Pflicht, und in der grossmüthigsten Förderung alles Nützlichen und Schönen sein edelstes Vergnügen fand. Was Wunders dann wenn ein solches Vorbild zur Anlegung des höchsten Maassstabes verleitet!

Endlich wird inpolitischer Beziehung die Differenz auch nur in einer Anschauung über Mittel, Zwecke und Ziele einer Parthei unbedingt den Achtspruch derselben auf uns und unser Buch herabrufen. Und da sich natürlich jede des neidenswerthen Bewusstseins der Infallibilität erfreut, so sind wir darauf gefasst, dass uns jener Achtspruch von beiden Seiten treffen werde. Das alles müssen wir über uns ergehen lassen. Theilen wir doch dasselbe Loos mit ganz andern Männern, mit denen wir uns keineswegs gleicher Gewalt des Wortes, wohl aber gleicher Aufrichtigkeit der Gesinnung rühmen dürfen. Uns ist es schon ein lohnendes Bewusstsein, hie und da einen Menschen zur Einsicht gebracht und für den Dienst der Wahrheit gewonnen zu haben. —

Soviel über diese Blätter. Nun einige Worte über die Bilder selbst. Ein hundert und drei und vierzig lebensgrosse historische Gemälde in einer fortlaufenden Gallerie vereinigt! Was lässt sich da nicht alles über Wahl und Ausführung sagen, wie vieles findet nicht eine wohlwollende Kritik zu loben, eine missgünstige zu tadeln? Hebt der Aesthetiker eine gute Zahl der Gemälde heraus die in dieser oder jener Beziehung nicht genügen, bezeichnet er andere als völlig misslungen, wir können ihm nicht widersprechen. Tadelt der Historiker die Wahl manches Bildes, vermisst er die Aufnahme wichtiger Begebenheiten und missbilligt er jene untergeordneter Dinge, wir möchten kaum mit ihm streiten. Den Gedanken des erhabenen Stifters aber, wie er ihm bei Begründung dieser historischen Gallerie vorgeschwebt, in seiner Totalität zu würdigen, und über demselben billig denkend und wohlwollend das einzelne Misslungene zu übersehen, ist unserer modernen Kritik kaum mehr möglich.

Wie in allen seinen Unternehmungen, bedachtsam und reiflich

erwägend, ging der hohe Verblichene auch bei dieser, „seinem Volk zu Ehr' und Vorbild" errichteten Lieblingstiftung zu Werke. Persönlich und nach eingehendster Prüfung bestimmte er, was daran sein Eigenstes: den Bau und die künstlerische Ausschmückung. Seiner Entscheidung blieb jede Einzelnheit vorbehalten. Er traf selbst, nachdem die darzustellenden Gegenstände vielfach erörtert und durchgesprochen, aufgenommen, verworfen oder mit andern vertauscht worden waren, die ihm passende Wahl der Bilder. Nach seinem Willen sollten zur Vermeidung der Trockenheit und Einförmigkeit unter die historisch wichtigen Gegenstände auch mehrere genrehaft gehaltene gemischt werden, die in irgend einer Beziehung einen Abglanz ihrer Zeit boten. Zwischen den steten Kämpfen und Staatsactionen, deren letztere überdiess dem Maler höchst undankbare Aufgaben stellten, sollten Aug' und Gemüth sich an einem friedlichen und freundlichen Gegenstande erfreuen, und neben dem ruhmvollen Wirken der Fürsten seines Hauses mussten auch die glorreichen Thaten des Volkes ihren gebührenden Platz finden. Nach diesen Grundzügen wurde dann am 18. April 1858 die ganze Reihe der Gemälde mit den dazu gewählten Legenden von dem Könige endgültig festgestellt.

Und nun erfolgte die Vertheilung der verschiedenen Aufgaben an einzelne, meist jüngere Künstler. Dieses Verfahren fand gar manche Missbilligung und von mehreren Seiten drang man in den König, das ganze Werk der bildlichen Ausschmückung doch lieber in die Hand eines Meisters zu legen, der sich dann seine Gehilfen nach eigenem Ermessen wählen mochte. Es war aber der ausgesprochene Wille des menschenfreundlichen Herrn, dass jeder Künstler auf seinen eigenen Füssen stehend schaffe, dafür auch seinen selbstverdienten Lohn ärnte, und nicht etwa als dürftig bezahlter Geselle irgend eines bereits hochstehenden Meisters gar nicht oder erst spät zur Anerkennung komme. Und diesem Beharren des erhabenen Bauherrn auf seinem Entschlusse hat es die Kunst zu danken, dass, freilich neben mancher Leistung die „el pintor de sa deshonra" im Leichtsinn oder in Ueberschätzung seiner Kräfte auf die Wand gepinselt, doch eine Reihe tüchtiger und selbst ausgezeichneter Freskobilder geschaffen wurde, und dass in dieser

so selten gebotenen Malweise eine Anzahl jüngerer Männer sich einen weit über ihr Vaterland hinausreichenden Namen erwarben, dem sie bereits ehrenvolle Aufträge verdanken.

Bei der Wahl jener jüngern Kräfte wurde aber keineswegs planlos verfahren, sondern gewissenhaft Vorschlag und Rath der Altmeister gehört und befolgt, und die eingelaufenen Skizzen wie der ausgeführte Carton, nachdem sie der König selbst geprüft, noch besonders dem Urtheil und den verbessernden Rathschlägen einer von ihm aus den ersten Künstlern Münchens gewählten Commission, einem Kaulbach, Schraudolph und Hiltensberger unterstellt. Wenn nun der hohe Bauherr so manchesmal ermunternd und belobend durch die Säle schritt, so dürfen wir kaum annehmen, dass seinem kunstgeübten Auge die einzelnen, zumeist in der Farbe misslungenen Leistungen entgingen. Aber sein feiner und zarter Sinn, dem es widerstrebte, irgend Jemanden wehe zu thun, verschloss ihm den Mund. Höchst wahrscheinlich wären jene schlechten Bilder doch noch entfernt worden, für jetzt aber erhielt seine Nachsicht ein paar Dutzend am Leben, von denen wir keinen Augenblick bedauern würden, wenn sie dem Spitzhammer erlägen, um unter der erprobten Hand der tüchtigen Künstler die sich hier bewährt, wieder neu zu erstehen.

Auch für ausschliessliche Anwendung der Stereochromie, die sich allerdings in Berlin trefflich bewährt hatte, sollte der König bestimmt werden. Er blieb beim Fresko und liess nur sechs Bilder versuchsweise stereochromisch ausführen. Und wie wohl er daran gethan, zeigt sich schon jetzt. Sei es nun das Klima, sei es die abweichende Beschaffenheit des Materials, mehrere dieser Bilder, obgleich von demselben bewährten Meister, — Professor Echter, — wie dort ausgeführt, fangen an merkbar nachzudunkeln. —

Die so überaus empfindliche, schnell verletzte Eitelkeit der Künstler, Missgunst und das mot d'ordre der Kameraderie haben selbst einen Kaulbach arg verunglimpft und geschmäht; einen Kunstheros, dessen Werke durch ihre Mannigfaltigkeit und den unerschöpflichen Reichthum an Phantasie, durch ihre grossartige historische Auffassung und das eminenteste Gestaltungstalent, durch Noblesse und ideale Formenschön-

heit, wie durch ihren sprudelnden Humor und treffendsten satyrischen Witz jeden wohlorganisirten Menschen mit Freude und Bewunderung erfüllen und stets erfüllen werden. Da wäre es wohl höchst unbillig, wenn wir für diese historische Gallerie, die sich denn doch mit ihnen weitaus nicht messen kann, ein besseres Loos verlangen wollten. Sey's darum. Und so mag denn fernerhin eine Kritik, der es nicht um vorurtheilfreies, ruhiges und belehrendes Urtheil sondern nur um Scandal zu thun ist, ihr wahrlich nicht immer attisches Salz an diesen Bildern verschwenden, wenn nur der grosse Haufe — wie sie sich vornehm exclusiv auszudrücken pflegt — Interesse und Wohlgefallen daran findet. Damit, und nicht durch das Gesumme kurzlebiger Eintagsfliegen ist der Wille des hohen Stifters vollkommen erfüllt. Und wenn dieses Gesumme längst verhallt ist und die Blätter, in denen es zu vernehmen gewesen, längst schon wirthschaftlichen Zwecken gedient haben, werden sicherlich noch Tausende und Tausende unbefangen an den historischen Gemälden des Nationalmuseums wie an dessen übrigen Schätzen sich erheben und erfreuen, und das Andenken Max II. segnen; ja es wird vielleicht selbst dieses Buch noch gelesen werden.

München, am 24. November 1867.

Der Verfasser.

Altbayern.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Urzeit.

1. Verkehr zwischen Römern und Barbaren im Standlager bei Grünwald im II. und III. Jahrhundert.

Die Besiegung der gallischen Völkerschaften in dem weiten Thale des Po unterwarf diesen Garten der Halbinsel und damit ganz Italien endlich den Römern und breitete die Herrschaft des ersten Kriegervolkes der Welt bis an den Fuss jenes Riesenwalles der Alpen aus, der von der Natur bestimmt zu sein schien, eine unübersteigliche Grenze zu bilden zwischen dem üppigen Süden und dem rauhen Norden unseres Erdtheils.

So blieb es bis zum Jahre 15 vor Christus. Octavianus Augustus beherrschte, nachdem die alte Republik gesunken, das unermessliche Reich als Imperator. Er konnte — war es Vorwand, war es wirkliche Noth? — nicht ferner so nahe den Thoren der ewigen Stadt die häufigen, stets erneuten Einfälle der kleinen aber tapferen rhätischen Alpenvölker in die römischen Gränzlande dulden. Ihre Unterwerfung bot den Waffen seiner Legionen willkommene Gelegenheit, auch nach dieser Seite hin die Gränzen des Reiches zu erweitern.

Da sandte denn August ein Heer unter seinem Stiefsohne Drusus gegen sie in's Feld. Am Südfusse der Alpen bei Trient kam es zum ersten blutigen Zusammenstosse mit den Bergvölkern, welche hier in einem grossen Heere vereinigt stunden, zu dem selbst vom Lech her Schaaren zur gemeinsamen Vertheidigung gestossen, und in welchem sogar Weiber, mit Streitäxten bewaffnet, kämpften. Die Rhäter unterlagen, und nun drang Drusus, ihre Pässe stürmend und ihre festen Burgen, in denen sie den Raub von Jahrhunderten geborgen, brechend, immer tiefer in's Land. Durch's Vintschgau hinabsteigend, überschreitet er die Eisak bei Botzen, dessen alter Name „pons Drusi“ noch den des Feldherrn bewahrte, und gelangt so zu den Breonen am Brenner und den nördlich angränzenden Genaunen im Innthale. Auch diese, „die wilden und behenden,“ wie Horaz sie nennt, werden nach verzweifelter Gegenwehr besiegt, und über den Brenner, wohl dem ältesten

und gewöhnlichsten Uebergange des Gebirges, hinabgestiegen, rücken die Legionen immer weiter vorwärts in dem weiten Thale des Innstromes.

Während aber solches auf der östlichen Seite vorging, während Aller Augen auf den vom Süden her eindringenden Feind gerichtet waren, erschienen plötzlich vom Lech her in ihrem Rücken die Adler des Tiberius, des zweiten Stiefsohnes Augusts. Dieser war durch Gallien an den Rhein und an den acronischen (Boden-) See gerückt, hatte auf einer Insel desselben, der damals noch weit grösseren Reichenau, Schiffe gezimmert, die Uferorte der Vindeliker erobert — aus dieser Zeit dürften wohl die zerstörten Pfahlbauten herrühren — und selbst auf dem Rücken des Sees Gefechte mit ihnen bestanden. Vergebens widersetzte sich ihm dieses Volk, vergebens alle jene Rhäter, die vor Drusus Schaaren gegen Norden gewichen waren. Der Vindeliker Hauptburg Damasia — wohl Hohenems? — ward erstiegen und es kam zur letzten, zur Entscheidungsschlacht. Wo diese geschlagen wurde, hat uns Keiner der Alten aufbewahrt, das aber melden sie, wie mit so beispielloser Wuth gekämpft ward, dass selbst die Weiber, nachdem sie von ihren Rüstwagen herab alle Geschosse verbraucht, ihre Kinder tödteten und deren Leichen den Römern in's Antlitz schleuderten.

Im Sommer des Jahres 15 vor Christus war die Eroberung vollendet. Drusus zog nun entweder dem Innstrom entlang oder wahrscheinlicher auf der von den Römern schon damals angelegten Hauptstrasse durch die Pässe der Scharnitz und über Partenkirchen heraus in die Vorberge unseres Vaterlandes, wohl der erste Römer, dessen Blicke von den Höhen bei Ettal aus über die unermesslichen Waldebenen Bayerns schweiften und der die Sonne sich in den grossen Seebecken unseres Oberlandes spiegeln sah.

Schwer mussten die unterworfenen Völker die Hand des Siegers fühlen. Nur die nöthigsten Kräfte blieben zur Bestellung des Ackers zurück; die kräftige, streitbare Jugend ward fortgeführt und in die römischen Legionen vertheilt. So geschah es, dass schon nach dreissig Jahren jene tapferen rhätischen und vindelikischen Kohorten in der Idistavisus-Schlacht im Kampfe gegen die Deutschen den wankenden Sieg wieder an Roms Adler fesselten.

Nach ihrer Weise hatten die Römer das eroberte Land in Provinzen abgetheilt, mit Heerstrassen durchzogen und mit Kastellen und Lagern bedeckt, auf deren Ueberresten sich viele der heutigen Süddonaustädte erhoben. In diese Pflanzstädte wurden Römer, meist Veteranen, übergesiedelt, das menschenleer gewordene flache Land aber allmählig wieder durch germanische Einwanderer von jenseits der Donau bevölkert. Auch der ganze Abschnitt des jetzigen deutschen Landes, von Kelheim an der Donau bis hinab über den untern Main wurde allmählig mit zum Reiche geschlagen, vollkommen zur Provinz gemacht

und von spätern Imperatoren durch eine fortlaufende Gränzbefestigung gegen die jenseitigen Deutschen gedeckt. Ja so sicher fühlten sich deren Bewohner, dass sie es wagten, kaum eine Stunde diesseits des Gränzwalles prächtige Villen zu erbauen, um sich im fernen Barbarenlande in wehmüthiger Erinnerung ein schwaches Bild der heimischen Anlagen am Tiber oder an der wundervollen Bucht von Bajä herbeizuzaubern.*)

Von drei Hauptstrassen der Römer zogen sich aus Italien heraus in die neueroberten Provinzen die eine, westlichste, vom larischen See, dem Lago maggiore, über das altrhätische Clavenna und durch die schauerlichen Schluchten der via mala nach Chur und über die alten Römerstädte Bregenz und Kempten nach der Hauptkolonie Vindelikiens, der glänzenden Augusta. Die andere, welche wohl schon Drusus erbaut, führte durch die Scharnitz, einst scarantia genannt, und über Partanum, das heutige Partenkirchen, nach Schongau und dem Lech entlang ebenfalls nach Augsburg. Die dritte endlich zog im Osten von der Adria aus über die julischen Alpen durch das heutige Kärnthen und Steyermark heraus nach der bedeutenden Pflanzstadt Juvavia, dem heutigen Salzburg. Eine wichtige Verbindungsstrasse aber verband quer durch das bayerische Land die Städte Augsburg und Salzburg, setzte von da weiter an die Mündung der Enns nach der berühmten Kolonie Laureacum und zog die Donau abwärts in's Norikum und nach Pannonien. Aufwärts an diesem Strome berührte eine fünfte Hauptstrasse die Kastelle längs desselben, unter ihnen die castra Batava — Passau und Reginum — Regensburg und führte jenseits der Donau hinüber an die Ufer des oberen Neckars.

Auf jener Verbindungsstrasse zwischen Augsburg und Salzburg nun bezeichnen an dem rechten steilen Isarufer nahe bei Grünwald ober München noch die an dreissig Fuss hohen Ueberreste dreifacher Verschanzungen den Punkt, wo einst die Legionen den Fluss überschritten. Die Station hiess, nach den noch erhaltenen Wegkarten aus der Zeit des Kaisers Antonin: Bratananium. Wie oft mögen hier, während der beinahe fünf Jahrhunderte dauernden Herrschaft der Römer jene eisernen Krieger des Weltreiches von den Kämpfen gegen Alemannen und Franken am Rheine hinabgerückt sein, um ihre Waffen mit denen der Markomannen, Slaven und Gothen an der untern Donau zu messen, oder im fernen Oriente den Pfeilen der Parther zu begegnen! Wie mancher braune Sohn der afrikanischen Wüste, wie Mancher, dessen Väter einst den Meisterwerken eines Aeschylos und Sophokles Beifall geklatscht,

*) Der Westerhofer Fussboden, eine der schönsten Mosaiken diesseits der Alpen, wurde kaum eine Stunde vom Gränzwalle gefunden. Ihn bewahrt das National-Museum.

mochte von hier trauernd und sehnsuchtvoll hinausblicken in das finstere nordische von Nebeln umhüllte Tannenmeer, und unter den blondhaarigen Barbaren vergebens die heimischen Töne erlauschen! Zeugen ja noch die aufgefundenen Weihaltäre Derer, die hier einst zu den Göttern ihres Vaterlandes beteten, oder die Denksteine Jener, die fern von demselben hier ihre Ruhstätte gefunden, dass fast jede Provinz des ungeheuren Reiches ihre Krieger auf unsern Boden sandte. Aber ein Band umschlang alle: Römer, römische Krieger waren alle, und dem Stolze auf diesen Namen, der selbst Barbarenkönige nach dem Titel eines Patrizius Romanus geizen liess, dankt nicht zum kleinsten Theile, das so oft von inneren Kämpfen zerrissene, von äussern Feinden unablässig angefallene Reich seinen dennoch so langen Bestand.

Das Bild, von Köckert gemalt, versetzt uns mit treuer Porträtähnlichkeit an die oben beschriebene Stelle und zeigt uns den Anblick, den selbe vor achtzehn Jahrhunderten mochte geboten haben.

2. Der heilige Severin predigt um die Mitte des V. Jahrhunderts in Bayern das Christenthum.

Wie ein einsamer Stern zwischen den fliegenden Wolken des Nachthimmels erscheint um die Mitte des V. Jahrhunderts in den norischen Landen der heilige Severin. Damals gingen die Wogen der Völkerwanderung am höchsten, und um die wenigen römischen Städte und Kastelle, die vor Attilas verheerendem Orkan nicht in Trümmer gesunken waren, brandete die Fluth der barbarischen Völker der Thüringer und Alemannen, der Rugier, Heruler, Scyrer, Truzilinger und Anderer, sämmtliche entweder zu dem grossen suevischen oder gothischen Stamme gehörig. Von den Ihrigen in Italien abgeschnitten, war für die römischen Krieger nur zweifelhafte Sicherheit hinter den Mauern jener Burgen; wenige Schritte ausserhalb Sklaverei oder Tod. Hier harrten sie aus, ohne Sold, ohne Kunde aus der Heimat jenseits der Alpen, ihre Stärke nur in der altrömischen Disziplin, ihren Trost nur in der Kraft des Christenthums findend. Und mit dieser wundergleich wirkend, war der heilige Severin wie ein Bote des Himmels unter ihnen erschienen.

Die Legende, welche sein Schüler Eugippus uns überliefert, und deren Wahrheit noch keine Kritik zu entkräften vermochte, zeigt uns den Heiligen, aus dem nördlichen Afrika stammend, und vielleicht aus der Schule des grossen Bischofs Augustinus hervorgegangen, zuerst wirkend und lehrend an der untern Donau, in der Gegend von Favianis, dem heutigen Wien. Sein unerschütterlicher Glaubensmuth und seine Welterfahrung erwarben ihm das volle Vertrauen der Römer und der längst romanisirten Bewohner der römischen Provinzen, und selbst die Hochachtung ihrer barbarischen Feinde, der arianischen Fürsten der

Deutschen. So tröstete er mit weisem Rathe und wunderbarer Weissagung den Rugenkönig Flaccitheus, als er, von den Gothen hart bedrängt, seine Zuflucht zu ihm nahm, so kam Gibbold, ein Alemannenfürst, zu ihm gen Batavis, dem heutigen Passau, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen, und gewährte ihm die Freiheit der gefangenen Römer.

Auch Flaccitheus Sohn Fava ehrte ihn gleich einen Vater. Nicht so dessen Gemahlin Gisa. Als sie der Heilige einst um Freilassung einiger römischer Gefangener bat, rief sie ihm, von Zorn entbrannt, die Worte zu: „Bete in deiner Zelle, kecker Mönch, und lasse uns mit unsern Sklaven schalten nach eigenem Willen.“ In Demuth erwiderte Severin: „Ich vertraue auf die Macht unsers Heilands, der deinen bösen Willen wohl zu beugen vermag.“ Und noch an demselben Tage ging sein Wort in Erfüllung. Gisa hielt nämlich zur Verfertigung königlichen Schmuckes einige barbarische Goldschmiede in enger Haft. Nach der Kinder neugieriger Weise kam ihr kleiner Sohn Friedrich in deren Werkstätte. Da ergriffen Jene den Knaben, setzten ihm ein Schwert auf die Brust und schworen, sofern sie nicht ihre Freiheit erhielten, erst ihn und dann sich selbst zu tödten. Jammernd stürzte die Königin herbei und rief: „O Severin! rächt dein Gott so schwer die Schmach, die ich dir zugefügt?“ Eilends liess sie die gefangenen Römer frei, auch die Goldschmiede, und sandte Reiter zu dem Heiligen, um seine Verzeihung zu erflehen.

Die Gabe der Weissagung hatte ihm Gott in hohem Grade verliehen. Er sagte die Zerstörung der Stadt Batavis durch den Alemannenfürsten Chunimund voraus; er mahnte die Bewohner von Juvavia und den heiligen Maximus, den Abt des dortigen Klosters, zu eiliger Flucht vor den nahenden wilden Horden der Heruler, von denen ihrer Stadt der Untergang drohe. Sie missachteten seine Stimme, Maximus wollte sich nicht von der ihm anvertrauten Heerde trennen, und so ereilte alle das Verhängniss. Die stolze Juvavia sank in Trümmer und Asche, und Maximus fand mit allen seinen Mönchen den Martyrtod; sie wurden von den Felsen ihres Höhlenklosters herabgestürzt.

Als Severin in einsamer Hütte am Gestade der Donau dem Herrn diente, trat eines Tages eine Schaar Rugier und Scyren, die sich auf dem Zuge nach Italien befand, zu ihm, um seinen Segen bittend. Ein Jüngling, in schlechte Felle gekleidet, aber Alle überragend durch Körpergrösse und adlige Gestalt, war genöthigt, sich beim Eintritt über die niedere Schwelle tief zu bücken. Ihm rief der Heilige beim Scheiden zu: „Ziehe hin nach Italien, mein Sohn, du wirst dort dein schlechtes Pelzgewand mit dem Purpur vertauschen und Vielen grosse Güter verleihen.“ Der Jüngling war Odovacer, der Zertrümmerer des römischen Westreiches, der, eingedenk dieser Worte, auch auf dem Throne in freundlichem Verkehr mit Severin blieb. Bemerkenswerth

ist es, dass Odovacers Vater Eticho, sein Bruder Aonulf genannt wird, dass die Häupter der Scyren gleichfalls Eticho und Wulf heissen, und der erstere Name noch im frühen Mittelalter unter den Ahnherrn der Welfen erscheint.

Beinahe drei Jahrzehnte hindurch währte das segensreiche Wirken des Heiligen in den rhätisch norischen Landen, nur der Linderung des namenlosen Elends geweiht, unter dem die eingewanderten Römer wie die romanisirten Bewohner gleichmässig litten. Keine andere Waffe als das Kreuz in der Hand, keine andere Gewalt übend als den Donner oder den Honig des göttlichen Wortes, schritt Severin, ein leuchtendes Zeugniss für die unwiderstehliche Gewalt der Christenliebe, in dem allgemeinen Würgen unversehrt dahin durch Greuel und Zerstörung. Sein felsenfester Glaube an Gott, sein flammendes Gebet, seine liebevolle Tröstung, seine Voraussicht und Unerschrockenheit in den drohendsten Gefahren, sein Scharfblick und seine weisen Rathschläge, selbe abzuwenden oder ihnen kühn die Stirne zu bieten, und wohl auch jenes göttliche Geschenk der Weissagung gossen neubelebenden Muth in die Herzen der Zagenden und Verzweifelnden; retteten Tausenden Leben und Freiheit, verschafften ihnen Nahrung und Kleidung, sichere Zuflucht selbst in Mitte der Feinde und zügelten die Habgier der Barbarenfürsten. So erschien er den Römern als ein vom Himmel gesendeter Schutzengel, den Barbaren aber als ein heiliger, verehrungswürdiger Mann, vor dem ihr Trotz schwand und ihr Stolz sich in Demuth beugte.

Am 8. Januar des Jahres 482 gab der lebensmüde Greis seine Seele dem Herrn zurück. Sein Leib ward in dem von ihm vor allen geliebten Hauptkloster zu Favianis beigesetzt. Sechs Jahre nach Severins Tode, so lange noch lag die Hand der arianischen Barbaren nun doppelt schwer auf den Romanen des Donaulandes, zog Odovacer, nunmehr längst schon König Roms, über die Alpen heraus, Blutrache zu üben an Friedrich, den Neffen des Rugierkönigs, welcher seinen gleichnamigen Oheim, den Sohn König Fava's, vom Throne gestossen und erschlagen hatte. Der Mörder floh zu den Ostgothen, und als er bald darauf wiederkehrte, kam Aonulf, der Bruder Odovacers, nochmals ins Land der Rugier, machte deren Reich vollends ein Ende und führte Alle, die römischer Zunge waren, unter seinen schützenden Waffen nach Italien heim. Severin's Schüler zogen mit ihm und nahmen, dem Gebote des geliebten Lehrers folgend, seine sterblichen Reste mit hinüber, ihnen eine Stätte in Cucullanum bereitend, an derselben Stelle, wo sich heute die düstern Mauern des Castell Ovo bei Neapel erheben, und wo Odovacer dem letzten Römerkaiser Romulus Augustulus, seine Jugend grossmüthig schonend, ein Asyl angewiesen. Wegen der Sarazenengefahr wurden sie im Jahre 910 in die Stadt Neapel selbst übergetragen, wo sie bis auf diesen Tag, hochverehrt vom Volke, ruhen.

Hat der merkwürdige Mann auch nicht das Evangelium in unsern Gegenden zuerst gepredigt, da Chroniken und Legenden und selbst seine eigene Lebensbeschreibung vieler christlicher Priester und Bischöfe vor und mit ihm lebend, in den römischen Ländern diesseits der Alpen gedenken, so trägt er seines weitverbreiteten, segensvollen Wirkens wegen doch mit vollem Rechte den Ehrennamen des Apostels der Noriker, mit den ihn bewährte Autoren schmücken.*)

Das Bild, den Heiligen predigend im Kreise der Barbaren darstellend, ist von Frank gleich meisterhaft in Composition und Farbe in Fresko ausgeführt.

3. Vermählung Teudelindens, der Tochter Garibalds I., mit Autharis, dem Longobarden-Könige, auf dem Sardisfelde bei Verona 589.

Von den tannendunkeln Firsten des Böhmerwaldes, der Sylva hercynia des Mittelalters, bis weit hinab über die sonnigen Südabhänge der Alpen, in die lachenden Thäler, wo Traube und Mandel reifen, erscheint um die Mitte des sechsten Jahrhunderts das grosse Volk der Bajuvaren. Mit höchster Wahrscheinlichkeit sind sie derselbe grosse, ächtdeutsche Volksstamm, dessen tapferes Schwert sich so oft mit dem der Römer gekreuzt, und welchen deren Geschichtschreiber schon wenige Jahre nach Christi Geburt unter dem Namen der Markomannen kennen.

Nachdem sie ihr altes Stammland in Böhmen verlassen und erobernd die Donau überschritten hatten, breiteten sie sich als herrschendes Volk über die römischen Provinzen Vindelizien, Norikum und Rhätien aus. Ihr nördlicher Nachbar in dem von ihnen verlassenen weiten Thalkessel des Böhmerlandes war das mächtige, slavische Volk der Tschechen geworden, dessen ältere Geschichte, in fabelhaftes Dunkel gehüllt, reizende, fast orientalisch klingende Mährchen birgt. Neben diesem erstreckte sich bis zur Donau herab das nicht minder mächtige Reich der Thüringer. Südlich gränzte das stamm- und sprachverwandte Volk der Langobarden, das wenige Jahre nach dem Bekanntwerden der Bajuvarier, unter seinem Könige Alboin von seinen Wohnsitzen in Pannonien im Jahre 568 aufgebrochen, bald ganz Oberitalien eroberte, und auf jener Halbinsel ein Reich gründete, dessen Bestand dort zwei

*) Wäre zu erweisen, was bisher zur grössten Wahrscheinlichkeit gebracht, dass nämlich die alten Markomannen die Stammväter der Bajuvaren sind, so hätte unser Volk bereits im Ausgange des IV. Jahrhunderts in Fridigild, der markomannischen Fürstentochter, die begeistert von der Lehre des Heilandes durch den heiligen Ambrosius die Taufe empfangen, die erste Christin zu verehren, welche diesen Glauben auch unter ihrem Volke verbreitete.

Jahrhunderte währte, dessen Name aber noch bis auf diesen Tag. Im Westen trennte der Lech Bajuvarien, in der ältesten deutschen Weise schon „Peigirolant" geheissen, von dem Volksstamme der Alemannen, in ihren östlichen Zweigen Schwaben genannt. Im Osten schied sie die Enns von den Avaren, die, ein wildes Räuber- und Nomadenvolk turkischer Abkunft, seit sie dieses Land von den Langobarden überkommen, stets plündernd und verwüstend über den Gränzstrom hereinbrachen.

Der erste König über Bajuvarien hiess Garibald und entstammte dem Geschlechte der Agilolfinger. Dieser besass neben andern Sprossen von seiner Gemahlin, der langobardischen Königstochter Wultotrade, eine Tochter, Namens Teudelinde, weitberühmt durch ihre Schönheit, Klugheit und Frömmigkeit. Nun begab es sich in derselben Zeit, dass der Langobardenkönig Alboin der Rache seines Weibes Rosamunde, der Tochter des von ihm erschlagenen Gepidenkönigs Hunimund erlag, welche er gezwungen, bei einem Hoffeste aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, und dass die Langobarden, müde der nach seinem Tode eingetretenen, jahrelang währenden königlosen Herrschaft unter ihren Herzogen endlich im Jahre 584 einen derselben, mit Namen Authari, den Sohn Kleph's, zu ihrem Könige wählten. Zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung erschien eine Gesandtschaft vor Garibald, um die Hand Teudelindens für den neuen König werbend. Garibald sagte zu. Da ergriff den König das Verlangen, seine Braut selbst zu sehen. Begleitet von wenigen stattlichen Männern, deren Führer der Aelteste und Ehrwürdigste, zog er, seinen Rang verbergend, gen Bajuvarien. Als nun jener seine Werbung angebracht, trat Authari selbst hervor und sprach: „Mein Gebieter, der König, hat mich eigends hieher gesendet, damit ich eure Tochter, seine Braut und unsere künftige Herrin, sehe und ihn mit sicherer Kunde von ihrer Schönheit erfreue." Garibald liess Teudelinden rufen, und als Authari erst schweigend und betroffen ihre Holdseligkeit bewundert, sprach er weiter: Da uns die Schönheit deiner Tochter so hoch erfreut, und wir Alle sehen, dass sie würdig ist, unsere Königin zu werden, so möge deine Herrlichkeit gebieten, dass sie uns einen Becher Weines kredenze, was späterhin ihres Amtes sein wird." Teudelinde bot nun auf des Vaters Wink die Schale zuerst dem Sprecher der Gesandtschaft und dann dem Authari. Als dieser getrunken und die Schale zurückgab, berührte er, ohne dass es Jemand gewahrte, ihre Hand mit dem Finger und liess die seine leise über Stirn und Wange gleiten. Tief erröthend erzählte diess die Königstochter ihrer Amme. Die erfahrene Alte aber sprach: „Wenn dieser Mann nicht der König selbst und dein Bräutigam wäre, hätte er solches nimmermehr gewagt. Lass uns jedoch gegen Jedermann hierüber schweigen, dass es dein Vater nicht erfährt. Wahrlich, er ist ein Mann deiner und des Thrones werth." Es stund aber Authari im

jugendlichen Mannesalter, war von edler Gestalt, hellgelockten Haaren, blühendem und schönem Antlitz. Unter königlichem Geleite zogen die Fremden in ihre Heimath zurück. Nahe den Gränzen Italiens erhob sich Authari auf seinem Rosse, schlug mit aller Macht seine Streitaxt in einen nahe stehenden Baum, worin er sie stecken liess und sprengte mit den Worten: „Solche Hiebe führt Authari“ weiter in sein Land.

Als Garibald bald darauf schwer von den Franken bedrängt wurde, denen ein so enges Bündniss beider mächtiger Völker missfiel, floh Teudelinde mit ihrem Bruder Gundualdnach Italien, und liess ihrem Verlobten ihre Ankunft melden. Mit festlichem Gepränge holte er dieselbe zur Hochzeit ein, und traf sie auf dem Sardisfelde zwischen Verona und Trident auf dem rechten Ufer der Etsch, wo dann am fünfzehnten des Wonnemonats im Jahre 589 unter allgemeinem Jubel die Hochzeit gefeiert wurde.

Es war aber damals neben andern Grossen auch Agilulf, der Herzog von Taurinum (Turin) zum Feste anwesend. Als nun bei einem Gewitter, das sich erhoben hatte, unter gewaltigem Krachen der Blitz in einen Pfahl am Zelte des Königs schlug, flüsterte ihm einer seiner Sklaven, der sich auf teuflische Künste der Wahrsagung verstund, die Worte zu: „Dieses Weib, welches sich eben mit unserm Könige vermählte, wird in nicht ferner Zeit die Deine sein.“ Entrüstet droht ihm Agilulf mit augenblicklichem Tode, wenn er es wagte, noch ein solches Wort zu sprechen. „Du magst mich tödten Herr! aber gewiss bleibt es doch, dass sie nur desshalb in unser Land gekommen, um deine Gattin zu werden.“

Und so geschah es. Schon im ersten Jahre nach seiner Vermählung raffte den jungen kräftigen König nach sechsjähriger Herrschaft der Tod hinweg. Durch Gift, so lässt der Chronist durchblicken, sei es von den Franken, sei es von einigen ihm feindlichen Grossen gemischt. Vorher noch trug er seine siegreichen Waffen bis an die Südspitze Italiens, und auf diesem Zuge, so meldet eine Sage, soll er bis zu einer Säule, im Meere bei Regium stehend, geritten sein, und mit seinem Sperre an selbe schlagend, ausgerufen haben: „Diese hier soll die Gränze des Langobarden-Reiches sein.“ So sehr aber hatte sich Teudelinde bereits die Liebe und Hochachtung des Volkes errungen, dass die Herzoge ihr aus freiem Antriebe die königliche Würde und Herrschaft liessen, und nur den Wunsch aussprachen, sie möge sich unter Allen den Mann wählen, den sie, kräftig und verständig, ihrer Hand würdig erachte. Und die Königin wählte wirklich den Agilulf, hielt aber ihre Wahl noch in ihrem Herzen verschlossen, und beschied denselben nur zu sich nach Laumellum. Als sie einige Worte mit ihm gewechselt, liess sie Wein bringen, trank und reichte die Schale dem Herzoge. Der verstund nicht, dass sie ihm Minne zutrinke, und wollte ihr voll Ehr-

erbietung knieend die Hand küssen. Die Königin jedoch sprach lächelnd und erröthend: „Nicht also, der Mann soll mir nicht die Hand küssen, der berechtigt ist, fürderhin einen Kuss auf meinen Mund zu drücken.“ So erhob sie ihn, dem freudig Erstaunten sein Glück verkündend. Nach abgelegtem Wittwenschleier erfolgte die feierliche Hochzeit und Thronbesteigung Agilulfs im Mai des Jahres 591 zu Mailand.

Lange lebte und wirkte die bajuvarische Königstochter zum Heile des Langobarden-Reiches. Sie war es, die ihren zweiten Gatten von der arianischen Ketzerei zum wahren Glauben führte und noch sind die Briefe erhalten, die ihr und dem Könige der grosse Papst Gregor I. desshalb gesendet. Ihr auch widmete derselbe mit der Zärtlichkeit eines geistlichen Vaters seine „Dialoge über das Leben und die Wunder der italienischen Väter.“ Aus seiner Hand endlich hatte sie als Weihgeschenk jene berühmte eiserne Krone der Lombarden empfangen, so genannt, weil der innere Reif derselben aus einem Nagel des heiligen Kreuzes gefertigt war. In Monza erbaute Teudelinde dem heil. Johannes dem Täufer eine Kirche und schmückte selbe neben vielen kostbaren Geräthen mit jener Krone. Auch den eigenen Stirnreif der schönen Königin bewahrt jene Kirche. Neben derselben liess sie sich einen Palast errichten und schmückte ihn mit Gemälden aus der langobardischen Geschichte.

Ihr zweiter Gemahl ging ihr nach vierundzwanzig glücklich verlebten Jahren im Tode voran, und noch zehn Jahre regierte ihr Sohn Adaloald unter ihrer Vormundschaft, bis auch sie selbst im Jahre 625 aus diesem Leben schied. Monza birgt ihre Asche und bis zum Untergange des Reiches bewahrte ihr das Volk der Langobarden eine dankbare Erinnerung. Der gefeiertste Schriftsteller dieses Volkes, der Diakon Paulus, Warnefrid's Sohn, der Freund des grossen Karl, hat die Geschichte ihres Lebens und ihrer Schicksale mit der liebevollsten Zartheit in seinen Annalen aufgezeichnet.

Den Empfang seiner Braut durch Autharis auf dem Sardisfelde bei Verona hat Kökert, in treuem Festhalten der von Paulus uns überlieferten Einzelnheiten, zu einem glanzvollen Freskobilde gestaltet.

4. Herzog Tassilo II. gründet Herrnchiemsee als gelehrte Schule 782.

Eine weitgedehnte Wasserfläche breitet sich, am nördlichen Fusse der Voralpen, der Chiemsee aus. Im Süden umgürtet ihn ein Kranz schöngeschwungener Berge, zum Theile von dunklen Waldflächen bedeckt, mit denen das freundliche Grün üppiger Almen, dem Auge wohlthuend, wechselt; nordwärts beginnt die grosse bayerische Hochebene, so weit das Auge reicht von einem Meere wogender Aehren überfluthet. Zwei romantisch gelegene Inseln tauchen aus den Wassern des schönen

See's empor. Die grössere, im Umfange einer Meile, zeigt Höhen und Niederungen, jene mit wildreichen Wäldern, diese mit Wiesen und Saatfeldern bedeckt. Schon im fernsten Alterthume, als, von den Pfahlbauten der schilfbewachsenen Ufer abstossend, der kunstlose Einbaum des Urbewohners die Wellen durchschnitt, mögen jene Haine die Stätten seiner einfachen Götterverehrung beschattet haben. In das volle Licht der Geschichte treten die Inseln erst mit dem achten Jahrhundert nach Christus unter den letzten Agilolfingern, Odilo und seinem unglücklichen Sohne Tassilo II. Dobda, der irische Wanderbischof, soll schon unter Odilo auf der Herrninsel gelehrt und ein Klösterlein gestiftet haben. Der letzte Agilolfinger aber gründete hier unter dem ersten Abte Lupus ein Benediktinerkloster, dessen Schule hochberühmt wurde, und welcher die Söhne der Edlen des Landes von nah und fern zuströmten. Er schenkte die Insel und reiches Gut in den umliegenden Gauen. Die Karolinger mehrten dasselbe, gaben jedoch das reiche Stift erst an Metz dann an Salzburg, dessen Erzbischof Eberhardt es 1215 in ein bis zur Säcularisirung blühendes Bisthum verwandelte.

Zu noch grösserem Ansehen gelangte das gleichfalls von Tassilo gestiftete Kloster Frauenwörth desselben Ordens auf der kleineren Insel. Dort gebot Ludwig des Frommen Tochter Irmgart als Abtissin, dahin ward Kaiser Arnulfs nahe Verwandte Hildegard verbannt und in ihren Mauern nahm Gerbirg, die Schwester Kaiser Heinrich II , den Schleier. Die edelsten Töchter Süddeutschlands legten hier ihre Gelübde ab, und noch in spätern Jahrhunderten besassen die Abtissinnen des kaiserlichen Stiftes das Recht, bei ihrer Wahl eine Krone zu tragen. Der Strudel der Neuerung riss auch diese Stätte der Andacht am Anfange des Jahrhunderts mit hinweg. König Ludwig I. erneute das uralte Stift und wieder begrüssen die einsamen Schiffer, deren Kahn in lauer Mondnacht den silbernen Spiegel des See's durchfurcht, die andachtvollen Töne der mitternächtigen Horen aus den Kehlen jungfräulicher Gottesbräute.

Frank hat das schöne Bild von der Gründung des Klosters gemalt und besonders die reizenden Südufer des Seees und die Köpfe der edlen Frauen mit einer in Fresco wohl selten errreichten Klarheit und Durchsichtigkeit der Farbe dargestellt.

Die Luitpoldinger.

5. Tod des Markgrafen Luitpold in der Schlacht gegen die Ungarn 907.

Durch die Avarensiege Karl des Grossen war Deutschland auf seinen Ostgränzen gesichert, und deutscher Kultur weit hinab in die grossen Ebenen an der untern Donau der Weg geöffnet worden. All' diesen frisch aufkeimenden Wohlstand vernichtete der am Ende des neunten Jahrhunderts über die Karpathen herüberbrechende und alles vor sich niederwerfende Völkerstrom des wilden Reitervolkes der Ungarn oder Magyaren. Als sie sich in der grossen, noch heute nach ihnen benannten Ebene festgesetzt, folgten sich ihre ununterbrochenen Raubzüge von Jahr zu Jahr in die angrenzenden slavischen, deutschen und italienischen Länder. Die trefflichsten Reiter, unwiderstehlich im Angriffe, unablässig in der Verfolgung, unerreichbar in der Flucht, allenthalben nutzlos sengend und brennend, mordeten sie die Männer und schleppten Greise, Kinder und Weiber, die sie mit ihren eigenen Zöpfen banden, in die härteste Sklaverei. So flog panischer Schrecken vor ihren windschnellen Rossen einher und trotz der grössten Tapferkeit, mit der die Deutschen gegen sie fochten und ihr Leben opferten, fürchteten sie diese neuen Feinde doch gleich den Geistern des Abgrunds, denen nicht zu entrinnen möglich.

Nahe bei Lorch erhob sich an den Ufern der Enns zum Schutze der Gränze die starke Ennsburg. Unter ihren Mauern sammelte sich im Sommer des Jahres 907 der Heerbann der Bayern zum Zuge gegen die Ungarn; dorthin kam auch der vierzehnjährige deutsche König Ludwig. Am 17. Juli brach das Heer über den Gränzstrom. Markgraf Luitpold, der Urenkel des schon unter dem grossen Karl auftretenden ersten Luitpolds, des sichern Stammvaters der Wittelsbacher, führte den grössern Theil am nördlichen Donauufer, Erzbischof Ditmar von Salzburg mit den Bischöfen von Freising und Seben den kleineren am südlichen. Graf Sighart von Sempt folgte mit den Schiffen. Bis zur Marchmündung wichen die Feinde fechtend zurück. Dort kam es endlich am 8. August nahe dem Bergschlosse Dievin (Theben) zur Schlacht. Am ersten Tage ohne Entscheidung. Am folgenden Tage erneuten die Ungarn das Gefecht. Die nach verstelltem Rückzuge stets wiederholten kurzen und wilden Angriffe ihrer behenden Reiter ermüdeten bei der drückenden Hitze des Tages die schwergerüsteten, unbehilflichen Deutschen, die endlich gegen Abend wichen und sich über die Donau nach Haimburg zurückzogen. In der Nacht aber nahmen die Ungarn die Schiffe weg, setzten über den Strom und stunden zum Entsetzen der

Deutschen am Morgen des 10. August vor ihrem Lager. Sie erstürmten es nach verzweiflungsvoller Gegenwehr. Markgraf Luitpold, der Erzbischof, die beiden Bischöfe, drei Aebte, neunzehn Grafen, ein grosser Theil des bayerischen Adels und zahllose gemeine Krieger lagen todt auf der Wahlstatt. Entsetzt floh der junge König mit den Trümmern des Heeres über den Inn zurück. Aber ganz Bayern bis zum Lech hin erfuhr die erbarmungslose Rache der Sieger. Fast alle blühenden Klosterstiftungen der Agilolfinger und Karolinger, unzählige Kirchen und Kapellen loderten damals in Flammen auf. Vier Jahre später brach der Gram über all das Elend seines Reiches dem achtzehnjährigen Könige das Herz, mit ihm ward der Letzte der deutschen Karolinger zu Regensburg in die Gruft seines Hauses gesenkt.

Rögge hat das frische und lebensvolle Bild gemalt.

6. Vergleich Herzog Arnulfs mit König Heinrich I. vor Regensburg 920.

Das Reich, welches einst Karl des Grossen Macht aufgerichtet, das sich unter seinen Nachkommen bald naturgemäss getrennt, bald, unnatürlich wieder zusammengefügt, noch ein Jahrhundert lang erhalten, drohte 911 nach dem Tode des letzten seines Stammes in Deutschland wieder ganz zu zerfallen. Wohl mochte durch die lange Vereinigung, welche schon die Merowinger Könige angebahnt, das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit aller Stämme deutscher Zunge erwacht sein, und einen Beweis hiefür gibt, dass gerade die Sachsen und Franken, die alten Erbfeinde, sich zuerst zu diesem Nationalgefühl zu erheben vermochten. Ruft doch Wittekind von Corvey freudig aus: „wie Brüder, wie ein Volk stünden Jene jetzt zusammen, die sich einst blutig bekämpft, das hatte der Geist Karl's durch den christlichen Glauben bewirkt.“ Dennoch wäre vielleicht das Reich zerfallen, wenn nicht die Noth von Aussen durch Burgunder, Westfranken und Ungarn, die Bemühungen der geistlichen Fürsten, besonders des, durch Lied und Sage schwer verunglimpften Erzbischofs Hatto von Mainz, unterstützt; und die Stammesherzoge der Franken, Sachsen, Bayern und Schwaben in den ersten Tagen des Novembers 911 zu einer neuen Königswahl in Forchheim zu vereinigen gewusst hätten. Der greise Otto von Sachsen, auf den zuerst ihre Wahl gefallen, trat gerne zu Gunsten Konrads, des Frankenherzogs zurück, auf den sich nun, seiner Tüchtigkeit und wohl auch seiner fränkischen Abstammung wegen, alle Stimmen vereinigten, und der dann als erster Wahlkönig der Deutschen gesalbt und gekrönt wurde.

Schwaben und Bayern, Franken und Sachsen waren die Hauptvölker, in welche das ganze deutsche Gebiet zerfiel. Die Völker am Niederrhein und in den Ardennen, die Lothringer, als das fünfte, brachte

erst Konrads Nachfolger dauernd zum Reiche. Von jenen war jeder Stamm mächtig genug, für sich ein tüchtiges, lebensfähiges Reich zu bilden, und dass es so gewesen, ehe des gewaltigen Karls Eisenfaust sie alle den Franken unterwürfig gemacht, und in ein Reich zusammengeschweisst, konnten weder sie noch ihre Stammesherzoge vergessen. Statt diese aber durch kluge Nachgiebigkeit zu versöhnen, wollte Konrad, aufgereizt von den geistlichen Grossen, welche in ihrem Besitzthum allerdings durch die Herzoge beeinträchtigt waren, die Macht des Königs nicht nur dem Namen, sondern auch der That nach üben. Die Herzoge aber hatten keinen König gekürt, um sich ihre bisher erworbenen Rechte verkümmern zu lassen; die Kraft des Reiches gegen den äussern Feind zusammenzuhalten und zu führen, das mochte ihnen als die vorzüglichste, ja, nach uraltem deutschen Begriff als die einzige Aufgabe ihres Wahlkönigs erscheinen. Als aber Konrad fortfuhr, dem Selbstbestimmungsrechte der Stämme immer engere Grenzen zu ziehen und die Eigenart derselben immer mehr missachtete, als er in einem unglücklichen Kriege gegen Lothringen sein Ansehen geschwächt, in wenig ehrenhaften Intriken gegen den Sohn und Nachfolger Otto's, den trefflichen Heinrich, seinen Ruf befleckt, und durch den blutigen Vertragsbruch gegen die ersten schwäbischen Grossen, die er in ihrem eigenen Lande hinrichten liess, Alle gegen sich erbittert hatte, konnte der früher so milde und leutselige Fürst seine Herrschaft nur mehr durch die äusserste Gewalt festhalten.

Darum entbrannte denn auch im Jahre 914 ein blutiger Kampf gegen Bayern; entzündet von dem energischen Bischofe Salomon von Konstanz, und genährt von Arnulfs Feinden im Lande selbst, besonders von der Geistlichkeit, die ihn in ihren Chroniken den Bösen nannte, weil er ihre Einkünfte beschränkte, und manches listig oder übel erworbene Gut der Kirche einzog und seinen Kampfgenossen aus den Ungarnkriegen zuwandte. Konrad fiel über Forchheim in das Land, nahm dessen Hauptstadt Regensburg nach tapferer Gegenwehr und ernannte seinen eigenen Bruder Eberhard zum Herzoge Bayerns. Der vertriebene Arnulf floh in die Ostmark, und fand dort mit Weib und Kind bei dem im Nibelungenliede so glorreich geschilderten Markgrafen Rüdiger von Pechelarn gastliche Aufnahme. Zu Regensburg aber erklärte der König des erlauchten Luitpold Sohn in die Reichsacht und seine Feinde, die Bischöfe verdammten ihn „zum Pfuhle der Hölle, wo er unerlösbar gleich Judas dem Verräther, mit den Geistern des Abgrundes ewige Pein leiden solle“. Dieses christliche Urtheil liessen die dankbaren Mönche von Scheyern in ihrer Chronik gleich bei Lebzeiten an ihm vollziehen. Seine Seele, so meldet nämlich diese Chronik, sei vor aller Augen vom Bösen entführt, und in den Teich neben ihrem Kloster — der Stiftung seiner Ahnen — gestürzt worden.

Arnulf harrte der bessern Zeit. Und sie kam. Es war endlich ein wahres Glück für Deutschland zu nennen, als den König im Jahre 918 der Tod abrief, nachdem er noch, da er sein Ende sich nahen fühlte, durch die Bezeichnung seines Gegners Heinrich von Sachsen ein verfehltes Leben in edelster Weise gesühnt hatte.

Was Eberhard, der Bruder des Verstorbenen gelobt, erfüllte er treulich und überbrachte Heinrich, den er der Sage nach, am Vogelherde bei Quedlinburg gefunden, Mantel, Schwert und Krone der deutschen Könige. Sachsen und Franken fielen ihm jubelnd zu, und erhoben ihn zu Fritzlar am 14. April des Jahres 919 auf den Heerschild. Die Salbung des Mainzer Erzbischofs lehnte er ab. „Ich will ein König sein, gewählt mit Gottes Gnade von den deutschen Fürsten, das heilige Oel sei einem Besseren vorbehalten, ich bin so grosser Ehre nicht würdig“ Damit bezeichnete er deutlich seinen Standpunkt den Bischöfen gegenüber, die es ihm lange nicht vergessen konnten, dass er nicht aus ihrer Hand die Zeichen seiner Würde hatte empfangen wollen.

Heinrich ging klügere und bessere Wege als sein Vorfahrer im Reiche. Nicht durch Unterwerfung der andern Stämme unter seine Sachsen wollte er seine Herrschaft begründen. Nein, jeder Stamm ordne für sich seine Angelegenheiten nach uralt eigener Weise. Sein Herzog führe ihn im Krieg und Frieden, pflege des Rechtes im Lande, schirme die Kirche, die Armen und Bedrängten, schütze die Gränzen und führe das Heer gegen eindringende Feinde; ihm seien die Grossen zu Heeresfolge und Gehorsam verpflichtet. Ueber allem Volke und allen Landen des Reiches solle aber der König walten, er sei der höchste Richter und Heerführer, er der Kirche oberster Schirmherr. So war das Reich gefestet, ein Bund deutscher Stämme unter ihrem gewählten Könige. Und wäre es so geblieben, welche Ströme Blutes wären erspart worden, in welch' ungeahnter Herrlichkeit und Machtfülle würde sich Deutschland als Herrin Europas entfaltet haben!

Waren nun auch Sachsen und Franken, der deutsche Norden, geeinigt, der Süden, Schwaben und Bayern, stunden grollend zur Seite, vor allen Arnulf, der Bayernfürst. Sie zu gewinnen war jetzt Heinrichs erste Sorge. Bald gelang es mit dem Schwabenherzoge Burchardt. Noch im Jahre seiner Wahl zog der König mit Heeresmacht gegen Schwaben, und Burchardt, der sich unter den Grossen, und besonders unter den Geistlichen, die er schwer bedrückt, viele Feinde gemacht hatte, und desshalb nicht recht sicher fühlte, unterwarf sich Heinrich, der ihm dagegen die Fortdauer seiner vollen Gewalt in Schwaben und dem damit verbundenen Elsass gewährte.

Nun wandte sich Heinrich nach Bayern. Hier gebot Arnulf, der gleich nach Konrads Tod in Begleitung des treuen Rüdiger zurück-

gekehrt war, bereits seit Jahresfrist wieder unbeirrt in voller Herrschaft. War ihm auch der Klerus abgeneigt, Adel und Volk liebten den thatkräftigen Herrn und hielten fest zu ihm. „Warum dringt dieser Heinrich in unser Land, dessen Väter hier nie einen Fuss breit das Ihre genannt? Warum sollte nicht unser glorreicher Herzog, der selbst von Kaisern und Königen stammt, und so viele Siege erfochten hat, so gut die Königskrone auf sein Haupt setzen, wie jener Sachse?" So hiess es aller Orten im Lande, und ein zahlreiches Heer sammelte sich um Arnulf, der seine Hauptstadt Regensburg mit Mauern und Thürmen umgürtet hatte, und dort des Gegners harrte. Heinrich zog mit seinen Schaaren heran, seine Kraft aber brach sich an der starken Feste; er wich. Nun rückte Arnulf aus der Stadt hervor, ordnete die Seinen in Schlachtreihen, und rüstete zum Entscheidungskampfe. Da traten des Königs Boten vor ihn und verlangten, dass er mit diesem im Angesichte beider Heere zusammentreffen möchte. Arnulf, die Absicht eines Zweikampfes vermuthend, erscheint in voller Rüstung. Ihm entgegen tritt unbewehrt der König. Die Kraft und Weisheit seiner Worte, deren Inhalt wohl die beredte Schilderung sein mochte, wie Gefahr und selbst Untergang das Reich bedrohe, wenn die mächtigen und beutegierigen Feinde im Osten und Westen Zeugen ihres blutigen Kampfes würden, wie hingegen Glanz, Glück und Wohlfahrt des Ganzen auch in vollem Masse sein Land überstrahlten, wenn er ihn, den Erwählten des Herrn, als seinen König anerkenne, hatten Arnulf überzeugt und sein edles Herz gerührt. Als ihm nun Heinrich noch neben der unbeschränkten Ausübung aller Herzogsrechte, das königliche Vorrecht gewährte, selbst die Bischöfe seines Landes zu ernennen, und dafür nur seine Anerkennung und die Heeresfolge heischte, da gaben sich beide Fürsten vor den jubelnden Heeren den Handschlag des Friedens und den Versöhnungskuss und der erste Heinrich war nun unbestritten König der Deutschen. So rettete vernünftige Nachgiebigkeit von beiden Seiten das Reich, der Platz aber, wo diese segensreiche Versöhnung stattgefunden, wird von den Forschern als derjenige bezeichnet, der sich ausserhalb der Mauern von Regensburg zwischen dem nun zerschossenen St. Emmeramer- und dem jetzigen Maximilians-Thor ausbreitet.

Möge uns hier ein kleiner politischer Excurs gestattet werden, welcher nicht ganz am unrechten Platze sein dürfte. Jahrhunderte lang hat die Führerschaft des deutschen Volkes unter den verschiedensten Geschlechtern gewechselt. Karolinger, Ottonen und Salier, Hohenstaufen, Luxemburger und Wittelsbacher haben sie mit Ruhm besessen, und seit vier Jahrhunderten lag sie in den Händen der Habsburger, so dass man sich allmählig gewöhnte, sie als ein Erbgut dieses Hauses anzusehen, und kaiserlich und österreichisch gleichbedeutend zu nehmen. Aber keinem von all diesen Geschlechtern fiel es bei, ein Grosssachsen oder

Grossfranken, oder Grossschwaben oder Grossbayern oder selbst ein Grossösterreich gründen und Deutschland gleichsam in eine Domäne ihres Hauses verwandeln zu wollen. Jetzt besitzen die Hohenzollern diese Führerschaft, sie haben sie mit den Waffen des Geistes und der Faust erkämpft, darum gebührt sie ihnen und jeder patriotische Deutsche wird sich ihr gerne fügen.

Neben dem deutschen nationalen Gefühle besteht aber noch ein Jahrtausend altes Stammesbewusstsein, das jedoch entfernt nicht mit dem uns von jeher so verderblichen, vaterlandsmörderischen Partikularismus verwechselt werden darf; ein Stammesbewusstsein, das sich dem kräftigen Führer willig unterordnet, sich aber hartnäckig dagegen sträubt, ihm seine Eigenthümlichkeit zu opfern und etwa in einem grosspreussischen Einheitsstaate aufzugehen. Wenn dieses Experiment der Unifizirung bisher bei den alten Westfalen und den niederrheinischen Franken gelang, so vergesse man nicht, dass diese Kernvölker seit Jahrhunderten in eine Menge von Gebieten zersplittert waren, und das Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit verloren hatten. Ob es bei den compakt gebliebenen Transalbingiern, bei den knorrigen alten Katten trotz ihrer langen Missregierung und vollends bei dem zähen Stamme der Engern und Ostfalen die Probe hält, muss sich noch zeigen. Seine Durchführung in dem niemals geschlossen gewesenen Thüringen mag gelingen, wird aber selbst bei den gefügigen Obersachsen noch gar manchen Widerstand erfahren. Südlich der uralten Gränzscheide des hercynischen Waldes stösst es aber auf einen anderen Boden. Da sind die compakt geschlossenen Stämme der Bayern, Franken und Schwaben. Man wird ihr Land erobern, man wird sie unterjochen, selbst mit Gewalt einfügen können. Das mag das wechselnde Kriegsglück über sie verhängen. Aber auf die Dauer behaupten, unifiziren wird man sie niemals. Die zähe Stahlfeder der Eigenart eines Stammes, die sich nun seit mehr denn tausend Jahren so charakteristisch und scharf ausgeprägt hat, kann zwar eine Zeit lang niedergedrückt werden, wenn aber, was naturnothwendig einmal eintreten muss, dieser Druck sich mindert oder aufhört, in Zeiten der Krisis, wird sie nur um so energischer wieder emporschnellen. Bayern war Jahre lang von den Habsburgern besetzt, das Volk grausam misshandelt, sein Fürstenhaus geächtet und im Elend, und heute sehen wir das Land und seine Dynastie wieder achtunggebietend und bereit, ihr uraltes Recht zu verfechten. Das Werk, das selbst, nachdem dessen Schöpfer, der grosse Karl, die Augen geschlossen, wieder in seine organischen Theile zerfiel, wer will es jetzt mit starker Faust zusammenschmieden? Darum der Wahlspruch Preussens „suum cuique“ auch für die andern: Willige Unterordnung zum Heile aller deutschen Stämme, aber keine Unterwerfung unter einen derselben.

Das Bild ist kräftig und mit genauer Abbildung der alten Stadt von Rögge in Fresco gemalt.

7. Sieg Herzog Berthold I. über die Ungarn auf der Walser-Haide 943.

Mit Herzog Arnulfs Tode im Jahre 937 endete der Friede mit den Ungarn, welche sein Schwert gefürchtet und sich von Bayerns Gränzen fern gehalten hatten. Verheerend brachen sie wieder über die Enns herein und drangen weiter denn je, bei Worms den Rhein überschreitend durch ganz Franzien, bis ihnen der Ocean ein Ziel setzte. Durch Burgund und Italien wandte sich der Raubzug zur Heimath zurück. König Otto I., der Sohn und Nachfolger Heinrichs hatte, in der wohlberechneten Absicht, die Herzogswürde als ein von ihm zu übertragendes Amt und nicht als ein ererbtes Gut geltend zu machen, den ältesten Sohn Arnulfs, Eberhardt, der sich derselben bemächtigt hatte, vertrieben, und Berthold, dem Bruder des Verstorbenen, welcher bereits Kärnthen besass, auch Bayern verliehen. Kraftvoll schirmte dieser die Gränzen des Reichs und so gewann denn auch sein Name hohen Glanz unter allen Zeitgenossen durch den glorreichen Sieg, welcher der Macht jener allgemein gefürchteten Ungarn in den bayerischen Gauen den ersten empfindlichen Stoss versetzte.

Im Jahre 942 oder 943 — es schwanken hierüber die Nachrichten — war das wilde Räubervolk abermals in die Ostmarken eingebrochen und überfluthete den Traungau bis an den Inn herauf. Berthold eilte mit dem Heerbanne zu Hilfe und traf am Tage des heiligen Laurentius auf die Ungarn, welche am Ufer des Traunflusses auf der Haide gelagert waren, die sich südlich dem alten römischen Ovilabis, dem heutigen Wels, von dem sie auch den Namen führt, ausbreitet. Ohne Säumen brach er über die Feinde herein. Durch die stets wiederholten Kämpfe hatten sich die Deutschen an die Kampfesart ihrer Gegner gewöhnt und fochten in gleicher Weise. So geschah es denn, dass Berthold, den Ungarn, sie umschliessend und von ihrem Rückzugswege abschneidend, eine so gewaltige Niederlage beibrachte, dass die Meisten derselben das Schlachtfeld mit ihren Leichen deckten und nur Wenige entrannen, um das Unglück in ihrer Heimath zu verkünden.

Schwörer hat mit markigem Pinsel und vorzüglicher Färbung das Bild dieses Sieges gemalt.

8. Pfalzgraf Arnulf fällt vor Regensburg im Kampfe für sein Recht als Stammesherzog in Bayern 954.

Um die Macht seines Hauses auch im Süden Deutschlands zu befestigen, hatte König Otto I. nach Bertholds Tode 947 seinen eigenen

Bruder Heinrich, obgleich ihm derselbe mehrfach nach dem Leben gestrebt, zum Herzoge in Bayern eingesetzt. Das weckte tiefe Feindschaft in den abermals ungerecht zurückgesetzten Söhnen Arnulfs, deren ältester, gleichfalls Arnulf genannt, die Pfalzgrafen-Würde in Bayern begleitete. Als sich nun Ludolf, der eigene Sohn des Königs, dem dieser das Herzogthum Schwaben verliehen, mit mehreren Grossen worunter der Erzbischof von Mainz, gegen Otto empörte, traten auch die Söhne des ersten Arnulfs heimlich dem Bunde bei. Herzog Heinrich zog seinem Bruder zu Hilfe nach Mainz und hatte kaum das Land verlassen, als Arnulf in Regensburg erschien, frohlockend von den treuen Bayern als ihr angestammter Herzog begrüsst. Ludolf kam ebendahin und jene Bayern, welche mit dem aufgedrungenen Heinrich nach Mainz gezogen waren, verliessen sein Heer und kehrten, ihrem rechtmässigen Herzoge zu Hilfe eilend, in ihr Vaterland zurück. Die gefundenen Schätze vertheilte dieser grossmüthig unter seine Krieger. Judith aber, Heinrichs Gemahlin, die eigene Schwester, ward des Landes verwiesen. Da hob der König schnell die Belagerung von Mainz auf und wandte sich nach Regensburg. Der Tapferkeit der Bayern gelang es, drei Monate lang den Waffen des Königs zu widerstehen, der endlich gegen Ende des Jahres 953 von der Stadt abliess und sich nach Sachsen zurückzog. Eine abermalige harte Belagerung im Frühjahre 954 unterbrach den Versuch eines Vergleiches zu Cinna bei Magdeburg. Die meisten Grossen unterwarfen sich; Ludolf jedoch wich ohne Sühne nach Regensburg.

Nun hatte Otto freie Hand gewonnen und rückte zum drittenmale mit aller Macht zur Entscheidung heran. Bald wüthete der Hunger in der eng umschlossenen, hart bedrängten Stadt. Mehrere Ausfälle wurden zurückgeschlagen, das Schlachtvieh fiel in die Hände der Feinde. Ein erneuter Vermittlungsvorschlag Ludolfs misslang, weil der erbitterte Vater unbedingte Unterwerfung forderte. Da sollte endlich ein letzter Kampf ihrer Aller Schicksal entscheiden. Er ward an einem heissen Sommertage gekämpft. Um die dritte Stunde Nachmittags brachen Arnulf und Ludolf zum Osterthore heraus. Ihnen stund Gero, der Graf der Brandenburger Mark, der berühmteste Krieger des Königs gegenüber. Mit verzweifeltem Muthe währte der Streit, bis die einbrechende Nacht die Erde deckte. Ludolf kehrte zurück, Arnulf schlief, von Pfeilen durchbohrt, den letzten langen Schlaf auf dem Wahlfelde. Ein armes Weib, vom Hunger aus der Stadt getrieben, erkannte erst nach zwei Tagen unter einem Haufen Erschlagener die Leiche des unglücklichen Herzogssohnes. So hatte der dritte Stammvater des Hauses Scheyern sein Erbrecht auf das Herzogthum verfochten und mit dem Tode besiegelt. Ludolf floh und erflehte später, sich in Bettlerkleidern seinem Vater zu Füssen werfend, dessen Verzeihung. Die Söhne Arnulfs

wurden auf ihre Stammgüter verbannt, und der König durfte glauben, die Treue des Volkes an sein uraltes Herrscherhaus verlöscht, sein Stammesgefühl gebrochen zu haben. Als aber nach mehr denn zwei Jahrhunderten, in denen fremde Geschlechter über Bayern geboten, und der Stamm der sächsischen Könige längst erstorben war, einer unserer glanzvollsten Kaiser einen Enkel des Hauses auf den Thron seiner Väter setzte, da erwachten jene Gefühle mit erneuter Kraft und jubelnd begrüsste Bayern wieder den ersten Wittelsbacher auf seinem Herzogsthrone.

Auch dieses schön und kräftig ausgeführte Bild ist von der Hand Schwörers gemalt.

9. Graf Ekkehart von Scheyern unternimmt mit mehreren Bischöfen und vielem Volke einen bewaffneten Pilgerzug in das gelobte Land 1064.

Durch das kräftige Aufblühen der Hochstifte und Klöster und durch die über Italien vermittelte Kenntniss des Orients erwachte unter den Christen des Abendlandes die Sehnsucht, jene heiligen Stätten zu betreten, wo der göttliche Stifter unseres Glaubens im Leben gewandelt, wo er sich für unsere Sünden am Kreuzesstamme selbst geopfert hatte. Dort, so erscholl es von den Kanzeln, werde die Seele von ihrer Krankheit genesen und noch vor dem nahen Untergange der sündigen Welt sich das künftige Heil erwerben. Da beschlossen im Herbste des Jahres 1064 Erzbischof Sigfried von Mainz, die Bischöfe Wilhelm von Utrecht, der männlich schöne Günther von Bamberg, Otto von Regensburg, die Grafen Ekkehart von Scheyern, Friedrich von Diessen und Ortulph von Hoheneck nebst siebentausend christlichen Herren und Knechten eine Pilgerfahrt in das heilige Land. Der Zug ging die Donau hinab nach Konstantinopel. Allenthalben strömte das Volk zusammen, um so berühmte Fürsten zu sehen und das Auge an dem glänzenden Anblick zu weiden. Als sie aber die, bereits von den wilden Stämmen der Seldschucken durchstreiften Landschaften Kleinasiens betraten und nach Syrien kamen, weckten ihre reichen Trachten und ihr zahlloses Gepäck die Raubgier jener Horden. Noch waren sie glücklich bis in die Nähe Jerusalems gekommen, als am Charfreitage des Jahres 1065 bei Ramla der Vortrab des Zuges unter Bischof Wilhelm von Utrecht angegriffen wurde. Er erlag und unter den nackten Leichen ward der Bischof, schwer verwundet, hervorgezogen. Ein neuer Anprall erfolgte, vor dem sich die Pilger kämpfend in ein nahegelegenes, halbverfallenes Kastell zurückzogen. Hier gingen die Osterfeiertage unter ununterbrochenen Angriffen vorüber. Nun aber lähmte der Hunger die Kraft ihrer Arme, und der Vorschlag eines

Priesters, mit den Gegnern zu unterhandeln, denen ja nur nach ihrer Habe und nicht nach ihrem Leben gelüste, fand williges Gehör. Der arabische Scheich eilte sogleich herbei, wies den grossen Haufen zurück, betrat nur mit Einigen der Vornehmsten den Hof und liess den Haupteingang von seinem Sohne besetzen. Gegen freien Abzug ward ihm die ganze Beute angeboten. Aber erbittert durch den erlittenen Verlust erklärte er, dass er auch ihre Leiber verzehren und ihr Blut trinken wolle; riss das Tuch von seinem Turban und warf es als eine Schlinge um den Hals des Bischofs Günther. Dieser aber, erbittert ob solcher Schmach, schlug ihn mit einem Faustschlage zu Boden. Der Muth der Christen war aufs Neue belebt, alle Eingedrungenen wurden niedergeworfen und geknebelt, die Wache am Thore getödtet oder in die Flucht getrieben. Die entfernten Feinde stürzten nun, im Wahne, man habe ihren Fürsten gemordet, wuthentbrannt zur Rache herbei. Da stellten die Christen, rasch entschlossen, ihre Gefangenen dem heftigsten Andrange entgegen und je einen der Ihrigen mit gezücktem Schwerte hinter dieselben, ihnen mit deren augenblicklichem Tode drohend, soferne sie nicht vom Streite abliessen. Mittlerweile kam, durch glücklich entronnene Pilger gerufen, der sarazenische Befehlshaber von Ramla herbei, der in den besiegten und gefangenen Arabern die gefährlichsten Feinde seines Sultans erkannte, die Pilger mit Dank und Lob für ihre Tapferkeit überschüttete und ihnen ehrenvolles Geleite nach der heiligen Stadt gab. Dort verrichteten sie ihre Andacht; aber von den Ausgezogenen sah kaum der siebente Theil die Heimat wieder. Bischof Günther starb in Ungarn, die Seinen nahmen dessen Gebeine mit sich und bestatteten sie im Dome zu Bamberg*). Graf Ekkehart kehrte glücklich zurück und erwarb sich bald darauf durch eine verwegene That seine Gemahlin Richardis. Die schöne Jungfrau, eine Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, war in das weitberühmte Stift zu Niedermünster in Regensburg, wo des Grafen Schwester Heilika Abtissin war, gesandt worden, den Schleier zu nehmen. Dort erblickte sie Ekkehart, entführte, von gegenseitiger Liebe entflammt, die schöne Novize aus der engen Klosterzelle und nahm sie zur Ehe.

Das in Composition und Farbe wohlgelungene Bild des Kampfes bei Ramla hat Munsch ausgeführt.

*) Sein Steinsarg von altitalischer Arbeit im vordern Chore stehend wurde 1836 eröffnet. Man fand die Gebeine wohlerhalten, mehr denn siebthalb Schuhe messend, in orientalische Stoffe eingehüllt.

10. Das Geschlecht der Schyren übergibt sein Stammschloss den Benediktinern und siedelt nach dem neuerbauten Wittelsbach über 1113.

Nicht ohne hohe Wahrscheinlichkeit suchen bewährte Geschichtsforscher die Stammväter des erlauchten Regentenhauses von Bayern in den Führern des deutschen Volkes der Scyren, das einst zur Vernichtung der Römermacht unter Odovacer mit nach Italien zog und deren Stammeshäupter nach einem ihrer Ansitze Hahilinge genannt, unter den fünf edelsten Geschlechtern der Bojoarier, nach dem herzoglichen der Agilolfinger in dem ältesten Gesetzbuche erscheinen. Lange schon mochten die Zinnen der Stammburg des Geschlechtes, des Schyrenberges an der Ilm, zum Himmel emporragen, ehe ihrer im Leben des ersten Arnulf ausdrücklich gedacht wird und ehe sein unglücklicher Sohn das Haus seiner Ahnen und den ganzen Berg, auf dem es lag, mit starken Mauern umschloss und so, wie die Chronik sagt: „Sich und seinen Nachkommen dort gleichsam einen königlichen Sitz erbaute.“

Im Thale der Laitzach, da wo der Wendelstein sein ehrwürdiges Haupt mehr denn sechstausend Fuss hoch in die Wolken erhebt, hatte des Schyrengrafen Otto II. Gemahlin, Hazaga, gegen Ende des eilften Jahrhunderts ein Klösterlein zu Fischbachau gestiftet. Wenige Jahre später wurde dasselbe aus dem unwirthbaren Gebirgsthale heraus nach Eisenhofen an die Glon versetzt. Aber auch hier war seines Bleibens nicht. Die Vorliebe des Grafengeschlechtes für seine neue Stiftung und künftige Begräbnissstätte war so gross, dass beschlossen wurde, dieselbe nebst reicher Begabung in die alte Stammburg nach Scheyern zu verpflanzen. Alle Glieder des zahlreichen Geschlechtes, unter ihnen auch der greise Ekkehart, versammelten sich im Jahre 1113 auf derselben, alle stimmten ein, nur Graf Arnulf von Dachau soll, wie die Chronik des Klosters berichtet, widerstrebt und zürnend seinen Handschuh mit den Worten in die Luft geworfen haben: „Seht hie Herr Teufel, des meinen sollt ihr gewaltig sein“; und da kam denn der citirte Herr und führte den Handschuh hin, dass ihn kein Mensch nimmermehr sah. Nach eilf Jahren waren Kirche und Zellen vollendet, und in den Mauern, wo bisher die Waffen und die Becher erklungen, vernahm man jetzt die Töne der Orgel und die Gesänge frommer Mönche. Noch stehen an der Nordseite des Klosters die Reste der alten Stammburg. Die Schyren aber verliessen den alten Namen und führten seit jenen Tagen den ihrer neuerbauten Burg Witelinespach bei Aichach.

Im Jahre 1803 erlag auch diese Abtei, berühmt durch ihre trefflichen Schulen und ihre hohen Verdienste um die Wissenschaften, der Neuerungswuth jener Zeit. Am 1. Oktober 1838 hiess sie wieder ein

Wittelsbacher König Ludwig I. neu erstehen. Möge sie fortfahren des alten Ruhmes würdige Erbin zu sein.

Munsch hat die Scene der Uebergabe der Stiftungsurkunde an den ersten Abt Bruno nach dem Karton Hubers ausgeführt.

11. Segensreiches Wirken für Wissenschaft und Kunst in den Klöstern des alten Bayerlandes.

Die alte Welt war in Schutt und Trümmer gefallen, barbarische aber jugendkräftige Völker hatten sie zu Boden geworfen. Diese Zeit war jedoch kein plötzliches Hereinbrechen einer kimmerischen Nacht, ihr war schon eine allmählige Geistesdämmerung vorhergegangen, welche sich über die letzten Jahrhunderte des Römerreiches immer tiefer niedersenkte, und denkende und fühlende Geister mit Sehnsucht und Verehrung zurückblicken liess in die sonnigen Tage des höchsten Glanzes griechischer und römischer Bildung, in die Zeiten des Perikles und Augustus und selbst des klassischen Spätsommers unter Hadrian. Das Alte hatte seinen Halt verloren, und so flüchteten aus dem Scheinleben des Neuplatonismus die Bessten und Edelsten in die Arme des Christenthums, die sie und Alles, was den Kulturvölkern der alten Welt herrlich und gross erschienen, was davon lebenskräftig und lebensfähig gewesen, liebevoll aufnahmen und bargen. Freilich erhielten sich diese edelsten Blüthen des Geisteslebens der Alten anfangs nur wie in einem Herbarium, bis der neu erwachte Geist der Humanisten, gleich der Kraft heisser Thermen, ihnen wieder neuen Lebensodem einzuhauchen verstand.

Die Zufluchtsstätten alles dessen, was im früheren Mittelalter Geistesbildung genannt werden durfte, waren die Klöster, besonders jene nach der Regel des heiligen Benedikt, deren Wirken noch bis auf unsere Tage den Geist reiner Humanität athmet. In allen Richtungen edler, menschlicher Thätigkeit wirkten diese Anstalten auch in unserm Vaterlande. Sie, meist in unwirthbaren Gegenden gegründet, waren es, die den Urwald lichteten und den, theils seit den Schöpfungstagen brachgelegenen, theils wieder völlig verwilderten Boden urbar machten; sie waren es, die durch den Fleiss ihrer Hände, durch Mahnung, Beispiel und geistliche Zucht manche Wüste in ein irdisches Paradies verwandelten. So wurde die waldbedeckte Einöde um Eichstädt gelichtet, am Fusse des Göhl und Watzmann erscholl zuerst die Axt in den Händen der rodenden Mönche, sie schufen aus unwegsamer Wildniss das reizende Thal am Tegernsee, die Sümpfe am Schliersee und um Benediktbeuren wurden durch ihr Wirken dem Pfluge gewonnen. Sie zogen Strassen, warfen Brücken über Abgründe und öffneten so gar manche Gegend, in die wohl nie zuvor ein menschlicher Fuss gedrungen.

Der innigen Verbindung der Klöster über die ganze bekannte Erde verdankten die Gärten unsrer Heimat so manches Heilkraut, dessen Gebrauch die Brüder ihrer Umgegend lehrten, manche Blume und manchen Zierstrauch, der sie verschönte. In dem geheiligten Umkreise der Klostermauern fand in eigenen Siechhäusern der Kranke und Leidende Pflege und Heilung, war doch die einfache medizinische Kenntniss jener Zeit den Mönchen keineswegs fremd, und fanden sich doch in den grösseren Conventen selbst eigene Lehrer der Medizin unter den Brüdern. Besondere Hospitien standen zur unentgeltlichen Aufnahme und Verköstigung der Reisenden jeden Standes offen, eine Pflicht, die oft mit so rücksichtsloser Freigebigkeit geübt wurde, dass gar manches Kloster darüber verarmte. In der demüthigen Kutte der Brüder regte sich die Thätigkeit aller Handwerker, die theils für den Convent, theils zum Wohle der ganzen Umgebung den einfachen Bedürfnissen jener Zeit genügte. Die Mauern der Klöster waren, in jenen finstern von unablässigem Waffengetöse wiederhallenden Jahrhunderten, mindestens bei innern Fehden, die verhältnissmässig einzig sichern Zufluchtsstätten für Hab und Gut, für Sicherheit und Leben der Umwohnenden.

Geschah aber all Dieses für die leibliche Wohlfahrt der Menschen, so geschah für die geistige noch ungleich mehr. Die Klöster waren die einzigen Orte, in denen damals noch die meiste Ruhe, der meiste Friede herrschten. Dort allein vermochte der Geist sich zu sammeln und zu schaffen, dort allein ward die spärliche Lampe des Wissens genährt und vor dem völligen Erlöschen bewahrt. Man kann ohne Uebertreibung sagen, dass wir so ziemlich ohne Ausnahme alles, was wir von der Wissenschaft und Dichtung der Alten, besonders der Römer kennen, nur allein den wackern Söhnen Benedikts zu danken haben. Die Originalschriften und gleichzeitigen Copien eines Sallust, eines Livius, Tacitus oder Sueton, die Pergamente, auf denen Cicero und Seneca ihre tiefsinnigen Gedanken, Virgil, Ovid, Horaz und so viele andere ihre klassischen Verse niedergeschrieben, sind längst in Staub verweht. Aus der einsamen Zelle des eifrigen Mönchs, dessen unermüdeter Fleiss anfangs wohl mit ungeübter Hand jahrelang die halbvermoderten Reste entzifferte und abschrieb, gingen jene kostbaren Pergament-Codices hervor, die jetzt die Hauptzierden unserer Bibliotheken bilden, und aus denen allein wir die grossen Weisen, Geschichtsschreiber und Dichter des Alterthums kennen. Wenn wir jetzt nicht völlig blind durch die Gebiete der alten Reiche irren, wenn es dem Scharfsinne des Forschers gelingt, die vielfachen Reste des Alterthums, welche die verschwiegene Erde in ihrem Schoosse barg, zu deuten und an die Gegenwart zu knüpfen, so waren es die kunstfertigen Hände derselben Mönche, welche uns die geographischen Werke und Karten des weltbeherrschenden Roms in treuen und mühevollen Copien erhalten haben. Darum denke Jeder, der in

der Begleitung der unsterblichen Alten den reinsten Geistesgenuss findet, dankend des armen genügsamen Mönches, welcher allein ihm denselben verschaffte.

Aber nicht allein die Erhaltung des Alten, die, wenn auch dürftige, Fortbildung alles Wissens und dessen Verbreitung unter dem Volke ging nur von den Klöstern aus. Dort nur blühten die Schulen und der grosse Karl hielt es nicht unter seiner Würde, sie zu beaufsichtigen, zu regeln und zu ermuntern. Freilich lag bei uns Alles, mit Ausnahme des Religionsunterrichtes, wie im ganzen gebildeten Abendlande im Banne der lateinischen Sprache und der Scholastik des Aristoteles. Freilich entstunden dadurch jene dickleibigen philosophischen, theologischen und mystischen Abhandlungen, jene haarspaltenden, dialektischen Streitschriften, die aber doch, neben einer Unmasse tauben, scholastischen Katzensilbers, das man von gewisser Seite in unsern Tagen so gerne wieder als ächt verwerthen möchte, manches Goldkorn zu Tage förderten. Und welche Kunde hätten wir andererseits von unserm ganzen frühern Mittelalter, wenn nicht die Mönche, zwar abgeschieden von der Aussenwelt, aber darum keineswegs ohne oft sehr genaue Kenntniss ihres Treibens und ihrer Schicksale, jene zahlreichen, leider manchmal allzu dürftigen, Annalen und Chroniken niedergeschrieben hätten, welche in diesen finstern Jahrhunderten die einzige Leuchte des Forschers sind?

Die Herrschaft der lateinischen Sprache schloss jedoch in den Klöstern die Fortbildung der vaterländischen nicht aus, und Aufsätze, selbst Gedichte mussten in den Klosterschulen auch in deutscher Sprache gefertigt werden. Wie manchen Versuch einer Uebertragung biblischer oder anderer Bücher aus der klassischen Sprache Roms in das ungefüge Idiom der deutschen Zunge haben uns nicht die Bibliotheken der zahlreichen Convente aufbewahrt? Wie viele mühsam zusammengetragene Glossare boten jenen Bemühungen hilfreich die Hand? Weniger wurde der griechischen Sprache gehuldigt, bis auch diese, begünstigt durch die byzantinischen Gemahlinnen der Ottonen, in den Kreis klösterlichen Wissens eintrat.

Musik überhaupt, besonders Gesang, auch das Spiel von Saiten und Blasinstrumenten fand, zwar nicht ihre einzige, doch ihre vorzüglichste Pflege innerhalb der Klostermauern. Mönche waren die Erfinder oder doch Vervollkommner der Orgel, jenes wundervollen Instrumentes, welches „die Stimmen der Engel und die Donner des Weltgerichtes nachahmend“ die süssesten und gewaltigsten Töne in sich vereinigt; Mönche gossen die ersten Glocken. Mönche sind die Dichter jener herrlichen Hymnen, die Schöpfer ihrer einfach grossartigen, von innigster Frömmigkeit erfüllten Weisen, die noch in den Choralbüchern der katholischen Kirche den ersten Platz einnehmen. Vom lebendigen

Volksgesange des frühern Mittelalters ist uns traditionell Vieles, in ursprünglicher Gestalt nur Weniges erhalten. Den Ton desselben, derb und sinnlich, spiegeln die, leider meist nur in lateinischer Sprache, auf uns gekommenen Benediktbeurer Gedichte ab.

Was in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters in den bildenden Künsten geleistet wurde, es ist zum grössten Theil den Klöstern zu danken. Das Geschäft des Abschreibens, der Wunsch, dem mühsamen Werke auch künstlerischen Schmuck zu verleihen, führte auf die Miniaturmalerei; diese weiter auf die Bemalung der Wände in den gottgeweihten Räumen. Beweisen diese Leistungen auch weniger Uebung, Geschmack und Technik, so versöhnt hiemit doch wieder ein inniges, den Deutschen vor allen Völkern eigenes Gemüth nnd eine rührende Naivetät, die uns aus so manchem derselben entgegenleuchtet. Auch die Holzschneidekunst ward früh geübt und unter die grössten Kostbarkeiten der Kabinette gehören jene mit dem charakteristischen Wappen Tegernsees, den verschlungenen Lotosblättern, bezeichneten Heiligenbilder, die wohl schon seit den ältesten Zeiten aus den stillen Mauern des reichen Stiftes ihren Weg in alle Welt gefunden.

Zerfallen bis auf wenige, von Unkraut überwucherte Reste, sind die, damals weltberühmten Paläste der Karolinger, um wie viel mehr die einfachen Gotteshäuser und Zellen der Klöster. Abgesehen davon, dass die ältesten derselben meist nur aus Holz gezimmert waren, so haben Brand und Zerstörung, wohl auch schlimm angewandte Neuerungssucht die spätern Steinbauten bis auf wenige Reste vernichtet. Die Namen der Meister jedoch, welche die Risse entwarfen und den Bau leiteten, haben uns die Chroniken erhalten, und wieder sind es kenntnissreiche Mönche, welche in jener Zeit allein hiezu fähig waren und welche es selbst nicht verschmähten wie bei jeder, noch so geringen Arbeit, so auch hier, thätig Hand anzulegen und mitzuhelfen, bis das künstlich gewölbte Dach sich über dem Tempel und den Reliquienschrein ihres Schutzheiligen geschlossen. Sie waren es, deren kunstgeübte Hände in Farben, Steinen und edlen Metallen den Schmuck des Gotteshauses bereiteten, der an allen Wänden, an allen Altären strahlte, und welches die gottgeweihten Töchter Benedikts mit buntgewirkten Seidenteppichen zierten und mit reichgestickten, goldschweren Ornaten versahen. Aus der grossen geistlichen Verbrüderung gingen fort und fort Männer hervor, die von Kloster zu Kloster wandernd, die phantasiereichen Metall-, Email- und Mosaik-Arbeiten, die zierlichen Elfenbeinschnitzereien an Reliquienkästchen und Bücherdecken, an Kreuzen, Kelchen, Leuchtern und andern heiligen Geräthen fertigten, die uns jetzt noch mit hoher Achtung vor ihrem Geschmacke und ihrem Fleisse erfüllen.

Arm und einfach in ihren Privatbedürfnissen, aber reich und glanzvoll in Allem, was zur Ehre Gottes gereichte, alles willig hingebend

und aufopfernd, thätig, wo es galt, menschliches Elend zu lindern: das war der charakteristische Zug des Klosterlebens im Anfange des Mittelalters, (der freilich späterhin nur zu oft gerade in das Gegentheil umschlug, und so nur zu sehr die vielen harten Urtheile rechtfertigt, mit denen seine Gegner es getroffen haben.)

Das Bild, die verschiedenartigen Beschäftigungen für Kunst und Wissenschaft im Innern der Klostermauern gut zusammenstellend, ist für den ernsten Gegenstand vielleicht etwas zu bunt von Sporer in Fresko gemalt.

Die Welfen.

12. Herzog Heinrich X., der Stolze, erbaut 1135 bis 1146 die Brücke zu Regensburg.

Es darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, dass zur Zeit der Römerherrschaft von Regensburg aus keine stehende Verbindung mit dem linken Barbarenufer des Stromes vorhanden gewesen, wenn auch zu vermuthen ist, dass eine Art von befestigtem Vorwerk auf dem jenseitigen Ufer bestanden haben mag. Der Name Radaspona, „Ratisbonne", der noch heute üblichen Benennung der Stadt im Munde der romanischen Völker, bezeichnet eine, wohl schon in den ältesten Zeiten neben dem Castrum Reginum bestandene Schiffslände und lässt auf die Verbindung mit der linken Stromseite durch eine Fähre oder Schiffbrücke schliessen. Während der unsichern Periode des sinkenden Römerreiches wurde wohl diese und damit jede bleibende Communikation mit dem nördlichen Ufer ganz entfernt. Sie mochte der ruhigern Herrschaft der Agilolfinger in Bojoarien, denen die Gauen am südlichen wie am nördlichen Ufer unterthan waren, ihre Wiederentstehung verdanken, und die Notiz der Chronik, dass Karl der Grosse, bald nach der Eroberung des Landes 792 hier eine Schiffbrücke über den Strom gelegt, nur als Erneuerung der schon bestandenen zu verstehen sein, da es wenig wahrscheinlich ist, dass während der langen Regierungszeit der ersten Herzoge unseres Volkes hier jede feste Verbindung gemangelt habe.

So blieb es, bis der Sommer des Jahres 1135 eine so grosse Hitze brachte, dass ganze Wälder ausbrannten, und die sonst so mächtig strömende Donau nur seicht und spärlich dahinfloss. Nun wurde ein vielleicht schon längere Zeit gehegter Vorsatz rasch in's Werk gesetzt und, da man in der Kunst der Ausbaggerung wohl noch wenig erfahren

gewesen, die günstige Beschaffenheit des Flussbettes benützt, um die Grundfesten der mächtigen Pfeiler und Widerlager des gewaltigen Baues in dasselbe zu versenken. Diesen Bau unternahm Herzog Heinrich der Stolze aus dem grossen Geschlechte der Welfen, das nun beinahe schon ein halbes Jahrhundert über Bayern gebot, in Gemeinschaft mit den Bürgern Regensburgs. Die etwas schiefe Linie, welche der Bau zeigt, legt die Vermuthung nahe, dass derselbe an beiden Seiten zugleich begonnen wurde, und dürfte das, auf der westlichen Seite in Stein gehauene Bild eines Löwen den Punkt andeuten, wie weit der Herzog von der Nordseite den Bau führte, und wo er dem der Stadt begegnete. Die Brücke erhebt sich auf sechzehn Bogen, deren Pfeiler aber seltsamer Weise keinen Rost zur Grundlage haben, sondern auf acht Schuh dickem Balkenwerke ruhen, welches fest mit Eisen und Blei verbunden ist, und platt auf den Kies aufgelegt wurde. Jene Bogen tragen nun einen gewaltigen, aus Werkstücken gebildeten, und mit grossen Steinplatten gepflasterten Steindamm von eilfhundert neunzig Fuss Länge und dreissig Schuh Breite. Er ist auf beiden Seiten von einem massiven, steinernen Geländer eingefasst, neben welchem eine schmale Erhöhung für Fussgänger hinläuft. Die Weite der noch unverbauten dreizehn zirkelrunden Bogen wechselt zwischen fünf und dreissig bis sieben und fünfzig Fuss; die Brücke selbst, welche wie gesagt, in einem stumpfen Winkel gebrochen erscheint, steigt von der Stadt anfangend bis zum siebenten Bogen von achtzehn bis zu achtunddreissig Fuss und senkt sich gegen Stadtamhof hinab wieder bis auf neunzehn Fuss. Die in scharfe Kanten auslaufenden Pfeiler sind noch überdiess mit ungeheuren, gegen den Eisgang schützenden Vorbauten versehen, deren einige die Länge von einhundert zwei und neunzig und die Breite von vier und sechzig Fuss haben. Die Umgebungen der Pfeiler liegen fünf Fuss über dem niedrigsten Wasserstande und die Oeffnung zwischen denselben hält nur dreizehn bis achtzehn Fuss, so dass die Schifffahrt stromabwärts schon einen geübten Steurer verlangt, stromaufwärts aber kaum möglich ist.

Eilf Jahre, von 1135 bis 1146, erforderte dieser Riesenbau des Herzogs und seiner Bürger, der noch heute als ein wahres Meisterwerk gilt, bis zu seiner Vollendung. Wie aber zu damaliger Zeit noch alle technische Bildung im geistlichen Stande vereinigt war, oder im innigsten Verbande mit demselben stund, wie die Baumeister der alten romanischen Dome und Münster ebenfalls Bischöfe oder Mönche gewesen, so wurde vermuthlich auch dieses Werk unter Leitung der sogenannten Brückenbrüder, — Mönchen der anstossenden Johannis-Kapelle, des spätern Katharinen-Spitales — ausgeführt, welche mindestens als die ersten Wächter desselben erscheinen.

Ursprünglich war die Brücke mit drei Thürmen versehen, deren

zwei je an den Zugängen, der dritte auf ihrer Mitte errichtet war. Neben jedem der beiden ersteren befand sich eine kleine Kapelle. Von den Thürmen steht nur mehr jener der Stadtseite. Der mittlere wurde ein Opfer des, im ganzen südlichen Deutschland in trauriger Erinnerung gebliebenen furchtbaren Eisganges des Jahres 1784, der ihn so erschütterte, dass im folgenden Jahre sein Abbruch nothwendig wurde. Seine Spitze zierte eine steinere Sphinx (?), an seinen Seiten waren die Bildnisse König Philipps mit der Unterschrift, und eines andern, auf dessen Gegenkönig Otto IV. gedeutet, beide auf Thronen sitzend, angebracht, unter ersterem ein Brustbild mit gefalteten Händen, das seinen Mörder vorstellen sollte. Der dritte Thurm auf der Seite von Stadtamhof musste in Folge der, bei der Beschiessung von 1809 erlittenen, Beschädigung abgetragen werden. Der noch stehende Thurm verschloss früher die Schuldgefangenen, welche aus dessen vergitterten Fenstern herab das Geld für ihre Erlösung zusammen zu betteln pflegten. Dort hing auch eine Tafel worauf ein Beil und eine abgeschlagene Hand zu sehen waren, die unnachsichtliche Strafe dessen, der den Frieden der Brücke störte.

Friedrich der Rothbart verlieh dem stolzen Werke für ewige Zeiten volle Zollfreiheit, leider durch Kaiser Max I. aufgehoben, welcher es mit einem Zoll belastete, der erst wieder verschwand, als die Stadt an ihre alten Gebieter zurückfiel. Ein Mitglied des Rathes der Stadt war ihm zum Meister gesetzt, und das eigene Siegel der Brücke zierte die wohlverdiente Inschrift: Sigillum gloriosi pontis Ratisponensis.

Das Bild, ein treues Conterfei der damaligen Stadt und des regen Lebens auf dem Strome gewährend, ist von Hauschild in Fresko gemalt.

13. Heinrich der Löwe besiegt den Aufstand der Römer während der Krönung Friedrich's I. in der Peterskirche 1155.

Mitten in den Zurüstungen zum Römerzuge hatte der erste Hohenstaufe auf dem deutschen Königsthrone, Konrad III., 1152 das Zeitliche gesegnet. Ihm folgte sein junger, feuriger Neffe, Friedrich, der Rothbart genannt, nächst dem grossen Karl der Lieblingsheld des deutschen Volkes, der Träger seiner Grösse und Herrlichkeit, fortlebend in Lied und Sage bis auf diesen Tag. Ihm genügte es nicht, wie der Oheim nur deutscher König zu heissen, er verlangte zur Macht auch den Glanz, und die Krone der Cäsaren sollte sein blondes Haupt schmücken. Diese aber war nur in der ewigen Stadt und aus den Händen des Statthalters Christi zu empfangen. Desshalb rüstete er zur Fahrt nach Rom.

Dort war im raschen Wechsel die Tiara vom Haupte Eugen III. auf das des greisen Anastasius gekommen und schmückte nun das des

einzigen Engländers auf dem Stuhle Petri, des ehemaligen Bettelknaben Niklas Breakspear, der unter einstimmiger Wahl der Kardinäle denselben schon zwei Tage nach Anastasius Tode am 5. Dezember 1154 unter dem Namen Hadrian IV. bestiegen hatte. Aber sein thatkräftiges Walten hatte mit erneuter Heftigkeit einen Kampf wachgerufen, der eben in unsern Tagen wieder ganz Italien durchzittert und in dem bekannten „Papa non Re" seinen kurzen Ausdruck findet. Hadrian, im Vertrauen auf Friedrichs Macht, der bereits im Oktober über die Alpen nach Italien hinabgestiegen war, und sich siegreich Rom näherte, trat der Anmassung des römischen Senates und Volkes, die ihm die Anerkennung geweigert, gebieterisch entgegen. In jenen Zeiten nämlich waren die Gränzen der verschiedenen Gewalten in der Stadt und ihrem Gebiete völlig ungenau, und veranlassten je nach der Energie der Führer unausgesetzte gegenseitige Eingriffe. Nun war 1144 Arnold von Brescia ein Kleriker, des berühmten Abälard Schüler, in Rom aufgetreten, und hatte grossen Anhang gewonnen. Sein Wandel, untadelhaft, ja selbst ascetisch streng, seine Lehre, getragen von dem frischen, belebenden Luftzuge geistiger Freiheit und gerichtet gegen den damaligen Zustand des Klerus und dessen weltlichen Besitz, der ihn aus jener edlen Sphäre unablässig herabziehe in die materielle Wirklichkeit, zündeten in den Herzen des Volkes, dem er noch überdiess von seiner Grösse, seiner republikanischen Herrlichkeit erzählte. „Führt zurück den früheren Glanz auf jene heilige Stätte des Kapitols", predigte er, „erneut die Majestät des römischen Volkes, stellt den altehrwürdigen Senat und das geschändete Recht der Gerichtshöfe wieder her, und weckt aufs neue die stummgewordenen Gesetze eurer grossen Ahnherren. Ordnet eure Angelegenheiten in Krieg und Frieden selbst, und vernichtet die weltliche Macht des Pabstes, die er sich, gestützt auf eine lügenhafte Schankung, über euch angemasst." Solche Worte machten ihn zur Seele der Republik, zum Abgott des Volkes.

Von beiden Seiten eilten Boten in das Lager des deutschen Königs, er sollte zwischen dem Pabste und dem Volke Roms als der Quelle seines Imperiums die Wahl treffen. Einer Natur wie der Friedrichs I. mochte diese kaum schwer fallen. Der spätere Zerstörer Mailands, beseelt von der ganzen Machtfülle eines Herrschers, mochte tief in seinem Herzen verschmähen, sein Haupt mit einer nach seiner Anschauung im Schmutze der Strasse aufgelesenen Krone aus der Hand eines Demos zu beflecken, der sich dürftig mit dem Abglanze des alten Roms geschmückt. Er zog es weit vor, sich von dem Oberhaupte der Kirche, dem sichtbaren Stellvertreter Christi, mit dem Diadem „von Gottes Gnaden", gleich allen seinen Vorgängern krönen zu lassen. Als sich Hadrian der Hilfe des Königs versichert hatte, forderte er nochmal gebieterisch die Entfernung Arnolds, dieses gefährlichen Häretikers, um

so gefährlicher, je fleckenloser sein Wandel. In seinem Sturze, so durfte er hoffen, fand auch die Republik den ihrigen, da seine Lehre, ein kräftiges, entsagungsfähiges Geschlecht fordernd, im Grunde doch nur ein kleines, selbstsüchtiges gefunden hatte.

Noch verlachte das Volk die Befehle eines angemassten Gebieters, der nichts in Rom sein nennen konnte, als den, allerdings wohlbefestigten Umkreis St. Peters und des Vatikans, von Leo dem Grossen zuerst bebaut und nach ihm die Leoninische Stadt genannt. Da trug sich ein, in jenen Tagen roher Gewalt kaum seltener Vorfall zu, der, von Hadrian klug benützt, der ganzen Lage eine andere Wendung gab. Einen Dolchstoss, den, unbekannt aus welcher Ursache, der Cardinal Guido Cibo auf der via sacra erhalten, und den man der Partei des Arnold zuschrieb, erklärte der Pabst für ein Verbrechen gegen die Kirche selbst, und belegte desshalb Rom mit dem Interdikt. Nie noch hatte die heilige Stadt der Apostelfürsten ein so schrecklicher Urtheilsspruch der Kirche getroffen. Keine Glocke ertönte mehr, keine Messe wurde gelesen, kein Sakrament gespendet, selbst Taufe und letzte Wegzehrung allen Pompes entbehrend nur in der dürftigsten Weise. Die Ehen wurden auf dem Kirchhofe eingesegnet, die Todten in ungeweihte Erde verscharrt. Und mit dieser furchtbaren Waffe schlug der energische Pabst gerade in der Osterzeit die widerspänstige Stadt. Bis zum Dienstage in der Charwoche ertrugen die Römer trotzig diese geistige Qual. Am Mittwoch aber, als sie merkten, dass die heilige Zeit in gleicher Weise vorübergehen sollte, stürzte das ganze Volk heulend und jammernd nach dem Kapitol, und zwang den Senat, sich Hadrian flehend zu Füssen zu werfen. Der Preis der Aufhebung war die Verjagung Arnolds, und der Sieger zog triumphirend, in festlicher Osterprozession mitten durch die knieende Stadt, zum erstenmal nach dem Lateran. Arnold aber war, nach mehrfachem Wechsel seines Schicksals in Friedrichs Hände gerathen und wurde von diesem in seinem Heere gefangen mitgeführt.

Der Pabst zog nun dem herannahenden Hohenstaufen entgegen. Bei Sutri trafen sich beide. Wie erschracken aber die Begleiter des Ersteren, als der stolze Deutsche das übliche Ceremoniell unterliess, weder den Bügel hielt noch den Zelter führte. Die Kardinäle flohen, Verrath fürchtend, in die Stadt zurück und liessen ihren Herrn allein im Lager. Unerschrocken weigerte Hadrian den Friedenskuss, und der König, belehrt, dass keiner seiner Vorgänger die Ceremonie verweigert, gab lächelnd nach, meinte er würde es schlecht machen, da er nie Reitknechtsdienste verrichtet, hielt den Bügel und führte das Pferd etwa einen Steinwurf weit, worauf dann der Friedenskuss ihr Bündniss besiegelte. Nicht ferne von der Stadt stellte sich dem weiterziehenden Könige, freilich sehr zur Unzeit, eine neue Abordnung des Senats ent-

gegen, welche in pomphafter Rede so unverschämt zu ihm sprach, wie es dieser erlauchte Körper in seiner grössten Machtfülle nie vor den alten Cäsaren gewagt hatte. Zornflammend unterbrach sie endlich der junge Fürst und herrschte ihnen unter Anderem entgegen: „Ihr sprecht von dem alten Adel eurer Stadt, von der glanzvollen Vergangenheit eurer Republik? Wollt ihr wissen wo nun der alte Ruhm eures Rom, der würdevolle Ernst seines Senats, die Tapferkeit und Zucht eurer Ritterschaft, die strenge Ordnung des Lagers, der unbezwingliche Schlachtenmuth eurer Legionen geblieben ist? Bei uns Deutschen ist jetzt alles dieses, auf uns ging es mit dem Reiche über. Bei uns sind eure Konsuln, bei uns euer Senat, hier eure Legionen. Unserer Weisheit, unsrem Schwerte dankt Rom seine Erhaltung. Fragt unsre erlauchten Todten, jenen Karl, jenen Otto, ob sie die Stadt mitsammt Italien von Jemandes Gnade empfangen, oder ob sie Beides mit ihrem guten Schwerte den Griechen und Longobarden entrissen? Altersgrau starben euere Tyrannen Desider und Berengar in unseren Ketten, selbst ihre Asche ruht in deutschem Boden. Ihr wollt eure neuen Kaiser gerufen haben? So ist es, doch warum? Weil ihr euch eurer Feinde, selbst nicht der weichlichen Griechen weiter zu erwehren vermochtet. Flehende Bitten waren es, kein Ruf. Das Elend rief das Glück, Ohnmacht die Macht, Angst die selbstbewusste Kraft. So komme auch ich als euer Herr und rechtmässiger Besitzer der Stadt. Noch ist der Arm der Deutschen in seiner vollen Kraft, und nun möge der kommen, welcher dem Herkules seine Keule entreisst.“ Damit sandte er sie zurück.

Voll Ingrimm bestiegen die Abgesandten ihre Rosse und nun musste Friedrich erwarten, dass die Römer ihre Thore schliessen und ihn kampfbereit auf ihren Mauern empfangen würden. Der Pabst warnte ihn und dem Rathe dankbar folgend, sandte er nächtlicher Weile und auf geheimen Wegen unter Führung des deutschgesinnten Kardinals Octavian tausend erlesene Ritter mit ihren Lanzen, also an fünftausend Mann, voraus, welche in der Morgendämmerung des 18. Juni den St. Peter und die Leonina besetzten.

An demselben Tage wälzten sich auch, in der Sonne blitzend, gleich einer ungeheuern ehernen Schlange, die endlosen Schaaren der Deutschen vom Monte mario herab durch das goldene Thor und schlugen ihre Zelte neben der Leonina auf dem neronischen Felde auf. Im St. Peter fand sofort die Krönung statt, und der Jubelruf der treuen Germanen erfüllte, nach der Meldung eines römischen Chronisten, wie Donnergebrause die hehren Hallen des Domes, als der Lieblingsheld seines Volkes, herrlich wie Keiner vor ihm, hoch auf den Stufen des Altares stund, die Krone des Reichs in den blonden Locken, Scepter und Schwert in der kräftigen Faust.

Grollend war jenseits der Brücke das Volk in Waffen geschaart

und hielt die Thore gesperrt. Nach der Krönung zog der Kaiser wieder hinaus in das Lager der Seinen, Hadrian mit den Kardinälen blieb im Vatikan. Die Deutschen pflegten in ihren Zelten des Essens und der Mittagsruhe, die Bewachung ward lässiger. Da sprangen mit einemmale die Brückenthore auf, herüber drängten die wuthentbrannten Römer, ergossen sich durch die Leonina, tödteten, sogar an den Altären der Basilika, die wenigen Wachen, und nicht viel fehlte, so wäre der verhasste Hadrian selbst in ihre Hände gefallen. Das Gebrüll der Kämpfenden, und die, durch einzelne glücklich Entronnene verbreitete Nachricht, der Pabst und die Kardinäle seien gefangen, brachten das ganze Lager in Aufruhr, gegen das auch schon die wilden Schaaren, vielleicht zur Befreiung ihres Propheten Arnold heranstürmten. Der Kaiser und die Fürsten sprangen vom Krönungsmahle auf zu den Waffen, unter ihnen Allen voran Heinrich der Löwe. Nicht ohne kräftigen Widerstand drängte sie dieser in die Thore und über die Brücke zurück. Von drei Uhr Nachmittags bis in die sinkende Nacht währte der Kampf, besonders heftig am Fusse der Engelsburg, immer mehr Bewaffnete stürzten herbei. Endlich erlagen die Römer den Deutschen, welche kühn und reckenhaft die Feinde niedermähten, als wollten sie, wie der Chronist Otto von Freising, Friedrichs Oheim, sich ausdrückt, ihnen zurufen: „Da nimm Roma deutsches Eisen für arabisches Gold, so erkauft Deutschland das Kaiserthum.“ An tausend Römer lagen in ihrem Blute, noch Mehrere waren verwundet, gegen siebenhundert gefangen. Der Verlust der Deutschen war unbedeutend.

Theilnahmlos sah die Besatzung der Engelsburg das Gemetzel zu ihren Füssen. Die Feste war in der Gewalt eines Adeligen aus dem Hause der Pierleoni, dem die Niederlage des Volkes nicht unerwünscht kam, und der in seiner sichern Burg den Ausgang erwarten wollte. Nach Otto's Darstellung hätten die stattlichen deutschen Kämpfer auf die Frauen der Besatzung einen so tiefen Eindruck gemacht, dass sie die Ihrigen zurückhielten: „Zu Gunsten des Pöbels so edle Männer zu verderben.“

Reich beschenkte Hadrian den tapfern Baiernherzog für seine Tapferkeit. Um Arnold war es aber, nach dieser Niederlage des Volkes geschehen. Das Schicksal aller unglücklichen Parteiführer, Undank und Verrath theilend, ward er an seinen und der Republik grimmigsten Feind, den Stadtpräfekten Petrus ausgeliefert, und, vom Konzil bereits als Ketzer verdammt, nun auch als Rebell verurtheilt. Auf dem Platze, wo jetzt die porta del popolo liegt, und wo den nordischen Wanderer der erste Einblick in die Strassen der Weltstadt erwartet, erlitt der begeisterte Prophet seines Volkes, für den nun kein Schwert mehr aus der Scheide flog, von Allen verlassen, den Martyrtod. Bei Sonnenaufgang an einem Pfahle erdrosselt, dann verbrannt, wurde seine Asche

in den Tiber gestreut, um sie späterer Verehrung zu entziehen. Das Heer der Deutschen aber kehrte, wie schon so oft, wenn auch siegreich, doch von der Malaria gezehntet und seine Kraft in kleinen Unternehmungen zersplitternd, in's Vaterland zurück.

Das trefflich entworfene, lebensvolle und mit kräftigem Pinsel ausgeführte Bild hat Spiess in Fresko gemalt.

14. Herzog Heinrich der Löwe gründet München. 1158.

Etwa eine Stunde nördlich der jetzigen Hauptstadt Bayerns, an dem steilen Ostufer der Isar liegt das Dorf Ober-Vöhring. Schon in den Tagen der Welfenherrschaft im Gebiete des heiligen Korbinian, blieb es demselben bis zum Anfange unsers Jahrhunderts. Nun war in jenen Zeiten der Ertrag der Zölle eine der Haupteinnahmen des Landesherrn und in Bayern war einer der vorzüglichsten Handelsgegenstände das Salz aus den Sudwerken Reichenhalls, welches Schwaben und Burgunder, Franken und Rheinländer ja selbst die Sachsen in langen Reihen zweiräderiger Karren an Ort und Stelle abholten. Eine der meistbefahrenen Salzstrassen führte von den Pfannen durch Oberbayern heraus, und überschritt bei Vöhring die Isar. Hier, auf ihrem Gebiete, hatten desshalb die Bischöfe von Freising eine Brücke und Zollstätte errichtet, dort musste Zoll und Brückengeld in gutem Metall bezahlt werden, welches in der daneben befindlichen Münzstätte in Scheidemünze umgeprägt, dadurch einen doppelten Vortheil für des Bischofs Säckel abwarf.

Heinrich der Löwe, eben erst 1156 zum Herzogthum gekommen, verlangte, theils aus Eifersucht auf die Rechte seiner neuen Würde, theils, und wohl vorzüglich, um die beträchtliche Einnahme seiner eigenen Kammer zuzuwenden, dass der Bischof die widerrechtlich errichteten Zollstätte aufhebe. Otto von Freising, der berühmte Chronist und Oheim des Kaisers, welcher damals den Bischofstuhl inne hatte, verweigerte das Begehren des Herzogs. Da liess dieser bei dem alten Dorfe Munichen, einer schon im achten Jahrhundert vorkommenden Besitzung des Klosters Scheftlarn, eine Brücke schlagen, die Strasse dahin abzweigen, ein Zoll- und Münzhaus erbauen und Stätten zur Lagerung des Salzes errichten. Nachdem alles geordnet, überfiel er in einer Nacht des Jahres 1158 unerwartet die Zollstätte zu Vöhring mit gewaffneter Hand, brach die Brücke ab und zerstörte den Platz. Darüber bittere Klagen des gekränkten Bischofs bei dem Kaiser. Dieser aber wollte den mächtigen Herzog nicht zum Feinde haben, die Hilfe des treuen Freundes auf seinen italienischen Zügen nicht entbehren und stiftete einen Vergleich, gemäss welchem die neue Einrichtung bestätigt,

an Freising jedoch der dritte Theil der Einkünfte des Zolles und der Münze überlassen werden musste.

Von nun an blühte der neue Markt zu München, wohin sich wegen des Handels und der Münzstätte viele Ansiedler zogen, immer mehr auf. Schon zwölf Jahre später erscheint dessen erster bekannter Pfarrer Herbot als Dekan des Kapitels, und einer nicht unwahrscheinlichen Ueberlieferung zufolge soll schon Heinrich sich hier eine Wohnung erbaut, und den Ort mit Mauern und Gräben umschlossen haben. Der eigentliche Glanz der neuentstandenen Stadt beginnt aber erst, als mit dem Regierungsantritte der Wittelsbacher 1180 die alte Hauptstadt des Herzogsthums zur Reichsstadt geworden und als nach der ersten Theilung des Landes 1255 Herzog Ludwig der Strenge sich hier ein Schloss — die alte Feste — erbaute und seine ständige Residenz nahm.

Das Bild hat Gungel gemalt.

15. Herzog Heinrich des Löwen Pilgerzug nach Jerusalem. 1171.

Seit durch die Tapferkeit der abendländischen Christen am 15. Juli d. J. 1099 der edle Gottfried von Bouillon zuerst die Krone des Königreichs Jerusalem gewonnen, waren Tausende und aber Tausende von Frömmigkeit, Kampfesmuth oder Busseifer getrieben, theils in grossen Heeren, theils vereinzelt nach den heiligen Stätten gezogen, wo unser göttlicher Erlöser wandelte und starb.

Auch Heinrich erfasste der fromme Eifer seiner Zeit. Nachdem er in seinen beiden Herzogthümern Sachsen und Bayern alles wohl bestellt hatte, trat er den Zug in's gelobte Land an. Ihn begleiteten an zwölfhundert Edle und Reisige, unter Ersteren Graf Friedrich von Wittelsbach, der Bruder Otto's, des späteren Herzogs in Bayern, der junge Markgraf Ottokar von Steyer und Bischof Konrad von Worms. In Klosterneuburg betete er mit Heinrich, dem neuen Herzog von Oesterreich, seinem Stiefvater, am Grabe seiner Mutter, der sächsischen Kaisertochter Gertrud. In Wien wurden die, mit allen Vorräthen reich versehenen Schiffe bestiegen. Zu Wieselburg, an der Gränze Ungarns, kam den Pilgern die erschütternde Kunde zu, dass König Stephan, der sie eben durch seine Gesandten willkommen geheissen, in verflossener Nacht an seines Bruders Bela Gift gestorben. An den Klippen der Donau, nahe bei Branitzowa in Serbien, scheiterte des Herzogs Schiff, seine Gefährten retteten sich durch Schwimmen, er selbst ward nur mit Mühe den Wellen entrissen. Unter heissen Kämpfen erzwangen sie sich den Durchzug durch das Land der wilden Serben, bis sie endlich Nissa an der Bulgarengränze erreichten, wo eine feierliche Gesandtschaft des griechischen Kaisers Manuel des Komnenen sie willkommen hiess und in festlichem Zuge nach Konstantinopel geleitete. Dort wurde das

Auferstehungsfest des Herrn gefeiert und die Deutschen weideten sich an der ungewohnten Pracht, welche der Stolz der Byzantiner allerorten vor ihren Augen entfaltete. Purpur, Gold, Perlen und edle Steine waren verschwenderisch zur Schau gestellt, aber allgemeine Bewunderung erregte doch die Weisheit der Abendländer, als Abt Heinrich von Braunschweig die berühmtesten griechischen Theologen aus den Schriften ihrer eigenen Kirchenväter des Irrthums überwies. Der Kaiser schenkte endlich dem Herzog ein eigenes, trefflich ausgerüstetes Schiff, mit dem er in Acco landete. Feierlich von den Templern und Hospitalitern eingeholt, betrat er endlich das Ziel seiner Sehnsucht, die heilige Stadt, wo damals König Amalrich herrschte, in dessen Palast er seine Wohnung nahm. Von hier aus besuchte er in frommer Verehrung alle heiligen Stätten des Landes, und bedachte jede mit reichen Schenkungen; besonders stiftete er in die Kapelle des heiligen Kreuzes unvergleichliche Arbeiten in musivischer Kunst und schmückte deren Pforten mit dem reinsten Silber seines Harzes. Auf dem Rückwege, den er über Antiochien nahm, gerieth er im Gebiete des treulosen christlichen Fürsten Milo von Armenien in grosse Gefahr, aus der ihn nur die grossmüthige Hilfe des Sultans von Ikonium zu tiefer Beschämung des sogenannten Christen zu retten vermochte. Dieser selbst empfing ihn freudig an der Gränze seines Gebietes, rühmte sich, sein Verwandter zu sein, gab auf seine Bitten alle gefangenen Christen los, und beschenkte ihn beim Abschiede nebst andern kostbaren und seltenen Dingen mit dreissig der edelsten, reichgeschirrten Rosse. Dem Zureden Heinrichs, sich zum Christenglauben zu bekennen, wich Kilidsch Arslan durch die kluge Rede aus: „Es ist nicht schwer zu glauben, dass ein Gott, der den ersten Menschen aus Thon gebildet, auch durch eine reine Jungfrau Mensch werden konnte.“ Damit schonte er den Gastfreund und wahrte seinen Glauben. Nach Konstantinopel zurückgekehrt begrüsste ihn Manuel mit den herzlichsten Glückwünschen über die zurückgelegte gefahrvolle Reise und beschenkte ihn mit vielen kostbaren Reliquien, welche er sich, nachdem er jede andere Gabe standhaft dankend abgelehnt, für die neugegründeten Kirchen in seinen eroberten Slavenländern erbeten hatte. Ueber Ungarn, wo er den neuen König Bela III., der ihn ehrenvoll empfing, begrüsste, kam er endlich, gerade nach Jahresfrist, in den ersten Tagen des Januars 1173 in sein geliebtes Braunschweig zurück. Ausführlich hat diese Pilgerfahrt Arnold von Lübeck in seiner Chronik erzählt.

Das wohlgelungene Bild, mit genauer Ansicht Jerusalems von Westen her, hat Spiess gemalt.

16. Der Regensburger Donauhandel in den Orient im XI. und XII. Jahrhundert.

Schon seit den ältesten Zeiten war der Handel das Bindemittel der Völker. Was die blutigsten Kriege roh und gewaltsam getrennt und zerrissen, sein mildes Walten verknüpfte es allmählig wieder, was sie zerstört, baute er, in dessen Gefolge die sanften Künste des Friedens zogen, die er geweckt und genährt, mit sorgfältiger Hand wieder auf. So stieg mit dem eisernen römischen Krieger auch der geschäftige Kaufmann über die Alpen herab in unsre Gauen und liess sich in den Kastellen und Städten nieder, die jener längs den ersten und vorzüglichsten Handelsstrassen, den grossen Strömen des Landes, erbaute. Ja lange vor ihm mochte wohl mancher kühne Händler in Hoffnung reichen Gewinnes den gefahrvollen Weg in die Lande der Barbaren gewagt haben, um gegen die werthvollen Rohprodukte ihres Landes die feineren Erzeugnisse südlicher Natur und Kunst zu vertauschen.

Regensburg, das alte Reginum, nach dem ihm gegenüber mündenden Regen benannt, an der äussersten nördlichen Ausbiegung des herrlichen Stromes gelegen, war schon seiner Lage wegen geschaffen, der erste Handelsort der Länder diesseits der Alpen zu werden. Hier war der natürliche Stapelplatz aller Produkte aus den Gauen der Barbaren jenseits des Stromes, um entweder die Donau hinab in den Orient verschifft zu werden, oder ihren Weg auf den hier einmündenden Heerstrassen aufwärts in die Provinzen südlich des grossen Gränzstromes bis an oder über die Alpen zu finden. Von hier aus mochten sich dann auch die römischen Handelscaravanen über den noch so wenig bekannten Norden und Nordosten Germaniens verbreitet haben. Jener Zug des Handels gegen Osten hin erhält auch die Wichtigkeit der Stadt, als nach dem Untergange des Römerreiches die germanischen Völker der Alemannen, Thüringer und Ostgothen dort ihre vorübergehende Herrschaft behaupteten. Eine völlige Zerstörung Regensburgs, wie selbe so viele Städte in der Periode der Völkerwanderung erfahren, hat wohl nie stattgefunden. Denn als zum Erstenmale die Bojoarier dort als Herrn erscheinen und es geblieben sind bis auf diesen Tag, begegnet uns das alte Reginum unter dem deutschen Namen Reganesburg, als die Hauptstadt des neuen Reiches und Residenz des ersten Herzogs-Geschlechtes, der Agilolfinger. Damals wird es uns von einem gleichzeitigen Chronisten geschildert als „eine feste, herrlich von Quadern erbaute Stadt, prangend mit vielen Thürmen und erfüllt von allen zum Lebensgenusse gehörenden Gütern.“ So baute im siebenten Jahrhundert kein deutsches Volk, und so konnte sich die Herzogsresidenz in den vorüberrollenden Wogen der Donau nur desshalb spiegeln, weil sie ihr Daseyn herüber gerettet aus den bessern Tagen des Römerreiches und durch die Stürme der Völkerwanderung.

Altäre, meistens dem schützenden Merkur geweiht, oder andere Denksteine erhalten uns noch die Namen von Gewand-, Erz- und Eisenhändlern, von Verkäufern von Oel, Leinwand und Wein. Fabriken von schön bemalten Geschirren aus samischer Erde, von Waffen und selbst des so hochgeschätzten Purpurs belebten die Strassen des neben dem Castrum ausgebreiteten weiten Gaues der Kaufleute, noch jetzt der Römling genannt. Noch in den Zeiten des Mittelalters beweiset uns das Dasein wälscher Kaufleute dass diese keineswegs mit den abziehenden Kriegern die ihnen liebgewordene Stätte und das Erbe ihrer Väter verliessen, sondern dort heimisch blieben unter der nachfolgenden Herrschaft der Deutschen. Salz — „diess herrlichste Geschenk der Götter“ wie es Tacitus nennt, wurde wohl schon in den ältesten Zeiten aus dem ungeheuren Lager des Tuval gewonnen, das die Salzstädte Reichenhall, Berchtesgaden und Hallein umgeben. Es hatte seine Hauptniederlage in Regensburg für die nördlich anliegenden Gegenden bis weit nach Thüringen hinein. Regensburg ist auch in dem berühmten Edikt Karls des Grossen einer der Hauptstapelplätze für den Handel mit den östlich benachbarten Slaven auf der grossen Heerstrasse von Bardewich (bei Lüneburg) bis hinab nach Lorch. Wie ungemein sich die Stadt heben und ihre Verbindung nach allen Seiten hin wachsen musste, ist schon dadurch klar, dass sie beinahe ein Jahrhundert lang die Residenz der deutschen Karolinger, die Hauptstadt ihres Reichs gewesen, dass diese hier ihre königlichen Stiftungen errichtet haben und dass von hier aus eine Menge Pflanzstätten bis an die Grenzen der Avaren hin gegründet wurden. Seit den letzten Dezennien des neunten Jahrhunderts mögen wohl die unausgesetzten verheerenden Einfälle der Ungarn den Haupthandel der Stadt nach Osten unterbrochen haben, desto blühender aber entfaltete er sich, als dieses Volk endlich mit der Taufe seines Königs Stephan dem Christenthume und damit der Civilisation gewonnen ward. Zahllose deutsche Auswanderer erfüllten nun die Gegenden von Unterösterreich und Oberungarn, Hunderte von Kirchen und Klöstern entstunden in jenen Landstrichen und für die Beschaffung all' ihrer Bedürfnisse war Regensburg der Hauptausgangspunkt. Dadurch bildeten sich eine Menge Gewerkschaften für alle möglichen Arbeiten in Holz und Metall, besonders aber war der Handel mit Leder und Wollengeweben überaus lebhaft und deren Fabriken berühmt.

So kam es denn, dass diese Stadt in einer gleichzeitigen Nachricht die bevölkerste des ganzen Reiches und eine der blühendsten Handelsstädte der Welt genannt wird.

Und wenn man erwägt, dass die grosse Pest im letzten Jahre des eilften Jahrhunderts binnen zwölf Wochen in ihren Mauern an neuntausend Menschen hinwegraffte, so mag diess ein Bild ihrer Einwohnerzahl geben, da der Umfang der Stadt den heutigen wohl kaum überschritt.

Am meisten jedoch hob sich ihr Handel durch die Kreuzzüge; und man darf wohl sagen, dass sie während ihrer Dauer der Mittelpunkt desselben in ganz Westeuropa und für alle Binnenlande der Hauptverbindungsplatz mit dem Orient wurde. Regensburger Kaufleute schifften die Donau hinab nach Konstantinopel, Syrien und in die Levante. Der ungarische Handel war fast ausschliessend in ihren Handen. Sie waren es, welche in Person die Märkte von Chiew, der damaligen Hauptstadt der russischen Grossfürsten, besuchten, um von dort die seltenen Waaren Hochasiens, besonders das köstlichste Pelzwerk zu holen. Sie besassen die umfassendsten Privilegien von allen Fürsten und ihr eigener „Hansgraf" begleitete sie auf jene auswärtigen Märkte, um entstandene Streitigkeiten zu schlichten nnd sie bei ihren Rechten zu schützen. An den Mauern Regensburg's schifften 1096 die zuchtlosen Schaaren vorüber, welche Peter der Einsiedler und Graf Emich von Leiningen nach dem Orient führten, um dort die furchtbaren Judenmetzeleien — in Bayern allein an zwölftausend dieser Unglücklichen — die sie auf ihrem Zuge begangen, mit der Vernichtung des ganzen Heeres zu bezahlen. Im Herbste desselben Jahres sammelte sich aber auch hier auf zahllosen Schiffen den Strom meilenweit bedeckend, das siegreiche Kreuzheer unter Gottfried von Bouillon, welches diesem die Königskrone von Jerusalem erstritt. Mit ihm zog nebst vielem andern Adel des Bayerlandes, Heinrich, der eigene Burggraf der Stadt. Das nämliche Schauspiel wiederholte sich, als König Konrad, der erste Hohenstaufe auf dem deutschen Throne vereint mit Ludwig VII. von Frankreich, 1147, freilich mit minderem Glücke in das heilige Land zog.

Auf dem grossen Blachfelde bei Barbing, östlich von Regensburg, erhob sich bald darauf in den Herbsttagen 1156 eine zweite Stadt, aus Zelten erbaut, über denen sich herrschend das kaiserliche Banner des grossen Barbarossa erhob. Hier, im Angesichte des alten Schlosses Thumstauf, das von jenseits des Stromes herüberblickte, und dem benachbart, sich jetzt das weithin glänzende, herrliche Denkmal erhebt, das König Ludwig deutscher Grösse und deutschem Ruhme errichtet, vollzog der Kaiser den für Bayern so verderblichen Akt der Abtrennung der Ostmark von dem bayerischen Mutterlande, und die Errichtung des neuen Herzogthums von Oesterreich. Fast dritthalb Jahrhunderte später sammelten sich noch einmal unter den Mauern der alten Reichsstadt die Krieger aus Deutschland und Frankreich zum Heereszuge gegen den furchtbaren Bajazet. Der Kampf fand mit der blutigen Niederlage des Kreuzheeres am 28. September 1396 bei Nikopolis ein trauriges Ende.

Von nun aber sank allmählig die hohe Blüthe Regensburgs und seines Handels. Die mächtige Republik Venedig hatte bei der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner 1204 eine Menge von Inseln und festen Plätzen im Orient erworben und riss den levantischen Handel

bald völlig an sich. Ein mächtiger Rival erwuchs ihm im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts an Genua, welches nebst der Besitznahme der reichen Inseln Kleinasiens nun auch an allen Küsten des azowischen und schwarzen Meeres Kolonien gründete und damit jedes andere Handelsvolk von jenen Gegenden und der Wasserstrasse in das südliche Russland abschloss. Nun wurde Augsburg der Stapelplatz des orientalischen Handels in's innere Deutschland, der besonders über Venedig seinen Weg dahin nahm. Die deutsche Hansa kam immer mehr empor. Durch ihre Verbindungen mit dem ganzen Norden und Osten, besonders mit dem so überaus mächtigen Handelsemporium Nowgorod, durch das Sinken Chiews und das Aufblühen Moskaus gerieth auch der östliche Handel in die Hände jenes kraftvoll aufstrebenden und bald überaus mächtigen Vereines norddeutscher und rheinischer Städte. Im Lande selbst suchten die Wittelsbachischen Herzoge, nachdem Regensburg eine Stadt des Reiches geworden, den Handel nach ihren neuen Hauptstädten, besonders nach dem rasch emporblühenden München, nach Straubing und Landshut zu ziehen und bedrängten nunmehr die Regensburger Kaufleute, die von den früheren Herzogen als die Bürger ihrer Residenzstadt geschützt und begünstigt worden waren. Mit den grauenvollen Heereszügen und der eisernen Herrschaft der wilden Mongolenhorden über den ganzen Osten von den Küsten Chinas bis heraus an die Oder war endlich der alte Handel im slavischen Binnenlande ganz vernichtet und suchte sich die neuen Seewege.

Wenn nun auch all diese Unfälle erschütternd auf die einstige Weltbedeutung Regensburgs gewirkt hatten, so behauptete die Stadt doch immer noch unbestritten ihren hervorragenden Platz in den deutschen Landen, und wie wenig dieselben ihren innern Wohlstand zu zerstören vermochten, beweiset der Umstand, dass sie reich genug war, noch im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts sich mit einem Gürtel von vierundzwanzig neuen Streitthürmem zu sichern, und dass einzelne ihrer Bürger Stiftungen gründeten, so herrlich und grossartig, wie sie jetzt kaum die vereinten Kräfte eines bedeutenden Gemeinwesens vermögen in's Leben zu rufen. In den Schuldbüchern ihrer Kaufleute waren noch immer die Namen von Königen und Fürsten keine seltenen, immer noch war Regensburg der Stapelplatz für die Bedürfnisse und den Luxus des Bayerlandes. Erst die inneren reichsstädtischen Kämpfe der Zünfte mit den Patriziern, besonders mit dem stolzen und mächtigen Geschlechte der Auer, vermochten neben dem Emporkommen Nürnbergs und Augsburgs gegen den Ausgang des Jahrhunderts, Regensburg bleibend von seiner einstigen Höhe herabzudrücken.

Das in eigenthümlicher Auffassung gemalte Bild des Handelstreibens in einer levantischen Stadt hat Adamo gemalt.

Die ersten Wittelsbacher.

17. Otto von Wittelsbach wird zu Altenburg in Sachsen mit dem Herzogthume Bayern belehnt. 1180.

Schon als Heinrich der Löwe hart und selbstsüchtig dem vor ihm knieenden Hohenstaufen an jenem unglückseligen Februartage des Jahres 1176 zu Partenkirchen die Hilfe für Italien weigerte, mochte in dessen Herzen der alte Hass des Ghibellinen von neuem erwacht und der Sturz des stolzen Welfen beschlossen worden sein. Die Gelegenheit hiezu bot sich endlich. Laute Klagen über das gewaltthätige, herrische Gebahren des Löwen im Sachsenlande, vielfache Bedrückungen und Beraubungen der kaiserlich gesinnten Bischöfe und Grossen fanden bei dem Kaiser ein nur zu geneigtes Ohr. Er beschied den Herzog zur Verantwortung während des Jahres 1179 auf drei Reichstage im Sachsenlande, und als er auch auf dem dritten nicht erschien, ward er jenes Herzogthums verlustig erklärt. Mit den Waffen in der Hand vertheidigte er nun sein Besitzthum und wies selbst nach einer letzten Zusammenkunft mit Friedrich dessen Sühneversuch zurück. Da wurden ihm endlich, als er gleicherweise einer dreimaligen Ladung nach Bayern nicht gefolgt, auf dem Reichstage zu Regensburg im Juni 1180 vom Kaiser sein Herzogthum und seine Lehen abgesprochen und dem theuerwerthen Manne, dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, die Pfalzgrafschaft im Bayerland aber dessen Bruder Otto dem Jüngern zuerkannt.

Heinrich erlag dem Kaiser und seinen vielen Feinden erst gegen Ende des Jahres und ging nach England zu dem Vater seiner Gemahlin Mathilde, nachdem ihm der Kaiser, ergriffen von dem schnellen Wechsel des Glückes, seine Stammgüter Braunschweig und Lüneburg wieder überlassen. Erst nach völliger Unterwerfung des mächtigen Feindes geschah nun die feierliche Belehnung Otto's mit dem Herzogthume am 18. Oktober 1180 zu Altenburg in Sachsen.

Schon als Jugendgespiele Friedrichs am Hofe Konrad III., seines Oheims, entstund jene treue Freundschaft zwischen Beiden, welche vorhielt durch alle Tage der Freude und der Noth. Nachdem der Hohenstaufe Kaiser geworden, vertraute er Otto auf dem Zuge nach Italien das Banner des Reiches, welches der Wittelsbacher heldenhaft hoch hielt in den heissen Kämpfen an der Veroneser Klause, vor Tortona, Crema und Mailand. Als in der Fürstenversammlung zu Besançon Kardinal Roland die freche Rede führte: „der Kaiser trüge seine Krone nicht durch die Wahl der Fürsten sondern als ein Lehen des Pabstes,“ riss der Pfalzgraf voll edlen Zornes sein Schwert aus der Scheide um

ihn zu durchbohren. Nur mit Mühe hielt Friedrich selbst den Tod vom Haupte Rolands ab, welcher später mit Roms gewohnter Dankbarkeit als Alexander III. den Bannstrahl auf das des Kaisers schleuderte. So war Otto dreissig Jahre hindurch als Gesandter in den schwierigsten Unterhandlungen, als Feldhauptmann, in den nie rastenden wälschen Kämpfen, weise und treu im Rathe der Fürsten, aufopfernd als wahrer Freund, des Kaisers starke Stütze gewesen; bis mit ihm endlich nach zweihundert und zweiunddreissig Jahren das alte Herzogsgeschlecht wieder auf den Thron seiner Ahnen gesetzt wurde und der grosse Hohenstauffe nicht blos eine Pflicht des Dankes übte, sondern auch eine alte heilige Schuld der Gerechtigkeit tilgte.

Das Bild, wir wagen nicht, es gelungen zu nennen, hat Mosdorf gemalt.

18. Ludwig der Kelheimer vollendet die Befestigung von Landshut 1204.

Schon der erste Wittelsbacher Herzog Otto soll am Fusse der uralten Feste Trausnitz, wo sich bereits seit langer Zeit eine hölzerne Brücke über die Isar und einige Wächterhäuser befunden, eine Stadt angelegt haben, in welcher er auch einigen Judenfamilien die Niederlassung gestattete, was Aventin in seiner Chronik mit den naiven Worten meldete: „Er baute sich ein fürstlich Gesäss, und die Juden bauten ihm eine Stadt.“ Schon 1183 ward eine Urkunde für das Kloster Scheftlarn „apud Landeshutam“ ausgestellt, und der bedeutungsvolle Name macht es nicht unwahrscheinlich, dass der Ort schon damals sein ältestes Wappen, die drei Sturmhüte erhielt. In demselben Jahre folgte dem, zu Kostnitz verstorbenen Vater unter Vormundschaft seiner Mutter Agnes, der Sohn Ludwig, von seiner, noch bis auf diesen Tag in räthselhaftes Dunkel gehüllten Ermordung auf der Kelheimer Brücke i. J. 1231, der Kelheimer genannt

Wie in den sächsischen Landen nach dem Falle Heinrich des Löwen die geistlichen Fürsten übermächtig geworden, so mochten auch die bayerischen Bischöfe sich mit der gleichen Hoffnung schmeicheln. Desshalb sahen sie mit Neid das kräftige Emporstreben des wieder eingesetzten Herzogshauses, und strebten darnach, es jetzt noch zu entfernen oder mindestens niederzudrücken. Unter kleinlichen Vorwänden brach 1203 ein erbitterter Krieg der Bischöfe von Regensburg und Freising und des Erzbischofs von Salzburg gegen den jungen Herzog aus, in welchem es ihm wünschenswerth geworden, an dem wichtigen Uebergangspunkte über die Isar, recht in Mitte seiner drei Gegner gelegen, eine starke Feste zu besitzen. Gleich nach Beendigung des Kampfes 1204 versammelte er zahlreiche Werkleute zu umfassenden Bauten. Die einfache, weitausblickende Warte auf der Höhe wurde in

eine stattliche Veste verwandelt, mit dem starken Thurme, und dem weiten Mauerringe, die nebst dem berühmten tiefen Brunnen wohl noch von dieser ersten Anlage herrühren. Auch die uralte Kapelle mit ihren romanischen Bogen deutet auf diese früheste Zeit ihrer Entstehung zurück. Ebenfalls wurde die Häuseranlage am Fusse der Burg und längs des Flusses mit Mauern und Streitthürmen umfasst, und mit ansehnlichen Freiheiten ausgestattet. In demselben Jahre noch feierte der Herzog auf der neuen Burg seine Vermählung mit der schönen und geistreichen böhmischen Herzogstochter Ludmilla, der jugendlichen Wittwe Graf Albrechts von Bogen. Sie soll sich seinen Besitz auf romantische Weise erlistet haben. Der Herzog ritt nämlich mehrmals auf ihre Burg Bogen und entbrannte in Liebe zu der schönen Frau. Stets ward sein Dringen züchtig abgewiesen. Als er eines Tages wieder einsprach, fand er im Gemache der Gräfin einen Teppich aufgehangen, dem drei Ritter in Lebensgrösse eingewirkt waren. Da er nun aufs Neue um den Sold treuer Minne flehte, sprach die schlaue Wittwe lächelnd: „Gut denn, er sei euch gewährt, wenn ihr mir feierlich vor diesen Rittern die Ehe gelobt.“ Arglos schwur er. Als sich aber der Vorhang regte und hob, und drei gewappnete Vasallen Ludmillens als lebende Zeugen des Schwures hervortraten, ritt er voll Unmuth von hinnen. Nach Jahresfrist hatte jedoch die Liebe seinen Zorn besiegt, er führte die schöne Frau heim und erwarb mit ihr die reiche Grafschaft, fast alles Land von der Donau bis tief in den Böhmerwald hinein umfassend.

Nachdem Ludmilla zum zweitenmale Wittwe geworden, entsagte sie der Welt, und stiftete das Kloster Seligenthal am Fusse der Stätte, wo sie Ludwig einst angetraut worden. Hier beschloss sie auch ihre Tage. Landshut aber ward Residenz des ganzen Bayerlandes und blieb es auch von einem Theile desselben, bis seine eigene Regentenreihe mit Georg dem Reichen am Ausgange des XV. Jahrhunderts erlosch.

Das Bild ist von Mosdorf gemalt.

19. Ludwig der Kelheimer wird auf dem Zuge gegen Kairo der Retter der Kreuzfahrer. 1221.

Jerusalem, die heilige Stadt, war nach achtundachtzigjährigem Besitz der Christen 1187 wieder in die Hände Saladins gefallen. Ein Schmerzensschrei durchdrang das ganze Abendland. Aber vergebens zogen aufs Neue unter den mächtigsten Herren der Christenheit zahllose Streiter nach Syrien. Innere Uneinigkeit lähmte ihre Kraft und die heiligen Stätten blieben im Besitze der Ungläubigen. Da ward endlich der Plan gefasst, von Aegypten aus, dessen Sultane damals die gewaltigsten Fürsten des Islam waren, gegen Jerusalem vorzudringen. Wirklich gelang

es auch einem Kreuzheere, in welchem Johann, der Titularköuig Jerusalems, der König Heinrich von Cypern und Herzog Leopold von Oesterreich die hervorragendsten Führer waren, in dem unter vielen edlen Bayern auch die Grafen von Vohburg und Plain und der bekannte Minnesänger Nithart die Waffen trugen und bei dem sich selbst der heilige Franz von Assisi befunden, das feste und wichtige Damiette, den Schlüssel Aegyptens, nach heldenhaften Kämpfen und unsäglichen Mühen zu erobern und sich dort festzusetzen.

Damals hatte auch Herzog Ludwig die längst gelobte Heerfahrt angetreten und stiess mit mehreren Bischöfen und nahe an vierhundert Grafen und Edelherrn seines und der übrigen deutschen Lande zum Heere der Kreuzfahrer. Schon war dessen Kraft zum weitern Zuge nach Kairo wieder erlahmt, und müssig, zerspalten durch innere Zwistigkeiten, lag es am Ufer des Nilarmes vor der erorberten Stadt. Umsonst wiedersetzten sich König Johann und die Meister der drei Ritterorden der unvernünftigen und halsstarrigen Weigerung des Kardinals Pelagius Galvani, des päbstlichen Legaten, der sich als obersten Führer des Kreuzheeres betrachtete, und verlangten die Annahme der ehrenvollen Anträge des Sultans Malek el Kamel, welcher für Damiette die Herausgabe des Königreichs Jerusalem bot. Pelagius drang durch, leider von Herzog Ludwig im Auftrage Kaiser Friedrich II. unterstützt, und der Zug gegen Kairo wurde beschlossen. Indessen hatte die Aufforderung des Kalifen zu Bagdad, der den heiligen Krieg predigen und die Fahne des Propheten entrollen liess, unzählige begeisterte Streiter unter den Befehl des Sultans von Aegypten versammelt. Das Christenheer brach auf, die Zeit jedoch war übel gewählt. Die Wasser in dem vielfach verschlungenen Geäder der Nilmündungen, zwischen denen die Kreuzfahrer eingekeilt waren, schwollen immer mehr an und als es den Muselmannen gelang, auf einen der vielen Kanäle des Stromes selbst in den Rücken der Christen zu kommen und während der Nacht die Schleussen zu öffnen, strafte sich die thörichte Zuversicht des Legaten auf furchtbare Weise. Die Fluthen stiegen höher und immer höher, alles Gepäck, aller Mundvorrath wurde eine Beute des Stromes, stündlich fanden Hunderte von Kriegern und Rossen ihren Tod in seinen Wellen. Mehrere Ritter wurden an die Sarazenen Fürsten gesandt, um ihnen ehrlichen Kampf anzubieten. Diese waren jedoch weder unklug noch grossmüthig genug, den von der Verzweiflung gebotenen Vorschlag anzunehmen. Da stellte sich König Johann und der Herzog Ludwig selbst dem Sultan zum Zweikampfe. Der aber entgegnete: „Was soll ich zum Schwerte greifen, steht es doch völlig in meiner Macht, euch alle sterben zu lassen?“ Endlich entschloss er sich dennoch, wohl einen Kampf mit Verzweifelnden scheuend, zum Vergleiche, und bewilligte, gegen die Räumung von Damiette ungehinderten Abzug, Freiheit der Gefangenen

und Rückgabe des heiligen Kreuzes — selbst 30,000 Brode sandte der menschlich fühlende Sultan in das Lager der ausgehungerten Christen. Bis alles erfüllt, sollten der König, der Herzog, der Legat und der Bischof von Ptolomais als Geiseln in seiner Gewalt bleiben. Im frommen Eifer trat auch Franz von Assisi vor den Sultan, und suchte ihn zu bekehren. Er hörte den Heiligen aufmerksam und gütig an, gab aber seinen Worten keine Folge.

Viele bayrische Grosse, unter ihnen Bischof Ulrich von Passau, erlagen den Mühseligkeiten dieses Zuges; Ludwig aber, wegen seines hochherzigen Anerbietens von dem Sarazenenfürsten hoch geehrt, gelangte gegen Ende des Unglücksjahres wieder in seine Lande zurück. In seinem Gefolge mochte sich auch der berühmte Minnesänger Hiltebold von Schwangau befunden haben, der eben damals seine Kreuzfahrt unternahm.

Das Bild, lebendig entworfen und von seltener Kraft der Färbung, hat Beischlag gemalt.

20. Erbprinz Otto erwirbt durch seine Verbindung mit der Erbgräfin Agnes die Pfalzgrafschaft. 1225.

Das herrliche Land an beiden Ufern des Mittelrheins, rings um das vielthürmige goldene Mainz, um Worms, der Stätte der ältesten deutschen Sage, und um die mächtige, ernste Kaisernekropole Speier ausgebreitet, eine der gesegnesten Fluren Deutschlands, war seit Jahrhunderten dem Pfalzgrafen des Rheines, einem der mächtigsten Fürsten des Reiches unterthan. Anfangs im wechselnden Besitze verschiedener Häuser behauptete diese Würde um die Mitte des XII. Jahrhunderts Graf Hermann von Stahleck. Dieser führte, die Macht der damals ausgestorbenen rheinfränkischen Herzoge ursurpirend, blutige Kämpfe mit den benachbarten Kirchenfürsten und wurde desshalb von Kaiser Friedrich I. wegen Landfriedensbruch zur schimpflichen Strafe des Hundetragens verurtheilt. Er starb unbeerbt 1165.

Nun verlieh Friedrich seinem Halbbruder Konrad von Staufen das reiche Land. Dieser nahm seinen Sitz auf dem Stahlbohel und mehrte sein Gebiet ansehnlich durch Schirmherrschaft über Hochstifte und Klöster. Es ist begreiflich, dass die Hohenstaufen eine so bedeutende Besitzung ihrem Hause zu erhalten strebten, um so mehr, seit die mächtigen Welfen ihre Feinde geworden. Aber der Himmel hatte es anders beschlossen. Konrad besass nur eine Erbtochter Agnes und sie sollte durch ihre Vermählung mit einem Verwandten des Hauses diesem das so wichtige Erbe erhalten. Aber ihr Herz war nicht mehr frei und gerade der schöne und tapfere Heinrich, der Sohn des verhassten welfischen Löwen, hatte es zu gewinnen gewusst. Den Zorn des Kaisers,

des finstern und gewaltigen Heinrich VI., fürchtend, soll nun, so erzählt die Sage, der Pfalzgraf den sogenannten Pfalzgrafenstein mitten im Rheine erbaut und Agnes dort eingeschlossen haben. Aber weder die Tiefe des Rheins noch die Höhe der Mauern konnten der Macht der Liebe widerstehen. Von der Mutter im Pilgerkleide eingelassen ward ihm das höchste Minneglück zu Theil und Agnes gesegnet. Der Pfalzgraf gerieth in die grösste Bestürzung, eilte zum Kaiser nach dem nahen Speyer und flehte ihn an, die Ehre des Hauses wieder herzustellen. Der aber blieb so lange unerbitterlich, bis ihm der Trauungsakt des Paares ausgehändigt worden. Auch diesen wusste die listige Mutter zu schaffen und Agnes genas im Jahre 1201 eines Töchterleins, das nach ihrem Namen getauft wurde. Konrad aber gab ein Hausgesetz, dass künftighin alle Pfalzgräfinnen ihr Wochenbett in der engen Kammer des Pfalzgrafensteines zu halten hätten.

Was die Hohenstaufen gefürchtet, traf ein. Der junge Heinrich ergriff die Parthei seines Bruders Otto, des nachmaligen Königs, gegen Philipp von Schwaben. Friedrich II. that ihn desshalb später in den Bann des Reiches, und verlieh 1215 sein Amt an Herzog Ludwig von Bayern. Der konnte aber, so lange die Welfen noch mächtig am Rheine waren, nicht zu dessen ruhigen Besitz gelangen. Er wurde sogar in demselben Jahre von Heinrichs Anhängern entscheidend geschlagen und gefangen genommen, und nur eine allgemeine Landsteuer, auf 200,000 Pfd. veranschlagt, vermochte ihn loszukaufen.*)

Wie durch die Mutter die pfälzischen Lande, damals erst aus dem Kraichgau und dem Gebiete von Heidelberg, Bacharach und Stahleck bestehend, an die Welfen gelangt, so sollten sie nunmehr durch die Tochter bleibend an das Haus Wittelsbach kommen. Schon 1216 war zwar Ludwig im unbestrittenen Besitze derselben, verwaltete sie jedoch gleichsam nur als Vormünder für die junge Erbin, die, seinem Sohne Otto bereits im Kindesalter verlobt, an seinem Hoflager zu Kelheim und Landshut erzogen wurde.

Im Jahre 1225 konnte der Besitz der schönen Pfalz endlich für alle Zeiten seinem Hause gesichert werden. In den Pfingstfeiertagen veranstaltete Herzog Ludwig in seiner neuerbauten Burg zu Straubing einen prächtigen Hoftag, dem der junge König Heinrich, Kaiser Friedrichs II. Sohn, der von den Minnesängern vielgefeierte Leopold von Oesterreich, die Herzoge von Kärnthen und von Meran,

*) Kloster Scheyern allein hatte 100 Pfund beizutragen. Da das Pfund 240 Pfennige hielt, so entsprach es ungefähr unserm Gulden, hatte aber natürlich einen weit höhern Werth. Es galt z. B. ungefähr gegen Ende des XIII. Jahrhunderts ein Schäffel Korn 80, ein Eimer Bier 20 Pfennige; ein gutes Ross war um 3 Pfund zu kaufen, ein Schwert um 32 Pfennige, u. s. w.

die Kirchenfürsten der Hochstifte von Salzburg, Würzburg, Bamberg, Passau, Regensburg, Augsburg, Eichstädt, Brixen, dann die der erst neu gegründeten Sitze zu Chiemsee, Seccau und Lavant, sowie ein reicher Kranz bayrischer Edler und eine zahllose Menge Volkes beiwohnte. Zuerst wurde der einundzwanzigjährige Otto wehrhaft gemacht und ihm der Ritterschlag ertheilt und dann die Ehe mit der drei Jahre älteren Braut durch den Erzbischof von Salzburg eingesegnet. Prachtaufzüge, Turniere und Fackeltänze verherrlichten nach der Sitte jener Zeit das glänzende Fest, nach dessen Beendung die Neuvermählten an den Rhein zogen und dort im Schlosse zu Heidelberg ihren Sitz aufschlugen, wo am 13. April des Jahres 1228 Agnes ihren Gemahl mit einem Sohne beschenkte, der dem Grossvater zu Ehren Ludwig getauft wurde.

Das Bild, von trefflicher Farbenwirkung, hat Wagner gemalt.

21. Herzog Otto III. von Niederbayern wird 1305 zum Könige von Ungarn gekrönt.

Mit dem Tode des Königs Andreas war im ersten Jahre des XIV. Jahrhunderts Arpad's altes Königshaus, das seit vier Jahrhunderten Ungarn beherrscht und mächtig gemacht, erloschen. Mehrere Prätendenten traten auf, aber, so oft im Aufstande gegen ihre angestammten Fürsten, konnten die herrischen und selbstsüchtigen Grossen des Landes sich um so weniger über die Nachfolge eines Fremden einigen. Rom, seiner alten Politik getreu, unterstützte den Urenkel des blutigen ersten Karl's von Anjou, den König von Neapel, dessen Grossmutter die ungarische Königstochter Maria gewesen. Er hatte grossen Anhang im Lande und mit ihm waren die Habsburger. Zahlreiche Bischöfe und Magnaten hingegen widersetzten sich der Anmassung des Pabstes und wählten Wenzel von Böhmen, einen Nachkommen Bela's IV., zum Könige. Dieser schickte seinen zwölfjährigen Sohn gleichen Namens, der aber von Karl's Anhängern bekriegt und in Ofen belagert wurde. Der Vater entsetzte ihn, und führte ihn nebst den ungarischen Reichsinsignien nach Prag zurück, wo endlich, nach des Vaters Tode, der junge König seine Rechte auf Ungarn dem Herzoge Otto von Niederbayern, dem Sohne von Bela's jüngerer Tochter Elisabeth abtritt.

Die Wege waren allerorten von Anhängern des Anjou verlegt, zu denen auch Kaiser Albrecht, der erbitterte Feind der Wittelsbacher, gehörte. Dennoch schlich sich Otto, als Kaufmann verkleidet, mit wenigen Getreuen durch. Unter den Reichskleinodien, die er mit sich führte, war besonders sorgfältig die Krone des heiligen Stephan in einem hölzernen Gehäuse verborgen, denn nur der galt den Magyaren als ihr wahrer König, dem sie in der alten Krönungsstadt Stuhlweissenburg auf's Haupt gesetzt worden. Sie ward zum Entsetzen Otto's und seiner

Getreuen an einen Morgen vermisst, fand sich aber nach eifrigem Suchen wohlbehalten wieder in einem Sumpfe, in dem sie ihr Träger beim nächtlichen Ritte verloren hatte. Nach vielen Fährlichkeiten gelangten sie endlich nach Stuhlweissenburg, wo Otto am 6. Dezember 1305 von den Bischöfen von Czanad und Vesprim unter dem Zurufe des Volkes gekrönt wurde. Seine Regierung war weder von Segen noch von Dauer. Zu schwach um der Wildheit, zu gutmüthig um der Schlauheit seiner halbbarbarischen Unterthanen gewachsen zu sein, ward er der Spielball aller Partheien, die er doch beherrschen sollte. Auf seinem Umzuge im Lande bemächtigte sich zuletzt der Woiwode von Siebenbürgen selbst seiner Person, und mit ihr der Reichskleinodien, und wollte ihm die eigene Tochter zur Ehe aufdringen. Der Braut und seiner Haft entrann der König, die Krone aber, nach der er vor Allem begehrte, blieb in der Hand des Verräthers. Nun floh er, als ein armer Freihart, durch die Walachey, Polen und Schlesien. Hier von Herzog Heinrich von Glogau erkannt, wurde er auf Anstiften seiner Feinde aufs neue festgehalten, löste sich aber durch seine Verbindung mit dessen Tochter Agnes, deren Liebe ihm seinen Kerker geöffnet. Zu Straubing wurde während der Pfingstfeiertage des Jahres 1308 das Hochzeitfest begangen.

Gegen Kaiser Albrecht, der mittlerweile die Lande Otto's überfallen und furchtbar verwüstet hatte, entbrannte nun der grausamste Vergeltungskrieg, und als der harte Mann durch die Hand des eigenen Neffen ein blutiges Ende gefunden, wüthete derselbe gegen seinen Sohn Friedrich fort. Das Landvolk Niederbayerns — „an sechzigtausend Mann" sagen die Chroniken — war aufgestanden, und rächend in Oberösterreich eingefallen. Endlich, als jeder Theil des Verheerens müde, und geschreckt durch eine fürchterliche Seuche, welche durch ganz Europa wüthete, nach Frieden seufzte, wurde dieser, vorzüglich durch Herzog Ludwig von Oberbayern, dem nachmaligen Kaiser, zu Passau 1311 vermittelt.

Ein Jahr später versammelte Otto die vornehmsten Bürger von Landshut und Straubing an seinem Sterbebette, übergab ihrer Obhut seinen erst fünfzehn Tage alten Sohn und die unmündigen Knaben seines verstorbenen Bruders Stephan, mit dem theuern Eide, die Kinder und das Land nur der Pflege seines Vetters Ludwig zu überantworten, der mittlerweile die jüngere Schwester seiner Gemahlin, Beatrix, geheirathet hatte. Vorher schon stellte er, von schweren Schulden gedrückt, gegen ansehnliche Steuergewährung, den Prälaten und der Ritterschaft jene verhängnissvolle Ottonische Handveste aus, deren ungewöhnliche Freiheiten die Quelle endloser Zwiste auf zwei Jahrhunderte hinaus wurde. Am 9. September 1312 schloss der hartgeprüfte Fürst auf immer seine Augen.

Das Bild hat Pechmann gemalt.

Ludwig der Bayer.

22. Herzog Ludwig's Sieg bei Gammelsdorf über die Oesterreicher und Niederbayern am 9. November 1313.

Das Vertrauen, welches der sterbende Otto, gewarnt durch die Treulosigkeit seiner ungarischen Magnaten, dem Adel Niederbayerns entzogen, und seinen treuen Bürgern von Landshut und Straubing geschenkt hatte, erbitterte die Ritter auf's Aeusserste. Sie verbanden sich, an ihrer Spitze die mächtigen Grafen von Hals und die Herren von Degenberg, mit den beiden Herzoginnen, den Müttern der jungen Fürsten, um ihrerseits den Herzogen von Oesterreich, Friedrich und Leopold, als künftigen Schwähern des ältesten Prinzen, die Vormundschaft und Verwaltung Niederbayerns zu übertragen. Auch hierin willigte Ludwig. Als sich aber die Anmassung der Oesterreicher und Ritter immer mehr steigerte, kam Ludwig, um abzumahnen und zu warnen, mit Herzog Friedrich in Landau zusammen. Die Unterredung ward zum heftigsten Streite, so dass ersterer bereits zum Schwerte gegriffen, und die Umgebung beide Herzoge nur mit Mühe zu trennen vermochte. Friedrich verliess zornentbrannt das Schloss, und der Krieg, oder vielmehr die wildesten Verheerungszüge der Ritter und Bürger begannen.

Ludwig sammelte, letztern zu Hilfe, bei Altomünster seine Ritter und Reisigen; viel befreundeter Zuzug aus Schwaben und Franken stiess zu ihm. Der ganze Herbst verging unter diesen Rüstungen. Am Ausgange desselben kam, durch das Vilsthal herauf, geführt von Ulrich von Walsee, das Heer der Oesterreicher, wildes Volk aus Mähren und Ungarn in seinen Reihen. Mit ihm die Ritterschaft Niederbayerns. Bei Moosburg passirten sie Isar und Amper, und schlugen ihre Wagenburg auf den Höhen zwischen Isareck und Gammelsdorf auf, dort das Heer Friedrichs erwartend, das, in den vorderösterreichischen Landen gesammelt, aus Schwaben herbeiziehen sollte. Aber Ludwig kam ihnen zuvor. Ein Kriegsrath in seinem Lager beschloss raschen Angriff. Das Hauptheer zur Begegnung der, von Westen erwartenden Feinde zurücklassend, brach er nur mit vierhundert Reitern beim frühesten Morgengrauen auf, durcheilte das Glan- und Amperthal, vereinigte sich bei Isareck mit den wehrhaften Bürgern von Moosburg und Landshut, Straubing und Ingolstadt, und kam am neunten November Mittags in der Nähe der Feinde an. Dichter Nebel deckte die ganze wasserreiche Gegend. Lautauf donnerte der gewohnte Schlachtgesang und Ludwigs Reiter brachen in den sorglosen Feind. Dieser, so plötzlich überfallen,

war schon in der ersten Stunde völlig zersprengt, und focht, ohne Plan und Ordnung, in regellosen Haufen. Die Ungarn und Kumanen konnten wegen des dichten Nebels keinen Gebrauch von ihren Pfeilen machen, und wandten sich, die ersten, zur Flucht. Rüdiger von Pinzing warf das Hauptbanner Oesterreichs nieder und fing dessen Träger. Noch kämpfte Ulrich von Walsee ritterlich bis der Tag sich neigte. Endlich nachdem die Edlen von Swezzelberg mit gesparter Kraft an der Spitze ihrer Knechte in die ermüdeten Feinde einbrachen, stürzte sich Alles in wilder Flucht der langen Brücke bei Volkmannsdorf zu. Diese, unfähig, die ungeheuere Last der Fliehenden zu tragen, krachte zusammen und viele Feinde fanden ihr Grab in den Wellen. Die Niederlage der Oesterreicher war vollendet. Dreihundert und fünfzig Edelleute aus Oesterreich und Niederbayern wurden gefangen; die Wagenburg und das Lager mit reicher Beute ward Gewinn der Sieger und fiel meistens den Bürgern als Beute zu. Ihren Heldenmuth zu ehren, setzte Ludwig den Ingolstädtern den blauen, feuerspeienden Panther, das Wappen Niederbayerns, den Landshutern statt der drei Peckelhauben die ritterlichen Stechhelme in ihr Banner.

Das Bild, wohl eines der mindest gelungenen, hat Deckelmann gemalt.

23. Sieg bei Ampfing und Mühldorf über Friedrich den Schönen von Oesterreich 1322.

Seit dem beklagenswerthen achten September des Jahres 1156, der das alte grosse Herzogthum Bojoarien in die beiden Herzogthümer Bayern und Oesterreich zerriss, verging kein Jahrhundert, in dem sich diese Brudervölker nicht in den Waffen gegenüber standen. Aus dem alten Granitblock, an dem sich Slaven- und Magyaren-Stürme gebrochen, waren zwei Mühlsteine geworden, die sich nun beständig aneinander rieben.

So war es denn auch im Beginne des XIV. Jahrhunderts. Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Bayern waren jeder von einem Theile der Wahlfürsten zum König erkoren, jener zu Köln, dieser zu Frankfurt gekrönt worden. Nachdem manches Treffen ohne Entscheidung geschlagen, manch' wackrer Ritter und Bürger in den Tod gegangen, nachdem der blutige Hader bereits in die acht Jahre gewährt, beleuchtete endlich die Sonne des glorreichen 28. Septembers 1322 den Entscheidungssieg der Bayern und ihrer Verbündeten.

Nördlich des Inn bis hinüber zum Flüsschen Isen breitet sich zwischen Mühldorf und Erharting, Ecksberg und Ampfing eine grosse, nur gegen den Inn steil abfallende Ebene aus, in ihrem westlichen Theile die Vehwiese genannt. Am 27. lagerte bereits das Heer Friedrichs,

in dem sich auch viertausend Ungarn und viele heidnische Kumanen befanden, bei dem salzburgischen Städtchen Mühldorf. Es war unter haarsträubenden Gräueln, im eigenen Lande verübt, längs der Donau heraufgezogen. Ludwigs Verbündete waren die Lützelsburger: König Johann von Böhmen und Kurfürst Baldwin von Trier, sein Vetter Heinrich von Niederbayern und Burggraf Friedrich von Nürnberg. Dazu kamen die Grafen von Henneberg, Hohenlohe, Schlüsselberg, Oettingen und Montfort nebst vielen Adeligen aus Frankenland, sowie die treuen Bürger seiner Städte, die besonders noch am Montag den 27ten in seinem Heere zusammenströmten. Es zählte nun über 1500 Reiter und 30,000 Fussgänger, und lagerte am linken Ufer der Isen. Jetzt ward der Angriff beschlossen, ehe der Zuzug aus Nieder-Oesterreich und dem Elsass eingetroffen war, welcher schon unter Friedrichs Bruder Leopold am Lech stund, durch die, den Mönchen von Fürstenfeld gelungene Festnehmung seiner Boten aber glücklich aufgehalten wurde. Ein Ritter kündigte den Kampf für den folgenden Tag im Lager der Oesterreicher an, und trotz der Abmahnungen seiner Getreuen, welche auf Leopold warten wollten, trotz der erkundeten Ueberzahl des bayerischen Heeres, nahm Friedrich ihn an.

Am 28. früh wurde in beiden Lagern das Messopfer dargebracht und das heilige Abendmahl gereicht. Dann überschritten die Bayern die Isen beim Schlosse Zangberg und begannen den Angriff, im Centrum von Heinrich von Niederbayern, auf dem linken Flügel von König Johann, auf dem rechten von Ludwig selbst geführt. Jenseits des Flüsschens, in dunkler Waldschlucht verborgen, blieb der Burggraf zurück und harrte seiner Zeit. Der König und noch eilf seiner Ritter um ihn, in unscheinbare blaue Waffenröcke mit weissen Rauten gekleidet, blieben abseits, doch hielt bei ihm Conrad von Schlüsselberg mit dem Reichsbanner. In vier Schlachthaufen geordnet stunden die Oesterreicher, an mehreren Tausend weniger. König Friedrich in prachtvoller Rüstung, weitum an dem habsburgischen Pfauenbusche kenntlich, führte den zweiten, auch vor ihm wehte das Reichsbanner in den Händen des elsässischen Ritters von Geroldseck.

Die Böhmen begannen den Kampf. Ihr ungestümmer Anprall wurde jedoch von den Oesterreichern und den Steyerern tapfer abgeschlagen, und wäre ihr verwundeter König nicht von einem österreichischen Ritter selbst unter den Rosseshufen des feindlichen Heerführers, des Marschalls von Pielichdorf, hervorgezogen worden, so wäre mit seinem Leben wohl auch die Schlacht verloren gewesen. Fünfhundert Reiter waren gefangen worden und mussten schwören, sich nicht mehr am Kampfe zu betheiligen; der Rest ward über die Isen zurückgeworfen. Zugleich war Friedrich gegen Ludwigs Flügel vorgerückt. Unentschieden wogte hier der Kampf, immer wieder neu entfacht, Friedrich drang so unwider-

stehlich ein, dass er mit eigner Hand das Banner von Bayerland niederwarf, und that solche Wunder der Tapferkeit, dass: „kein besserer Ritter war in all' dem Streite.“ Schon schien der Tag den Oesterreichern zu gehören. Aber den Bayern und Böhmen war der Muth nicht geschwunden. Um die noch ungeschwächten Niederbayern im Centrum sammelte sich Alles zu erneutem Angriff. Der rechte Flügel der Oesterreicher war zu weit vorgedrungen, gegen seine ungedeckte Flanke richtete sich jetzt der erste Anfall. Auch die Sonne war allmählig tiefer gesunken, ihre Strahlen, die an den blanken Harnischen zurückprallten, blendeten die Augen der Feinde; der ungestümme Stoss brachte sie in Verwirrung, sie wichen. In diesem entscheidenden Augenblicke erschien, die Isen durchsetzend, der Burggraf mit fünfhundert Helmen. Jubelnd ward er von den Oesterreichern als der sehnlichst erwartete Leopold begrüsst. Um so schrecklicher war die Enttäuschung. Mit wildem Kriegsgeschrei, alles vor sich niederwerfend, brachen diese neuen Feinde in das erschütterte Heer. Das Banner Oesterreichs wurde niedergeworfen, die Meisten flohen, wer noch um sein Leben stritt, fiel oder wurde gefangen. Friedrich kämpfte heldenmüthig, von Feindesleichen umgeben. Da sank sein Ross von einer Lanze durchbohrt; er mit ihm. Ein Edelknecht, Konrad Rindsmaul, Pfleger zu Neustadt an der Donau, nahm ihn gefangen. Den fragte der König, wessen Mann er sei. „Des Burggrafen“ war die Antwort. Diesem, herbeigerufen, übergab er sein Schwert, und ward von ihm zu Ludwig geführt. Es war um die Vesperzeit, als der Bayer ihn, unter einem Baume stehend, mit den Worten empfing: „Herr Oheim, ich sah euch nie so gerne.“ Tieferschüttert blickte Friedrich schweigend zur Erde; aber Ludwig sicherte ihm in edler Weise Leben und Gut, und hielt treulich sein Wort.

Diess war der Verlauf einer der gewaltigsten Schlachten des Mittelalters, sie befestigte die erste Krone der Welt auf dem Haupte des Wittelsbachers. Von Seite der Sieger deckten eilfhundert Todte und dreitausend Rosse die Wahlstatt. An dreitausend fünfhundert Gefallene zählte der Feind. Unter den Gefangenen waren ausser dem Gegenkönige noch dessen Bruder Heinrich, der Marschall von Pielichdorff und allein nahe an fünfzehnhundert gekrönte Helme. Friedrich ward auf die Veste Trausnitz in der Oberpfalz gebracht, Heinrich dem Könige von Böhmen überlassen.

Um diese beurkundete Darstellung schlingt sich aber ein Kranz anmuthiger Sagen. So werden Anordnung und Oberleitung der Schlacht einem greisen Ritter, Seifrid Schweppermann aus dem Nordgau zugeschrieben, der schon bei Gammelsdorf „das Best' gethan“, und vom König Ludwig bei Vertheilung der spärlichen Lebensmittel nach der Schlacht die schönen Worte berichtet: „Jedem Mann ein Ei, dem

frummen Schweppermann zwei." Ein wunderbarer Ring, im Besitze Friedrichs, soll durch das Erbleichen seines Kleinods diesem seine Niederlage verkündet haben. In Wirklichkeit that es beim Durchzuge zu Admont der gelehrte Magister Berthold von Verona, „als Strafe für die an seinen Völkern verübten Greuel", wie die Jahrbücher von Klosterneuburg meinen. Die Münchner Sauerbäcker sollen in der Schlacht sich vor Allen ausgezeichnet und ihren Fürsten aus der drohendsten Gefahr herausgehauen haben. Dafür schenkte ihnen Ludwig den Reichsadler in ihr Panier und verlieh ihnen das Zunfthaus an der Hochbrücke im Thal zu München. Noch eröffnen sie in alterthümlicher Kleidung die Fronleichnamsprozession daselbst. Als Streit über den Ritter entstund, der den Gegenkönig gefangen genommen, liess dieser sich die Schilde vorweisen. Er deutete auf den einen, einen Büffelkopf mit einem Ring durch die Nase zeigend, und sprach: „des Kuhmauls konnt' ich mich nit erwehren". Es war der des Rindsmaul. Gottfrid Griessenbeck hatte sechs Banner der Oesterreicher erbeutet und ihre Träger erschlagen. So, blutbedeckt, trat er vor den König, der ihm den schwarzen Greifen seines Wappens in einen blutrothen verwandelte und in's Herzschild setzte. Zweimal soll der böhmische Ritter von Zierotin sich prahlend durch das ganze feindliche Heer im tollkühnen Reiterspiele durchgeschlagen, das drittemal aber mit seinem müden Rosse zusammengebrochen und, als gefeit, mit Streithämmern erschlagen worden sein. Heilwig von Wurmbrand lag nach blutigem Heldenkampfe todesmatt und todeswund unter seinem Rosse. Alles rief ihm zu, sich zu ergeben, da er der Ehre genug gethan. „Ich mein's", sprach der tapfere Degen und noch heute ziert diese Devise das Wappen des erlauchten Hauses. Von dreiundzwanzig Trautmannsdorfen, die in der Schlacht gefochten, lagen zwanzig auf dem Bett der Ehre, unter ihnen der alte, achtzigjährige Stammherr. Auch die Kapelle nächst Ampfing soll einem Gelübde des Königs und der Seinen ihr Dasein verdanken und desshalb „Wenn wir siegen", im Volksmund „Wimmasing" genannt worden sein.

Das Bild ist von Muttenthaler gemalt. Leider hat der Künstler manche historische Wahrheit vermeinter künstlerischer Schönheit zum Opfer gebracht.

24. König Ludwig erwirbt die Mark Brandenburg 1324.

Wie im Herzogthume Bayern die Ostmark sich allmählig durch die den Ungarn abgenommenen Länder vergrössert hatte und von Deutschen bevölkert wurde, so im Herzogthume Sachsen die Nordmark durch die den Slaven abgerungenen Gauen. Bis zum Sturze Heinrich des Löwen und seines grossen Herzogthums gehörte sie im Umfange

der Altmark zu diesem. Albrecht der Bär, aus dem Hause Askanien oder Aschersleben, erwarb die Mittelmark und die Stadt Brannibor 1142 und nannte sich, unabhängig seit des Welfen Fall, Markgraf von Brandenburg. Seine Nachkommen, welche das Gebiet allmählig mit der Uker- und Neumark vergrössert hatten, erloschen mit Heinrich III. 1320. Nun kam mannigfache Noth über das blühend gewordene Land. Böhmen, Mecklenburg, die pommerschen Herzoge, die Bischöfe, selbst Polen reissen Städte an sich; Faustrecht und unaufhörliche Fehden wüthen, Adel und Geistlichkeit reiten im Stegreif und üben schamlos jede Art von Bedrückung und Plünderung. Schon war es nach dem Untergange der grossen Kaisergeschlechter dahin gekommen, dass nur mehr eine bedeutende Hausmacht dem deutschen Könige seine Herrschaft zu sichern vermochte. Auf deren Vermehrung also mit Recht bedacht, verlieh Ludwig der Bayer seinem ältesten, damals erst achtjährigen Sohne Ludwig, seitdem der Brandenburger genannt, die Marken, welche er bis zu dessen Volljährigkeit selbst verwaltete.

Dieser Besitz brachte weder dem Lande noch dem neuen Herrscherhause besonderes Glück. Obschon Ludwig später durch seine erste Ehe mit Margarethe von Dänemark einen reichen Brautschatz und manchen Besitz wieder erworben, so bringt doch ein verheerender Krieg mit dem mächtigen Erzbischof von Magdeburg und mit Polen Brandenburg in die schlimmste Lage. Die Lehenherrschaft über Pommern geht verloren, der Bann trifft den Markgrafen nach seiner zweiten Vermählung mit der Erbin Tyrols und über all diess tritt von dem nunmehrigen Todfeinde des Kaisers, dem Gegenkönige Karl von Böhmen nnterstützt, in seinem Lande 1348 der Müller Jakob Rehbock auf, durch täuschende Aehnlichkeit begünstigt, sich für den 1319 verstorbenen, grossen Markgrafen ausgebend. Er gewinnt solchen Anhang, dass dem rechtmässigen Herrn nur Frankfurth, Spandau und Brietzen, seitdem Treuenbrietzen genannt, bleiben. Nachdem Rehbock 1349 als Betrüger entlarvt, und Ludwig von dem neuen Könige Karl IV. aufs Neue feierlich mit der Mark belehnt worden war, entsagte er zu Gunsten seines Bruders Ludwig II. der Herrschaft. Unter diesem sinkt durch eine verheerend auftretende Pest, die grausame Judenverfolgung und die schrankenlosen Anmassungen des Adels der Wohlstand des Landes immer tiefer. Zwar wird es durch des Kaisers goldene Bulle zum Kurfürstenthume erhoben, aber zugleich auch durch einen Erbvertrag mit dem schlauen Luxemburger in's Netz seines damals übermächtigen Hauses gezogen. Noch folgt nach Ludwigs kinderlosem Tode 1365 — sein vereinsamter Sarg steht in der Marienkirche zu Berlin — der erst achtzehnjährige Bruder Otto, welcher bisher mit ihm regiert als Alleinherr. Schon im folgenden Jahre mit Katharina, der Tochter des Kaisers vermählt, gewann Karl über den leichtsinnigen und trägen Schwiegersohn vollends alle Herrschaft. Von Jenem im

Kriege mit den Pommern absichtlich verlassen, zieht der wackere Friedrich, der Sohn des Münchner Herzogs Stephan, mit vielem bayrischem Adel dem bedrängten Oheim zu Hilfe, schlägt die Pommern siegreich aus dem Lande und wird von Otto dankbar als dessen Statthalter ernannt. Nun mischt sich Karl, besorgt um die bereits für sicher gehaltene Beute und gestützt auf seinen Erbvertrag, selbst in den Streit, überzieht die Mark mit seinem Heere und erzwingt, nachdem in demselben Jahre seine kinderlos gebliebene Tochter gestorben, im Vertrage von Fürstenwalde 1373 deren Abtretung für eine Summe, mit welcher, wie die Chroniken spotten, nicht einmal die Glockenseile des Landes bezahlt worden.

So ging nach einem halben Jahrhunderte diese werthvolle Besitzung dem Hause Wittelsbach wieder verloren. Wieder ein halbes Jahrhundert, und das, so mächtige, weitgebietende Haus der Luxemburger war verschollen und in Nichts zerfallen, nachdem es sich schon nach drei Dezennien gezwungen sah, die Mark an die glücklicheren Hohenzollern zu verkaufen.

Otto beschloss in unwürdiger Buhlschaft mit der schönen Müllergretel sechs Jahre später auf dem einsamen Jagdschlosse Wolfstein bei Landshut sein ruhmloses Dasein. Von dort war nicht hundert Jahre früher der letzte Hohenstaufe zur Eroberung seines väterlichen Reiches nach Italien ausgezogen, und hatte statt der Krone den Tod auf dem Schaffot gefunden. Welch' lehrreicher Wechsel in den Schicksalen der Mächtigsten dieser Erde!

Das Bild hat Muttenthaler gemalt.

25. Ludwig des Bayern Krönung zu Rom 1328.

Die Schlacht der Gegenkönige war geschlagen. Ludwig der Sieger hatte die reichen Früchte derselben eingeerntet, die Mark Brandenburg seinem Hause zugewendet und die Aussicht auf das reiche Erbe Hollands mit der Hand seiner zweiten Gemahlin Margaretha gewonnen. Der, nach Anschauung jener Tage, werthvollste Preis, die römische Kaiserkrone, fehlte noch.

Italien war zur Zeit Ludwigs mehr denn je in Partheien zerrissen. Guelfen und Ghibellinen, die Anhänger des Pabstes und des Kaisers, zerfleischten in unausgesetzten Kämpfen das unglückliche Land. Nie schwieg das Getöse der Waffen und kaum war eine Stadt, deren Strassen nicht mit dem Blute der eigenen Bürger befleckt war, welche sich untereinander selbst mordeten. Es waren jene furchtbaren Tage, in denen Petrarca sein gramerfülltes Herz über das Unglück seines Vaterlandes in herrlichen Oden ergoss, die von wahrem, nicht blos poetischen Schmerze zeugen. Der heilige Vater aber, damals Johannes XXII., ein

Südfranzose aus Cohoes, sass in dem fernen Avignon, wohin sein Vorfahr Clemens V. seit 1309 die Residenz der Päbste verlegt hatte. Von dort schleuderte er den Kirchenbann auf Ludwig, weil dieser im Gefühl seiner deutschen Fürstenwürde es verschmäht hatte, demüthig von ihm die Bestätigung als König der Deutschen zu erbitten und weil er sich thatkräftig der Ghibellinen angenommen, die des Pabstes Neffe, der kriegerische Kardinal Bertrand, an der Spitze der Guelfen in siegreichen Kämpfen an den Rand des Unterganges gebracht hatte. Sie flehten, an ihrer Spitze Galeazzo Visconti, der Gebieter Mailands, die Hilfe des Königs an, und luden ihn ein, nach Italien zu kommen und sich aus ihren Händen die Krone der Cäsaren zu holen, deren Verwesung der Pabst sich angemasst. Streitschriften flogen hin und her. Herrisch, voll Heftigkeit und Sophisterei von Seite Johanns, würdig und mit den schlagendsten Gründen von Seite Ludwigs, ihr Verfasser war dessen gelehrter Leibarzt Marsilius von Padua. Die Zeiten Gregors VII. aber waren vorüber und der Blitzstrahl aus Avignon zündete nicht mehr. Die deutschen Fürsten, welche nicht zu Habsburg hielten, vor allen die mächtigen Städte des Reichs, die in Ludwig ihren kräftigen Schützer fanden, stunden fest zu ihm, rissen des Pabstes Bannbullen von den Kirchthüren und vertrieben dessen Anhänger, welche es gewagt, sie anzuschlagen. Es wurden die Oberhirten von Magdeburg und Freising verjagt, ersterer sogar erschlagen, der von Salzburg geächtet. Und wie der Päbste Hinterlist so oft den Zwist der deutschen Fürsten genährt, um die Macht des Kaisers zu lähmen, so nützte jetzt der König den Streit ehrgeiziger Mönchsorden, um die Grundsäulen der päbstlichen Macht zu erschüttern. Der Pabst hatte nämlich, im Bewusstsein seiner eigenen Schuld, die wahrhaft christliche Lehre der Franziskaner von der freiwilligen Armuth der Kirche verdammt, und mehrere ihrer eifrigsten Prediger mit dem Feuertode bestraft. Seine Parthei nahmen allerorten die Dominikaner, schon in dogmatischen Streitigkeiten erbitterte Gegner der ersteren und noch überdiess dem Volke bereits als Ketzerrichter verhasst. Desshalb stützte Ludwig die Bettelmönche mit seinem königlichen Ansehen, und diese wurden in dankbarer Vergeltung seine wärmsten Vertheidiger. Die Weisesten ihres Ordens, Wilhelm Occam, der gelehrte Britte, Michael von Cesena und Bonagratia von Bergamo lebten an seinem Hofe,*) und kämpften mit siegender Beredsamkeit für sein Recht. Der berühmte Tauler verkündete in seinen mystischen Predigten und Schriften ungescheut des Pabstthums Verderbtheit, des Pabstes Ruchlosigkeit, und der, für heilig geachteten Ordensschwester, Margaretha Ebner aus Nürnberg hatte in ihrem himmlischen Gesichte

*) Sie fanden sämmtlich ihre Grabstätten in der ehmaligen Franziskaner Kirche in München.

das Jesuskind selbst zugerufen: „Ich will ihn — (den König) nimmer verlassen, denn er hat Lieb zu mir; geh' hin, das entbeut ihm."

Nachdem sich Ludwig in wahrhaft christlicher Weise mit seinem gefangenen Gegenkönige versöhnt und die heilige Hostie mit ihm gebrochen, nachdem er ihn edelmüthig seiner Haft entlassen, ja selbst entschlossen war, des Reiches Krone mit ihm zu theilen, stieg er endlich, den Aufforderungen der Ghibellinen folgend, über die Alpen, um sich gleich seinen Vorfahren in Rom mit der ersten Würde der Christenheit schmücken zu lassen. In Trient wurde er von allen mächtigen Häuptern der Ghibellinen begrüsst, zog von da an ihrer Spitze mit seiner Gemahlin triumphirend in die Thore Mailands und setzte sich dort am Pfingsttage des Jahres 1326 die eiserne Krone der Lombarden aufs Haupt. Nachdem er vorher noch den Verrath des Visconti kraftvoll niedergeworfen und das guelfische Pisa bezwungen, und nachdem die langsam nachrückenden Schaaren aus Deutschland eingetroffen und der Herr Luccas, Castrucio Castraccani, die Seele der Parthei, zu ihnen gestossen war, wälzte sich das ansehnliche Heer, nun aus mehr denn viertausend Reitern und eilftausend Fussoldaten bestehend, langsam gegen Viterbo hinab. Der Gebieter dieser damals äusserst mächtigen und volkreichen Stadt, Silvestro di Gatti, empfing den König ehrfurchtsvoll in ihren Mauern. Rom, gleichfalls von Partheien zerissen, harrte seiner in Furcht und in Hoffnung. Das immer näher rückende Heer der Deutschen brachte endlich eine Verständigung der streitenden Partheien zuwege, die nun eine feierliche Botschaft mit Bedingungen an Ludwig schickten. Dieser, hievon unterrichtet, umging die Gesandten klugerweise und zog, den Meisten unerwartet, am siebenten Januar 1327 in die ewige Stadt. Freudig empfingen den König die Hauptleute und das Volk, grollend verliessen die hohe Geistlichkeit und die Dominikaner die vom Interdikt getroffene Stadt, in der jedoch, dessen unbekümmert, die Brüder des heiligen Franziskus fortfuhren, den Gottesdienst zu verrichten.

Der sechzehnte Januar ward zur Krönung festgesetzt. Am Morgen dieses Tages brach der König im feierlichen Zuge aus seiner Wohnung, dem Palaste der Colonna bei St. Maria Maggiore, auf. Vor ihm ritten vier Fahnenträger aus jedem Rione der Stadt. Ihnen folgten die Hauptleute und Senatoren, darunter Glieder der ersten Familien: der Colonna, Savelli und Orsini, nebst einer Menge römischer Ritter in reichgearbeiteten, den antiken nachgeahmten Rüstungen, oder in Goldbrokat und Scharlach gekleidet. Dann die Präfekten der Stadt und der Rath der Zweiundfünfzig. Ein Gesetzkundiger, die Reichsordnung voraustragend, lenkte den Zug durch die Strassen, deren damals noch in überreicher Anzahl vorhandenen Tempelruinen, Portiken und Säulenhallen mit Laubgewinden verziert, prangten, und welche mit flatternden Fahnen

in den Farben des Königs und der Stadt bedeckt mit Blumenfestons, quer über von Haus zu Haus gespannt, die Fenster mit den kostbarsten Stoffen behängt, das herrlichste farbenreichste Bild darboten. Der Boden war mit Lorbeer- und Immergrünzweigen bestreut und Immortellen-Kränze schwankten an den Tausenden von Lanzen und Symbolen, welche hochgetragen in der Sonne glänzten, Paukenschläger, Tuben- und Klarinettenbläser waren auf den Plattformen der alten Triumphbögen aufgestellt, aber ihre Töne wurden überbraust von dem jubelnden Willkommgrusse des römischen Volkes. So gelangte man, der alten Triumphalstrasse folgend, zur Hauptkirche des Apostelfürsten.

Hier aber fehlte der weihende Pabst, wie der Pfalzgraf des Lateran, welcher der Reichsordnung gemäss, während der Krönung das Gefäss der Salböle halten sollte. Diese Würde ward, nebst dem Ritterschlage, an Ort und Stelle dem vielverdienten Herrn von Lucca ertheilt, dem Ludwig zur Erinnerung die blau und weissen Rauten in sein Wappen einfügte. Mit dem heiligen Oele aber salbte den neuen Kaiser und, wie die Folge lehrte, wahrlich nicht mit minderer Weihe, der schismatische Bischof Jakobus von Venedig unter Beistand des Bischofs von Aleria. Die Kaiserkrone selbst setzte ihm der Bevollmächtigte des römischen Volkes, Sciarra Colonna, der Erzghibelline und wilde Peiniger des eisernen Bonifaz VIII., aufs Haupt; seitdem schmückt sie die Säule im Wappen dieses Hauses. Zugleich mit Ludwig ward auch seine Gemahlin gekrönt, welche wenige Tage später ihren ersten Sohn Ludwig gebar, desshalb der Römer genannt. Hierauf liess der Kaiser drei Gesetze verkünden: Für Erhaltung der reinen Lehre, zum Schutze der niedern Geistlichkeit und der Wittwen und Waisen. Ein glänzendes Mahl auf dem Kapitol beschloss die Feier des Tages.

Noch war kein Kaiser mit solcher Kühnheit den angemassten Rechten der Päbste entgegengetreten, noch hatte keiner die Satzungen der Kirche mit so entschiedenem Erfolge verletzt. Wäre Ludwig gleich nach seiner Krönung dem getreuesten Anhänger des Pabstes, der Stütze der Guelfen, dem Könige Robert von Neapel, entgegengezogen, er hätte bei seiner Uebermacht des glücklichsten Erfolges sicher sein dürfen und die Sache der Ghibellinen hätte auf der ganzen Halbinsel triumphirt. Leider verstrich aber, wenn auch unter mancherlei neuen Einrichtungen, ein halbes Jahr in verderblicher Thatenlosigkeit, welche das Ansehen des Kaisers selbst in Rom untergrub. Mehrfache Reibungen zwischen Römern und Deutschen führten zu blutigen Kämpfen, die, nur mit Mühe gestillt, die gegenseitige Abneigung mehrten. Darum konnte es geschehen, dass der kühne Giacomo Colonna, des Kaiserkröners eigener Neffe, ungeschädigt entkam, als er, der Erzguelfe, es gewagt, nur mit drei Begleitern in die Stadt zu reiten und vor allem Volke an die Kirchthüre von St. Marcello den in den schärfsten Ausdrücken erneuten Bannfluch des Pabstes anzuheften.

Wenig half es, dass Ludwig, um das Volk zu gewinnen, ein Gesetz erliess, dass künftig kein Pabst länger als drei Monate und weiter als zwei Tagreisen von Rom entfernt sein dürfe. Noch weniger, dass er, in zu grossem Vertrauen auf seine Macht, Johann XXII. all seiner Würden verlustig erklärte und als der Ketzerei schuldig, zum Tode verdammte. Hatten auch Johanns schamlose Habsucht, seine gewaltthätigen Eingriffe in die Besetzung der deutschen Kirche und seine Bemühung, einen Prinzen des Hauses Capet auf den Kaiserthron zu heben, den allgemeinen Zorn, besonders in Deutschland, mächtig gegen ihn entflammt, so war doch die scheue Ehrfurcht des Volkes vor der Heiligkeit des Statthalters Christi noch viel zu lebendig, als dass es nicht mit heimlichem Grauen den überkühnen Schritt des Kaisers vernommen hätte, wenn auch einzelne muthvolle Herzen ihm in der Stille zu jauchzen mochten.

Endlich am zwölften Mai 1328 schritt Ludwig in feierlicher Versammlung der Römer auf dem Kapitol zur Wahl eines neuen Pabstes. Er liess dem Volke den berühmten Minoriten-Prediger Pietro Rainalucci von Corvara aus dem Kloster Ara Coeli als solchen vorstellen. Dieses hatte einen Römer erwartet, gab aber doch aus Furcht vor der Macht des Kaisers seine Zustimmung. Ludwig bestätigte den neu Gewählten, der den Namen Nicolaus V. angenommen, erwies ihm die üblichen Ehren und zog dann mit ihm nach dem St. Peter, wo der Pabst von dem obengenannten Bischof Jacobus geweiht, und, ebenfalls eine unerhörte Neuerung, vom Kaiser gekrönt wurde. Selbst die deutschen Ritter missbilligten eine solche Kühnheit und wankten, im Gewissen beunruhigt, in ihrer Treue. Eine nochmalige Krönung, welche Nicolaus an dem Kaiser, um die Formmängel der ersten zu beseitigen, vornahm, blieb unnützes Schaugepränge.

Bei dem wankelmüthigen Volke aber sank Ludwigs Ansehen schneller als es gestiegen, da er keine neuen und glänzenden Erfolge zu erringen vermochte, und ihn das Glück verlassen zu wollen schien. Der neue Pabst fand selbst bei den heftigsten Gegnern Johanns keine Anerkennung. Die Guelfen in Oberitalien gewannen wieder die Oberhand und Castruccio, dem sie bereits seine Stadt Pistoja entrissen, verliess eiligst Rom und bemächtigte sich in ächt wälscher Treulosigkeit Pisa's, welches Ludwig im Namen des Reiches hatte verwalten lassen. Die Neapolitaner streiften plündernd bis an Roms Mauern, ihre Schiffe fuhren voll Uebermuth den Tiber herauf. Ja selbst unter den Deutschen schien der uralte Fluch unseres Volkes sich erneuern zu wollen; schon stunden Ober- und Niederdeutsche zum Bruderkampfe gerüstet sich gegenüber, und nur des Kaisers Bitten und Mahnworte vermochte diesen mit Mühe zu verhindern.

Die Kassen waren erschöpft, und ein, jetzt zu spät beabsichtigter

Zug nach Neapel dadurch unmöglich gemacht. Auch Castruccio, dessen Name den Guelfen gegenüber mehr galt als ein streitfertiges Heer starb, und so musste endlich der Kaiser am sechsten August, vom Fluch und Spott und Steinwürfen der Römer verfolgt, die empörte Stadt verlassen, den ansehenlosen Pabst in seinem Gefolge, dem weder der Spruch eines bald darauf berufenen, freien Conzils, noch seine Bannbullen, die er nun gegen Johann schleuderte, zu einigem Ansehen verhelfen konnten. Später von den Italienern als Gefangener nach Avignon geschleppt, musste er demüthig mit dem Stricke um den Hals, vor seinem Gegner knieend Busse thun, der ihm den Fuss auf den Nacken setzte und ihn dann im Kerker verkommen liess.

Im Frühling des Jahres 1329 erreichte Ludwig endlich nach der Einnahme Pisa's, das er wieder verlassen musste, und nach erfolgloser Belagerung von Florenz mit den zerrütteten, meisterlosen Trümmern seines Heeres die Lombardei und das feste Pavia. Wieder war ein Römerzug misslungen und es schien, als sollte Italia bald in heuchlerischer Umarmung bald in blutiger Empörung sich fort und fort an den blonden deutschen Barbaren dafür rächen, dass sie es gewesen, die ihm einst die Herrscherkrone der Welt entrissen. Einen nachhaltigen Erfolg aber hatte dieser Heereszug doch errungen. Er hatte das Kaiserthum wieder zu einem Nationalgut der Deutschen gemacht, er hatte die Allgewalt des römischen Stuhles gebrochen und das Pabstthum von seiner schwindelnden Höhe weltlicher Hoheit gestürzt, er hatte den Weg gebahnt zu freier Forschung über die Rechte des Kaisers und der deutschen Fürsten, und dass die Lehre fruchtbaren Boden gefunden, davon zeugt der Tag zu Rense.

Das tüchtig gemalte Bild mit der innern Ansicht der alten Peterskirche ist von Baumann.

26. Hausvertrag zu Pavia, welcher Bayern und Pfalz trennt 1329.

In Pavia harrte der Kaiser, geschwächt durch den Abfall vieler wälscher Herren, auf Verstärkung aus Deutschland, welche ihm König Johann zugesagt. Die Söhne seines ihm stets feindlichen Bruders Rudolf, Rudolf und Ruprecht, hingen treu an ihm, zogen mit ihm nach Italien, und vergebens war des Pabstes Lockung, den Jüngern auf seine Seite zu ziehen. „Dess sei Gott vor, dass ich den Söhnen sollt' entgelten lassen, was der Bruder an mir gesündigt", hatte Ludwig geäussert, und nun, nachdem sie zu ihren Jahren gekommen und nach eignem Land und Leuten verlangten, entsprach er diesen Worten und theilte die Stammlande Oberbayern und die Pfalz — die Herzoge von Niederbayern lebten noch — mit seinen Neffen und dem Knaben ihres verstorbenen Bruders Adolf, gleichfalls Ruprecht genannt. Am 4. August

1329 ward jener wohlgemeinte aber unheilvolle Vertrag abgeschlossen, der die Länder des Hauses Wittelsbach, vereint die mächtigsten Deutschlands, nicht allein auf fünfthalb Jahrhunderte hinaus zerriss, sondern auch die Glieder desselben nicht selten in zwei feindliche Lager führte, wo sie, das Interesse ihres Hauses völlig vergessend, sich wie Todfeinde mit brudermörderischer Hand bekämpften. Rudolfs Nachkommen empfingen, was bereits ihr Vater besessen, die Pfalzlande am Rheine und den grössten Theil des Vizthumamtes Lengenfeld, denjenigen Landstrich Bayerns, der seit jener Zeit die obere Pfalz heisst. Das Andere behielt der Kaiser. Manches blieb ungetheilt, damit des künftigen Haders ja kein Ende. Noch ward ausgemacht, dass wittelsbachisches Gut auf ewig unveräusserlich an Fremde sei, und dass die Kur zwischen beiden Häusern wechseln solle.

Von Pavia kehrte Ludwig im Anfange des Jahres 1330 über die Alpen zurück, sein eigenes Land zu schützen. Der, dessen Schutz er es während seines Römerzuges vertrauensvoll übertragen, der edle Friedrich von Oesterreich, hatte die Augen auf immer geschlossen und seine Brüder Leopold und Otto, die Freunde des Pabstes, standen nun, zu rächendem Ueberfall gerüstet, an den Gränzen.

An diesen Heimzug des Kaisers knüpft sich eine der schönsten Legenden unseres Oberlandes. Als Ludwig nämlich in schwerer Bedrängniss zu Rom vor einem Altare der Gottesmutter gelegen, dass sie ihm Gnade erbitte von ihrem lieben Sohne, trat ein Mönch zu ihm und verhiess ihm Erhörung, wenn er gelobe dem schönen marmornen Marienbilde zu Ehren, das er ihm übergab, nach seiner Heimkehr in's Vaterland ein Kloster zu stiften an dem Orte, der Ampferang heisst. Der Kaiser gelobte es, fand die erflehte Hilfe, der Mönch aber war verschwunden. Nun zwei Jahre später auf der alten Römerstrasse von Verona nach Augsburg ziehend, denn er wollte nach letzterer Stadt, ward das Marienbild, welches der Kaiser auf den Armen trug, plötzlich so schwer, dass er vermeinte, es nicht mehr halten zu können, und sein Ross fiel zu dreienmalen auf die Vorderfüsse nieder. Ludwig forschte nach dem Namen der Gegend, und da ein Jäger, Namens Heinrich Fendt, aus Oberammergau sie Ampferang nannte, liess er hier das neue Stift errichten.

Damals war noch das Andenken an die herrlichen Dichtungen der Hohenstaufenzeit allenthalben lebendig im Volke. So mochte denn auch die Sage vom heiligen Gral, die Meister Wolfram von Eschenbach in seinem Titurel so trefflich besungen, im Geiste des ritterlichen Kaisers frische Sprossen treiben. Der neue Tempel, Etal, d. h. das Thal des Gelöbnisses oder der Verheissung, erhob sich, jenem Wunderbaue Montsalvaz nachgebildet und abweichend von allen gleichzeitigen Münstern, in zwölfeckiger Rotunde, auf Säulen gewölbt; und den Taber-

nakel von gleicher Form umschliessend, auf dem das Gnadenbild der Gottesmutter thronte. Alle die Gitter, die Laubgehänge und Fruchtgewinde, der Thurm und der Chor des Johannes und seiner Genossen, welche die Dichtung so glanzvoll schildert, fanden sich in dem Baue nachgeahmt. Die weltliche und geistliche Ritterschaft des Ordens weist endlich unverkennbar darauf hin, dass der Kaiser bei seiner Stiftung die Gralritterschaft und die Templeisen im Sinne gehabt. Neben den Mönchen sollten nämlich auch seine alten Kampfgenossen hier einen Ruheplatz für ihre letzten Tage finden. Darum liess er für dreizehn Ritter und deren Frauen Zellen anlegen und Alles vorsorgen, was zu erlaubter ritterlicher Lust gehörte. Die Söhne Ludwigs liessen die gemüthvolle Stiftung des Vaters eingehen. Kurze Zeit bestund hier im achtzehnten Jahrhundert eine Ritterakademie, auch sie erlosch 1744. Nur die Jünger des heiligen Benedict, die der Kaiser neben den Rittern in seinem Stifte eingesetzt, erhielten sich in solchem Wohlstande, dass sie nach einem verheerenden Brande die prächtige Rotunde in Nachahmung der alten Kirche erbauen konnten, welche noch heute das Thal schmückt und jenes wunderthätige Marienbild umschliesst, das, ein Bild des Gewissens, dem Sünder, der es aufheben will, zur Zentnerlast, dem Schuldlosen kaum fühlbar wird.

Das Gemälde ist von der Hand Baumanns.

27. Herzog Heinrich von Niederbayern gründet 1337 die Bayerburg in Litthauen.

Beinahe mit dem ersten Auftreten des lettischen Stammes der Preussen in der Geschichte erzählt uns dieselbe auch von steten Kämpfen dieses Volkes mit den benachbarten Polen. Nach der Theilung Polens im Jahre 1138 errangen die Preussen immer grössere Vortheile und waren endlich im Anfange des XIII. Jahrhunderts dem Herzoge von Masovien so furchtbar geworden, dass er die Hilfe des deutschen Ordens anrief. Hermann von Salza, einer seiner trefflichsten Hochmeister, begann 1230 den Angriff gegen das heidnische Volk, und Kaiser Friedrich II., sowie Pabst Gregor IX. sicherten dem Orden den Besitz des Landes zu, das er erwerben und bekehren würde.

Fünfzig Jahre dauerte der überaus blutige Kampf und endete mit völliger Unterwerfung der Preussen. Aber der grösste Theil der Urbewohner war gefallen, das Land füllte sich mit deutschen Kolonisten, deutsche Sprache und deutsche Art wurden dort heimisch. Das Schwert der Ritter sank aber desshalb noch nicht in die Scheide, sondern wurde fortan in selten unterbrochenen Kriegen gegen die Polen und das östlich angrenzende heidnische Volk der Litthauer geschwungen.

Damals befand sich das heilige Land längst wieder im Besitze der

Ungläubigen und die Heereszüge nach dem Orient hatten aufgehört. Dagegen war hier im Norden ein neuer heiliger Krieg entbrannt und wer aus der Ritterschaft des Abendlandes Siegesruhm und Beute, daneben auch ein christliches Verdienst gewinnen wollte, dem bot sich da ein weites Feld. Ja, für so ruhmreich ward dieser Krieg gehalten, dass der Ritterschlag, in Preussen erworben, weit höher geschätzt wurde, als derjenige, den die Hand auch des mächtigsten weltlichen Fürsten ertheilte. Schon 1336 war Ludwig von Brandenburg, der Sohn des Kaisers und mit ihm eine grosse Zahl edler Herren aus Deutschland und Frankreich zur Kreuzfahrt eingetroffen und hatten die wichtige Burg Pillenen in Szamaiten erstürmt, in welcher sich über viertausend Litthauer mit Weibern und Kindern, nachdem sie all ihr Habe verbrannt, lieber selbst auf die grässlichste Weise gegenseitig den Tod gaben, ehe sie sich dem Feinde überliefert hätten. So heldenhaft kämpfte dieses Volk.

Im folgenden Jahre erschien der allenthalben abentheuernde König Johann von Böhmen — er focht als Greis und gänzlich erblindet zuletzt 1346 in der berühmten Schlacht von Crecy, wo er, sein Pferd zwischen jene von zweien seiner Ritter gebunden, so lange auf die Engländer einhieb, bis alle drei den Tod fanden — dann Herzog Heinrich von Niederbayern, Pfalzgraf Rupert der Rothe, des Kaisers Neffe, und noch eine grosse Zahl Fürsten, Grafen und Edelherrn. Mit ihnen vereinigte sich der Hochmeister und das Heer des Ordens. Sie drangen tief in Szamaiten ein, verheerten das Land weit und breit und kehrten mit reicher Beute und einer Menge Gefangener zurück. Die Gränze ward jenseits des Niemens durch drei grosse Wälle gedeckt, diesseits desselben errichtete der Hochmeister auf einer Insel des Flusses die Marienburg, Herzog Heinrich die Bayerburg. Sie wurde der Hauptsitz des neueroberten Gebietes und mit hundert Schwerbewaffneten, vierzig Ordensrittern und ebenso vielen Schützen, dann mit einer Anzahl Withinger, Nachkommen der alten, bekehrten Preussen, besetzt. Ihr übergab auch Heinrich das Siegel und Banner von Wittelsbach.

Im folgenden Jahre wäre die, für jene Zeit starke Feste, auf acht Schuh Mauerwerk mit mächtigen Balkenlagen überthürmt, beinahe durch Verrath in die Hände der Heiden gefallen. Von zwei Withingen schlich sich der eine zu Gedimin, dem Fürsten der Litthauer, ihm die Nachricht überbringend, dass der Genosse seines Verrathes in der Burg, der Ankunft der Litthauer vor derselben harre, um die hölzernen Wälle in Brand zu stecken und in der allgemeinen Verwirrung die Thore zu öffnen. Ein deutscher Edelknecht, seit neun Jahren in Gedimin's Umgebung und Gunst, erlauschte die Verabredung, floh vom Hofe und theilte den Verrath seinen Landsleuten mit. Als nun der Litthauerfürst vor der Burg erschien, gewahrte er statt der brennenden Wälle

diese rings mit Bewaffneten besetzt, und über dem wohlverschlossenen Thore den Leichnam des Withingers aufgehängt. Zornentbrannt liess er sogleich dessen Genossen niederhauen und befahl augenblicklich zu stürmen. Einundzwanzig Tage lang widerstand das kleine Häuflein Tapferer den stets erneuten Angriffen, bis endlich der Ordensmarschall und Pfalzgraf Rupert zu ihrem Entsatze herbeieilte. Ein Ausfall der Belagerten brachte die Feinde zwischen zwei Feuer, und der Tod Gedimin's, welcher von einem Pfeile getroffen fiel, vollendete ihre Niederlage.

Hocherfreut über die Kunde dieses Sieges sandte Kaiser Ludwig „seinem Fürsten und Geliebtesten seines Reiches" eine Urkunde, in welcher er Litthauen und Szamaiten, soweit es heidnisch, dem Orden zum ewigen Besitzthum übergibt. Die Hauptburg des neuen Gebietes soll die Bayerburg bleiben, und immerdar die ihr verliehenen Insignien des Bayerlandes führen. Und wenn dort der Christenglaube Wurzel gefasst, solle an demselben Orte eine Kathedrale erbaut und ihr ein Erzbischof vorgesetzt werden; Kirche und Erzbisthum aber sollten den Namen Bayern führen.

Nach der furchtbaren Niederlage des Ordens 1410 bei Tannenburg verschwand wohl auch dieser altrömisch gedachte und ausgeführte Vorposten auf Feindesboden. Gegenüber Christmemel, auf dem höchsten Punkte des südlichen Ufers des Niemees, deckt jetzt der Rasen die Ueberreste der einst so gewaltigen Bayerburg, welche die Tapferkeit unsres Volkes an den äussersten Gränzmarken der nordischen Heiden aufgerichtet hatte.

Das Bild hat Baumann gemalt.

28. Churverein zu Rense 1338.

In einer der schönsten des an schönen Gegenden so reichen Rheinthales, oberhalb Koblenz, liegt auf dem linken Ufer des Stromes, im Angesichte der Marxburg, das alte, schon im siebenten Jahrhundert genannte Städtchen Rense. Kaum vierhundert Schritte stromabwärts, nahe der hoch oben prangenden Burg Stolzenfels, von der jetzt die Farben der Hohenzollern wehen, und neben der Eisenstrasse, die das Thal durchzieht, erhob sich in einem Baumgarten eine achteckige Säulenhalle, welche eine offene Estrade trug. Achtundzwanzig Stufen führten auf ihre Höhe. In der aus Quadern erbauten Halle befanden sich sieben Sitze. Dies war der berühmte Königsstuhl.

Nachdem der unversöhnliche Gegner Kaiser Ludwigs, Johann XXII. 1334, neunzig Jahre alt, gestorben war, schien der heisseste Wunsch des wahrhaft frommen Fürsten, die Aussöhnung mit der Kirche endlich erreichbar. Benedikt XII. war mit aller Aufrichtigkeit zum Frieden geneigt, und die Versöhnung angebahnt. Aber Philipp VI., der erste

Valois auf Frankreichs Thron, selbst lüstern nach Italien und der Kaiserkrone, hintertrieb durch die Mehrheit der französisch gesinnten Kardinäle jede Annäherung. Sieben Gesandtschaften gen Avignon blieben ohne Erfolg, vier Jahre, in denen Ludwig jeden mit seiner Würde nur einigermassen verträglichen Schritt gethan, vergingen fruchtlos. Da brach er endlich, entrüstet, die höhnende Unterhandlung ab, verband sich mit Eduard III. von England, dem Feinde Philipps, der sich eben damals zu jenen herrlichen Siegen von Sluys und Cressy rüstete, und erklärte den Reichskrieg gegen Frankreich. Ludwig hatte sich selbst wieder gefunden, und alsbald erhob sich mächtig die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten durch das ganze deutsche Land. Ein wahrer Tag des Reiches ward im Sommer des Jahres 1338 nach Frankfurth berufen, ein Tag, wie die Ufer des Rheines in den Zeiten der grossen Salier deren mehrere gesehen, zu dem nicht blos die Fürsten und Herren, sondern auch die Reichsfreien, die Edlen, die geistlichen Stifte und die Reichsstädte geladen waren. Hier nun trat Ludwig in seinem vollen kaiserlichen Schmucke vor die erlauchte Versammlung, legte laut sein katholisches Glaubensbekenntniss ab, und erklärte dann mit Nachdruck und Würde was er zur Versöhnung der Kirche geboten wie er kein ausführbares Opfer gescheut, um die Gewissen der von ihrem Fluche getroffenen Völker zu entlasten. Alle stimmten ihm bei, alle erkannten dass er genug gethan.

Zu Rense aber schaarten sich in denselben Tagen die Ersten des Reiches, Heinrich von Mainz, Walram von Köln und Balduin von Trier, dann der Pfalzgraf Rudolf, Markgraf Ludwig von Brandenburg und Herzog Rudolf von Sachsen nebst Andern der hervorragendsten Fürsten um den Kaiser und zogen mit ihm im Morgenglühen des 16. Juli hinaus auf den Königstuhl, wo schon vor dreissig Jahren der Luxemburger Heinrich VII. war gewählt worden. Hier gelobten die Kurfürsten dem Kaiser durch feierliche Eide, dass sie die Rechte des Reiches wie die ihrer Kur- und fürstlichen Ehre gegen Jedermann vertheidigen wollten. Sie erklärten, dass seine Macht und Würde unmittelbar von Gott allein herrühre, dass er die höchste Gewalt ausschliesslich durch die Wahl der deutschen Kurfürsten besitze, und keiner Bestätigung einer andern Macht auf Erden bedürfe, da er, im Zeitlichen der Erste, Niemand über sich habe. Kraftlos solle fortan eines Pabstes Ausschreiben im Reiche ohne Beistimmung der Bischöfe sein und kein anderer Verweser des erledigten Thrones sei anzuerkennen, als der Pfalzgraf am Rheine. In Frankfurth liess der Kaiser diese Beschlüsse der Wahlfürsten von einer hohen, vor dem deutschen Hause aufgeschlagenen Bühne verkünden. Mit lautem Jubel wurden sie von allem Volke begrüsst, und offene Briefe trugen sie durch das ganze Reich. Gelehrte Männer, wie die Minoriten Bonagratia und Occam und der Bamberger Domherr

Leopold von Bebenburg, vertheidigten die Erlasse des Kaisers auf das Nachdrücklichste. Nach dem ihnen zustehenden Rechte entbanden die Bischöfe das Reich vom Interdikt, und aller Orten, besonders in den Reichsstädten, wurden die widerstrebenden Priester, vorzüglich die Dominikaner, gezwungen, entweder den Gottesdienst wieder öffentlich zu halten oder zum Wanderstab zu greifen.

So hatte die Eintracht der deutschen Fürsten die Majestät des Reiches hergestellt, welcher sich selbst die damals so gefürchtete Allgewalt der Kirche beugen musste. So ward auf's Neue der Beweis gegeben, dass Deutschland, in sich einig, jedem Feinde vollauf gewachsen ist.

Das merkwürdige Denkmal der leider so seltenen Eintracht der Deutschen war, wie das alternde Reich längst baufällig geworden, und ward endlich in den Jahren unserer tiefsten Schmach 1808 völlig abgetragen. Der für die alte Herrlichkeit seines Volkes so tief fühlende Friedrich Wilhelm IV. liess es 1841 wieder aufrichten.

In einem kräftigen schönen Bilde hat Rögge die folgenreiche Begebenheit dargestellt. Die Gegend ist Porträt, die Gewänder der Kurfürsten dürften wohl anticipirt sein.

29. Erwerbung von Tyrol 1342.

Das Land im Gebirge, seit dem XIV. Jahrhundert Tyrol genannt, führt diesen Namen von der schon den Römern bekannten Burg Teriolis, Tyrol, ober dem, gleichfalls altrömischen durch einen Bergsturz im VIII. Jahrhundert verschütteten Flecken Majas bei Meran. Es gehörte, so lange ein Volk und Land der Bojoarier bekannt, zu diesem, und an seinem südlichsten Ende sind bis auf diesen Tag noch ihre und der Lombarden Gränzmarken am Nonflusse in den Dörfern Deutsch- und Welschmetz erhalten. In den Zeiten der mächtigen Geschlechter theilten sich vorzüglich die Herzoge von Meran, zugleich Grafen von Andechs genannt, und die, welfischer Abstammung sich berühmenden Grafen von Ulten und Eppan mit den Bischöfen von Salzburg, Regensburg und Brixen in den Besitz des Landes, in welchem jedoch schon damals eigene Grafen von Tyrol mit ansehnlichem, vorzüglich den Vintschgau und Passeyer umfassendem, Gebiete erscheinen. Als der letzte Andechs, Herzog Otto, im fernen Frankenlande 1248 unter der Mörderhand eines seiner Vasallen verblutet, kam der grösste Theil von dem grossen Besitzthum dieses Geschlechtes in den Bergen an die Tyroler Grafen. Sechs Jahre später erlosch auch ihr Haus und die Erbtochter brachte die nunmehr höchst bedeutende Grafschaft an den krainischen Grafen Mainhardt von Görz, der bereits schon das Pusterthal und aus welfischem Gute das ganze Oberinthal besass. Sein Sohn wird 1286 auch Herzog

von Kärnthen, hatte Elisabeth, die Tochter des Wittelsbachers Otto des Erlauchten, die Gemahlin Kaiser Konrad IV. und Mutter des unglücklichen Konradin in zweiter Ehe heimgeführt und war einer der mächtigsten Herren in Süddeutschland. Mit Beider Sohn, Heinrich, erlischt die männliche Linie des fürstlichen Hauses Görz. Die einzige Erbtochter ist die vielverläumdete Margaretha, nach ihrem Lieblingsorte Maultasch ob Terlan benannt.

König Johan von Böhmen, früher der eifrigste Freund des Kaisers Ludwig suchte, seit der Erwerbung von Brandenburg eifersüchtig auf die wachsende Macht des Hauses Wittelsbach, mehr und mehr die eigene zu stärken, und hatte des reichen Erbes wegen seinen Knaben Johan mit Margarethen der bereits erblühten Jungfrau vermählt. Als jedoch deren Vater 1335 starb, verlieh Ludwig, kraft seiner kaiserlichen Gewalt, Kärntben, das Lehen des Reichs, an die Herzoge von Oesterreich. König Johan eilt kaum genesen von Paris herbei, und führt, vereint mit allen Feinden des Kaisers, blutigen Krieg gegen diesen. Nach zweijährigem Kampfe schliesst Ludwig, endlich selbst in Gefahr von den undankbaren Habsburgern verlassen zu werden Friede. Ihnen bleibt Kärnthen, dem Gemahl Margarethens nur Tyrol. Mit diesem, einem Schwächling, der mittlerweile zum Jüngling erwachsen, aber nicht zum Manne gereift war, lebte die schöne, noch immer kinderlose Frau in stetem Unfrieden. Als er sie sogar bübisch misshandelte, er hatte sie in die Brust gebissen, und gleich einer Gefangenen hielt, da nahmen sich die Tyroler ihrer Fürstentochter an, jagten ihn und die Seinen aus dem Lande und nach Böhmen zurück. Sie flehte nun am Hofe des Kaisers um Hilfe. Dort sah das feurige Weib — „Liebes langer Mangel ist meines Herzens Angel" steht auf ihrem Pokale in der Ambraser Sammlung — des Kaisers Sohn, Ludwig den Brandenburger, erst Wittwer geworden, in der Fülle seiner Kraft. Dem neigte sich alsbald ihr Herz zu, er schien ihr würdig ihrer Hand und der Herrschaft über ihr schönes Heimathland.

Aber keine Hoffnung war, dass der Pabst zu Gunsten eines im Kirchenbanne verstrickten Hauses die Ehe Margarethens, obgleich deren Jungfräulichkeit erwiesen, auflösen, noch eine zweite mit einem so nahen Blutsverwandten — die Grosseltern waren Geschwisterte — genehmigen werde. Da entschied abermals der Kaiser. Gestützt auf den Ausspruch der Minoriten, seiner Hofkanonisten, und ohnehin in offener Fehde mit Rom schonte er nicht ferner dessen angemasste, wenn auch durch lange Uebung verjährte Rechte. „Ist ihre Ehe gegen göttliches Gesetz, so kann kein Mensch, kein Engel, also auch der Pabst nicht sie gestatten, wenn nicht, so steht deren Genehmigung auch in meiner Hand." So überkühn hatte noch kein Kaiser vor ihm die Macht-

fülle seiner hohen Würde erfasst und geltend gemacht, und welcher katholische Fürst würde es selbst heute wagen?

Im Jahre 1342 ward auf dem alten Stammschlosse Tyrol die Hochzeit des erst siebenundzwanzigjährigen Ludwig mit der bereits sechsunddreissig Sommer zählenden Braut vollzogen. Aus des Vaters kaiserlicher Hand empfing der Markgraf das Land zu Lehen, die Ritterschaft und die Obmänner der Bauern die Bestätigung ihrer uralten Rechtsame. Damals vermochte ein römisches Interdikt, welches natürlich unmittelbar erfolgte, die wackern Tyroler weder zu schrecken, noch in ihrer Treue wankend zu machen. Ob heute?

Erst neun Jahre später, der grosse Kaiser lag schon in seiner Gruft zu München, erfolgte durch seinen Nebenbuhler und Nachfolger Karl IV. die Anerkennung seines Sohnes Ludwig und in demselben Jahre erklärte auch Nikolaus V. dessen Ehe für giltig. Der einzige Sprosse derselben, Mainhardt, wird sechzehnjährig mit der Habsburgerin Margaretha zu Salzburg vermählt, und bei dieser Gelegenheit weiss deren Bruder Rudolf die Maultasch zu einem geheimen Vertrage zu bestimmen, welcher nach Ableben ihres Gemahls und des etwa kinderlos gebliebenen Sohnes ihre Erblande an Oesterreich verschreibt. Nachdem Tyrol Ludwig noch seinen ersten Freiheitsbrief verdankt, stirbt derselbe 1361 zu Zornolding bei München. Der junge Mainhart, ein Spielball längst von Oesterreich gewonnener und unterstüzter Partheien, wird wie ein wildes Thier hin- und hergehetzt, zweimal gefangen, jedesmal wieder entführt und folgt, zwei Jahre später, am 13. Jänner seinem Vater zu Meran kinderlos in die Gruft. Ein eisig kalter Trunk nach erhitzendem Tanze, unvorsichtig von der Mutter gereicht, brachte ihm den Tod; das Volk munkelte von Gift, gemischt durch die eigenen Schwäger. Wenigstens traf in unglaublicher, verdachterweckender Eile Erzherzog Rudolf von Wien aus in Tyrol ein, wo schon am sechsundzwanzigsten Margarethe zu Gunsten der Habsburger abdankt und von diesen, hochgeehrt aber wohlbehütet, nach Wien geschickt wird, wo sie 1369 stirbt. Alle ihre Ritter und Räthe, von Oesterreich gewonnen, durch reiche Schenkungen geblendet und bald durch den blutigsten Undank belohnt, hatten ihren Schritt gebilligt, nur der Hofnarr warnte: „Gibst du dein Gut an Bayern, bleibst du Frau, an Oesterreich wirst du Magd.“ Mainhardts junge Wittwe reichte gleich nach dem Tode ihres Gemahls die Hand dem, von ihrer Schwiegermutter als unmannbar mit Hohn verjagten Herzog Johan. Hiezu schwieg Roms Eifer.

Eine Fehde unter allen Schrecknissen jener Zeit entbrannte mit Herzog Stephan von Oberbayern und wüthete unter wechselndem Glücke an zwei Jahre lang. Wittelsbach giftigster Feind, Karl IV., vermittelte den Frieden, in welchem Tyrol bei Habsburg blieb, und nur Kufstein, Rattenberg und Kizbühel, ohnehin altbayrisches Gut und der Maultasch

als Morgengabe verschrieben, wieder zurückfielen. In dem unglücklichen Pfälzer Erbfolge-Kriege kamen auch sie 1507 an Oesterreich.

So war, nach kaum zwanzigjährigem Besitz, das uralt bayrische Land im Gebirge wieder verloren worden.

Deckelmann hat in einem wohlgelungenen, kräftigen Bilde die Landeshuldigung Tyrols dargestellt.

30. Erwerbung der holländischen Provinzen 1345.

Auch die Keime zu einer künftigen Seemacht hatte der grosse Kaiser in den Besitz seines Hauses gelegt. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Beatrix von Glogau 1321 vermählte sich Ludwig, erst zweiundvierzigjährig und in voller Manneskraft, mit Margarethen, der ältesten Tochter des mächtigen Grafen Wilhelm des Guten, der über die Länder Holland, Seeland, Frisland und Hennegau gebot. Im Rosengarten bei Köln ward am 15. August 1323 die Hochzeit gefeiert mit einer Pracht, des reichen Vaters und der Braut würdig, welche den ersten Thron der Christenheit bestieg. An eilftausend Ritter — wer denkt hier nicht an die Lieblingszahl der Kölner Chronisten, die es melden? — sollen das Fest verherrlicht haben.

In dem nordwestlichen Tieflande Germaniens, in dem sich schon die ersten Eroberer, die Römer, verwundert fragten: „Wo fängt hier das Meer an, wo hört das Land auf?“ kennt die Geschichte, so weit sie reicht, ein trotziges, freiheitstolzes und tapferes Volk, den altdeutschen Kernstamm der Frisen; wetterhart durch die wilden Stürme, die unablässig an den Küsten seiner Heimath toben und thatenkräftig durch den nie rastenden Kampf mit den zerstörenden, immer nagenden Wellen, gegen die er, mit fast übermenschlicher Kraft jene schützen muss vor vernichtendem Einbruch, sich vor unvermeidlichem Untergang. Nur widerwillig trug ein Theil dieses Volkes die Fesseln der Römer und einer der gefährlichsten Aufstände gegen ihre Herrschaft, der des Civilis hatte hier seinen Herd und sein Führer ist ein Held dieses Volkes. Erst nach langen, blutigen Kämpfen gelang es den Franken, dort festen Fuss zu fassen, und wie viele muthige Söhne dieses Volkes mögen nicht mit den Nachbarstämmen ausgezogen sein zur Eroberung Britanniens, wie viele mochten sich nicht unter jenen tapfern und grausamen Normannen befinden, die aus ihrem Nebellande wegzogen über die blaue Fluth, um an den sonnigen Küsten Iberiens und Italiens oder an den fabelhaften Gestaden der neuen Welt eine zweite Heimath zu gründen? Bald kamen auch hier mächtige Grafengeschlechter empor und zur Herrschaft des Landes, und frühe schon entwickelten sich neben jenen die Städte zu kräftigem Gemeinwesen.

Eines der mächtigsten dieser Geschlechter, bekannt schon seit dem

neunten Jahrhundert, war das der Grafen im Hennegau am jungen Strome der Schelde und Sambre. Sie beherrschten ein reiches Land voll ritterlicher Burgen, reicher Klöster und blühender Städte. Aus diesem Geschlechte gelangte Johan, durch Giftmord seines Mündels, des letzten Sprossen der alten Grafen, zum Besitze von Holland und Seeland. Sein Sohn, der Vater der Kaiserin, eroberte den südlichen Theil des annoch freien Frisenlandes dazu, und starb, nachdem er länger denn dreissig Jahre das Zepter geführt, 1337. Ihm folgt der Sohn Wilhelm IV. Kampflustig und heissblütig sucht er seine Herrschaft im Frisenlande immer weiter auszubreiten. Darüber fällt er auf einem Zuge gegen dieses Volk am 27. Oktober 1345 unter ihren Streitäxten; mit ihm eine Menge seines Adels. Seine Leiche ward von den Feinden fortgeschleppt und in ihre Sümpfe versenkt. Ihm dankt Amsterdam sein Entstehen. Nun war der Mannsstamm des Hauses erloschen. Trotz der erhobenen Ansprüche Englands und Jülichs wegen der dahin verheiratheten jüngern Schwestern, legt der Kaiser, Allen zuvorkommend, Hand auf das gesammte Erbe. Hennegau war Kunkellehen und stund ohnehin seiner Gemahlin zu. Mit den drei übrigen Grafschaften belehnte er dieselbe schon im Januar 1346 zu Frankfurth von Reichswegen. Noch hatte in Holland kein Weib regiert und der kühne Schritt war gegen alles Herkommen. Aber die Noth drängte und Ludwig fasste, da die Kaiserin doch die rechtmässige Erbin war, rasch diesen Entschluss. Unverzüglich eilte sie in ihr Heimathland und trat mitten unter die Kämpfenden, denn Englands Anhang, zahlreich und mächtig, hatte bereits das Schwert gezogen. Zwar fallen ihr ein Theil des Adels und besonders die meisten Städte zu, weitaus der grössere Theil aber sträubt sich gegen das ungewohnte Frauenregiment und nöthigt Margarethen, die gesammten Lande erst unter ihrer Vormundschaft, dann selbständig ihrem ältesten Sohne und rechten Erben, Wilhelm, abzutreten. Um den Nachstellungen der Engelländer und Jülicher zu entgehen, war er als Page der Grafen von Katzenellenbogen verkleidet in die Niederlande gekommen.

Die Kaiserin kehrte nach Bayern zurück, und musste schon im nächsten Jahre den Schmerz erleben, die Leiche ihres grossen und guten Gemahls in die Gruft der Frauenkirche zu München zu versenken. Die Augustiner hatten, pfäffisch schlau, sich für unwürdig erklärt, den freilich im Bann gestorbenen Kaiser in ihre Kirche aufzunehmen. Ein jäher Schlaganfall hatte den noch rüstigen fünfundsechzigjährigen Mann, als er auf die Bärenjagd ritt, auf einer Wiese bei Fürstenfeld am 11. Oktober 1347 todt vom Pferde geworfen. — Ihn zeichnet sein Wahlspruch: „sola bona quae honesta.“ Ein Nachfolger von solcher Thatkraft und Umsicht, von so scharfem Verstande und so hellen Geistes,

der seiner Zeit so weit vorausgeeilt, und das Haus Wittelsbach wäre wohl das mächtigste in Deutschland geblieben.

Damit sei hier abgebrochen, wir werden seinem traurigen Geschicke und seinem Ausgange in jenen Gegenden später noch einmal in diesen Bildern begegnen.

Deckelmann hat das Hochzeitfest und die Huldigung der Niederländer vor den Mauern Kölns in frischer und lebendiger Weise dargestellt.

31. Elisabeth (Isabeau) von Bayern zieht als Königin in Paris ein 1389.

Karl V. von Frankreich, der Weise genannt, starb 1480 und hinterliess zwei Knaben, den Dauphin Karl und Ludwig von Orleans. Während des ersteren Minderjährigkeit, die er jedoch in seinem Testamente seltsamerweise die Bibel und Ovids ars amandi zitirend, mit dem vierzehnten Jahre beendet wissen wollte, führten seine beiden Brüder Johann von Berry und Philipp von Burgund die Regierung. Damals befand sich Friedrich, der dritte Sohn Herzog Stephans I. von Bayern, am Hofe zu Paris und im vertrauten Umgange mit den Oheimen des Dauphins. Diese fragten ihn eines Tages, ob er keine heirathsfähige Tochter habe. „Ich nicht“ erwiederte der Herzog, „wohl aber mein älterer Bruder Stephan.“ — „Wie alt?“ — „Zwischen vierzehn und sechszehn Jahren und sie ist eine weitberühmte Schönheit.“ — „Das ist, was wir brauchen,“ erwiederten die beiden Prinzen, „werbt bei eurem Bruder, bringt die Schöne auf einer Pilgerfahrt zum heiligen Johann nach Amiens, dort wird sie der König sehen, sich verlieben, er glüht ja für schöne Frauen, und vertrauet uns, eure Nichte wird Königin von Frankreich.“ Friedrich kehrte in die Heimath zurück, und brachte seine Nichte Elisabeth oder wie sie die Franzosen nannten, Isabella, in Begleitung ihres Oheims Albrecht von Straubing Holland und dessen Gemahlin Margaretha nach Amiens. Der erst achtzehnjährige Karl ward von ihrer Schönheit und ihrem bescheidenen Wesen — sie verstund freilich noch kein Wort französisch — so bezaubert, dass er sie augenblicklich zur Frau begehrte, und es ward dann auch ohne Säumen am 27. Juli 1385 zu Amiens die Hochzeit gefeiert.

Erst im August 1389 brachte Karl seine junge Gattin nach Paris. Er, der sie aufs zärtlichste liebte, wollte, dass sie in der Hauptstadt auf ganz ausserordentliche Weise empfangen werde. So erfolgte denn auch am 20. der Einzug mit nie gesehener Pracht. Zwölfhundert berittene Bürger in halbgetheilten roth und grünen, mit Gold durchwirkten Kleidern bildeten Spalier. Alles Volk warf Blumen und begrüsste seine Königin mit dem alten Willkommruf: Noël! Von den vornehmsten Damen des Hofes begleitet, ritt an der Seite des Königs die durch

ihre Schönheit alle weit überstrahlende Elisabeth. Sie trug ein himmelblaues seidenes, ganz mit goldenen Lilien bestreutes Gewand. An dem äussern Thore von St. Denys umgaben singende Engel in Wolken sitzend die heilige Jungfrau mit dem Jesusknaben, der ein Windrädchen in der Hand hielt. Ueber ihr war eine goldene Sonne, das Sinnbild des Königs angebracht, welche die Wappen von Frankreich und Bayern bestrahlte. Die ganze Strasse von St. Denys war mit seidenen Tüchern überspannt und mit schön gewirkten Teppichen geschmückt. Aus einer grossen Fontäne strömte Klaret und Hypokras. Reichgekleidete Mädchen hielten goldene Krüge und Kannen und kredenzten erst der Königin und ihren Damen, dann allem Volke unter süssen Gesängen. Vor dem Kloster der Trinitarier war auf einem grossen Gerüste eine Burg zu schauen. Davor stund Saladin mit seinen Sarazenen, ihnen gegenüber Richard Löwenherz und seine Ritter. Auf einem Throne sitzend gewahrte man den König von Frankreich, umgeben von den Pairs des Landes. Richard neigte, gleichsam die Erlaubniss zum Angriff erbittend, sein Schwert vor ihm, und hierauf begann ein sehr schöner Scheinkampf. An der innern Pforte von St. Denys war abermals ein glanzvoller Himmel aufgebaut auf dem man die heilige Dreieinigkeit erblickte. Auch sie war von singenden Engeln umgeben, von denen zwei, welche eine reiche Krone trugen, auf künstliche Weise herniederschwebten und selbe unter dem Gesange:

„Königin im Lilienkranze
Herrin bist du von Paris,
Von Frankreich und von allen Landen;
Wir kehren heim in's Paradies"

auf Isabeaus Haupt setzten.

Am Chatelet hatte man einen Park angelegt, in dem sich eine Menge Hasen, Kaninchen und Vögel befanden. In seiner Mitte war ein vielgethürmtes Schloss erbaut und mit Bewaffneten besetzt. Auf dessen Terrasse sah man das Lit de justice des Königs. Ein weisser Hirsch, eine goldene Krone am Halse,*) kam aus dem Gebüsche. Ein Adler und ein Löwe — vielleicht Anspielungen auf das Reich und England? — erschienen, den Hirsch und den Rechtsstuhl angreifend. Ihnen entgegen aber warfen sich zu deren Vertheidigung zwölf junge reich gewappnete Mädchen mit blossen Schwertern. Bewundernswerth war der Mechanismus der Thiere, mit dem sie täuschend alle Glieder bewegten. Die grosse Brücke von Notre-Dame war gleichfalls von blauem mit goldnen Lilien

*) Karl traf auf einer seiner Jagden bei Senlis einen weissen Hirsch, der ein goldenes Kleinod am Halse trug. Müde gehetzt ward seiner geschont. Da fand man auf dem Kleinod die Schrift: „Caesar hoc mihi donavit." Der König wählte sich den Hirsch mit der goldenen Krone am Halse als Devise und Wappenhalter.

durchwebten Tafft bedeckt. Als die Königin dieselbe erreicht hatte, lief auf einem Seile von der Höhe des Thurmes der Hauptkirche ein als Engel gekleideter Genueser herab, in den Händen, da es schon dämmerte, zwei Fackeln haltend, bot der Königin eine goldne Krone und kehrte auf demselben Wege, gleichsam wie zum Himmel emporsteigend, wieder zurück.

In der Hauptkirche selbst wurde Isabeau von dem Erzbischof und dem ganzen Klerus empfangen, warf sich zum Gebete nieder und opferte nebst reichen Prachtgewändern die goldne Krone, welche ihr die beiden Engel aufs Haupt gesetzt. Statt derselben wurde sie mit einer neuen noch kostbareren gekrönt. Nun erst hielt sie, von des Königs Mutter und der jungen, „engelgleichen" Valentine von Mailand, der Tochter des Herzogs Galeazzo Visconti und Gemahlin Ludwigs von Orleans empfangen, ihren Einzug in den Palast von St. Paul. Reiche Geschenke im Werthe von 60,000 Goldkronen überreichten ihr die Bürger von Paris, darunter ein goldenes Schiff, das alte Wahrzeichen der Hauptstadt. Gar manche von diesen Kleinodien mochten in die Hände ihres geliebten Bruders, Ludwig des Gebarteten, der sie begleitete, und später in den Schatz zu Burghausen gekommen sein. Eine Reihe der glänzendsten Feste folgten sich nun und schon während derselben, die sich durch grosse Ungebundenheit auszeichneten, soll ein, später für beide so verhängnissvolles, verbrecherisches Verhältniss zwischen der Königin und ihrem Schwager von Orleans angeknüpft worden sein.

Drei Jahre lebte die ausschweifend prachtliebende Isabeau nur dem Vergnügen. Luxus und Galanterien fanden keine Gränzen am Hofe. Aber nun begann ihr Unglück. Karl wurde 1392 wahnsinnig, und hatte bis zu seinem erst dreissig Jahre später erfolgten Tode nur wenige lichte Zeiträume. An dem von Faktionen zerrissenen Hofe stritten sich die Königin und Orleans mit dem Herzoge Johan von Burgund, dem Sohne Philipps, der 1404 gestorben, um die Herrschaft. Johan zog siegreich in Paris ein, Isabeau floh mit Orleans nach Melun. Kaum war der Friede hergestellt, so ward Letzterer aus Eifersucht wegen einer vornehmen adligen Dame auf Betrieb des Herzogs von Burgund in den Strassen von Paris gemeuchelt. Der junge Karl von Orleans trat nun als Rächer seines Vaters auf und sammelte ein Heer für die Königin. Da rief der Burgunder England zu Hilfe und siegte im Bunde mit Heinrich V. 1415 bei Azincourt, wo Karl von Orleans fiel. Die beiden Söhne Isabeaus starben kurz darauf, ihr blieb nur der dritte, der spätere Karl VII. Sie selbst liess ihr wahnsinniger Gatte, diessmal aus unbegründeter Eifersucht, gefangen setzen, ihren vermeintlichen Buhlen, den tapfern Boisredon aber säcken und mit der berüchtigten Aufschrift: „Laissez passer la justice du roi" in die Seine schleifen. Nun schloss sich die Unglückliche an den Burgunder, der sie befreite, zur Regentin ausrufen

liess und selbst mit dem Könige aussöhnte, so dass sie, noch einmal vom Volke jubelnd begrüsst und mit Blumen überschüttet, an seiner Seite in Paris einzog. Das war wohl ihr letzter froher Tag. Der Zwist mit ihrem Sohne, dem Dauphin, ward unversöhnlich. Ein friedlicher Vergleich mit dem Herzoge von Burgund auf der Schlossbrücke zu Montereau sollte 1419 allen Streit enden; statt dessen liess ihn der Dauphin auf derselben Brücke durch den Ritter La Hire niederstossen. Aber sein Sohn Philipp hält das Banner des Vaters in Frankreich aufrecht, die Engländer greifen immer weiter um sich, und beim endlich erfolgten Tode Karl VI., 1422 ruft an dessen Grabe den Herold: „Es lebe Heinrich von Lancaster, König von Frankreich und England“ denn auch der gewaltige Heinrich V. war in demselben Jahre in die Gruft seiner Väter gesunken. Der junge erst fünf Jahre alte Heinrich VI. aber war der Enkel Isabeau's von ihrer Tochter Katharina.

Die alternde Königin verlebte nun den Rest ihrer Tage, von den Engländern gleich einer Gefangenen gehalten in ihrem Schlosse von St. Paul in Paris, während der Bürgerkrieg Frankreich zerriss, bis endlich das Schicksal ihres Sohnes durch die gottbegeisterte Jungfrau den bekannten wundervollen Wechsel erfuhr. Noch hatte sie 1431 den Knaben Heinrich in Paris zum Könige krönen sehen. Missachtet, selbst in Dürftigkeit versunken, aufs tiefste beleidigt durch die schimpfliche Erklärung Karls VII. zum Bastard, brach endlich zehn Tage nach dem Vertrage von Amiens, welcher Burgund wieder mit Frankreich versöhnte, das Herz der unglücklichen, einst so sehr vergötterten Isabeau. Sie starb, sechsundsechzig Jahre alt, am letzten September des Jahres 1435. Prunklos und in aller Stille ward sie in einem Marmorsarge an der Seite ihres Gemahls in St. Denys begraben.

Trefflich entworfen und ausgeführt rührt auch dieses Bild von Schwoiser her. Das Gesicht Isabellens ist wohl eines der lieblichsten in der ganzen Reihe der Bilder.

Bayern-Ingolstadt.

32. Edle Rede Herzog Stephans II. zu Padua 1390.

Das Haus der Vizegrafen von Mailand, desshalb Visconti genannt, hatte sich im XIII. und XIV. Jahrhundert unter den vielen kleinen Tyrannen Italiens zu einem der mächtigsten emporgeschwungen, das auch in seinen Gliedern Lucchino und Giovanni tüchtige Fürsten und eifrige Förderer der Wissenschaften zählte. Aber die Söhne des ersteren, wenn auch tapfere Krieger und der Wissenschaft nicht abhold, befleckten den Ruhm des Vaters und Oheims durch Grausamkeit und Laster aller Art. Besonders wird Barnabo, dessen beide Töchter Thaddäa und Margaretha an die Söhne Herzog Stephans I., Stephan II. und Friedrich vermählt waren, von dem freilich guelfisch gesinnten Villani als ein wahres Ungeheuer geschildert. Seine Garde bestund aus grossen Fleischerhunden, welche jeden Bittsteller von seiner Schwelle verscheuchen mussten. Gefangene Feinde soll er unter den ausgesuchtesten Martern vierzig Tage lang gepeinigt haben, ehe er ihnen den Todesstoss versetzen liess. Als Urban VI. Legaten mit der Bannbulle vor ihn traten, führte er sie, scheinbar unbefangen, auf die Naviglio Brücke zu Mailand. Hier blieb er plötzlich stehen und donnerte ihnen die Frage entgegen: „Wollt ihr essen oder trinken?" Angstvoll blickten sie in den Fluss und antworteten: „Essen". Nun mussten sie die Bulle aufzehren, und selbst das Bleisiegel erlässt ihnen Villani nicht. Den Wütherich entthronte endlich der Sohn seines verstorbenen Bruders Gian Galeazzo und liess ihn im Kastell Trezzo ermorden. Ihn, der mittlerweile auch Padua, welches dem Franz Carrara, dem Schwager der beiden Herzoge von Bayern gehörte, eingenommen und denselben verjagt hatte, zu bekriegen, den Carrara wieder einzusetzen und den Schatten des Schwiegervaters zu rächen zog Herzog Stephan II., wegen seiner zierlichen Gestalt der Kneusel genannt, im März über die Alpen. Mit achtzigtausend Goldgulden hatte der Flüchtige die Hilfe der Bayern, ein Heer von sechstausend Geharnischten angeworben. Siegreich drang der Herzog vor, nahm Padua und selbst Mailand, und setzte den Schwager wieder auf den Thron seiner Väter. Nun blieb er aber in dem verführerischen Wälschland und vergeudete dort den reichen Rittersold des Carrara im Kreise lustiger Genossen mit den schönen Weibern Paduas. Mitten in seiner ausgelassenen Lust aber überkam ihn eines Tages, als er das ewig scheue Misstrauen der grausamen Herren Italiens gegen alle ihre Umgebung gewahrte, das Gefühl eines guten Gewissens

und der Stolz auf die rauhe deutsche Ehrlichkeit. „Gehabt euch wohl" rief er ihnen zu, „so herrlich ihr auch lebt und so köstlich euer Land ist, ich kehre mit Freuden wieder in das meine zurück, denn dort kann ich doch wenigstens ohne Furcht im Schoose jedes meiner Unterthanen schlafen. „Dess verwunderte sich sehr Herzog Galeaz," fährt Aventin zu erzählen fort, „und bekennt frey, sein Schwager Herzog Stephan auss Bayern wer mächtiger, hett den grössern Schatz."

Sein Heer hatte sich zerstreut und mit nur acht Pferden ritt Stephan, so arm als er ausgezogen, nach Jahresfrist wieder in München ein.

Das Bild hat Schwoiser mit gewohnter Meisterschaft gemalt.

33. Die Bürger von Ingolstadt kommen, ihren Herzog zu lösen nach Burghausen und finden nur mehr dessen Leiche 1447.

Es ist ein wildbewegtes Jünglings- und Mannes-, und dann wieder ein in tiefem Kummer hinsiechendes Greisen-Alter eines der gewaltigsten Söhne Wittelsbachs, dem hier der Tod sein unerbittliches Halt zugerufen.

Den steten Fehden zwischen Kaiser Ludwigs Enkeln über die Theilung der bayrischen Lande hatte der Heidelberger Spruch im ersten Jahre des XV. Jahrhunderts, wenn auch nur auf kurze Zeit ein Ende gemacht. Schon in diesen Kämpfen hatte Ludwig, der Gebartete genannt, der einzige Sohn Stephan II. von Ingolstadt, eine hervorragende Rolle gespielt, als der Vater ihm, während einer längern Abwesenheit bei seiner schönen Tochter zu Amiens, die Regierung des Landes übertragen hatte. Aber auch schon aus jenen Tagen schreibt sich der bittere Neid gegen die Vettern von Landshut her, die er als die Bevorzugten bei der Theilung erachtete. Auf ihrer Seite stunden die Münchner Herzoge, stund Friedrich, der zweite Hohenzollern in der Mark Brandenburg, dessen Gemahlin, „das schöne Elseken aus Beyeren" Heinrichs von Landshut Schwester war. 1402 wieder nach Frankreich gekommen, stieg Ludwig dort von Ehren zu Ehren, ward Gouverneur des Dauphin und erwarb durch seine beiden Heirathen mit Anna von Bourbon und Katharina von Alençon, sowie durch die Freigebigkeit des Königs und seiner Schwester grosses Gut, darunter die Grafschaft Mortain in der südlichen Normandie, nach welcher er sich mit Vorliebe benannte.

Stephan II. starb 1414 und nun trat Ludwig die Herrschaft über sein Land an. Er war „ein herrlich freisam Fürst und mannlich Herr als je einer geboren ward" sagt die Chronik. Wohlthätig gegen die Armen, freigebig gegen Gelehrte, schön, geistvoll, aber in stete Kämpfe verstrickt: seine Hand wider Jedermann und Jedermanns Hand

wider ihn und dennoch meist im Rechte, ein gefürchteter Krieger, dabei Pracht, Hofleben und Hofsitte über alles haltend, so schildert ihn die unpartheiische Geschichte. Auf dem Konzil zu Kostnitz, dem der Herzog als das Haupt der französischen Gesandtschaft anwohnte, kam der Hass zwischen Heinrich von Landshut und ihm zum blutigen Ausbruch. Ersterer überfiel den Ingolstädter meuchlings und liess ihn in seinem Blute liegen. Alles war entsetzt, besonders der Kaiser. Aber der allvermögende Schwager von Brandenburg wusste den schwachen Sigismund zu besänftigen. Ludwig fand kein Recht und holte es nunmehr selbst. Darob wilde Verheerung der gegenseitigen Lande. Der Kurfürst und Heinrich wussten dem Bärtigen stets neue Feinde zu wecken, zuletzt noch den eigenen Sohn von seiner ersten Gemahlin Anna, Ludwig, der Höckerige genannt, dem Friedrich seine Tochter Margaretha zur Ehe gab. Das schürte den Hass des alten Ludwig gegen den Grafen von Graisbach, wie der Höckerige nach einer seiner Besitzungen sich nannte, der die Tochter seines verhassten Feindes, „die neue Gretel," geheirathet, bis zur Unversöhnlichkeit. „Potz Laus" rief er in seinem Zorne öfter aus, „der Neu-Edel, — damit meinte er den Brandenburger — und der Buckel sollen uns wohl unkheit (ungeschoren) lassen." Es kam furchtbar anders. Der unnatürliche Sohn fand sich durch solche und ähnliche Schmachreden, die ihm treulich hinterbracht wurden, immer aufs Neue gestachelt, und durch des Greises Vorsorge für seinen ausserehelichen Sprossen, Wieland von Freiberg, schwer beeinträchtigt. Er liess diesen, seinen Bruder, vergiften und stürmte endlich Neuburg, die letzte Zufluchtstätte des müde gehetzten Greises am 1. September 1443. Dort nahm er den achtundsiebzigjährigen Vater gefangen und legte ihn im Kerker seines eigenen Schlosses in Ketten. Nicht lange liess die Unthat auf ihren gebührenden Lohn warten. Ein brennendes Fieber warf den Verbrecher nieder und schon im April 1445 entfloh dem ungestalten Leib die befleckte Seele.

Die Wittwe und ihre Helfershelfer wollten nun den alten Mann für seine Freilassung schamlos plündern und stritten sich um seine Person. In aller Stille liess ihn, mitten im Winter, die liebevolle Schwiegertochter nach Ansbach zu ihrem Bruder bringen. Der drang denn eines Tages persönlich in ihn mit den Worten: „Ihr müsst mir Geld geben, oder in meiner Gewalt sterben". „Nimm ein Schwert und stoss mich durch und durch, und doch soll mein letztes Wort sein: Ich will dir nichts geben, bis mir die Seel ausgeht, denn du hast weder Recht noch Glimpf zu meinem Gut" erwiederte der eiserne Herzog. Als nichts zu erpressen war, verschacherte der Markgraf den edlen Greis an seinen bittersten Feind, den Herzog Heinrich. Der schloss ihn in seinen Thurm zu Burghausen, und gab dem armen, leselustigen Mann einen Psalter und eine deutsche Bibel mit. Manchmal spottete

er, dass er von seinen Feinden höher geschätzt würde als unser Heiland, den man um dreissig Silberlinge verkaufte, zuweilen aber rollte eine einsame Thräne in seinen grauen Bart und er rief wehmüthig aus: „Wer mir das gesagt hätt' in meinen jungen Tagen, das ich also viel leiden sollt ich hätt' nit glaubt, das mich all teutsch fürsten dazu hätten bringen mögen!"

Die Unterhandlungen nahmen indessen ihren Fortgang, als sie aber endlich dahin gediehen waren, dass die Landschaft das Lösegeld zahlen, und deren Abgesandte ihm die Kunde seiner Befreiung bringen wollten, war er bereits zur ewigen Freiheit eingegangen. Am Morgen des zweiten Mai 1447 öffnete man ihnen die Pforten seines Kerkers und zeigte ihnen den unglücklichen, einundachtzigjährigen Greis in seinem Stuhle liegend, wie er eine Stunde nach Mitternacht in den Armen des Kaplans Andreas verschieden. „Ob es ein vernünftig oder ein genöther Tod gewesen, das weiss Gott" sagt eine gleichzeitige Chronik. Die Gebeine des im Kirchenbanne Verstorbenen wurden in aller Stille im nahen Kloster Raitenhaslach beigesetzt. All seine funkelnden Kleinode und reichen Schätze, die er aus Frankreich gebracht, sein schönes und reiches Land fielen dem Todfeinde Heinrich von Landshut zu, den jedoch schon nach drei Jahren der Tod zur Verantwortung abrief.

Auch dieses Bild ist von der Meisterhand Schwoisers.

Bayern-Straubing und Bayern-Landshut.

34. Jakobäa von Bayern-Holland erficht den Sieg bei Alphen 1426.

Ein blutiger Krieg zwischen der Kaiserwittwe und ihrem Sohne Wilhelm I. war Wittelsbach's Beginn in den Niederlanden. Von den beiden Partheien, dem Adel, die sich bezeichnend Kabeljaus nannten und auf Seite Wilhelms stunden und den Hoecks, wie die Anhänger der Kaiserin von den Angelhacken hiessen, womit man jene Raubfische fängt, hetzten die ersteren den Sohn, nach der Herrschaft der Mutter zu greifen. So kam es mit Hilfe Englands 1351 an der Maasmündung zur, völlig verabredeten, Seeschlacht. Bis zum Abend ward gestritten, der englische Admiral fiel, und Margarathe brach den Kampf ab, dessen Schrecken sie nicht mehr zu ertragen vermochte. Endlich versöhnte sich Wilhelm aufrichtig mit der Mutter, verfiel aber sechs Jahre später in Wahnsinn, bis er nach achtzehn Jahren in Quesnoy jammervoll verschied. Die edle Kaiserin war ihm schon 1356, gebrochenen Herzens, vorangegangen. Ihre Reste ruhen in Valenciennes. Nun verwaltete Albrecht sein Bruder erst als Statthalter, dann als Landesherr die Provinzen. Auch seine Herrschaft zerrüttete die Wuth der Faktionen und die Kämpfe mit den freiheitstolzen Frisen. Abermals wiederholte sich der traurige Kampf zwischen Vater und Sohn. Albrecht hatte in schon reiferen Jahren seine heisse Liebe zu der schönen und klugen Aleid von Pölgeest zur Parthei der Kabeljaue gezogen; sie gebot im Lande. Sein Sohn Wilhelm II. stund auf Seite der Hoecks. Aleid fiel unter Mörderhänden im Herzogsschlosse zu Haag und der Verdacht kam auf letztern. Wüthend wollte der Vater den Gnadeflehenden in einem Hause, in das er sich geflüchtet, verbrennen, und erst die Kämpfe gegen die Frisen, aus deren Gewalt ihn der tapfere Wilhelm rettete, versöhnten beide wieder. Albrecht starb 1404. Seinen jungen, erst siebzehnjährigen Sohn Johan, der überdiess nicht einmal die geistlichen Weihen hatte, führte er schon 1390 als Bischof in Lüttich ein, und ein furchtbar blutiges Gericht, das er nach vielen Sühneversuchen endlich über die zuchtlosen Empörer hielt und dem er die Benennung Jean sans pitié zu danken hatte, befestigte ihn auf seinem Sitze.

Wilhelm II. besass von seiner Gemahlin Margarethe, einer Tochter Philipp des Kühnen von Burgund nur ein einziges Kind, die schöne, feurige Jakobäa. Er, ein treuer Freund der Hoecks, lag während der dreizehn Jahre seiner Regierung in stetem Hader mit den Kabel-

jau's, die er schwer demüthigte. Im Sommer 1414 wurde die Vermählung Jakobäas mit Johan, dem zweiten Sohne Karl VI. von Frankreich vollzogen, dem sie seit ihrem fünften Jahre verlobt gewesen und der mit ihr am Hofe des Vaters erzogen worden. Im folgenden Jahre ward er durch den Tod seines Bruders Dauphin, zwei Jahre später weinte die sechzehnjährige Jakobäa als Wittwe am Sarge ihres Gemahls. Das Gift der orleanischen Parthei soll ihr den Geliebten der Kindheit geraubt haben. Wenige Wochen später bettete der Tod auch den Vater an der Seite seiner Eltermutter der Kaiserin, zu Valenciennes. Seinem Willen zufolge ward zwar der Tochter gehuldigt, aber noch auf dem Todbette der stumpfsinnige, erst fünfzehn Jahre alte Johan von Brabant, der Neffe ihrer Mutter, zum zweiten Gemahl bestimmt. Mehr und mehr begannen von jetzt an der Ehrgeitz und die Habsucht des Burgundischen Hauses ihre tiefen Schatten auf das Schicksal der jungen Fürstin zu senken. Der Oheim zu Lüttich säkularisirt sich, nimmt die Wittwe Antons von Brabant, die Stiefmutter Johans zur Ehe, und sucht Jakobäa aus ihrem Erbe zu drängen, um es in seiner Person dem Hause Wittelsbach zu erhalten. Zu ihm hielten die Kabeljau's, auf Seite der Fürstin stunden die treuen Hoecks. Nun kam es zum offenen Kampfe. In Gorkum erfocht zwar Jakobäa einen glänzenden Sieg, aber zuletzt behielt doch ihr Oheim die Oberhand und ein Vertrag sichert ihm die Verwaltung der Grafschaften und die Hälfte derselben als Besitzthum. Sie wendet sich zu ihrem Gemahl nach Brabant. Von diesem Unwürdigen jedoch roh und schimpflich behandelt und höhnend einer gemeinen Buhlerin geopfert, nimmt sich das Volk ihrer an und es kömmt in den Strassen von Brüssel zur blutigen Metzelei. Da flieht sie nach England, scheidet sich selbst, als ihr zu nahe verwandt, von dem Brabanter, und reicht dort, erst zweiundzwanzigjährig dem Herzog Humphred von Glocester, dem Oheim Heinrich VI. als drittem Gemahl ihre Hand. Philipp von Burgund, wie zum Hohne der Gute genannt, weiss die englische Hilfeleistung lange hintan zu halten. Endlich landet Jakobäa, Ende Dezember 1424 in Holland und wird von den Ihrigen mit Jubel empfangen. Anfangs scheint ihr das Glück zu lächeln; aber diess und ihr treuloser Gemahl Glocester wenden ihr nur zu bald den Rücken. Die Nachricht, dass Humphred, unter dem Vorwand neue Hilfe zu werben, nach England gewichen und sich dort mit einer ihrer eigenen Damen, Leonore Cobham habe trauen lassen, — (den doppelten feigen Verrath büssten nach Jahren Leonore, als Zauberin angeklagt mit lebenslänglicher Kerkerhaft, Humphred unter den Mörderhänden des Herzogs von Suffolk*)) — bricht ihr das Herz. In Mons belagert,

*) Shakspeares Heinrich VI. 2 Thl. 2, 3 und 3, 2.

wird sie treulos dem Burgunder ausgeliefert und nach Gent geschleppt. In denselben Tagen stirbt Johann der Unbarmherzige, vergiftet durch den Kuss auf ein Messbuch und vererbt all seine Rechte an Philipp, bald folgt ihm der blödsinnige Schlemmer von Brabant, und auch sein Erbe gelangt an Burgund. Und wieder, kaum mehr als ein Menschenalter später, liegt Philipps einziger Sohn, der letzte und hochmüthigste des stolzen Könige gleichen Geschlechts, von Bauern erschlagen, eine nackte, entstellte Leiche auf dem Blutfelde von Nancy!

Noch einmal rafft sich Jakobäa auf. In Männerkleidern entflieht sie ihrer Haft, und wirft sich den treuen Holländern in die Arme. Sie schnallt nun selbst den Panzer um, und erscheint an der Spitze ihrer Kennemer-Bauern im Felde. Aller Orten stehen wieder die Hoecks zu ihr, und mit ihrer Hilfe erficht sie nach zweitägigem Ringen den glänzenden Sieg bei Alphen am 30. April 1426, nach welchem sie, die ritterlichste von Allen, auf dem Schlachtfelde sieben ihrer Führer zu Rittern schlägt. Noch mehrere Siege folgen; vergebens. Die burgundische Uebermacht wirft alles vor sich nieder und belagert sie endlich in ihrer letzten Burg zu Gouda. Hier unterzeichnet sie den Vertrag, dass Philipp einstweilen ihr Land verwalten und nach ihrem Hingange erben solle, sie selbst verzichtet ohne seine Einwilligung auf jede weitere Vermählung. Aber das Herz überwog die Politik. In ihrer Noth fand sie in Franco von Borselen, dem burgundischen Statthalter Hollands, den einzigen treuen Freund, dem sie heimlich ihre Hand reichte. Den Schritt erfuhr Philipp alsbald durch seine Späher. Er liess den Beglückten festnehmen und stellte nun Jakobäa die Wahl entweder dem geliebten Gatten oder sogleich ihren Kronen zu entsagen. Sie wählte das Letztere. Nur kurze Zeit lebte sie noch an seiner Seite, bis der Gram sie 1435 in ihrem fünfunddreissigsten Jahre hinraffte. Kaum in einem doppelt so langen Fürstenleben mochten sich je so viele Schicksalswechsel gehäuft haben.

Mit Jakobäas Leiche ward die zweiundsiebzigjährige Herrschaft Wittelsbachs in den Niederlanden in die Gruft zu Haag gesenkt. Das Andenken an die vielgeprüfte und unglückliche junge Fürstin ist aber noch bis auf den heutigen Tag lebendig im Volke geblieben. Franz Löher hat ihr in seiner trefflichen Lebensbeschreibung ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Das lebensvolle, charakteristische Bild des Ritterschlages bei Alphen hat Häberlin gemalt. Jakobäas Porträt ist einem angeblich von Johann von Eyk gemalten Bilde derselben im Haag entlehnt.

35. Ludwig des Reichen Sieg bei Giengen 1462.

Als der filzige, harte Heinrich von Niederbayern — wir kennen ihn bereits aus Ludwig des Bärtigen Schicksal, der ihn, ob seiner schwarzen Gesichtsfarbe nur den Schuster nannte, — starb, hinterliess er als einzigen Erben seines Landes und seiner Reichthümer seinen Sohn Ludwig. Der verlebte in Armuth und oft der schicklichen Kleidung entbehrend, im Schlosse zu Burghausen seine Jugendtage. Mit ihm Albrecht von Brandenburg, später der Achilles zubenannt, der Sohn Elisabeths, der Schwester des Vaters. Zwischen beiden war des Balgens kein Ende, so dass ihr Hofmeister Wilhelm von Rechberg öfters weissagend ausrief: „Ihr jungen Herren tragt einen Korb voll Unglück feil, Gott weiss, wo ihr ihn ausschütten werdet.“ Trotz aller Entbehrungen und harten Zucht sprach aber dennoch der wackere Sohn, als man ihn zur Flucht zu seinen Vettern nach dem lustigen Wien verlocken wollte, mit Entrüstung: „Meinen Vater verlassen? das sei fern von mir, kein Blick meines Auges soll ihm wehe thun“. Auch blieb ihm die Rede des biedern Aham unvergessen, der einst zu ihm sagte: „Gnädiger Herr, ihr seid da für das Volk und nicht das Volk für euch; es bleibt ein Volk ohne euch, ihr aber kein Herr ohne Volk“. Das war der Mann, der in seinem dreissigsten Jahre zur Herrschaft gelangt, im Vereine mit seinem gleich tüchtigen Vetter, dem „bösen Pfälzer Fritz“, Wittelsbachs Banner wieder hoch hielt in deutschen Landen, und der allerdurchlauchtigsten Reichs-Schlafmütze Friedrich III. gar manche schlaflose Nacht bereitete.

Der weckte dafür beiden Fürsten Feinde in allen deutschen Landen; und als Ludwig Donauwörth, welches Kaiser Sigismund widerrechtlich dem Bayerlande, an das es aus Konradins Erbe gekommen, entrissen, 1458 durch Ueberrumpelung wieder zurückgewonnen, als er sich weigerte, den angemassten Rechtsbann Albrechts als Burggrafen von Nürnberg über einen Theil seiner Unterthanen anzuerkennen; erklärte ihn der Kaiser zum Reichsfeind und ernannte den Markgrafen, des Herzogs eigenen Schwager, welcher ob jener Weigerung sein heftigster Gegner geworden, zu seinem Feldhauptmann. Fünf geistliche und drei weltliche Reichsfürsten, dann die meisten fränkischen, schwäbischen und oberrheinischen Grafen und Herren sandten Ludwig ihre Absagebriefe. Auch der Fehdebrief der Reichsstädte von Schwaben und Franken ward ihm überbracht an den zweiunddreissig derselben an ihrer Spitze Ulm und Augsburg ihre Siegel gehängt. Letzteres allein stellte zweihundert Berittene und fünfhundert Mann aus den Zünften, mit Rüstzeug und Geschossen aller Art. Ueberdiess hatte die Stadt achthundert Schweitzer in ihrem Solde. Eben erst am 30. Juni hatte der Pfälzer den herrlichen Sieg bei Seckenheim erfochten; da drängte es den

Markgrafen, seine Freunde zu rächen. Er rückte nach Schwaben, ihm entgegen Ludwig. Bei Giengen trafen Beide aufeinander. Albrecht war beschäftigt, auf den Höhen oberhalb des Städtchens eine starke Wagenburg zu schlagen. Sie zu vollenden gönnte ihm Ludwig keine Zeit. Nach kurzer Rast, in der er vierzig Ritter schlug, und selbst den Ritterschlag von Thomas Preisinger erhalten, liess er seine Trompeter aufblasen. Die Reichsvölker hatten Birkenzweige auf ihre Eisenhüte gesteckt, ihre Losung war „St. Wilhelm", ihr Feldgeschrei „Römisch-Reich". Die Bayrischen trugen Eichenlaub, bei ihnen hiess die Losung „St. Maria" und das Feldgeschrei „Bayerland". Ihr Rennfähnlein mit den Rauten trug Heinrich von Gumppenberg an der Spitze von fünfhundert Reitern. Um das Hauptbanner und das des Herzogs, welches Wolf von Hohenkammer diesem vortrug, waren die Preising und Törring, die Sandizell, Frauenhofer*), Aham, Pienzenauer, Frohnhofer und Riederer, seit den ältesten Zeiten treue Vasallen der Wittelsbacher, geschaart. Auch focht in ihren Reihen Ebran von Wildenberg, der erste, der eine Geschichte seines Vaterlandes, treu und wahr in trefflicher deutscher Sprache geschrieben. Sie alle lagen ihrem Herrn dringend an, an sicherm Ort seiner zu schonen. Der aber hob sich kampfesmuthig in den Bügeln und rief überlaut: „Nein, Nein! Heut bei meinem Volk lebendig oder todt". Dess waren sie hocherfreut und ihm nach, unter dem Gesang der Ritter und Knechte:

„Wer heut nit wohl schiessen kann
Der ist meinem Herrn ein unnütz' Mann"

brausten die Reiter gegen die Wagenburg hinauf. Die böhmische Hilfe Georgs von Podiebrad führte Wolf von Schaumburg in's Gefecht.

Zuerst wankte das Banner mit den drei Hirschgeweihen in der Hand des jungen Grafen von Würtemberg. Seine Reiter rissen aus, ihnen nach ein Fähnlein der Reichsstädte nach dem andern. Die hatten ein ungeheures Banner mit all ihren Wappen mitgeschleppt; es ging verloren. Auch das Fussvolk begann zu weichen. So kam man denn an die wohlbesetzte Wagenburg. Ein Ludwigischer ritt heran und höhnte: „Liebes junges Volk, was ziert ihr euch lang, es geht an euer Leben, gebt euch lieber gleich." Und als ein Kaiserlicher hinter seinem Kettenwagen hervor rief: „Ja einen Dreck sollt ihr haben," entgegnete Jener: „Wohl, wohl, aber all der Dreck muss heut noch auf unsers Herrn Acker." Nun setzten die Bayern an, und alsbald war die Wagenburg an beiden schlechtgedeckten Flanken durchbrochen, sie mitten inne. Noch stritt Albrecht hoch zu Ross, der sich hier wirklich den Namen Achilles verdiente. Endlich ward auch er in

*) Der letzte des uralten Hauses ward im März 1865 mit Schild und Helm in die Gruft seiner Ahnen gebettet.

der allgemeinen Flucht mit fortgedrängt. Voll Ingrimm riss er sein Ross herum und schrie den Seinen zu: „Ihr lieben Sun, flieht Giengen zu!" „Ach nein gnädiger Heer" entgegneten die Schweitzer die, nebst den Augsburger Fussknechten Rücken gegen Rücken noch eisern festhielten, „steht und lasst uns machen, heut gilts sich mannlich wehren". Umsonst. Auch sie riss der Strom fort, der so blind tobte, dass Hunderte den Berg hinab in die Brenz stürzten, und Viele ertranken. Alles floh Giengen zu und warf im panischen Schrecken die Thore hinter sich in's Schloss, so dass der Markgraf, einer der letzten, bis Albeck reiten musste, um Einlass zu finden. Hätte nicht die kostbare Beute des Lagers die Sieger aufgehalten, nur Wenige von den Feinden wären entronnen. Ludwig zog vor Augsburg und belagerte es. Das hielt fest. Der Rath war aber so artig, jeden Tag die silbernen Flaschen, die der Herzog durch einen Trompeter schickte, mit dem bessten Malvasier zu füllen. Dafür schonte er das Schloss zu Haimhofen, als ihm die Frau des Bürgermeisters Langenmantel bittend aus dem Thore entgegen trat und, einen Siegeskranz mit Perlen umwunden reichend, für ihr Widdum bat.

Sämmtliche Banner, die grossen des Reichs und des Kaisers, das der Städte, das brandenburgische, würtembergische und pappenheimische fielen in die Hände der Bayern. Sie wurden nach Burghausen gebracht und wehten während des Dankamtes von dessen Thürmen. Ueberreiche Beute an Wagen und Geschütz, an Geld und Kostbarkeiten ward gewonnen. Der Kampf aber hatte stattgefunden an dem heissen Morgen des 19. Juli 1462. Von den Bayrischen waren einhundert und zwei und dreissig gefallen; der Feind hatte dreihundert Fussknechte und zweihundert Gefangene, darunter viele vom ersten Adel eingebüsst.

Der Markgraf vermochte nicht mehr das Feld zu halten. Der grosse Sieg führte den Waffenstillstand und im folgenden Jahre den allgemeinen Frieden herbei. Man hatte am Rhein und in Schwaben Wittelsbachs geeinigte Kraft kennen und achten gelernt, und die Lust seine Macht über bayrisches Land auszudehnen war dem Hohenzoller gründlich verleidet worden.

Das Bild, lebhaft komponirt und mit grossem Fleisse ausgeführt, ist von Wohnlich gemalt. Leider ist das Gesicht des damals 47jährigen Herzogs allzujung gerathen.

36. Ludwig der Reiche stiftet die Hochschule zu Ingolstadt. 1472.

Nachdem schon seit dem eilften Jahrhunderte die Hochschulen zu Paris und Bologna, jene besonders durch ihre Theologen, diese durch ihre Rechtslehrer berühmt, geblüht hatten, nachdem die erste Univer-

sität in Deutschland 1348 zu Prag gegründet worden, die so ungeheuren Zulauf erhielt, dass sie um 1408 an dreissigtausend Studenten zählte und nachdem diesen damaligen Metropolen der Wissenschaft bald mehrere minder bedeutende zugesellt waren, dachte auch Herzog Ludwig daran, dem Bayerlande die Wohlthat einer solchen höheren Bildungs-Anstalt zu verleihen. Ohne Genehmigung eines der beiden Häupter der christlichen Welt konnte damals keine ähnliche Stiftung ins Leben treten und darum erfolgte denn auch auf Bitten Ludwigs 1459 die Einwilligung des selbst den Wissenschaften eifrig ergebenen Pius II., des berühmten Aeneas Sylvius Piccolomini. Ingolstadt war wohl hauptsächlich zu ihrem Sitze gewählt worden, um der Stadt einigen Ersatz für den Verlust seines eigenen Fürstenhauses zu geben. Die neue Universität sollte sich nach dem Muster der zu Wien 1365 gegründeten richten, dieselben Ehren und Privilegien geniessen und Lehrstühle für Theologie, geistliches und bürgerliches Recht, Medizin und die freien Künste erhalten. Die wirkliche Einweihung der neuen Hochschule fand, nach geschlossenem Frieden am 26. Juni 1472 statt. Ihr wohnten der Herzog und sein Sohn Georg, mehrere Fürsten und Bischöfe, darunter der von Eichstädt, welcher ihr beständiger Kanzler blieb, und eine Menge Adliger und Geistlicher bei. Wie bescheiden der Anfang gewesen, zeigt, dass nur ein Lehrer für die Theologie, drei für die Rechte, einer für Medizin und sechs Magister für die freien Künste bestimmt wurden. Die Studenten, deren schon im ersten Jahre siebenhundert vier und neunzig waren, lebten, wie heute noch die englischen, in eigenen Häusern beisammen unter Aufsicht eines Magisters. Eine solche Genossenschaft hiess Bursa (daher Burschen) und zählte Ingolstadt deren eilf. Leider begann schon in den ersten Jahren auch hier der Zwiespalt zwischen den Nominalisten und Realisten. In den finstern Zeiten der Scholastik hatten die letztern mit ihrer immer streitfertigen Spitzfindigkeit unbeschränkte Herrschaft. Gegen sie erhoben sich mit Occam, dem berühmten Minoriten und Vertheidiger Ludwig des Bayern, siegreich die Nominalisten, die eigentlichen Bahnbrecher des Humanismus. Bereits im sechsten Jahre seiner Gründung zählte Ingolstadt vierzig Magister der freien Künste, Artisten genannt, welche den Aristoteles „traktirten". Mehr denn einmal mussten die Landesfürsten die gelehrten Herren von ihrem unfruchtbaren Gezänke abmahnen und an den Zweck der Anstalt erinnern. Als endlich der Humanismus sieghaft zur Geltung gekommen, waren die Herzoge redlich bemüht, die berühmtesten seiner Anhänger an ihre junge Hochschule zu ziehen. Gegen Ende des XV. Jahrhunderts beginnt denn auch die erfreuliche Blüthezeit derselben. In jenen schönen Tagen zierten Männer wie Celtes, Locher, der satyrische Vertheidiger der alten Klassiker, Aventin, Agricola und Reuchlin ihre Lehrstühle, und selbst der berühmte Erasmus erhielt, jedoch vergeblich, das

Anerbieten von zweihundert Goldgulden, einer damals sehr bedeutenden Summe, wenn er, ohne Amtspflicht, nur in Ingolstadt Wohnung nehmen wolle. Mit dem thätigen Kampfe gegen die Reformatoren begann die kurze Blüthe zu welken. Der eifrige Johann Eck setzte es durch, dass Luthers Schriften öffentlich verbrannt und die Bannbulle gegen ihn verkündet wurde. Ketzerische Verfolgungen begannen, so die des arg gequälten Seehofer, und manche tüchtige Kräfte verliessen die Hochschule, unter ihnen der berühmte Mediziner und Botaniker Fuchs. Doch genoss gegen die Mitte des XVI. Jahrhunderts unter dem berühmten Leonhard von Eck die Universität von Ingolstadt immer noch den Ruf der ersten in Deutschland, und zählte unter ihren Studenten besonders viele aus den noch heute blühenden fränkischen Adelsgeschlechtern.

Nun kamen die Jesuiten. Schon acht Jahre nach der Stiftung des Ordens bestiegen 1543 Petrus Faber und Claudius Jajus den Lehrstuhl der Exegese in Ingolstadt, und nach der bekannten Weise der frommen Väter hatten sie es in wenigen Jahren dahin gebracht, dass nicht allein die theologische Fakultät ganz in ihren Händen war, sondern auch durch ein Dekret des Herzogs von 1588 sämmtliche Katheder der philosophischen Disziplinen, ausschliesslich aus ihrer Mitte besetzt werden mussten. Alle andern Professoren hatten mindestens das Tridentinum zu beschwören. So war Ingolstadt gegen Ausgang des XVI. Jahrhunderts der wissenschaftliche Hort des Katholizismus in Deutschland geworden, und ein neuer, greller Glanz verbreitete sich um diese unerschütterte Glaubensburg der Jesuiten. Unter ihre merkwürdigsten Schüler zählt der grosse Kurfürst Max I. und der nachmalige Kaiser Ferdinand II. Besonders die Fürstensöhne der katholischen Häuser, der junge Adel Süddeutschlands und Polens machten dort ihre Studien. Aber wie in Genf und Wittenberg so ward auch hier jener fanatische Geist erzeugt und genährt, der stets auf der Mensur stehend, in dem Gegner nur den Feind sieht. Zwar ist von den Lehrern aus der Gesellschaft Jesu gar Mancher zu nennen, der durch Reichthum des Geistes und Schärfe der Forschung hervorleuchtet und die beiden Canisius, Gretscher, Scheiner, der Entdecker der Nebelflecken, der Orientalist Mayer und der treffliche Balde waren Zierden der Hochschule. Zwar lassen sich die grossen Verdienste des Ordens in der ersten Zeit seines Wirkens besonders um die exacten Wissenschaften nicht in Abrede stellen. Aber die freie, frische Bewegung fehlte und damit die Bedingung jedes wahren Fortschrittes.

Mit dem Kampfe gegen den Protestantismus, den ihnen selbst die glaubenstreuen Protestanten nicht genug danken können, weil er ihre Kirche zwang sich um das Banner eines Symbolums zu schaaren und vor dem völligen Aufgehen in Glaubenslosigkeit bewahrte, war aber für Europa seine Mission erfüllt. Er klammerte sich zäh an den alten,

abgelebten Stamm, während alles ringsum frische Geistessprossen trieb. Nicht so für die halb und ganz barbarischen Völker. Die Glorie des Ordens, einst so weltbeglückend in ihrem Aufgange, leuchtete weit weniger durch sein Wirken in Europa als durch das seiner wahrhaft heiligen Mitglieder in China und Indien, in Afrika und Amerika. Dort, wo er, vor allem werkthätig, das Evangelium der christlichen Liebe verkündete, dem, zugänglich und verständlich auch den Ungebildetsten, er erst die supranaturalistische Blume des Glaubens entsteigen liess, und für welches seine Apostel bis zum Martertode Zeugniss gaben, grünten die Palmen ihrer unsterblichen Verdienste. Bei uns verwandeln sie sich, weit entfernt die Lehren der Liebe an die Spitze zu stellen, nur zu bald in die Vorkämpfer einer starren Dogmatik, einer unbedingten Pabstgewalt, und erscheinen als die Feinde des Episkopats, der Einrichtung der ersten christlichen Kirche. *)

Die Forschung, wenn diess überhaupt noch Forschung heissen kann, bewegte sich in den Fesseln des unerträglichsten, alles Leben tödtenden Schematismus und in den, aufs engste gezogenen Schranken des Dogmas, dem vorgreifend, sogar schon 1653 von allen Professoren und Schülern der Eid auf die unbefleckte Empfängniss Mariae geleistet werden muss. Alle äussern Flitter konnten, gleich der schillernden Decke über dem Sumpfe, die Geistesertödtung nur umhüllen, nicht verbergen, welcher die Hochschule im Banne der Jünger Loyola's allmählig verfallen war, und die mächtigen Fortschritte der norddeutschen Universitäten hoben diess nur um so greller hervor. Einst so berühmt, war Ingolstadt jetzt als ein Nest gelehrter Unwissenheit verrufen, als Tummelplatz studentischer Rohheit und alberner Schulfuchsereien von allen Bessern, selbst unter den Landeskindern gemieden. Noch 1719 widersetzte sich die theologische Fakultät der Lehre des Kopernikus, erst seit 1726 durften Vorlesungen über allgemeine Geschichte gehalten werden. Aus schwülstig pfäffischen Dichtern des Ordens oder, wenn es gut ging, aus arg verstümmelten Klassikern wurden, nicht etwa die Schönheiten der Sprache Latiums, sondern elende grammatische Spitzfündigkeiten mit gelehrtem Bombast entwickelt; der Geist der unsterblichen Alten blieb vollends völlig unverstanden. Ein systemloses Gemengsel willkührlicher

*) Und dennoch ist es wieder nur die Aufrechthaltung des granitnen Baues der Dogmen, der wir, menschlich betrachtet, es zu danken haben, dass nicht das Christenthum längst schon in schöngeistisch gefärbten, nebelhaften Pantheismus verflüchtigt, oder in vage, süssliche Gefühlsduselei verschwommen, ohne Kern und geregelte Bahn, Cometen gleich durch das unbegränzte Reich der Spekulation und Phantasie schweift. Die Menschennatur ist allzu unvollkommen und sündig, als dass sie sich auf der reinen, ethischen Höhe hätte erhalten können, auf welcher die erste Gemeinde unsres Heilandes stund. Und welche Schwächen berichten uns Evangelien und Episteln selbst von dieser!

und verworrener Meinungen, ein sachleeres, unverständliches Wortgezänke trug den erhabenen Namen Philosophie und für diesen geisttödtenden, scholastischen Kram war das Triennium unverbrüchliche Regel.

Erst mit dem geistreichen Ickstadt, der 1746 unter Max Joseph III. Direktor der Hochschule geworden, begann ein frischerer Luftzug die Nebel zu zertheilen. Der bisher streng verpönte Verkehr mit den akatholischen Universitäten wurde, freilich unter Beschränkungen, erlaubt, das Triennium abgeschafft aber noch 1766 die Promotion des später so berühmten Chemikers Gmelin, weil er Protestant, verweigert. Selbst die Jesuiten, die ja in ihrer Weltklugheit stets das feinste Verständniss für die Strömung der Zeit gehabt*), huldigten theilweise der neuen Richtung. So liess der Rektor Rhomberg schon 1768 auf eigene Kosten eine astronomische Warte bauen und Mederer, Stattler und Steigenberger aus ihrer Mitte glänzten neben Lori, Scholliner und Weishaupt als ausgezeichnete Lehrer. Die 1773 erfolgte Aufhebung des Ordens und Max III. besster Wille bewirkten aber doch keinen rechten Aufschwung. Man war zu weit zurückgeblieben. Auch brachte es keinen Vortheil, dass Karl Theodor, um seinen natürlichen Kindern einen Theil der reichen Einkünfte des aufgehobenen Ordens zuzuwenden, die theologischen und philosophischen Lehrstühle mit Ordensgeistlichen besetzte. Doch fanden jetzt Landwirthschaft und Technologie sowie die historischen Hilfswissenschaften besondere Beachtung, und Männer, wie Krenner, Schrank und Sailer lehrten zu Ingolstadt. Ingolstadt ward auch die Wiege des 1776 ~~1784~~ von Weishaupt gestifteten Illuminaten-Ordens, und der berüchtigte Lippert wirkte dort zuerst als Kurator.

Der 17. Mai des Jahres 1800 brachte endlich die Verlegung der Hochschule nach Landshut und mit dieser eine erfreuliche Vermehrung der Lehrkräfte. Allenthalben regte sich neues Leben, das freilich nicht selten in überstürzender Neuerungssucht mit dem blitzschnellen Wechsel der Weltbegebenheiten gleichen Schritt halten wollte. Die Einrichtungen der Universität nahmen unter dem geistreichen Montgelas mehr und mehr den napoleonischen Styl der französischen College's an, aber in Bezug der Lehrkräfte erreichten sie zu Landshut einen lange nicht gekannten Höhepunkt des Glanzes. Namen wie Feuerbach, Ast, Walther, Tiedemann, Stahl, Fuchs, Breyer, Salat, Wening-Ingenheim, Köppen, Mannert, Savigny und Mittermayer werden ihren Annalen zu steter Zierde gereichen. In Landshut unter Ast trieb auch die romantische Schule ihre ersten, duftigen Blüthen.

Von der Zeit an steht die Universität ebenbürtig neben jeder andern. König Ludwig eröffnete ihr durch die 1826 erfolgte Versetzung nach München einen unendlich erweiterten Kreis wissenschaftlicher Hilfs-

*) Zeuge dessen ihre trefflichen Missionspredigten.

mittel und der anregendsten Berührungspunkte, und erbaute ihr daselbst einen herrlichen Palast. Namen von europäischer Berühmtheit zierten und zieren nun die Hochschule, die drittstärkste in deutschen Landen. Hier endlich wurde, und diess ist wahrlich nicht ihr geringster Ruhm, zuerst unter der schützenden Aegide des unvergesslichen Max II.*) der Kampf eröffnet und sieghaft das Schwert ächt katholischer, deutscher Wissenschaft geschwungen gegen jene Parthei, die da meint oder zu meinen sich anstellt, Gott am bessten zu dienen, wenn sie dessen herrlichstes Geschenk, die Vernunft, geradezu verläugnet und ihren verwerflichen egoistischen Zwecken opfert. Gegen jene Parthei von römischen Neuscholastikern, deren Bemühungen es gelungen, dem wahrlich schlimm berathenen Oberhaupte der Kirche ein Anathem gegen jeden Fortschritt der Wissenschaft, wie es kaum das finsterste Jahrhundert des Mittelalters auszusprechen wagte, zu entlocken, und die es dahin gebracht, dass neben den herrlichsten Lichtgestalten der Apostel der Liebe, eines Paulus und Johannes, eines Vinzentius und Karl Borromäus das Bild des mit Blutschuld bedeckten, unbarmherzigen Ketzerrichters auf den Altären der katholischen Christenheit als ermunterndes nachahmungswerthes Vorbild aufgestellt wird.

Das Bild, zwar fleissig gemalt aber in der Auffassung schwunglos und ängstlich, ist von Guggenberger.

37. Herzog Georg des Reichen Hochzeitsfest zu Landshut 1475.

Wenn gegen Ende des XV. Jahrhunderts der Adel und die Bürger auf ihren Trinkstuben und die Bauern unter der Dorflinde hinter dem Kruge sassen, so hörten sie mit Bewunderung und wohl auch mit Neid die prächtigen Schilderungen fahrender Sänger von der weltberühmten Hochzeit, die im November 1475 der reiche Herzog Ludwig von Landshut seinem einzigen Sohne Georg daselbst ausgerichtet, als er die achtzehnjährige Hedwig, die jugendlich schöne Tochter des Polenkönigs Kasimir III. heimführte. Vergessen waren die heissen Kämpfe der vergangenen Jahre und einträchtig wohnten diesem Feste, das so recht Zeugniss gab von der Prachtliebe und dem Reichthume Ludwigs bei: Kaiser Friedrich III. und sein Sohn, der römische König Maximilian, Herzog Sigmund von Tyrol, Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg des Landshuters früherer Gegner mit seiner Gemahlin der

*) Das Urtheil eines leidenschaftlichen Römlings im 60. Bande der hist.-polit. Blätter Seite 238 zitirt den edlen Hingeschiedenen desshalb vor den Richterstuhl Gottes. Möchte doch dieser irdische Richter dereinst mit gleich reinem Herzen, mit dem Bewusstsein desselben wahrhaft christlichen Strebens vor seinem göttlichen Richter erscheinen! Es ist diess der christlichste Wunsch, den wir für ihn auszusprechen vermögen.

sächsichen Anna, Schwester der „schönen Ameley", der Mutter des Bräutigams mit ihrem Sohne Friedrich. Dann von den Münchner Vettern die wiederversöhnten Brüder Albrecht, Christoph und Wolfgang und von den Pfälzern Philipp der Aufrichtige mit seiner jungen neunzehnjährigen Gemahlin Margarethe, der Schwester Georgs, welche er erst im verflossenen Jahre gefreit, der gelehrte Mathematiker Otto II. von der Mosbacher Linie, und dessen Bruder Johan, der Augsburger Domprobst, der auf einer Wallfahrt in's gelobte Land den Tod gefunden, beides Söhne Johanna's, der Schwester Herzog Ludwigs. Ferner Graf Ulrich und sein Sohn Eberhardt, später der erste Herzog von Würtemberg mit seiner Gemahlin, dann Elisabeth, die Schwester der Münchner Herzoge und Wittwe Herzog Ernst's, des Stifters der ältern Linie des Hauses Sachsen mit ihrem jungen Fräulein. Endlich noch sämmtliche Bischöfe des Bayerlandes, an vierzig Reichsgrafen und eine Menge Abgeordneter von Fürsten und Städten nebst einer zahllosen Schaar des niedern Adels. Auch eines andern wunderlichen Gastes, eines „Bruders des türkischen Kaisers", — es war der bekannte, in Deutschland Zizim genannte Bruder Muhameds II., der sich vor dessen Mordstahl geflüchtet, — gedenkt unser Gewährsmann. Er theilte sich mit Markgraf Friedrich in das Truchsessen-Amt an der kaiserlichen Tafel, wo unter anderm ein Schauessen, eine Riesenpastete, aufgetragen wurde, in der singende Knaben sassen. Die Anzahl der fremden Pferde vor und in der Stadt betrug neuntausend.

Am 15. November gab der Erzbischof von Salzburg das fürstliche Paar in der St. Martinskirche zusammen. Der erst zwanzig Jahre zählende Bräutigam trug eine „Schaube" von Silberstoff, um seinen Hut war eine Schnur von Edelsteinen und Perlen geschlungen, welche Kundige auf 100,000 fl. wertheten. Die Braut, von dem Kaiser und Pfalzgraf Otto geführt, war in einen, auf polnische Art geschnittenen, reich mit Perlen gestickten rothen Atlasrock mit langen und weiten Ermeln gekleidet; das Haar in einen einzigen, hinten hinabhängenden Zopf geschlungen, mit Perlen durchflochten und mit einer Perlenkrone bedeckt. Eilfhundert Trompeter und Zinkenisten begleiteten den Zug, hundert musizirten in der Kirche. Vierzig Edelleute in des Bräutigams Farben, halb granatbraun, halb perlgrau, schritten mit Windlichtern der Braut voran, und tausend rothgekleidete Trabanten des Herzogs nebst den Zünften in ihrem Waffenschmuck bildeten Spalier. Zur Besorgung der Küche waren, eine bezeichnende Wahl, die Köche, mehr denn hundert, aus allen bayerischen Klöstern berufen worden, und Tafeln mit köstlicher Kredenz waren auf Kosten des Herzogs in allen grösseren Häusern der Stadt gerichtet, welche damals Bürgerfamilien mit fürstlichem Reichthum beherbergte.

Zu masslosem Staunen aber reisst uns der noch vorhandene genaue

Bericht des mitanwesenden Klosterschreibers von Seligenthal, dem wir die ganze Schilderung verdanken, über die Masse der während der Festesdauer vertilgten Lebensmittel hin, und nur wer einmal Gelegenheit gehabt, einer „vornehmen" Bauernhochzeit in Altbayern beizuwohnen, kann sich hievon ein schwaches Bild entwerfen. In Summa wurden verzehrt 333 grosse Ochsen, 1130 ungarische Schafe, 285 Schweine, 625 halbjährige Schafe, 75 Wildschweine, 1537 Lämmer und Kitze, 490 Kälber, 684 Spanferkel, 12,000 Gänse, 62,000 Hühner, 75,000 Krebse, 194,000 Eier, 220 Zentner Schmalz, 7 Tonnen Häringe, 140 Zentner Rosinen, 3 Eimer Honig, 2 Zentner Saffran, 286 Pfund Pfeffer u. s. w. Das Getränk stund dazu im richtigen Verhältniss. Es wurden nämlich 550 Eimer feinen und 5616 Eimer gemeinen Weines geleert. Fische hatte man um 4125 fl. gekauft und die beiden Stadtapotheker lieferten für 500 fl. Konfekt. Aus Venedig, Florenz und Nürnberg waren um 8000 fl. Sammet und Zendel besorgt worden und 6800 fl. kosteten die Geschenke. Ferner gingen, nur für fremde Pferde 1700 Schäffel Haber auf; und wurden 58 Zentner Wachs und 52 Zentner Unschlitt verbraucht. Wenn man erwägt, dass ein Zentner Wachs nur 14 fl. kostete, und ein stattliches Ross mit 100 fl. bezahlt wurde, so erhält man einigermassen einen Massstab für die ungeheuren Kosten des nur acht Tage dauernden Festes, welche die, selbst für unsere Zeiten beispiellose Summe von 70,000 Dukaten betrugen.

Ritterspiele und Gelage wechselten mit den ernstfeierlichen Tänzen jener Zeit. Am dritten Tage begann das Turnier. Herzog Georg eröffnete es. Er und zwölf seiner Rosse, wie die Knaben, welche sie ritten, zogen gleichmässig in granatbraunem Damast mit Silber auf, und waren mit Reiherbüschen geschmückt. Vor ihm her liefen zwölf Edelleute in Narrenröcken von derselben Farbe. Die andern Fürsten folgten. Zuletzt ritt der riesige Woiwode von Lublin in die Schranken. Tausend Gulden bot er dem, der mit ihm stechen wolle. Alles schwieg. Da boten der Kaiser und Herzog Georg weitere tausend, und forderten den, ob seiner Stärke weitberühmten Herzog Christoph auf, die Ehre der Deutschen zu retten und mit dem prahlerischen Polacken zu stechen. „Gut denn, sprach Christoph, in zwei Tagen will ich es mit dem polnischen Ungeheuer aufnehmen." Am bestimmten Tage ritt der Herzog auf seinem Schimmel in die Schranken. Ihm entgegen der Pole. Als sie sich die Hände gereicht, sprang Christoph behend aus dem Sattel und rief dem Gegner zu, dasselbe zu thun. Nach langem Weigern bequemte sich dieser dazu, musste aber erst unter allgemeinem Gelächter die Riemen abschneiden lassen, mit denen er festgeschnallt war. Nun begann der Kampf, und im ersten Rennen splitterten beide Lanzenschäfte, der Pole flog kopfüber zwei Mannslängen weit in den Sand, Christoph aber sass aufrecht und ritterlich im Sattel. Jubelnd ward

von allem Volke der Retter deutscher Fürstenehre beglückwünscht, und empfing den Dank aus den Händen der jungen Herzogin. „Nur mit des Teufels Hilfe hat mir der magere schwarze Herr das Herz entzwei gestossen,“ seufzte der Pole, als er drei Tage später auf seinem Todbette lag.

Das waren vielleicht die wenigen freudenhellen Tage im Leben der polnischen Königstochter. Georg vernachlässigte sie bald ob anderer flüchtiger Neigungen und hielt sie, nachdem Herzog Ludwig, ihr Beschützer, drei Jahre nach der prunkvollen Hochzeit in der Gruft zu Seligenthal beigesetzt worden, bald gleich einer Gefangenen im Schlosse zu Burghausen; hatte es der Vater doch nicht besser gemacht. Dort besuchte er sie selten, während er mit andern Frauen im Lande umher vielfach Kurzweil trieb. Hedwig schloss in jenen Mauern, die so oft schon fürstliche Seufzer vernommen, ihr trauriges Dasein 1502, erst fünf und vierzig Jahre alt. Nur ein Jahr später ereilte auch ihren Gemahl im neuen Schlosse zu Ingolstadt der Tod, nicht ohne Verdacht, dass sein leichtfertiger Wandel ihn in seinen bessten Jahren herbeigeführt. Die Leiche ruht an der Seite der Dulderin im Kloster Seligenthal. Mit ihm schloss der Mannsstamm der Herzoge Niederbayerns. Er hinterliess eine einzige Tochter, Elisabeth, — wir werden ihr später in diesen Bildern wieder begegnen, — und sein ungerechtes Testament zu ihren Gunsten hat schweres Unheil über die bayerischen Lande heraufbeschworen.

Das lebendige Bild hat Pechmann's Pinsel geschaffen.

Bayern-München.

38. Herzog Ernst rettet seinem Sohne Albrecht das Leben im Treffen bei Alling. 1422.

Die Herzoge von der Münchner Linie hatten in der grossen Theilung des Landes 1392 offenbar den Kürzern gezogen. Der getraidereiche Gau von Niederbayern, die ergiebigen Salzquellen von Reichenhall waren in das Loos der Landshuter und Straubinger gefallen, und die andere Oberbayrische Linie, jene von Ingolstadt, schloss sie, einerseits im ältesten Stammgebiete der Wittelsbacher an der Donau, anderseits am Inn herrschend, von zwei Seiten gefahrdrohend ein. Da nun vollends der immer rauflustige gebartete Ludwig dort seinem Vater Stephan gefolgt, war des steten Haderns kein Ende. Als die Lande noch gemeinsam waren, hatte sich derselbe die Liebe der Münchner durch sein freundliches, höfisches Wesen bei Tanz und Gelagen so sehr zu erwerben gewusst, dass diese Stadt, nachdem sie durch Vermittlung des Kaisers Rupert 1402 endgültig den jungen Herzogen Ernst und Wilhelm zugesprochen worden, erst nach Niederwerfung eines gefährlichen Aufstandes in deren Besitz gelangen konnte. Die aber herrschten milde, achteten ihr beschworenes Wort und hielten die alten Freiheiten getreulich aufrecht, so dass sie bald die Liebe der Bürger in einem Grade erwarben, wie der Gebartete selbe niemals besessen.

Endlich kam der Tag, an welchem die Münchner dieses ihr ehrliches und fürstliches Walten mit Wucher bezahlen konnten. Im Beginn des Jahres 1420 war ein Bund der meisten Ritter des Bayerlandes zusammengetreten, dessen Statut die Klausel enthielt: „dass, wenn ein Herr ihre Freiheiten verletze, die Ritterschaft den andern Fürsten aus dem Hause Wittelsbach aufrufen und künftig ihn für ihren rechten Herrn halten wolle.“ Das war offenbar von Ludwig veranlasst und gegen Heinrich von Niederbayern, seinen Todfeind, gemünzt. Als dieser nun Kaspar den Torringer seines von seinen Vorfahren seit Jahrhunderten begleiteten Landjägermeister-Amtes entsetzte, seine Stammburg tückisch niederbrannte, sein schwangeres Weib in's Elend trieb und, was den Ritter am meisten schmerzte, all seine treuen Rüden erschlug, dann zuletzt noch, als dieser sich an die heilige Vehme wandte, durch seine Ränke deren Spruch zu Ungunsten des Verfolgten wandte und ihn spurlos verschwinden liess; da entbrannte Ludwigs gerechter Zorn in hellen Flammen. Er rief die Ritterschaft aller Lande zur Fehde auf, bot ihnen „Stechen und Rennen, Stürme und Scharmützel, Tanz und

schöne Weiber nach Herzenslust" und reichen Sold denen, die für Geld zu ihm reiten wollten. Böhmen, Wälsche und Franzosen folgten freudig der lockenden Ladung. Aus Bayern aber stund fast aller Adel zu dem streitfertigen alten Herrn und die Wappenfähnlein der Gumppenberge, Pienzenauer, Taufkirch und Freiberg, der Sandizell und Frauenberger, der Sendlinger, Teuffenbach, Perfall, Kreuth, Griessenpeck, Reischach, der Schenken von Schweinspeunt und der Marschalle von Oberndorf und noch vieler andrer Ritter wehten in seinem Heere. Auch der weitgefürchtete Christoph Laiminger kämpfte darin und selbst das Banner der Scaliger aus Verona, die seit ihrer Vertreibung Bayerns Landsassen geworden, ward da entfaltet.

Im März 1422 begann Ludwig allerorten den kleinen Krieg mit Plündern, Sengen und Brennen. In Franken galt es besonders dem Markgrafen, neben Heinrich Ludwigs verhasstestem Gegner, dessen Burg zu Nürnberg durch Laiminger erstürmt und ausgebrannt wurde. Ein anderer Haufe wüthete in Heinrichs Gerichten am Inn. Da verbündeten sich Ernst und Wilhelm von der Münchner Linie, selbst bedroht, mit dem Landshuter, sammelten ein Heer von 3000 Rossen und 900 Rüstwagen bei Rain, und zogen vor Ludwigs feste Stadt Friedberg. Sie ward nach rasendem Widerstande von den Münchner Bürgern, unter Führung ihrer Hauptleute, Hanns Barth, Lorenz Schrenk, Franz Tichtel und Hanns Püttrich, ihnen voran „die Sturmfahne mit dem Münnch" erstiegen. Nun wurde auch Wasserburg, die Hauptfeste des Gebarteten in seinem östlichen Landestheile hart belagert. Diese zu entsetzen, galt ihm über alles, und das Wirksamste schien ihm ein kecker Ueberfall Münchens, denn noch zählte er auf die frühere Liebe der Bürger. Die aber hatte sich in grimmen Hass verkehrt, nachdem ein altes Weib ihn und seine Ritter als Mordbrenner und Veranlasser des „grausamen Feuers" angeklagt, welches kurz vorher die Stadt verwüstet.

Hanns Wessenacker zog unbemerkt aus dem Gebirge mit siebenhundert auserlesenen Reitern bis an den Würmsee herab; die beiden Ludwige, der Bärtige und der Höcker, lauerten zwischen Amper und Würm im Parsberger Thalgrunde bei Bruck. Bis zum frühen Morgen des 19. Septembers hatten die Münchner keine Ahnung der nahen Gefahr. Da lohte plötzlich Feuersglut am westlichen Horizont. Des Wessenackers zuchtlose Schaaren hatten Gauting, Aubing und Germering in Brand gesteckt. Nun Sturmgeläute von allen Thürmen, alles auf und zu den Waffen. Voran die Fürsten. Bis das reisige Volk sich gesammelt, hörten sie mit vielen Bürgern die Frühmesse in der Liebfrauenkircke. Inzwischen schaarten sich die siebenunddreissig Zünfte und alle wehrhaften Männer um ihr Stadtbanner, an ihrer Spitze die Hauptleute die schon zu Friedberg so tapfer gestritten, und um sie die Diener und Pötschner, die Giesser, Sachsenhauser, Hundertpfund, Lig-

salz, Rohrbach und Ridler und wie sie alle hiessen, die mannlichen Patrizier der wackern Stadt. Und als nun die Herzoge Ernst uud Wilhelm und des erstern einundzwanzigjähriger Sohn Albrecht, dann Pfalzgraf Johann von Neumarkt und der jüngere Johan, Burggraf Friedrichs des ersten Kurfürsten von Brandenburg Sohn, der aus Nürnberg vertrieben eben anwesend war, aus der Kirche getreten, da schworen sie treu zum Volke zu stehen und die Unbill zu rächen, die am heutigen Tage der heiligen Jungfrau widerfahren. Es war nämlich Quatembersamstag vor dem Frauentage dem zu Ehren auch ,,Maria reine Maid" als Feldgeschrei gegeben wurde. Sie hat denn auch ihre Stadt treulich behütet und den Bürgern zu einem herrlichen Siege verholfen. Mittlerweile war ein feindlicher Haufe vor das Angerthor geprallt, hatte aber dort so heissen Empfang gefunden, dass er alsbald in die Flucht stob. Und nun ging es in dichten Wogen kampfesmuthig hinaus zum Neuhauser Thore, der Amper zu. Bei Ober-Menzing erfolgte der erste Zusammenstoss, so wild und blutig, dass seit jenem Tage der Ort den Namen Blutenburg führt. Ein anderer Haufe setzte bei Pasing durch die Furth, immer die überraschte Vorhut vor sich hertreibend. Da erschien der greise Kampfesheld Ludwig selbst mit seinem Sohne, und warf sich riesenstark dem Rückzug entgegen. Es entspann sich ein furchtbarer Kampf, Mann gegen Mann im heissen Ringen. Viele Sättel wurden leer, doch sah der Abend keine Entscheidung. Beide Theile ruhten von der Blutarbeit die Nacht über an ihren Feuern. Mit dem frühesten Morgengrauen des 20. begann das Morden von neuem; am heftigsten zwischen Alling und Hoflach nahe der Landstrasse nach Bruck. Dort erblickte plötzlich Ernst seinen Sohn im dichtesten Kampfgewühle, wie schon sein Ross sich am Boden wälzte und er kaum noch, aufrecht über ihm, sich der feindlichen Streiche erwehren konnte. Mit Löwenmuth brach sich der Vater, den Streitkolben schwingend, Bahn zu Albrecht und rettete ihm das Leben, das er ihm später, im traurigen Wahne gefährdeter Ehre, auf so grausame Weise verbitterte. Immer wuchtiger fielen die Streiche der Münchner Bürgerfäuste, denen mussten endlich die Ritter unterliegen. Man hatte ihnen meistens die Rosse unter dem Leibe niedergestochen, und sie so wehrlos gemacht. Die beiden Ludwige ergriffen, von Wenigen begleitet, knirschend die Flucht. Wie gerade vor hundert Jahren bei Ampfing den Sauerbäcken, so ward hier den Tuchmachern die Ehre des Tages zuerkannt.

Ueber achtzig vornehme Herrn und gegen dreihundert Ritter zogen gebunden zwischen den siegreichen Bürgern und Bauern durch die Strassen der Stadt. Ihnen voran ritten die Fürsten. Der Tag hatte ein festes Band um alle geschlungen. Der Jubelruf der Greise, Weiber und Kinder, das Geläute der Glocken und die Priester mit dem Allerheiligsten empfingen die siegreich Heimkehrenden. Den Gefangenen wurde,

ob sie auch schwer durch Mord, Raub und Brand gefrevelt, dennoch auf Ritterwort Urlaub gegeben um sich dann bis nächsten Martinstag zu Murnau zu stellen und zu lösen. Würde einer gewaltsam abgehalten, so wurde ihm, in festem Vertrauen auf die Heilighaltung seines Eides und seines ehrlichen Ritterwortes, aufgegeben, bis zum möglichen Einlager nur trockenes Brod und lauteres Wasser zu geniessen.

Am 7. Oktober ward durch Kaiser Sigismund in Regensburg Friede auf vier Jahre geschlossen. Herzog Ernst löste sein Gelübde vor der Schlacht, durch den Bau zweier Kapellen zu Hoflach und zu Blutenburg. In ersterer sind die Fürsten und ihre wackern Kampfgenossen knieend und der heiligen Maria für einen Sieg dankend abgebildet, der kaum minder bedeutend, als jene zu Worringen und Reutlingen, wo gleichfalls den wehrhaften Bürgern der übermüthige Adel unterlag.*)

Das Bild, von vortrefflicher Komposition und Farbe, eines der bessten in der ganzen Reihe, hat Freiherr von Pechmann gemalt.

39. Versöhnung Albrechts III. mit seinem Vater nach der Ermordung der Agnes Bernauer 1435.

Selten wohl hat ein Schicksal so innige Theilnahme erregt und ward so häufig in Wort und Lied gefeiert, als jenes der unglücklichen Agnes Bernauer.

Albrecht, Herzog Ernst's Sohn, sollte sich vermählen, denn Wilhelm, sein Oheim war noch unverheirathet, er selbst hatte keine Brüder und weder dem wilden Ingolstädter noch dem geizigen Landshuter mochten die beiden Herzoge das schöne Münchner Erbe gönnen. Elisabeth, des Grafen Ludwig von Würtemberg Tochter war die bayrische Herzogskrone zugedacht; sie aber entfloh und reichte ihre Hand dem Geliebten ihrer Jugend, einem Grafen von Montfort. Nun verschloss Albrecht, der schon diessmal nur dem Drängen des Vaters nachgegeben, sein Ohr jedem weitern Versuche und lebte auf seiner stillen Burg zu Vohburg, dem Geschenke der geliebten Mutter, den Freuden der Jagd und den feineren Genüssen der Dichtkunst und Musik, in welch' letzterer er selbst ein trefflicher Meister war. Den Sinn für diese seiner Zeit weit vorausgeeilte Bildung hatte sich der männlich schöne Jüngling in dem damals so glänzenden Prag, am Hofe seiner Tante Sophie, der unglückseligen Gemahlin des Wüthrichs Wenzel erworben. Doch vermied er dabei keineswegs die ritterlichen Uebungen. So ritt er denn einst zum Turniere nach Augsburg: da sah er ein Frauenbild, so reich an Schönheit der Gestalt und an Züchtigkeit des Wesens, wie

*) Eine Kopie des ziemlich schadhaften Originals befindet sich im Nationalmuseum.

er noch keines gesehen. Sie nahm auf den ersten Anblick sein Herz gefangen und er liebte sie mit aller Glut der ersten Liebe. Es war die Tochter des Baders Kaspar Bernauer, der sein Weib früh verloren hatte, und dem sie nur dieses wunderliebliche Kind hinterlassen, welches ganz Augsburg, wenn es, nach damaliger Sitte mit ihren offenen blonden Haaren in jungfräulicher Anmuth durch die Gassen schritt, den Engel nannte. Auch ihr Herz erglühte für den schönen und edlen Jüngling, aber sittsam versagte sie ihm jede Gunstbezeigung, es habe denn das Band der Kirche sie geheiligt. Das schwur ihr endlich der Fürstensohn zu, sie folgte ihm und ward ihm in seinem geliebten Vohburg angetraut.

Es ist uns keine Nachricht aufbewahrt, wie lange ihr stilles Liebesglück gedauert, von dem nur Wenige Kunde gehabt. Dennoch drang sie zu den Ohren des Vaters. Der aber, in der Gattin des Sohnes nur eine Buhlerin vermuthend und in jüngern Jahren selbst von lockern Sitten, schwieg anfangs, auch mochten Mutter und Oheim, die Albrecht liebten und vielleicht tiefer in das Geheimniss blickten, den jähzornigen Greis beschwichtigt haben. Als aber erstere 1432 gestorben und als Wilhelm sich im Jahre darauf eine junge, erst neunzehnjährige Gemahlin Margarethe von Cleve heimgeführt, folgte Ernst seinem finstern Argwohn und sandte einen Vertrauten nach Vohburg, um dort zu forschen und wie zur Probe Albrecht die junge und schöne Anna von Braunschweig anzutragen. Der, im stillen, idyllischen Liebesglück, schlug jede Verbindung aus. Nun wusste der alte Fürst genug und wollte einen entscheidenden Schlag führen. Er schrieb auf den November 1434 ein Turnier nach Regensburg aus. Als aber Albrecht die Blume der Ritterschaft an den Schranken erschien, ward er schimpflich zurückgewiesen. „Er habe gegen die Gesetze ritterlicher Ehre gefrevelt, halte ein gemeines Weib in Unehren auf seinem Schlosse zu Vohburg ja gedenke sogar sie zum ehlichen Gespons zu wählen“. Das war zu viel. Wüthend wollte Albrecht in die Schranken dringen, es kam zum Handgemenge in dem er nur vor dem Schwerte des Vaters das seine senkte. Dagegen erklärte er aber laut, dass Agnes bereits sein rechtmässiges, ihm durch die Kirche angetrautes Weib sei. Und diess vor aller Welt zu beweisen, führte er sie auf sein Schloss zu Straubing und richtete ihr den einer Herzogin von Bayern gebührenden Hof ein. Ahnungsvoll schied sie von der Stätte ihres stillen Glückes; das Jahr 1435 sollte ihr trauriges Schicksal besiegeln. Der Oheim starb und hinterliess nur einen schwächlichen Knaben. Ueberdiess schleuderten Bosheit und Unverstand den furchtbaren Verdacht der Zauberei auf die Schuldlose: „Sie halte Albrecht durch geheime Tränke in schimpflichen Banden, sie habe durch Gift das Siechthum des kleinen Adolph veranlasst.“ Ernst ward überredet, sein rechtmässiger Stamm werde ver-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

dorren, denn nimmermehr würden Kaiser und Reich Agnesens Kinder anerkennen. Zorn und Hass erfüllten seine Seele, er schritt zum Aeussersten. Unter irgend einem Vorwand lockte er Albrecht von Straubing weg, eilte selbst dahin, liess die Unglückliche verhaften und in Ketten vor ein gewaltsames Gericht schleppen. Dem trat sie, im Bewusstsein ihres Rechtes und ihrer Unschuld mit wahrer, fürstlicher Würde entgegen: „Sie, die rechtmässig angetraute Gemahlin Albrechts dürfe und werde nicht von ihm lassen, denn was Gott verbunden, solle der Mensch nicht scheiden. — (Man hatte ihr nämlich, um sie schimpflich zur Metze zu erniedrigen, einen Mann und reiche Aussteuer geboten) — Selbst Herzogin, könne nur ihr Gemahl oder der Kaiser sie vor ein Gericht stellen und nie werde sie ein anderes anerkennen.“ „Zittert“ sprach sie zu den Richtern, „vor der Rache Albrechts wenn er zurückkehrt, wehe euch, wenn er einst über euch gebieten wird.“ Alles war vergebens. Das Todesurtheil musste gesprochen werden und am Morgen des 12. Oktobers wurde sie als eine Hexe von der Straubinger Brücke in die Donau gestürzt. Noch hatte sie die Geistesgegenwart in ihrer Todesnoth die, der Bande ledig gewordenen Füsse gebrauchend, hilfeflehend gegen das Ufer zu schwimmen, da lief, taub für des Volkes Verwünschung, und zitternd vor des alten Herzogs Zorn, ein Henkersknecht herbei, fasste ihr ausgebreitetes Haar mit einer Stange und tauchte das Wunderbild in die Fluthen nieder, bis das Leben entwich. Die Leiche ward auf dem Kirchhofe von St. Peter in die Grube gesenkt. Zu der brutalen Grausamkeit gesellte sich noch die feige Niederträchtigkeit, sie durch eine besondere Gesandtschaft an den Kaiser all jener Unthaten als überwiesen zu bezeichnen, deren der finstere Argwohn sie beschuldigt, Ja noch in helleren Zeiten durfte Max I. Kanzler Adelzreiter, oder vielmehr der Jesuit Verveaux es wagen, den Meuchelmord aus der Bibel zu rechtfertigen. So ward und wird das Heiligste der Bücher von Zeloten und Rechtsfanatikern schamlos missbraucht.

Den rückkehrenden Gemahl warf der furchtbare Schlag leblos zu Boden. Bis zum dritten Tage währte zu Aller Entsetzen die schreckliche Versteinerung. Ein Lieblingslied aus den, nun auf ewig verschwundenen goldenen Tagen seines stillen Glückes brach endlich den Bann. Ausbrüche des verzweifeltsten Schmerzes und der unbändigsten Wuth zerrissen seine Seele. Laut schwur er, an dem herzlosen Vater, an den blutdürstigen Richtern, an dem ganzen Volke seine schuldlos hingemordete Agnes zu rächen. Spornstreichs eilte er zu dem alten Ludwig nach Ingolstadt. Der, stets ein bereiter Rächer alles Unrechts, bot freudig seine Hand. Nur wenige Tage, und die Sturmglocken heulten durch alle Gauen und die Todesfackeln für die Hingeschiedene loderten aus allen Orten zum Himmel empor. Das allge-

meine Elend, die Verwünschungen und Wehrufe der Seinigen, brachen endlich des alten Herzogs felsenhartes Herz. Er bot die Hand zur Versöhnung, er mahnte den Sohn an den Tag von Alling, wo er ihn zum zweitenmale mit seinem Blute erkauft. Auch Albrechts wilde Raserei wich allmählig einem stillen Schmerz. Der gemordete „Engel" schien beider Stirnen mit der Friedenspalme zu kühlen. Treue Bürger aus München führten den Sohn in der Mitte Dezembers in die Arme des Vaters zurück.

Was zur Sühne geschehen konnte geschah. Albrecht stiftete der theuren Verblichenen „der ehrsamen Frau" feierlichen Gottesdienst und ein prächtiges Grabmal in der Nikolaus-Kapelle der Karmelitenkirche zu Straubing, wo sie sich vorahnend bereits ihre Ruhestätte erwählt hatte. Leider verschwanden Grabmal und Kapelle am Anfange des verflossenen Jahrhunderts beim Umbaue der Kirche. Der Vater liess über ihrem Grabe auf dem St. Peters-Kirchhofe eine Kapelle errichten und stiftete in dieselbe eine ewige Messe. Diese Kapelle steht noch, und in ihr der ursprüngliche Deckelstein von rothem Marmor. Da ruht die Dulderin in Lebensgrösse auf einem Kissen, die Hände gekreuzt, den Rosenkranz haltend, das Gewand mit dem fürstlichen Hermelin verbrämt, zu den Füssen zwei Hündchen, das Symbol der Treue, die sie mit ihrem Tode besiegelt*). Auch auf Albrechts Siegel erscheint ihre Gestalt mit gefesselten Händen als Helmzierde. Ein Jahr später brachte der versöhnte Sohn dem greisen Vater und dem bekümmerten Lande — das Söhnchen des Oheims siechte dem Tode entgegen — das Opfer einer zweiten Vermählung. Wie zum Wahrzeichen, dass er dem Willen der Verklärten folge, unterschrieb er den Heirathsbrief am St. Agneten-Tage. Anna von Braunschweig**) beschenkte ihn mit zehn Kindern, darunter sieben Söhne; seine Agnes vermochte die fürstlich Geborne ihm nie zu ersetzen und nach zwölf Jahren liess er die Gebeine der Gemordeten unter heissen Thränen erheben und nach ihrem Wunsche bei den Karmeliten beisetzen. Er selbst, 1460 am Agnetentage gestorben, ruht in seiner geliebten Klosterkirche zu Andechs.

Wie wahrhaft gross und edel Albrechts Gesinnung, erwies er, als ihm nach dem Tode König Albrechts II. die Böhmen, deren Sprache er kundig, und bei denen er noch immer in gutem Andenken stund, die Krone ihres Landes anboten. „Man muss Waisen beschützen, nicht berauben" antwortete er ihnen; denn noch lebte ein rechtmässiger Erbe Albrechts II., der nachgeborne unmündige Ladislaus.

*) Ein Abguss befindet sich im Nationalmuseum.

**) Durch sie sollen die in ihrem Heimathlande üblichen Pferderennen nach Bayern gekommen sein.

Einfach und würdevoll hat Fr. v. Pechmann den Akt der Versöhnung zwischen Vater und Sohn dargestellt.

40. Herzog Sigmund legt den Grundstein zur Frauenkirche in München 1468.

Da, wo sich jetzt ein gigantischer Riese, Unser lieben Frauen Dom zu München, mit seinen himmelanstrebenden Thürmen, den zweithöchsten Bayerns: — sie messen 336′, der Martinsthurm zu Landshut 448′ — weit über alle Dächer der Stadt ragend, erhebt, stund früher ein bescheidenes Kirchlein, wie jener, der heiligen Gottesmutter geweiht. Dieses, wie die Wieskapelle bei St. Peter, waren wohl die ältesten kirchlichen Bauwerke der jungen Stadt, wahrscheinlich schon 1271 erweitert, wo sie in den Tagen Ludwig des Strengen zur zweiten Pfarrkirche erhoben wurde. Mehr und mehr erwies sich aber auch trotz ihrer Erweiterung, diese Kirche für die mächtig anschwellende Volkszahl zu klein und ihre Pforten zu enge. Da soll es sich der Sage nach begeben haben, dass, als eines Tages ein blinder Feuerlärm die Andächtigen aufschreckte, alles so heftig nach den Thüren drängte, dass eine der schönsten Jungfrauen Münchens dabei ihren Tod gefunden.

Damals lebte in glücklicher Abgeschiedenheit auf seinen Schlössern zu Dachau, Nanhofen und Menzing Sigmund, der Zweitgeborne des frommen Albrecht III., ein milder, wohlthätiger Herr, von dem die Chronik in ihrer naiven Weise berichtet: „Ihm war wohl mit schönen Frauen und mit weissen Tauben, Pfauen, Meerschweinchen und Vögeln und allerlei seltsamen Thierlein, auch mit Singen und Saitenspiel.“ Der hegte schon lange den Plan, der guten Stadt ein neues Münster zu bauen. Der Rath that freigebig das Seine, die alte Kirche besass einen reichen Schatz und in der Person des Maurermeisters Jörg Gangkofer von Haselbach bei Mosburg ward auch der rechte Mann gefunden. So wurde denn am 9. Februar 1468 Nachmittags zwei Uhr durch Herzog Sigmund der Grundstein des Riesenwerkes gelegt und auf der Ostseite hinter dem Hochaltar der Bau begonnen. Demuthvoll trugen Männer und Frauen, Edle und Unedle den Schutt hinweg und reiche Opfer Aller förderten das hehre Werk. Als dem Meister Jörg schwere Bedenken über die Führung des Gewölbes aufstiegen, hatte der bescheidene Mann dessen kein Hehl, und der Rath berief auf sein Verlangen mehrere tüchtige Meister, darunter den berühmten Roritzer, der den Dombauten zu Regensburg und bei St. Lorenz zu Nürnberg vorgestanden. Sie fanden genügenden Entscheid. Mit dem kunstvoll gefügten Dachstuhl, der einen halben Wald erfordert, krönte der Straubinger Zimmermeister Heinrich das Werk, das nun 1480 im Rohen vollendet stund. Damit war aber auch der Geldvorrath erschöpft, das ganze Innere leer, die Thürme erst begon-

nen. Nun musste eine, natürlich für theures Geld erkaufte Ablassbulle Sixtus V. Rath schaffen. Sie erfüllte ihren frommen Zweck, brachte ungeheuren Zulauf und reiche Spenden. Noch erlebte Meister Jörg den glücklichen Ausbau 1488. Wenige Wochen später ward er, der Erste in seinem neuen Werke bestattet, in welches er nach seiner Grabschrift, den ersten, den mittleren und letzten Stein gesetzt. *) Die Thürme, obwohl mit Glocken versehen, blieben bis 1512 unvollendet, wo man ihnen die so charakteristischen wälschen Hauben aufstülpte. **)

Albrecht IV. liess die Gebeine eines der eifrigsten Slavenapostel, des heiligen Bischofs Benno von Meissen, die dort, wo die neue Lehre herrschend geworden, in Missachtung gekommen 1576, in feierlichem Zuge nach München bringen und im Frauen-Münster beisetzen. Der Heilige wurde, nebst der Gottesmutter, Münchens und ganz Alt-Bayerns erwählter Schutzpatron. Als er, der im Zwiste zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. zu letzterem hielt, aus seinem Bissthume vertrieben wurde, schloss er die Hauptkirche und warf die Schlüssel in die Elbe. Nach Jahren kehrte er zurück und nahm, nahe bei der Stadt, Rast in einer armen Herberge. Dort ward ihm ein Fisch vorgesetzt und, siehe da, im Bauche desselben fanden sich die Schlüssel wieder. Desshalb ist ein Fisch das Wahrzeichen St. Benno's.

Unter Kurfürst Max I. erhielt das Innere der Kirche eine übel verstandene Ausschmückung im Geschmacke der damals herrschenden Spätrenaissance, der leider alle früheren gothischen Altäre, Betstühle u. dgl. weichen mussten. Glücklicher Weise hat sich nur das Besste dieser Neuerung, das prachtvolle, von Peter Candid entworfene von Krumper in Weilheim gegossene Grabmal Kaiser Ludwigs mit den herrlichen Gestalten Albrechts V. und Wilhelms V. und den vier Wache haltenden Rittern, das schönste Gusswerk Münchens erhalten. Max I., der katholische Held des dreissigjährigen Krieges liess es seinem im Banne gestorbenen grossen Ahnherrn setzen. So weit überwog der ächte Fürstensinn des Wittelsbachers in dem Herzen des Jesuitenzöglings. Die Tumba umschliesst den ältern, von Meister Hans trefflich in Stein gehauenen Grabstein, den Albrecht der Fromme noch für die kleinere Kirche hatte fertigen lassen. Er stellt den Kaiser sitzend auf dem Throne dar, zu seinen Füssen Albrechts Versöhnung mit dem Vater nach dem Morde der Bernauerin. Sollte der, schmeichelnd an ihm aufspringende, Löwe das um Friede flehende Bayerland bedeuten? ***) Die grüne Fahne, reich mit Gold gestickt, welche hoch oben an einem Pfeiler prangt,

*) Am Pfeiler neben dem Taufbecken ist sein und des Zimmermeisters Bild zu sehen.

**) Der gute Max III. freute sich immer, wenn er von einer Reise heimkehrend, „seine beiden Spargel" am Horizonte auftauchen sah.

***) Ein Abguss im Nationalmuseum.

hat sich Kurfürst Max Emanuel 1688 von den Mauern Belgrads geholt.

Mit dem Jahre 1859 begann endlich eine vollständige Wiederherstellung der Kirche aus der alles Fremdartige gründlich entfernt wurde. Ein trefflicher Hochaltar von den Meisterhänden Knabel's und Schwind's, eine aufs zierlichste geschnitzte Kanzel von Sickinger, ein Geschenk König Max II., die zwölf Apostel aus rothem Sandstein, eine Stiftung König Ludwig II. schmücken nun nebst vielen, mehr oder minder gelungenen neuen Altären im Style des ersten Kirchenbaues, den hehren Tempel, der sich wieder in seiner ganzen majestätischen Pracht und Grösse zeigt. — Er misst in der Länge 336 Fuss, die Breite beträgt 128, die Höhe bis zum Gewölbe, welches nur einen flachen Stein dick ist, 115, und bis zum First des steilen Daches 193 Fuss. —

Das Bild der Gründung hat von Menz gemalt. Porträts sind Herzog Sigmund und hinter ihm Herzog Christoph, der Bischof Tulpeck, der Baumeister, und der, seiner Zeit hochberühmte, blinde Musiker Paumann, der fast aller Instrumente kundig gewesen, und dessen Grabstein noch an der südlichen Hauptthüre erhalten ist.

41. Herzog Albrecht IV. gründet das Recht der Primogenitur in der Erbfolge Bayerns 1508.

Albrecht III. hatte fünf Söhne und die Verfügung hinterlassen, dass nach seinem Tode die beiden Aeltesten im Lande Bayern regieren sollten. Nachdem dieser nun 1460 eingetreten, ergriffen Johann und Sigmund, Namens ihrer selbst und ihrer noch unmündigen Brüder Albrecht, Christoph und Wolfgang die Herrschaft. Nicht lange erfreute sich Johann derselben; sein sehr geschwächter Körper erlag 1463 der in München ausgebrochenen Pest, welcher er in seinem Schlösslein zu Haidhausen zu entrinnen meinte. Zurückgekehrt von den hohen Schulen zu Pavia, Siena und Rom, kenntnissreich, voll Verstand und Willenskraft verlangte nun der dritte Bruder Albrecht, der mittlerweile volljährig geworden, seinen Antheil an der Herrschaft. Dess weigerte sich anfangs Sigmund, aber die Mahnungen der Vettern Friedrich von der Pfalz und Ludwigs von Landshut wie die des Kaisers Friedrich bestimmten ihn endlich, den Bruder 1465 zum Mitregenten anzunehmen. Voll Eifers der Jüngere, Bequemlichkeit und Vergnügen liebend der Aeltere, vertrugen sich Beide schlecht miteinander. Endlich ward Sigmund des Regierens völlig überdrüssig und zog sich, ganz in den Banden seiner Geliebten, der schönen Dachauerin Margarethe Pfadendorfer, liegend, die er besang und in deren Farben, schwarz, roth und weiss er stets gekleidet ging, zwei Jahre später auf seine Schlösser in Dachau, Starnberg, Grünwald und Menzing zurück, die er sich nebst anständiger Reichniss bedungen.

Gern erfüllte Albrecht diese und die weitere Bedingung, die mittlerweile ebenfalls mündig gewordenen Brüder Christoph und Wolfgang standesmässig auszustatten und zu halten. Das genügte jedoch dem feurigen Christoph keineswegs. Er verlangte, da Sigmund abgetreten, seinen Antheil am Regimente. Albrecht verweigerte es; „nur der Tod erledige den zweiten Platz auf dem Throne.“ Rasch war der Jüngling, das Ideal der wilden, unruhigen und sich stets in ihren Rechten gekränkt meinenden Ritter, mit diesen gegen den Bruder im Bunde. Die europäische Welt war eben in eine ihrer wichtigsten Krisen getreten, der feudale Faustrechtsstaat sollte dem monarchischen Principe weichen, und Christoph vertrat den erstern, Albrecht den letztern. Rasch zuvorkommend warf dieser die fehdelustigen Ritter nieder, und liess 1471 seinen Bruder, der ihm sogar auf einer Wallfahrt zum Kloster Andechs nach dem Leben gestrebt, durch seinen Getreuen, Grafen Niklas von Abensberg im Bade aufheben und gefangen in den dicken Thurm seiner Münchner Feste setzen. Als ein nächtlicher Befreiungsversuch durch das Geschnatter der aufgescheuchten Wasservögel des Grabens vereitelt worden, gab nur ein Vertrag, sich fünf Jahre lang aller Ansprüche auf die Herrschaft zu enthalten, welcher 1475 auf weitere zehn Jahre verlängert wurde, dem Gefangenen die Freiheit wieder.

Nun suchte der junge, riesenstarke Christoph — noch sieht man in der Münchner Königsburg den 364 Pfund schweren Stein den er fünfzehn Schritte weit geschleudert und den 12 Fuss hoch eingeschlagenen Nagel, zu dem er springend mit dem Fusse reichte; auch begegnete er uns schon auf der Landshuter Prachthochzeit — für sein Schwert auswärts Beschäftigung. Mit seinem Vetter Georg von Landshut zog er 1478 dem römischen König Maximilian gegen die Türken, die bereits schon durch Steyermark herauf, bis auf vier Meilen von Bayerns Gränzen streiften, zu Hilfe, und an der Spitze der Stürmenden drang er, einer der Ersten in das eroberte Stuhlweissenburg, auf dessen gebrochenen Mauern der König die beiden Bayernherzoge zu Rittern schlug. Mit Wolfgang, dem Rosse und schöne Dirnen zumeist am Herzen lagen, hatte sich Albrecht ohne sonderliche Mühe auf zwölf Jahre verständigt, und so wurde er denn, was stets sein Streben, Alleingebieter im obern Bayerlande.

Fünfzehn Jahre waltete er so zum Heile des Volkes und bewies, dass keiner würdiger denn er, das Szepter zu führen. Er ordnete den Haushalt, wirkte kräftig gegen die Zuchtlosigkeit der Klöster und der Geistlichkeit, hielt auf strenge Pflege des Rechts und sorgte für Wohlstand und Handel. Den gefährlichen Saumweg über den Kesselberg liess er durch den wackern Münchner Heinrich Barth in eine fahrbare Strasse umwandeln. Als er vernahm, dass der unruhige Christoph abermals gegen ihn rüste und dessen Wegelagerer friedliche Kaufleute nie-

derwarfen, musste sein Feldhauptmann, der Graf von Abensberg, Landsberg, die feste Stadt des Landfriedenstörers, einnehmen und die gefangenen Kaufleute befreien. Das empörte hiewieder Christoph so tief, dass er den Grafen, „seinen ärgsten Feind" am letzten Februar 1485 nächst Freising überfiel und ermordete. Er war der Letzte des uralten Geschlechtes.

Aber wie neuer Wein schäumt und gährt ehe er sich abklärt, so bei Albrecht. Das Glück trieb ihn zum Uebermuth, und nun nahm ihn das Unglück in seine strenge Schule. Regensburg, des Bayerlandes alte Hauptstadt, war 1180 an's Reich gefallen. Jetzt, inneren Zwistes voll, übergibt sie sich wieder Albrecht zu eigen, der die Stadt neu befestigen lässt. Auf einem Besuche bei dem Herzoge Sigmund von Tyrol, dem Bruder Kaiser Friedrichs III., sieht er dort dessen Lieblingstochter Kunegunde; die Herzen finden sich und gegen den Willen des Vaters führt er sie zum Traualtar. Diess rüttelt den Kaiser auf und er spricht wegen Regensburg den Bann über den Bayernherzog. Markgraf Friedrich von Brandenburg, des Achilles Sohn, führt ein starkes Reichsheer von Schwaben herbei in demselben die feindlichen Ritter des Löwenbundes und die eignen Brüder Albrechts. Auf dem Lechfeld stunden sich beide Herren kampfbereit gegenüber. Da vermittelte Max, der Friede ward hergestellt, und Regensburg an's Reich zurückgegeben. Nun waren alle Hoffnungen Christophs gebrochen. Versöhnt mit dem Bruder, dem er sein ganzes Besitzthum vererbt, zog er zum Grabe des Welterlösers. Auf dem Rückwege erkrankte er schwer zu Rhodus und starb dort 1493, in den Armen der Schwester des Johanniter-Grossmeisters von Werdenberg, der Wittwe des von ihm erschlagenen Abensberg. Der ewig Unruhvolle ruht dort in der St. Antonius Kirche.

Die späteren Jahre Albrechts trübte noch der unheilvolle Krieg um das Erbe Landshuts, dessen später bei den Bildern zur Geschichte der Pfalz gedacht werden muss. Die Frucht desselben war doch der unbestrittene Besitz des endlich wieder vereinigten, freilich arg geschmälerten Bayerns. Und nun gedachte Albrecht, der mit Recht die Quelle alles Unheils, welches das Vaterland seit Kaiser Ludwigs Tagen betroffen, in den beständigen Nutztheilungen fand, dasselbe endlich unzertrennt seinen Nachkommen zu bewahren. Nur der Aelteste sollte hinfort gebieten, die jüngern Brüder Ehren und Würden ihrer Geburt geniessen, aber kein Recht auf die Herrschaft haben. So ward denn am 9. Februar des Jahres 1505 jenes denkwürdige und segensreiche Gesetz der Primogenitur unter dem Geläute aller Glocken, den Ständen des gesammten Bayerlandes verkündet. Drei blühende Söhne, Wilhelm, Ludwig und Ernst, in dem Alter von zwölf, zehn und fünf Jahren und der einzige noch lebende Bruder Wolfgang, der unvermählt geblieben, jetzt nochmal feierlich aller Ansprüche entsagte und 1518 sein gemächliches Leben

auf seinem Schlosse Lichtenberg am Lech beschloss, umstanden den Thron. Noch drei Jahre erfreute sich Albrecht des mühevollen, nun gelungenen Werkes, da ward er in seinem drei und sechzigsten Lebensjahre zu den Vätern versammelt. Alles Volk wehklagte und unter allgemeiner Trauer geleitete Kaiser Max, sein treuer Jugendfreund, eine Menge Fürsten und Ritter die Leiche zur Gruft der neuen Frauenkirche. Als der geliebte Todte der Erde übergeben, zog sich die weinende Wittwe in eine Zelle des Püttricher Klosters in München zurüch. Dort beschloss auch sie 1520 ihre Tage.

Das Bild der Einsetzung der Primogenitur hat von Menz gemalt.

42. Der berühmte Johannes Thurmaier (Aventin) unterrichtet die Prinzen Ludwig und Ernst, Brüder Herzog Wilhelm IV., in der Geschichte ihres Vaterlandes.

Am 4. Juli, dem St. Ulrichstage des Jahres 1477 wurde dem Gastwirth Peter Thurmaier zu Abensberg ein Knabe geboren und auf den Namen Johann getauft, welcher einst eine Zierde seines Heimathlandes, ein Vorkämpfer für Licht und Wahrheit, der Vater der bayerischen Geschichtschreibung werden sollte.

In der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts war ein neues Leben in der Menschheit erwacht. Die Verbreitung der Buchdruckerkunst begann die Wissenschaft zum Gemeingute, auch der Aermsten zu machen: das Emporkommen der Humanisten sprengte die Fesseln in denen Jahrhunderte lang die starre und trostlose Scholastik die Welt geschlagen. Mit der Eroberung Konstantinopels verbreitete sich die griechische Sprache und mit ihr bessere Kenntniss des Orients über die Abendländer, die Entdeckung Amerika's verbreitete ungeahnte Reichthümer in Europa. Die Gewalt des Adels war gebrochen, die höchste Entfaltung der Macht und des Glanzes der Städte eingetreten; die Zeit des Faustrechts war vorüber, die der Fürstenherrschaft hatte begonnen. In solche Tage des Ringens und Werdens fiel die Jugend Aventin's, wie er sich in damaliger Weise, nach seinem Geburtsorte, in alten lateinischen Registern Aventinum, nannte. Dort erhielt er in der Klosterschule der Karmeliter seine erste wissenschaftliche Bildung. Der Jüngling bezog dann die Universität Ingolstadt, wo der berühmte Celtes am meisten auf ihn einwirkte und weilte hierauf mehrere Jahre auf jener zu Paris. Unter Maximilian war Wien ein Sammelplatz berühmter Gelehrter geworden, was Wunder wenn es den wissbegierigen Aventin nun auch dahin zog, wo er im Umgange mit Vadius und Kuspinian und in Mitte der ganzen, mit aller Kraft erwachten humanistischen Richtung seinen geliebten Alten lebte. Auch nach Krakau zog er, um dort selbst den Lehrstuhl des Griechischen zu besteigen.

1512 war das, für alle Zukunft entscheidende Jahr im Leben unseres berühmten Landsmannes. Er hatte sich seit drei Jahren wieder nach Ingolstadt zurück gewendet, und dort die lateinischen Klassiker, besonders den Cicero erklärt, als er, der sich bereits einen weiterbreiteten Ruf erworben, von der Mutter und dem Vormunde der herzoglichen Brüder Ludwig und Ernst — der älteste Wilhelm hatte 1511 selbst die Regierung übernommen — zu deren Präzeptor ausersehen wurde. In den stillen Räumen des Burghauser Schlosses verbrachte er nun mit ihnen mehrere Jahre, und unterwies sie, neben den klassischen Studien mit Vorliebe in der Geschichte ihres Heimathlandes, und den Schicksalen und Thaten ihrer berühmten Ahnen. Nach Umfluss derselben machte er mit dem Jüngsten, Ernst, eine Reise durch Italien und kehrte dann mit ihm nach Ingolstadt zurück, wo sein Zögling 1516 zum Rektor gewählt wurde.

Als Ludwig volljährig geworden war, forderte er, unterstützt von der Mutter und dem herrschsüchtigen Adel, entgegen dem letzten väterlichen Willen, Antheil an der Regierung. „Ich will keine Bankerte geboren haben“ sprach die stolze Schwester Maximilians. Es wurde vermittelt und gemeinsames Regiment beschlossen. Ernst, dem geistlichen Stande bestimmt, ward Administrator von Passau und 1540 Erzbischof von Salzburg; auf welches er aber, noch Laie, vierzehn Jahre später resignirt, und in der von ihm erkauften Grafschaft Glatz 1560 stirbt. Der zweite Bruder Ludwig war ihm schon 1545 vorangegangen, er, bereits 1517 mit der berüchtigten Johanna II. von Neapel verlobt, ist unvermählt geblieben. So ward die gefährliche Klippe glücklich umschifft, und die Primogenitur aufrecht erhalten. Als unglückliches Opfer dieser brüderlichen Zwiste starb der berühmte Hofmeister Herzog Wilhelms Hieronymus von Stauff auf dem Blutgerüste.

Aventin, durch ein Jahrgehalt der Herzoge und deren öftere, reiche Geschenke wie durch sein väterliches Vermögen verhältnissmässig im Wohlstand lebend, widmete nun seine Zeit der Herstellung seiner unsterblichen Werke. Unterstützt von Briefen der Herzoge durchzog er zu Ross und zu Fuss das ganze Bayerland, besichtigte alle Kirchen, Schlösser und Ruinen, alle Bilder, Denksteine und Gräber, sammelte alle alten Ueberlieferungen und durchstöberte mit Bienenfleiss alle Bibliotheken der Klöster und Hochstifte. Dann verfasste er, abwechselnd in Abensberg und Regensburg wohnend, die Annalen Bayerns, in denen berichtet wird von dem Herkommen des Volkes und seinen und seiner Fürsten und Grossen Schicksalen und Thaten seit den ältesten Zeiten; eine Arbeit, wie sie bis dahin noch kein deutsches Land besessen. Da aber das Werk nach der Weise jener Zeit in der Sprache Latiums geschrieben, so veranlassten die Herzoge die es vor Allem auch unter dem deutschen Volke verbreitet wünschten, dessen deutsche Umarbeitung.

Und diesem Wunsche haben wir nun ein Werk zu danken in so klarer kraftvoller und körniger Sprache wie neben der herrlichen Uebersetzung der Bibel durch Luther kein anderes mehr in jener Zeit erschien. Aber nicht allein die Sprache, sondern auch die biedre, freimüthige Gesinnung welche in diesen Annalen herrscht, stempelt sie zu einem wahrhaft klassischen Buche. Unerbittlich tadelt er alles Schlechte und Verkehrte, ob er es bei dem Oberhaupte der Christenheit, bei Königen oder Fürsten, bei Geistlichen oder Weltlichen, bei Hohen oder Niedern trifft. „Im Pabste, der lange Zeit alle Kriege angestiftet und sich unterstanden das ganze Römische Reich, das Kaiserthum und die deutsche Nation zu unterdrücken und zu verderben“ findet er ein Haupthinderniss des Emporkommens „deutscher Grösse und Herrlichkeit“, für die er mit der Kraft eines Jünglings schwärmt. Er warnt vor den Wälschen und ihrer Art, die nie Glauben und Vertrauen den Deutschen gehalten, weist auf den Mord Konradins hin, tadelt aber auch mit bittern Worten: „dass nie ein deutscher Fürst ein Ross darum gesattelt, solche Schmach zu rächen“.

Da ist es denn wohl begreiflich, dass selbst die Gunst seines Landesherrn und anderer deutscher Fürsten den tapfern Streiter für Wahrheit und Recht nicht vor der Verfolgung des damals noch so übermächtigen Klerus zu schützen vermochte. Durch seine offene Freundschaft mit vielen der ausgezeichnetsten Männern der Reformation, durch seinen gerechten Eifer gegen den Uebermuth und Stolz, gegen die Habsucht und Verdorbenheit der Geistlichen seiner Zeit hatte er sich ihren unversöhnlichen Hass zugezogen. Wilhelm IV., von ihnen desshalb auch der Standhafte genannt, lag ganz in ihren Banden, ein förmliches Inquisitionsgericht ward gebildet, ja schon begannen Scheiterhaufen zu lodern. Aventin hatte das grosse Verbrechen begangen an einem Freitage Fleisch zu essen Grund genug für die nie Verzeihenden, auch gegen ihn einen Verhaftsbefehl zu erwirken. Die Verwendung des Herzogs Ernst für seinen geliebten Lehrer verschaffte ihm jedoch bald die Freiheit wieder. Man fand sonst nichts gegen den trefflichen Mann, denn sein kräftiges Manneswort, mit dem er den Sittenverfall und die Zuchtlosigkeit der Diener der Kirche bekämpfte, eine Zuchtlosigkeit, gegen welche selbst der fromme Wilhelm mit aller Kraft einschreiten musste, konnte nimmermehr zum Verbrechen gegen Religion und Kirche selbst gestempelt werden.

Doch nagte jene Beschimpfung und die trübe Richtung, die es in seinem über Alles geliebten Bayerlande genommen, an dem Herzen des kränkelnden Mannes. Zu allem Ueberflusse heirathete er, der Pflege bedürftig, seine Magd, welche roh und ihm an Bildung so ganz unähnlich, seine Tage noch mehr verdüsterte. Noch einmal fiel ein scheidender Sonnenblick in sein Leben. Ihm wurde die Genugthuung,

dass Leonhardt von Eck, Wilhelms berühmter und weiser Kanzler, ein treuer, eifriger Katholik, ihn 1533 nach Ingolstadt berief, um ihm die Leitung seines Sohnes zu übertragen In seinem Hause und im Umgange mit dem berühmten Appian, dem wir die ersten Landtafeln des Bayerlandes verdanken, genoss er noch wenige glückliche Tage. Schon wollte er auch seine Familie dahin abholen, als er zu Regensburg erkrankte und am 9. Januar 1534 starb. Im Kloster von St. Emmeran, dessen gelehrte, wahrhaft fromme Aebte ihm stets edle Freunde gewesen, fand er seine Ruhestätte. Dort neben der Kirchenthüre ist noch sein Grabstein zu sehen.*)

Das Bild ist von v. Menz gemalt. Nach Beschreibung und Grabstein zeigt es das getreue Porträt des berühmten Geschichtschreibers.

*) Dessen Abguss im Nationalmuseum.

Das vereinigte Bayerland.

43. Die treuen Bayern, zur Abwehr am Peissenberge versammelt, weisen die Anträge der empörten schwäbischen Bauern zurück 1525.

Luthers neue Lehre von der Freiheit der Forschung hatte einen Zünder in die Geister geworfen, der bald zur verheerenden Flamme aufschlug. Was der muthige Reformator nur von der Freiheit des Geistes verstanden wissen wollte, wurde gar bald auch auf die politische angewendet. Wie schon im eilften Jahrhundert der Stand der Gemeinfreien, schlechthin Bauern genannt, einst der Kern der deutschen Heere, herabgedrückt war, ist bei Beschreibung der Schlacht von Melrichstadt erzählt. Ihr Zustand war jedoch seit jener Zeit unter den vielfältigsten Vorwänden noch weitaus verschlimmert worden, und die so bescheidenen Forderungen der bekannten zwölf Artikel beweisen deutlich, in welchem furchtbar gedrückten Zustande sich das Landvolk beim Beginn der Reformation befand.

Unerschwingliche, unter den abentheuerlichsten Titeln eingetriebene Feudallasten, grausame Misshandlungen von herrschaftlichen Beamten und Söldnern, Verheerungen der Saaten und Plackereien aller Art durch die unvernünftigste Jagdlust, Verhöhnung aller Menschenrechte bis in das Innerste der Familie! — War es da zu verwundern, wenn das unmenschlich behandelte Volk in der neuen Lehre auch die Morgenröthe seiner politischen Freiheit erblickte? War es zu verwundern, wenn es bei der verstockten Unbilligkeit mit der Adel und Geistliche jede Milderung des Druckes verweigerten, endlich zu den Waffen griff, und unbekümmert um die donnernde Philippika des, über solche Deutung seiner Lehre auf's äusserste erbitterten Reformators den in zahllosen Flugblättern verbreiteten Predigten seiner ausschweifendsten Anhänger eines Münzer und Karlstadt folgte, die den, von allen menschlichen Leidenschaften genährten Brand zu immer wilderer Lohe anfachten?

Schon geraume Zeit vor dem grossen Bauernkriege hatten sich in einigen Gegenden des obern Schwabens einzelne Aufstände erhoben, sie waren niedergeworfen und im Blute der Schuldigen erstickt worden.

Im Jahre 1525 aber brach die Flamme in dem, aus unzähligen kleinen Gebieten bestehenden Schwabenlande an allen Orten unaufhaltsam hervor. Zeichen und Wunder am Himmel, Vorboten unerhörter Begebenheiten hatten es vorher verkündet. Zuerst erhoben sich die

Bauern des Stiftes Kempten gegen ihren Fürstabt Sebastian von Breitenstein, der sie in der unerhörtesten Weise bedrückte, um seiner Baulust zu fröhnen neue schwere Steuern erhob und die noch übrigen Freien seines Gebiets in die Leibeigenschaft zwang. Sie schlossen einen Bund, in den sie alle Bauern der benachbarten Herrschaften aufnahmen und schlugen einen Pfahl vor jedes Haus, dessen Besitzer nicht mit ihnen hielt, ihn so der allgemeinen Rache bezeichnend. Am Charfreitage zerstörten sie die Stiftsgebäude und zerschlugen alle Heiligenbilder. Der Abt war auf sein Schloss Liebenthann entflohen. Von hier suchte er in Nonnenkleidern zu entrinnen ward aber entdeckt und nur auf Vermittlung der Stadt Kempten, die es heimlich mit den Bauern hielt, geschont, musste ihr aber dafür alle seine Herrenrechte in ihren Mauern abtreten. Das ganze Allgäu folgte, mit ihm verband sich die Stadt Memmingen. Ein Schmidt, Ulrich von Sulmentingen sammelte aus den Bauern der Abtey Ochsenhausen und der anstossenden Gebiete einen Haufen von achtzehntausend Mann, der Baldringer Haufen genannt, einen noch grössern Eitel Hanns Müller vom Bodensee, der Seehaufen genannt. Die eignen Bauern des Truchsess Georg von Waldburg stunden auf, und belagerten seine Schlösser, und die Bauern des Ulmer Gebietes hielten die versammelten Gesandten des schwäbischen Ritterbundes in der Stadt selbst in steter Angst.

Durch ganz Schwaben, Franken und am Rheine lohten bereits im Frühjahre dieses verhängnissvollen Jahres die Schlösser der Edeln, darunter auch der altberühmte Hohenstaufen, in Flammen auf; wurden die Klöster erbrochen und geplündert, ihre Bewohner verjagt und die leeren Mauern, leider nicht selten Zeugen tiefer sittlicher Verderbtheit, ausgebrannt. Eine Menge schwäbischer Herren hatten sich mit ihren Weibern und Kindern und ihrer bessten Habe in die Stadt Weinsberg geworfen, wo der Graf von Helfenstein befehligte, dessen Gemahlin eine natürliche Tochter Kaiser Max I. war. Der Graf unterhandelte scheinbar freundlich mit den Bauern um sie sicher zu machen bis der Truchsess herbeigekommen. Diese aber merkten Unrath, der ganze „helle Haufen“ zog vor das Schloss und schickte zwei Herolde ab mit dem Verlangen: „Oeffnet Stadt und Schloss oder schafft Weiber und Kinder hinaus, denn wir stürmen“. In rohem Uebermuthe liess Dietrich von Weiler auf die Herolde Feuer geben. Das machte die Bauern wüthend. Florian Geyer, einer ihrer tüchtigsten Führer, erstürmte am Ostersonntage das Schloss. Die Ritter zogen sich in die Stadt herab und versuchten zu fliehen, wurden aber von den Bürgern zurückgehalten. In solchem Tumult drangen die Bauern in die Stadt. Erbittert über die Grausamkeit, mit welcher der Truchsess gegen die gefangenen Bauern verfahren, jagten sie hinwieder siebzig der gefangenen Edlen durch die Spiesse. Der Pfeifer Melcher Nunnenmacher spielte vorauf. Ver-

gebens flehte die schwangere Gemahlin Helfensteins um sein Leben, sie ward auf einem Mistwagen fortgeführt, und ein rasendes altes Weib, das vorher über die Waffen der Bauern den Hexensegen gesprochen, salbte sich die Schuhe mit dem Fette des übermässig dicken Grafen.

Hatte Georg von Truchsess auch im Beginne des Kampfes bei Leipheim und Wurzach Siege erfochten, und mehrere Tausende der Aufständischen erschlagen; gegen den kräftigen und besonnen geführten Seehaufen vermochte er Nichts auszurichten, sondern wurde vielmehr bei Kloster Weingarten von demselben eingeschlossen und zur Unterhandlung gezwungen. Schon schien die Sache der Bauern gewonnen. Viele Ritter, darunter selbst Angehörige der Häuser Hohenlohe, Henneberg und Werthheim, wie der bekannte Götz von Berlichingen und manch' andrer Adliger traten, freilich oft gezwungen oder zum Schein, zu ihnen über, und Erzherzog Ferdinand, hilflos mitten im Aufruhr, der bereits die schwäbisch-habsburgischen Erblande ergriffen hatte, machte bedeutende Concessionen. Alles kam darauf an, dass auch die benachbarten bayrischen Bauern gewonnen würden, dann wäre der Aufruhr durch ganz Süd- und Mitteldeutschland verbreitet gewesen, denn schon wüthete er blutig in den Alpenthälern der Grafschaft Tyrol, im Salzburgischen und bis nach Steyermark hinein, wo, namentlich in Schladming, die Bergknappen ein Blutbad anrichteten, gegen welches die That zu Weinsberg kaum bedeutend erscheint.

In Bayern aber brach sich die Kraft des Aufstandes. Nicht als ob der Klerus hier weniger verderbt gewesen und desshalb die Lehre Luthers mindern Eingang gefunden hätte. Gerade an den Sitzen der Bisthümer und der besuchtesten Wallfahrtsorte erscholl sie am lautesten, und es darf wohl gesagt werden, dass kaum weniger als ein Dritttheil aller Bewohner, und wahrlich nicht die Schlechteren, öffentlich oder insgeheim ihr anhingen und mit der ganzen Sehnsucht ihrer Seelen eine Verbesserung der so tief gesunkenen Kirche an Haupt und Gliedern wünschten; bis der durch hartnäckiges Versagen des Billigen und Nothwendigen herbeigeführte Riss durch die ganze abendländische Christenheit endlich doch die Meisten erschreckte und zum alten Glauben zurückführte. Schon der Umstand, dass das Land ein geschlossenes Ganzes bildete, lähmte die Kraft des Aufstandes. Mehr noch weil der Landmann besser gehalten und im Ganzen nach damaligen Begriffen milder regiert wurde. Die rauhe Gutmüthigkeit der kleinern Gewalthaber, die schon im Charakter des Volkes lag, liess jene grausame Härte gar nicht aufkommen, die anderwärts zur Verzweiflung trieb.

Statt der Aufforderung der zügellosen schwäbischen Banden zur Theilnahme zu genügen, brachten die Gemeinden am Lech und längs der Gränze ihre Weiber und Kinder und ihre fahrende Habe nach Landsberg und Schongau in Sicherheit, und hielten sich zur Abwehr

bereit. Unter Herzog Ludwigs eigener Anführung wurde an demselben Flusse ein Heerlager aus der aufgebotenen Mannschaft des Adels, der Städte und der Klöster zum Schutze des Landes gesammelt. Dennoch setzte ein Haufe von nahezu vierzehntausend Mann in der Nähe des Gebirges über die Gränze, und plünderte und verbrannte die reichen Klöster Steingaden und Raitenbuch. Der Herzog, überrascht, sandte Botschafter znr Unterhandlung. Gegen ihr gegebenes Wort behielten sie dieselben zurück, schleppten sie mit im Lande umher und forderten unter Androhung von Mord und Brand den Beitritt der Gotteshausleute und Bauern. Aber nun ergrimmte das treue Volk. Die Kreidefeuer leuchteten von den Bergen, die Sturmglocken tönten durch das Land. Aus allen Dörfern strömten ihrer Tausende auf dem Peissenberge, andere an andern Orten zusammen. Wohlversorgt mit Schwertern, Spiessen und Handrohren, ja selbst mit schwerem Geschütz versehen, schworen sie mit einem theuren Eide, bei ihrem Fürsten und ihrem alten Glauben zu verharren und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Als die eingedrungenen Meuterer solchen Ernst und solche Treue sahen, wandten sie sich und kehrten wieder über den Gränzfluss zurück. Der Herzog aber dankte seinen Bauern in den herzlichsten Worten in einem Ausschreiben, welches von allen Kanzeln verlesen wurde.

Das Bild ist mit genauer Porträtähnlichkeit der Gegend am Peissenberge von Munsch gemalt.

44. Herzog Albrecht V. bestellt Orlando di Lasso zu seinem Kapellmeister 1562.

Wie für jede schöne Kunst, welche das Leben schmückt und erheitert, so hatten die Fürsten des Hauses Wittelsbach auch für die edle Musica stets ein offenes Gemüth und eine grossmüthige Hand, und in Wahrheit sagt der wackere Westenrieder, der treffliche Kenner seines Volkes: „So viel Tempel wie in Bayern hat Apollo vielleicht in keinem andern Lande von gleicher Grösse, denn bei allen Gymnasien, in allen Prälaturen wird Musik getrieben, und in Einöden, zwischen wilden Wäldern und Felsen, wie in den Konzertsälen der Städte erschallt bei Gesang und Saitenspiel der Gemüther Volltönigkeit“. Dem schwergeprüften dritten Albrecht goss sie, die er leidenschaftlich liebte und übte, Trost in die verwundete Brust. Sein Sohn Albrecht IV. berief Künstler ersten Ranges an seinen Hof, eifriger noch huldigte ihr dessen Bruder Sigmund, der im Dienste seiner geliebten Pfadendorferin selbst zum Minnesänger ward, und auf seinen reizenden Landsitzen zu Menzing und Grünwald stets von Gesang und Saitenspiel umgeben war. An Herzog Wilhelm IV. Hofe wirkte Ludwig Senfel „in musica totius Germaniae princeps“ vorzüglich berühmt als Compositeur Horazischer

Oden, dessen Weisen den musikkundigen Luther so sehr entzückten, dass er ihn in einer eigenen Epistel um die Composition der Motette: „non morior sed vivam" bat, welcher Bitte Senfel sofort entsprach.

Unter seinem Sohne Albrecht V., in dem das jedes edle Streben so reich entfaltende XVI. Jahrhundert einen seiner hochgebildetsten Fürsten, den Medizäer Bayerlands, verehrte, gedieh das musikalische Leben am Münchner Hofe zur herrlichsten Blüthe. Er erhob seine Kapelle zur ersten der Welt, indem er aus aller Herren Länder die ausgezeichnetsten Künstler berief. Sie alle überstrahlte aber der Niederländer Roland de Lattre, bekannter unter seinem Künstlernamen Orlando di Lasso, der sich durch jene unsterblichen Schöpfungen, welche noch heute das Entzücken des Kenners wecken, schon bei seinen Lebzeiten den Beinamen des Fürsten und Phönix der Musiker erworben hatte.

Roland erblickte 1532 zu Mons im Hennegau das Licht der Welt, wo man noch heute in der Guirlanden-Strasse sein Geburtshäuschen zeigt. Schon als siebenjähriger Chorknabe an der St. Niklaskirche seiner Vaterstadt erregte seine melodische Stimme so hohe Bewunderung, dass die Sage ging, er sei zu dreien malen den Eltern aus der Schule entführt worden, die ihn aber jedesmal wieder glücklich auffanden. Familienunglück bewog den jungen Künstler sein Vaterland zu verlassen. Im Dienste kunstsinniger Fürsten und edler Gönner lernte er Italien, Frankreich und England kennen und wirkte selbst als Kapellmeister an der ersten Kirche der Christenheit zu St. Johann im Lateran. In sein Vaterland heimgekehrt erfreute er sich zu Antwerpen, wo er seinen Aufenthalt gewählt, der Freundschaft der ausgezeichnetsten Männer unter ihnen auch der des Bischofs von Arras, Niklas Peronnet welcher nachmals als Kardinal Granvella so bedeutend in die Geschicke seines Vaterlandes eingriff. Seit 1545 verbreiteten seine Compositionen, nun durch den Druck bekannt, den Ruhm ihres Meisters bis in die fernsten Länder.

Jetzt ward auch Herzog Albrecht auf ihn aufmerksam und suchte ihn durch Vermittlung der Fugger für seine Kapelle zu gewinnen. Lasso folgte dem ehrenvollen Rufe, und traf, wie der Herzog gewünscht, in Begleitung mehrerer tüchtiger Künstler 1557 in München ein. Der ersten Aufgabe seines Mäcens, die Busspsalmen Davids in Musik zu setzen, entsprach er mit so glänzendem Erfolge, dass Albrecht ihn schon 1562 zu seinem „obristen Kapellmeister" ernannte. Noch bewahrt die Königliche Bibliothek zu München unter ihren Schätzen in kostbaren Bänden und mit Miniaturen von Hanns Mielichs Meisterhand geziert, das treffliche Kunstwerk, einen von den zahllosen Beweisen der vollendeten Technik und des edlen Geschmackes jener glanzvollen Zeit.

So stieg Lasso's Ruhm immer höher. Der milde und kunstsinnige Kaiser Max II. erhob ihn für seine „orlandischen Gesänge“ die ihm Albrecht mitgetheilt, 1570 sammt seinen Nachkommen in des Reiches Adelstand; Karl IX. von Frankreich lud ihn 1571 zu sich nach Paris, um den Rath der ersten Autorität seiner Zeit bei Errichtung der von ihm gestifteten musikalischen Akademie zu vernehmen, und lohnte ihn mit wahrhaft königlichen Geschenken. Im Frühjahre 1574 sah er Rom zum zweitenmale, und überreichte dort Gregor XIII. seine fünfstimmige Messe, der ihn höchst ehrenvoll aufnahm und zum Ritter des goldenen Spornes schlug.

Von nun an nahm Lasso seinen beständigen Wohnsitz in München, wo er sich schon im ersten Jahre nach seiner Ankunft mit Regina Wekhinger, einer herzoglichen Kammerdienerin vermählt hatte, die ihn mit einer zahlreichen Nachkommenschaft von zehn Söhnen und acht Töchtern beschenkte. Auch der zeitliche Glückstand des hochgeachteten Mannes hob sich immer mehr; er nannte mehrere Häuser und Grundstücke sein Eigenthum. Nach dem Tode Albrechts 1579 finden wir Orlando in der vollen Gunst des Nachfolgers, Wilhelm V., der, selbst Künstler, ihm zur Erholung von den Mühen seines Dienstes ein freundliches Landhaus mit Garten zu Schöngeising an der Würm schenkte, und gütig für seine Frau und Kinder sorgte.

Bis zum 14. Junius des Jahres 1594 erstreckte der Himmel die Lebensdauer des grossen Meisters. Wenige Tage vor seinem Ende hatte der rastlos fleissige Mann sein letztes Werk dem Pabste Clemens VIII. gewidmet. In demselben Jahre starb auch der berühmte Pietro Aloisio, nach seinem Geburtsorte Palestrina genannt, der allein unter allen seinen Zeitgenossen würdig war, mit ihm um die Palme zu streiten. Zehn Jahre nach seinem Tode gaben seine Söhne Ferdinand und Rudolf sein grosses Motetten Werk „magnus opus musicum“ in siebzehn Foliobänden heraus. Seine zahlreiche Familie ist verschollen, und nur das Gasthaus auf dem Platzl, welches, in seinem Wohn- und Sterbehause errichtet, seinen Namen führt, so wie sein Grabstein aus rothem Marmor, der sich auf dem Leichenacker des Franziskaner Klosters befunden und nun im Gebäude der bildenden Künste aufbewahrt wird, hat das Andenken an jene Tage erhalten. König Ludwig I. liess dem Künstler ein ehernes Standbild, jetzt auf dem Promenade-Platze befindlich, errichten.

Dem Fresko-Bilde, von A. Richard Zimmermann gemalt, liegt eine Miniatur Darstellung Mielichs aus dem oben angeführten Werke zu Grunde, deren Gegenstand, ein Conzert in einem Prachtsaale der alten Residenz, auch wegen der seltsamen Instrumente interessant ist. Unser Bild zeigt neben Lasso's und des Herzogs Porträt auch jene der damals berühmten Künstler seiner Kapelle, eines Cyprian de Rore, Jvo de

Vento, Johan a Fossa, Simon Gatti, Franzesko Venerato und Massimo Trajano, der uns eine interessante Beschreibung der ersten hier aufgeführten italienischen Maskenkomödie hinterliess, welche unter den vielen Festlichkeiten bei Gelegenheit der berühmten Hochzeit des Erbprinzen Wilhelm mit der lothringischen Renata 1568 zur Darstellung kam und welche auf der sogenannten Narrenstiege in der Burg Trausnitz zu Landshut ihre gleichzeitige Abbildung fand. Orlando, der die Musikstücke geschrieben, übernahm selbst die Rolle des Pantalone und ergötzte alle Zuschauer durch seine übersprudelnde Laune, wie denn auch eine Sammlung Briefe des Meisters, welche das königl. Hausarchiv bewahrt, von seinem immer schlagfertigen, manchmal freilich derben Witze, vollgültiges Zeugniss gibt.

45. Turnier auf dem Marienplatze zu München bei der Hochzeit Wilhelm V. mit Renata von Lothringen. 1568.

War schon die berühmte Hochzeit Georg des Reichen in Landshut ein Ereigniss, welches den Ruf von der grossartigen Gastfreundschaft, dem Glanze und der soliden Pracht des wittelsbachischen Hauses, wie nicht minder von der Wohlhabenheit und dem gediegenen blühenden Zustande des bayrischen Landes und Volkes durch ganz Deutschland verbreitete, so erneute jetzt, hundert Jahre später, eine gleiche Feier diesen Ruf in noch erhöhterem Masse. Die Prachtperiode der Renaissance hatte sich zu ihrer schönsten Blüthe entfaltet, und damit die Anforderungen des Geschmackes und Luxus gleichmässig gesteigert. Aber auch die gesammten altbayrischen Lande waren seitdem durch Albrecht IV. unter eine Krone vereinigt worden und boten damit um so reichere Mittel jenen Anforderungen zu genügen, wenn auch in hergebrachter und seitdem unveränderter Weise die getreuen Stände des Herzogthums nur immer zu klagen und zu markten wussten, den Säckel des armen Mannes im Munde führten, dabei aber natürlich den eigenen wohlgefüllten, im Auge hatten.

Es war in der zweiten Hälfte des Februar 1568, als Albrecht V. die Hochzeit seines zwanzigjährigen ältesten Sohnes Wilhelm, als Herzog später der Vte, mit Renata, der vier Jahre älteren Tochter Franz I. von Lothringen auszurichten beschloss. Sie hatte bereits ein Jahr nach ihrer Geburt den Vater verloren, desshalb geleitete nur ihre Mutter, die treffliche und hochgebildete Christiane von Dänemark, Renata nach Bayern. In Ingolstadt wurden die Schiffe verlassen; im Schlosse zu Dachau begrüsste zum erstenmale der Erbprinz seine Braut. Ihr Oheim Niklas von Vaudemont, viel halbfranzösischer Adel und zweihundert und siebzig Pferde waren in ihrem Gefolge. Von Mergentheim war als Botschafter Kaiser Max II. der Deutsch-Ordensmeister

Walther von Kronberg mit vielen Komthuren und Rittern gekommen, und der heilige Vater hatte den Kardinal und Fürstbischof von Augsburg, Otto Truchsess von Waldburg abgeordnet. Mit endlosem Gefolge und siebenhundert neun und vierzig Pferden ritt Erzherzog Ferdinand von Tyrol des Kaisers Bruder, und Gemahl der schönen Welserin ein. Nicht minder zahlreich erschien aus Steyermark Erzherzog Karl, dessen jüngerer Bruder welcher gar siebenhundert und drei und fünfzig Pferde, und seinen gesammten Hofstaat, bis auf die Zinkenisten und Köche herab, mit sich führte. Der erst achtundzwanzig Jahr alte Herr mochte hier die junge siebzehnjährige Maria, die Schwester des Bräutigams zuerst kennen gelernt und liebgewonnen haben, welche er drei Jahre später als seine Gemahlin nach Gratz führte. Aus Salzburg war der Fürst-Erzbischof Johan Jakob Khuen von Belasi, gekommen, aus Freising der vierzehnjährige Ernst, Wilhelms jüngerer Bruder, schon seit seinem zehnten Jahre zum Bischof dieses Hochstifts designirt, der als erwählter Kurfürst von Köln später den abtrünnigen Gebhardt von Waldburg vertreibt. Auch Dorothea von Dänemark, die Wittwe Friedrich II., des Weisen von Kurpfalz, wie nicht minder Abgesandte der Könige von Spanien und Polen, vieler deutscher Fürsten, und der Reichsstädte Augsburg und Nürnberg nebst einer Menge Herren des hohen und niedern Adels „mit ihrem Frauenzimmer" waren anwesend.

Am 21. Februar hielt die Braut in einem mit rothem Sammet ausgeschlagenen, von sechs schneeweissen Hengsten gezogenen, reich vergoldeten Wagen und von mehr denn 3000 Berittenen geleitet durch die Reihen der bis Neuhausen reichenden Spaliere der Bürgerfähnlein ihren Einzug. Am folgenden Tage fand vor dem Hochaltare zu Unsrer lieben Frauen die Trauung durch den Kardinal von Augsburg statt. Kirchliche Festlichkeiten, Tafelfreuden und Tänze, unter ihnen auch ein glänzendes Fest in „der Stadt München Tanzhaus", dem jetzigen grossen Rathhaussaale, wie die Abbildung zeigt, wechselten nun mehrere Tage und die gleichzeitige Chronik des Meisters Hanns Wagner beschreibt und erläutert durch genaue Abbildungen alle diese Festlichkeiten mit gewissenhafter Treue. Der Markt, der jetzige Marienplatz, war mittlerweile mit Turnierschranken umgeben und mit Säulen, Festons und Triumphpforten geschmückt worden, an welch' letzteren in der wunderlichen Weise der Renaissance, gemischt mit den Thaten der berühmten Frauen der Bibel, der alten Geschichte und der heidnischen Mythologie auch jene der Jungfrau von Orleans in Bildern verherrlicht waren, Victoria und Fortuna prangten bezeichnend auf der Spitze.

Hier fand nun zuerst ein maskirtes Ringelrennen statt, von einem zahlreichen reich- und buntgekleideten Zuge eingeleitet, in dem sich altrömische Triumphwagen, Bauernhochzeiten, Zigeuner, Götter und Göttinnen, Landsknechte, Wilde, Türken und Ungarn, Faune, Mohren,

Bären und Wölfe auf zum Theil gleichfalls abentheuerlich kostumirten Rossen lustig durcheinander tummelten. Am 25. gab es ein Turnier zu Fuss, aus dessen Gesetzen aber hinlänglich hervorgeht, dass es sich hier nicht um mannlichen Streit, sondern mehr um elegante Führung der Waffen, Lanze und Schwert handelte. Auch diesem ging wieder ein maskirter, wechselnder Aufzug in reichen Gewändern vorher, und auf den Schildern zeigten sich die jener Zeit so geläufigen allegorischen Symbole, Figuren und Sprüche. Ein Plankenrennen, dann ein sogenanntes Kübelstechen der Knappen und fürstlichen Diener zur Belustigung der Zuschauer füllte die Zeit an den folgenden Tagen. Mit ihnen wechselte ein prächtiges Feuerwerk, das auf dem Platze vor der neuen Feste, dem heutigen Hofgarten, abgebrannt wurde, ferner ein grosses Schauspiel, welches die Patres Jesuiten zum Bessten gaben. Diese steife, allegorische Tragödie predigte die Kardinaltugenden des Christenthums, in der aber nichts desto weniger, neben dem starken Simson auch Herkules, Apollo mit den neun Musen und endlich selbst Nymphen und Satyrn ihre Rollen spielten.

Am ersten März endlich begann das grosse freie Stechturnen, welches mehrere Tage dauerte. Diese Festlichkeit übertraf an Pracht der Aufzüge und Gewänder alles, was bisher in dieser Reihe von Unterhaltungen war geboten worden. Das berühmte Turnierbuch Wilhelm V., von Hanns Mielichs Meisterhand hat uns ein lebhaftes Bild von dem Geschmacke und der Mannigfaltigkeit der Ausrüstung bei diesem weitberühmten Stechen aufbewahrt. Der Bräutigam, Erzherzog Karl und der achtzehnjährige Herzog Ferdinand, Wilhelms Bruder, der lange unverheirathet geblieben, bis er endlich als gereifter Mann nach des Vaters Tode die schöne Maria Petenbeck, seines Rentmeisters Tochter heimführte und mit ihr den Stamm der Grafen von Wartenberg gründete, hatten Danke gewonnen; Kaspar Nothhaft jedoch den ersten. Am 8. wurde die oben erwähnte wälsche Komödie mit Lasso's Musik aufgeführt und als ob nichts dem Feste fehlen sollte, fiel nochmal so reichlicher Schnee, dass zum Schlusse die ganze hohe Gesellschaft, der Erbprinz mit seiner Gemahlin an der Spitze, ihre Damen in einer stattlichen Schlittage auf Schellenschlitten durch die Strassen Münchens fuhr. Dass bei dem Bankette eine Menge Schauessen, vorerst der aus der Pastete springende, drei Spannen lange Zwerg des Erzherzogs Ferdinand, welcher singend und „mit sittsamer Reverenz“ auf der Tafel herumspazirte, dann Susanna im Bade, Melusine, die heilige Magdalena, Adam und Eva, Lucretia und mehrere Gottheiten in süssem Backwerk von der kunstfertigen Hand des herzoglichen Mundkochs Peter Kaiser geformt, nicht fehlen durften, versteht sich von selbst. Erst gegen Mitte März verliessen die letzten Fremden den gastfreien Hof. Die

Kosten aber betrugen 125,600 fl., was nach dem jetzigen Geldwerthe nicht viel weniger als eine halbe Million ausmachen dürfte.

Meister Schwoiser hat in der Darstellung dieses Festturniers, treulich nach den Mustern des Turnierbuches entworfen, sicherlich eines der trefflichsten Bilder des ganzen Cyclus geliefert, bei dem man unschlüssig ist, ob die herrliche Anordnung und Gruppirung, die Lebendigkeit und Noblesse der Darstellung, oder die vollendete Technik in Behandlung und Ausführung des Fresko den Vorzug verdient.

46. Albrecht V. legt den Grund zu den berühmten Münchner Sammlungen von Büchern und Kunstwerken.

Schon zu Ende des XIV. und am Anfange des XV. Jahrhunderts war in Italien die Morgendämmerung einer neuen klassischen Richtung in der Literatur durch Petrarca, Boccaccio und Johann von Ravenna angebrochen, noch ehe die griechischen Gelehrten nach der Eroberung Konstantinopels 1453 aus ihrem Vaterlande entflohen und ihre reichen wissenschaftlichen Schätze in jenes Land herüber gerettet hatten, von wo sich dieselben bald in alle Welt verbreiteten. Die nun immer allgemeiner werdende, bisher so eng begränzte Beschäftigung mit den Schriften der Alten führte auch zum Studium der Werke über Plastik und Malerei, ans Licht gezogene Pergamente über die Baukunst, besonders die Schriften des Vitruv reitzten zur Würdigung und Nachahmung ihres Styles, und nährten den Geschmack an demselben. Nicht mehr in den engen Raum der Klöster blieben jene unschätzbaren Reste des Alterthums gebannt; es war vielmehr Mode- und Ehrensache der Reichen und Gebildeten geworden, ihre Wohnungen mit kostbaren Sammlungen von literarischen und Kunstschätzen zu schmücken. Bessere Kenntniss führte zu schärferer Prüfung und bahnte der Reformation in allen Zweigen des Wissens ihren Weg. Lust am Neuen, Ueberdruss an der keiner Fortbildung mehr fähigen, ja bereits schon entarteten Gothik, wohl auch ein üppiger gewordener Sinn, dem die einfache Keuschheit derselben nicht mehr genügte, leitete in den Künsten wie von selbst auf die, einem solchen Sinne weit mehr zusagenden Werke der edlern Kaiserperiode. Wie aber nichts Richtung und Geist seiner Zeit völlig verläugnen kann, so erhielten all diese Kunstwerke des XV. und XVI. Jahrhunderts durch ihre Auffassung der Antike und das charakteristische Anknüpfen an den, von der Gothik unterbrochenen, ohnehin verwandten romanischen Styl, ein selbständiges Gepräge, welches ihnen und der ganzen Periode den so bezeichnenden Namen der Renaissance aufdrückte.

Schon waren die fürstengleichen Patricier Augsburgs und Nürnbergs, die Fugger, Welser, Pirkheimer und Andere in diesem würde-

vollen Streben mit leuchtendem Beispiel vorangegangen. Sie alle übertraf Albrecht V., von dem ein gleichzeitiger Schriftsteller mit Recht sagt: „Albrecht ist ein gottesfürchtiger, stattlicher und gar vernünftiger Herr gewesen, der gelehrte und kunstreiche Leute vast lieb hatte, und Bayern zieren wollte von innen und aussen.“ Er war denn auch der Gründer der jetzt weltberühmten Bibliothek zu München, an deren Eingang sein Marmorbild prangt. Zu dem, was bereits sein Vater und Grossvater zusammengebracht, erwarb er die reiche Büchersammlung des gelehrten Arztes Hartmann Schedel aus Nürnberg, des Verfassers der bekannten Weltchronik, dann jene des Albert Widmanstadt, der als Geschäftsträger des Herzogs in Rom dort viele hebräische, syrische und arabische Handschriften zusammengekauft, und endlich die berühmte Fugger'sche, welche, wie die Schedel'sche, mit einem Schatze lateinischer und deutscher, mit vielen und kostbaren griechischen Handschriften geschmückt war. Schon damals galt die Bibliothek des Herzogs für eine der ersten und reichhaltigsten. Auch die grosse Gemäldesammlung dankt Albrecht ihre Begründung. Der berühmte Christoph Schwarz malte in seinem Solde, und Hanns Mielich, ein geborner Münchner, zierte mit seinen herrlichen Miniaturen die prachtvollen, von dem Herzoge veranlassten Pergamentcodices, welche mit unter den Cimelien der Bibliothek und des National-Museums prangen. Was er für die Musik gethan, ward bereits oben bei Orlando di Lasso erwähnt. Sehr am Herzen lagen ihm auch seine übrigen Kunstsammlungen. Sie zu bereichern, zu vervollständigen sandte er kenntnissreiche Männer nach Italien und Frankreich. Seine Kunstkammer enthielt die herrlichsten Münzen und Medaillen des Alterthums und des Mittelalters, sie bildeten die Grundlage des kostbaren und überaus reichhaltigen Münzkabinets, eines der ersten in Europa. Welche Reichthümer von Statuen und Büsten von Göttern und Heroen in Marmor und Erz, von geschnittenen Steinen, von alten und neuen Broncen und andern Raritäten damals für ihn über die Alpen herüber kamen, dafür liefern die, in den Kammerrechnungen befindlichen Ansätze wie das von ihm begründete Antiquarium den Beweis; Letzteres freilich auch für die, schon damals herrschende Virtuosität der Wälschen in Fälschung solcher Gegenstände. Von den Fuggern wurde um den damals sehr bedeutenden Preis von dreitausend Gulden deren Rüstkammer erkauft, die, ohne Zweifel höchst werthvollen Gegenstände derselben wie nicht minder die Prachtrüstungen der bayrischen Fürsten selbst erlagen der Barbarei im Anfange unsers Jahrhunderts, sie mussten, so geht die Rede, das Material zu dem Umfassungsgitter des botanischen Gartens liefern. Kupferstiche und Zeichnungen entgingen seiner Aufmerksamkeit nicht, und wie die Kunst der Münchner Goldschmiede und Ciselirer kaum jener des berühmten Cellini nachstund, beweisen nicht allein die Schätze des National-Museums, sondern auch die, neuestens im Kupfer-

stichkabinet aufgefundenen Original-Zeichnungen der unvergleichlichen und berühmten Rüstungen der französischen Könige, welche in Paris aufbewahrt werden und — von Augsburger und Münchner Künstlern herrühren. Aus den entferntesten Welttheilen endlich sammelte er in eigenen Zwingern seltene wilde Thiere, und wohl nur die Sage weiss von einem Löwen zu berichten, der ihm gleich einem Hunde gefolgt sein soll.

Dass ein solcher Fürst auch den Wissenschaften seine Sorge gewidmet, versteht sich wohl von selbst. Auf seinen Befehl ward Aventins grosses Geschichtswerk zuerst gedruckt, unter ihm schrieb Fugger seinen, im Drucke leider arg verstümmelten Spiegel der Ehren und sein Kanzler Wigulejus Hund sein bayerisches Stammenbuch und die Metropolis Salisburgensis. Der Münchner Stadtschreiber Simon Scheidenreisser übersetzte, der erste, die Odysse in's Deutsche. Der berühmte und gelehrte Otto Heinrich Graf von Schwarzenberg war sein Landhofmeister, Augustin Baumgartner sein Rath. Der verlangte im Auftrage seines Herrn in begeisterter Rede von den versammelten Vätern zu Trident schärfere Zucht der völlig verwilderten Geistlichkeit, Aufhebung des Gebots der Priesterehe und den Kelch im Abendmahle, wie unser Heiland dasselbe eingesetzt. Die Deutschen, Franzosen und Engländer stimmten ihm bei, die Italiener und am hartnäckigsten die Spanier widerstrebten. So ward der Riss in der abendländischen Christenheit, weil der weise Rath eines Bayernfürsten nicht gehört wurde, unheilbar bis auf diesen Tag.

Albrecht V., wegen seiner edlen Behandlung der gegen ihn verschworenen protestantischen Adligen seiner Landschaft, der Grossmüthige genannt, war ein treuer und eifriger, aber keineswegs zelotischer und unduldsamer Sohn seiner Mutterkirche. Das Ansinnen eines Inquisitions-Gerichtes in seinen Landen wies er mit Entrüstung zurück; dagegen liess er die, in ihrem Vaterlande der Missachtung anheimgefallenen Reliquien des heiligen Bischofs Benno von Meissen in feierlichem Zuge nach München bringen, und wählte den Heiligen neben der Gottesmutter zum Patrone Bayerlands. Erst ein und fünfzig Jahre alt verschied dieser ausgezeichnete Fürst am 24. Oktober 1579 in der neuen Veste zu München. Seine Reste ruhen in der Gruft bei Unsrer lieben Frau.

Das schön ausgeführte Bild mit der Porträtfigur Albrechts hat Köckert gemalt.

47. Wilhelm V. im Kreise der Armen.

Auf den, Kunst und Pracht liebenden Albrecht V. folgte sein Sohn, der ascetische Wilhelm V. Nicht als ob er die Kunstrichtung seines Zeitalters verschmäht, oder ihre Jünger weniger geachtet hätte, aber sie wurden fast nur zu kirchlichen Zwecken in Anspruch genommen und Apollo mit seinen neun Musen wie die übrigen Bewohner

des Olymps hatten unter seiner Regierung lange Ferien, oder wurden nur hie und da zu allegorischen Zwecken aus ihren himmlischen Wohnungen durch die Väter der Gesellschaft Jesu herabbemüht. Diese hatten ihren, schon unter Albrecht höchst bedeutenden Einfluss noch ungemein gesteigert und waren denn auch die tonangebenden Herren am Hofe des frommen Wilhelm geworden. Ihnen erbaute er, neben seiner eigenen bescheidenen Wohnung — der Herzog Maxburg — mit einem Aufwande von 132,000 fl. eine prachtvolle Residenz mit Kirche, wohl die schönste des Ordens in ganz Deutschland. Im Jahre 1583 ward der Grundstein gelegt, 1590 das Collegium von den Jesuiten bezogen, 1597 die Kirche mit nie gesehener Pracht eingeweiht. Im darauf folgenden Jahre dankte Wilhelm zu Gunsten seines grossen Sohnes Max I. ab, um ganz nur dem Heile seiner Seele zu leben.

Wilhelm war jedoch nicht blos kirchlich, er war auch wahrhaft christlich fromm. Er trug die Tugenden der Demuth, Milde und Entsagung nicht gleissnerisch zur Schau, sondern übte sie mit aufrichtigster Seele. Er baute nicht allein den geistlichen Orden, die er nur allzusehr bevorzugte, glanzvolle Häuser, sondern auch den christlichen Pilgern und Siechen bequeme und reichlich ausgestattete Spitäler. Er vollzog nicht blos die zahllosen Vorschriften seiner Confession, die Fasten und Andachten, die Processionen, Wallfahrten und Kirchenfeste mit gewissenhafter und peinlicher Sorgfalt, sondern er übte auch, und das will wohl unendlich mehr heissen, dem Beispiele unsers göttlichen Erlösers folgend, alle Werke der Barmherzigkeit, alle Pflichten thätiger Christenliebe mit äusserster Aufopferung und mit dem freudigsten Herzen.

Von Tafel und Kleid blieb von nun an aller Luxus verbannt. Letzteres war einfach schwarz, auf ersterer erschienen nur irdene Geschirre, an ihr häufig als einzige Gäste Arme und Bettler, von Wilhelm und seiner Gemahlin selbst bedient. Im Pilgerhause, das er zu München gestiftet, ward jeder Betfahrer drei Tage lang gepflegt, der Herzog trug ihm Speise und Wein auf, wusch seine Füsse, und wie er ihn mit einem Kusse empfangen hatte, so entliess er ihn mit reichem Zehrpfennig. Jährlich am Gründonnerstage kleidete er zwei und siebzig arme Männer, die Herzogin gleichviele Frauen zum Andenken an die Zahl der Jünger unsers Heilands. Er hatte eine eigene Apotheke für die Armen gestiftet und besoldete für sie einen eigenen Arzt. Die Kranken suchte er in den schlechtesten Hütten auf, kein Eckel, keine Furcht vor Ansteckung hielt ihn ab, sie eigenhändig zu pflegen, mit ihnen zu beten, und sie, auf den Knieen Gott für ihre Seele bittend, zu einem christlichen Ende vorzubereiten. Oft wallte er, mit blossen Füssen und im Pilgergewande zu den Gnadenorten der heiligen Jungfrau, oft besuchte er das Waisen- und Findelhaus, wo er väterlich viele verlassene Kleine nährte und unterrichtete. Am liebsten aber hielt er sich in seiner ein-

samen Zelle zu Schleissheim auf, wo er auch für die Herzogin und für sechs Personen seines Gefolges, die gleich ihm der Drang erfüllte sich zeitweise aus dem Gewühle der Welt zurückzuziehen und ihrem Gott allein zu leben, Zellen erbauen liess. Hier beging Wilhelm besonders die Fastenzeit in grösster Strenge; hier betete er dann, tagelang auf den Knieen liegend, ohne alle Leibesnahrung, geisselte sich blutig und hüllte sich in härene Bussgewänder. Und von hier rief ihn endlich nach langen Jahren am 7. Februar 1626, im acht und siebzigsten seines Lebens, der Tod zu seinen Vätern ab, nachdem ihm seine, gleichgesinnte Gemahlin bereits vor vierundzwanzig Jahren in ein besseres Leben vorausgeeilt war.

Ihn nannten die Mönche, die er so oft an Demuth und Gottergebenheit übertraf, den Frommen. Hätte er jenseits der Alpen gelebt, oder hätte der eben tobende blutige Krieg nicht alle Sorge auf das nackte Leben gewendet, so würden sie ihm vielleicht, voll Bewunderung seiner Abtödtung, und im Dankgefühle für das, was er für sie gethan, die Krone der Heiligkeit erwirkt haben.

Das Bild, eine Armenspeisung im Schlosse zu Schleissheim darstellend, hat Munsch gemalt, Herzog Wilhelm ist Porträt.

Maximilian I.

48. Herzog Maximilian vollendet den Residenzbau zu München 1619.

Der erste Wohnsitz, den die Wittelsbachischen Herzoge einnahmen, seit sie ständig in München zu residiren begonnen, ist der, jetzt alter Hof, damals Ludwigs-Burg genannte Bau, welchen Ludwig der Strenge im Jahre 1253 begann. Der noch stehende älteste Hauptheil mit dem wunderlich zugespitzten Erkerthurm musste schon zwei Jahre später vollendet sein, denn 1255 feierte in dessen Räumen Ludwigs Schwester Elisabeth, die Wittwe des Hohenstaufen Kaisers Konrad IV., die Mutter des unglücklichen Konradin, ihre zweite Vermählung mit Graf Mainhard von Görz. Hier ward Kaiser Ludwig geboren, von hier zog er zum Mühldorfer Siege aus, und er war es, der den gleichfalls noch stehenden westlichen Flügel anfügte.

Schon um 1385 aber hatte durch Herzog Stephan II. und seine Brüder, der Bau einer neuen Veste am nordwestlichen Ende der Stadt begonnen. Sie war während des traurigen Zwiespalts der Enkel des grossen Kaisers, in den Zeiten der sogenannten Vierherzog-Regierung am Ausgange des XIV. Jahrhunderts selbst Gegenstand blutiger Kämpfe. So nahm Ludwig der Bärtige, um seine Ansprüche auf München sicher zu stellen, dieselbe mit gewaffneter Hand in Besitz, und trat sie erst 1403 völlig an die Herzoge Ernst und Wilhelm ab. Eifersüchtig wurde fortan über ihren Besitz gewacht, und Ernsts Söhne durften selbe nur gleichsam zum Absteigquartier benützen, „keiner aber sein häusliches Wesen darin haben." Erst Sigmund räumte bei seiner Abdankung 1467 das Schloss unbestritten dem Bruder Albrecht IV. ein, und seitdem blieb die „Neuvest" Residenz des regierenden Herrn. Jener zog sich in die „alte Veste" zurück, trat jedoch drei Jahre später auch diese dem Bruder ab. Nach und nach bedeckte mit allen Anbauten diese „neue Veste" das ganze Areal, welches gegenwärtig die königliche Residenz einnimmt. In einem Thurm desselben — die Tradition bezeichnet den noch vorhandenen, an der Nordostecke ummauerten, sass der stets unruhige Christoph, des Herzogs Bruder, von dessen Stärke und Gewandtheit ein Stein mit Inschrift am Durchgange des Brunnenhofes zeugt, in den Jahren 1471 und 72 als Gefangener Albrechts. An der Stelle der Hofreitschule und ihrer Zubehörden befand sich der alte Hofgarten. In diesen Räumen wohnte 1530 Karl V.; hier ward

am 17. April 1573 der grosse Max I. „im Vollmond, im Zeichen des Scorpions“ geboren, und hier beschloss Albrecht V., dem der Bau so vieles verdankte, und der in seinen Räumen den Grund zu den meisten der herrlichen Sammlungen legte, welche jetzt München zieren, 1579 seine Tage.

In demselben Jahre noch begann dessen Sohn, der fromme Wilhelm in der Nähe seiner Freunde, der Jesuiten, den Bau jener neuen, höchst bescheidenen Wohnung, die anfangs nach ihm die Wilhelms-Feste, später nach Max Philipp, dem zweiten Sohne Maximilians I., die Maxburg benannt wurde. Noch führt ein Bogengang, mit Herzog Wilhelms Büste geschmückt, hinüber in den Prachtbau des ehemaligen Jesuiten-Collegiums.

Im Januar des Jahres 1598 bestieg Max I. den Thron. Dem Vater völlig ungleich, war selbst seine nur von Jesuiten besorgte Erziehung nicht vermögend, diese herrliche Kernnatur zu verderben. Hätte nicht der jammervolle dreissigjährige Krieg alle schönen Keime, alle herrlichen Blüthen edleren Lebens und Strebens in unserem Vaterlande mit eisernem Fusse in die Erde gestampft, der Einsicht, der Willenskraft des jungen Herzogs wäre es gelungen, seinem Bayern den Preis unter allen deutschen Landen zu erringen. Trotz alledem wusste er dennoch den alten Spruch „inter arma silent artes“ glänzend zu widerlegen.

Sein Drang nach Selbstständigkeit und nach dem entsprechenden äussern Glanze eines Herrschers mochte sich bald in der unscheinbaren Wilhelmsburg beengt fühlen; die neue Veste war allmählig herabgekommen und keine würdige Wohnung mehr für den Herrn des Landes. Da beschloss er auf deren Grund sich eine neue Residenz zu errichten. Bis auf die besser erhaltenen östlichen Theile ward alles niedergelegt und schon 1598 der neue Bau mit dem Flügel der Hauptfacade begonnen, der an den Eckpavillon stösst, den jetzt unser junger König bewohnt. Hanns Simon Reifenstuhl*) war der Baumeister, und wie energisch das Werk betrieben wurde, beweist die Inschrift des imposanten Saales des Antiquariums, der bereits 1600 und der Hofkapelle, die im folgenden Jahre vollendet waren. Die reiche Kapelle wurde 1607 eingerichtet. Diess waren die älteren Bauten Maximilians, und aller Orten leuchtet uns noch seine und seiner Gemahlin Elisabeth, der

*) Aus Gmundt am Tegernsee, wo die älteste Karte Bayerns schon 1560 den Hof der Reifenstuel kennt. Er erbaute auch 1618 die berühmte Soolenleitung von Reichenhall nach Traunstein. Bis auf diesen Tag wirken seine Nachkommen als tüchtige und angesehene Bau- und Zimmermeister, und das schöne neue Volkstheater hat das gegenwärtige Haupt der Familie Reifenstuel mit seinen Söhnen in weniger als Jahresfrist erbaut. Das ist denn auch ein adliges Geschlecht, so hochachtbar als irgend eines, das mit seinen sieben oder neun Perlen prangt.

trefflichen Tochter des herrlichen Karl II. von Lothringen, Namenchiffer, das verschlungene M und E entgegen.

Diesen Theil bewohnte das Fürstenpaar zuerst. Die weitere Fortsetzung der Fronte bis zur Ecke des Königsbaues hinab, der grösste Theil der innern Umgebungen der Höfe und die Verbindungsflügel wurden vom Hofbaumeister Schön von 1612 bis 1619 ausgeführt. Die Entwürfe der Metallverzierungen an den Portalen und Brunnen sind von dem berühmten Niederländer Peter de Witt, nach Weise jener Zeit Kandid genannt, entworfen, und von dem Weilheimer Hanns Krumper gegossen, denselben Meistern, denen auch die schöne Statue des Erzengels an der St. Michelskirche und das herrliche Denkmal unsers grossen Kaisers in der Frauenkirche eignet, das ihm sein, nicht minder grosser Nachkomme, setzen liess.

Von innen schmückte Max die neue Residenz mit Deckenbildern und Fresken Kandids und seiner Schüler mit den zierlichsten Stuccoarbeiten, vor allem aber mit herrlichen und in Gold strahlenden Hautelisse Tapeten, welche aus seiner, 1603 hiefür eigens unter Oberleitung des Niederländers Hanns von Biest gegründeten Fabrik hervorgingen. Dahin gehört vor allen jene prachtvolle Reihe von zwölf Teppichen, welche, jetzt eine Hauptzierde des Nationalmuseums, die Thaten Otto des Grossen nach Kandids Cartons darstellen. Der jetzt bestehende Hofgarten wurde 1614 im herrschenden französischen Geschmack angelegt und mit Bogengängen umgeben, die noch grösstentheils vorhanden sind. Auch diese wurden mit Fresken und Statuen geschmückt, und der Pavillon in der Mitte errichtet.

So fand Gustav Adolf, als er 1632 siegreich in München einzog, die Residenz, deren heitere Pracht ihm den Wunsch entlockte, sie auf Räder stellen und mit nach Stockholm nehmen zu können. Diess war allerdings nicht ausführbar, ein beträchtlicher Theil ihrer Schätze musste aber dennoch die unfreiwillige Wanderung dahin antreten.*)

Spätere bedeutende Brände in den Jahren 1674 und 80 dann 1729 und 50, deren ersterer besonders dadurch denkwürdig ist, dass Kurfürst Ferdinand Maria, als er davon Kunde erhalten, in einem Ritt von Braunau hieher eilte, zerstörten allmählig alle noch vorhandenen Reste der „Neuveste" und selbst Vieles was Maximilian und seine Nachfolger errichtet, so den von Karl Albert erbauten prachtvollen St. Georgensaal. Der westliche Flügel, das Hauptwerk Maximilians, blieb aber jedesmal verschont. Unter den hervorragenden Gästen beherbergten diese Räume nächst den meisten deutschen Kaisern und Kurfürsten auch Pabst Pius VI., welcher von den, zunächst dem Königsbau befind-

*) Dreiundzwanzig Jahre später war seine Tochter, die katholisch gewordene Christine, Gast des Kurfürsten Ferdinand Maria in derselben Residenz.

lichen Fenstern der Westfronte dem Volke den Segen ertheilte, und Napoleon I., der die sogenannten, mit dem üppigsten Reichthume decorirten Kaiserzimmer bewohnte.

Ihre jetzige Gestalt gab erst König Ludwig I. der Residenz durch den ganz neu entstandenen Königsbau, den nördlichen Festsaalbau und den östlichen Abschluss, welcher die prachtvolle Allerheiligenkirche enthält. Es ist hier nicht der Ort die Schönheit dieser Gesammtbauten anzugeben oder den Reichthum an Werken der Kunst aufzuzählen, welche das Königsschloss zu München zu einer der bedeutendsten der jetzt existirenden Residenzen erheben. Nicht uninteressant dürfte es jedoch sein anzuführen, dass der Gesammtbau Maximilians die für jene Zeit höchst bedeutende Summe von mehr denn 600,000 fl. in Anspruch nahm.

Das Bild ist von Schabet gemalt. Maximilian und Hanns Reifenstuhl sind Porträts.

49. Herzog Maximilians I. Einzug in Prag nach dem Siege auf dem weissen Berge 1620.

Der Scharfsinn des jungen Herzogs hatte wohl längst vorausgesehen, dass die immer heftiger werdende Gährung der Gemüther in Deutschland endlich zum gewaltsamen Ausbruch drängen müsse. „Nach Gott und der Liebe des Volkes sind ein tüchtiges Kriegsheer, stets bereite Geldsummen und gute Festungen eines Fürstenthums vorzüglichste Stützen“ waren seine Worte und darnach handelte er auch. Aus der alljährlich zur Musterung einrückenden Mannschaft wurden die kräftigsten Leute gewählt und zu einem Kern besoldeter Kriegsmänner vereinigt. Um die Schiesswaffe, welche allerwärts in grössere Aufnahme kam, zu mehren, wurden auf seinen Befehl Schützengilden gestiftet. Diesen verlieh er stattliche Freiheiten und namhafte Preise, dagegen durfte Keiner unter fünfzig Jahren oder kein Geselle das Meisterrecht erhalten, der nicht die Handhabung der Büchse verstund. Früher stieg auf des Fürsten Aufgebot der Lehenadel in den Sattel und focht an der Spitze seiner Hörigen. Max schuf eine neue Landreiterei. Ritterschaft und Klöster mussten Ross und Mann unentgeldlich, Städte und Märkte gegen Lohn stellen. Daraus wurden Schwadronen und Regimenter gebildet und fleissig geübt. Nicht minder war er auf Mehrung und Verbesserung des schweren Geschützes, auf Gewinnung tüchtiger Büchsenmeister bedacht.

Seine Zeughäuser wurden reich gefüllt, seine festen Schlösser, besonders die Hauptfestung Ingolstadt trotz des energischen Widerstandes der getreuen Landstände, neu befestigt und mit aller Nothdurft wohl versehen. Erfahrene, bewährte Führer, besonders aus

den Niederlanden, rief er in seinen Dienst, darunter den später so hoch berühmten Tscherklaes Grafen von Tilly, Jan von Werth, und Mercy. So gerüstet ging er, einer der Wenigen die ihn ganz durchlebt, in den bejammernswerthen dreissigjährigen Krieg, dem Grabe deutschen Wohlstandes und deutscher Grösse.

Schon seit 1608 stunden sich Protestanten und Katholiken, der Bund der Union und der Liga, die Hand am Schwerte, grollend gegenüber, an der Spitze eines jeden leider ein Wittelsbacher. Der unheilvolle 23. Mai des Jahres 1618 führte den Ausbruch herbei. Auf ihr neuverbrieftes Wahlrecht pochend stürzten die protestantischen Grossen zu Prag Ferdinands II. Statthalter aus den Fenstern des Hradschin und wählten den jungen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., zu ihrem Könige.*) Maximilian, dem von der Union selbst die Kaiserkrone angeboten worden, weist dieselbe, die Grösse Bayerns und seines Hauses, das Wohl und den Frieden Deutschlands hintansetzend, zurück, der katholischen Sache und seinem Jugendfreunde Ferdinand treu bleibend, und unterstützt ihn mit all seiner Macht. Ohne sie wäre der neue Kaiser verloren gewesen. Wie ihm und seinem Hause Oesterreich dieses Opfer gelohnt, wird gar manches der folgenden Bilder zeigen. In Böhmen aber war Rathlosigkeit, Zwietracht, Anarchie; und selbst die Hilfe der deutschen Glaubensgenossen für Friedrich wusste Maximilians Klugheit zu vereiteln. So rückte er denn, vereinigt mit dem kaiserlichen Feldherrn Bucquoi mit gesammter Heeresmacht gegen den pfälzischen Vetter in jenes Land ein, jede Unterhandlung zurückweisend, unaufhaltsam der Hauptstadt zu. Hier stund ihm endlich, nach einigen nichts entscheidenden frühern Gefechten, an dem trüben Spätherbst Sonntage des 8. Novembers auf dem weissen Berge das feindliche Heer, in drei Linien geordnet und 21,000 Mann stark, unter dem Fürsten Christian von Anhalt gegenüber. Die Katholischen hielten ihren Gottesdienst, und der Karmeliter Superior Dominik, entflammte die Glaubenstreue der Soldaten durch das, denselben Sonntag treffende Evangelium Matth. 22: „Gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist", und ihre Kampfeswuth durch Vorzeigung eines kleinen, geschändeten Marienbildes, dem die Utraquisten die Augen ausgebohrt. Mittags nach zwölf Uhr endlich rückten unter dem Schlachtruf „Heilige Maria" in grossen Vierecken 30,000 Mann zum Angriffe vor. Die Bayern auf dem linken, die Kaiserlichen, worunter auch Wälsche, Spanier und Wallonen unter Täuffenbach, auf dem rechten Flügel. Maximilian mit Bucquoi hielt in der Reserve. Anfangs warf der junge Anhalt bei einem heftigen Anprall gegen die Mitte zwei kaiserliche Vierecke zurück; die Wallonen Verdugo's und Bucquoi's und die Franken unter dem würzburgischen Oberst

*) Das Nähere hierüber später bei Nr. 92 und 93.

Bauer stunden aber wie die Mauern, und als auf Befehl Tilly's der Oberst Kraz von Scharfenstein mit 500 bayrischen Reitern in die Flanken der Anhaltischen Reiter bricht, als Graf Verdugo ihren verwundeten Führer selbst gefangen nimmt, da wenden sich ihre Reihen und reissen die hinter ihnen stehenden 6000 Ungarn des Bethlen Gabor mit in die Flucht, der Moldau zu, in der Viele ihren Tod finden. Die Schlachthaufen der Katholischen dringen nun vollends den Abhang hinauf, erstürmen die Schanzen welche auf beiden Flügeln lagen, und kehren seine eignen Geschosse auf den weichenden Feind. Da ergreifen Deutsche, Böhmen und Engländer die Flucht, und nur auf dem linken böhmischen Flügel stehen die Mähren unter Thurn und Schlick den gegen sie eindringenden wallensteinischen Reitern und selbst dem anrückenden Maximilian so heldenmüthig, dass endlich fast alle den Platz auf dem sie gekämpft, mit ihren Leichen decken. An dieser Stelle ward, kaum glaublich, erst am dritten Tage nach der Schlacht, der später so berühmt gewordene Pappenheim, mit zwanzig Wunden bedeckt, beinahe leblos unter seinem getödteten Pferde hervorgezogen. „Ich meinte ich wäre gestorben" pflegte er später zu scherzen, „da ich aber keine rechte Himmelsfreude noch eine rechte Höllenqual empfand, so glaubte ich eben im Fegfeuer zu sein."

Die Schlacht dauerte wenig über eine Stunde, und doch lagen an 6000 Todte auf dem Wahlfelde; von den Katholischen nur 300. Die gesammte Artillerie der Böhmen, zehn Kanonen, und an hundert Fahnen und Standarten fielen in die Hände der Sieger.*) Der unglückliche König war leider nicht an dem ihm gebührenden Platze in Mitte seines Heeres, sondern sass mit der Königin und ihren Damen an der Tafel. Als er auf den Wall geeilt, die Flucht der Seinen sah, vermochte nur die Energie seiner Gemahlin ihn aus völliger Rathlosigkeit zu reissen, und den Waffenstillstand, den Maximilian auf acht Stunden bewilligt hatte, zur Rettung zu benützen. Alles, die Krone, die Kleinodien und Archive stunden bereits wohlgepackt auf dem Altstädter Ring, als ein plötzlicher Lärm die Flucht übereilte. Die königliche Familie ward gleichsam aus den Thoren gedrängt, nur von wenigen Treuen begleitet. Alle Wagen blieben stehen und schnell wurde die Stadt, um sie vor Plünderung zu bewahren, dem siegreich einziehenden Maximilian geöffnet.

Zehn Tage später verliess er Prag wieder, und am 25. dankte er in der Kirche zu Unsrer lieben Frauen, seiner und Bayerns Schutzpatronin, für den Triumph des katholischen Glaubens. Ihr errichtete er 1638

*) Einen Theil derselben sandte Max nach Rom, wo sie in der zumeist mit seinem Gelde eigends hiefür erbauten Votivkirche Santa Maria della Vittoria aufgehängt wurden, bis sie in neuester Zeit ein Brand zerstörte.

hiefür, und für die Rettung Münchens in der Schwedennoth und der Pest 1632 die Mariensäule. Der Herzog hatte gethan was des Soldaten Pflicht gewesen. Mit grausamer Heuchelei wusste dagegen Ferdinand die, vergebens von Tilly gewarnten, Adeligen während drei Monaten sicher zu machen und so die Geflohenen in's Garn zu locken. Dann fasste er sie mit einem Geiergriffe. Graf Schlick, den der Kurfürst von Sachsen — er hatte ja die Lausitz erhalten — ausgeliefert, mit ihm vierundzwanzig Männer der edelsten Familien und viele Bürger verbluteten auf dem Prager Ringe unter dem Henkerbeile. Unter Zusicherung der Verzeihung sollte sich jeder Theilnehmer des Aufstandes melden; es geschah und 728 Adelsfamilien wurden als Bettler aus dem Lande getrieben, das überdiess an 30,000 Bürger verlor. So „reinigte" das deutsche Haus Habsburg das Land von seinen, meist deutschen Einwohnern. Es würde den gewährten Raum dieser Blätter weit übersteigen, wenn wir die zahllossen Scheusslichkeiten alle schildern wollten, die der „fromme" Kaiser, den eine gewisse Parthei zu einem halben Heiligen machen möchte, seine rachedürstigen Jesuiten und blutigen Lichtensteiner Dragoner im Namen der Religion verübt haben. Die glaubenseifrigen Väter wurden dafür aber auch mit beinahe vierzig Millionen von confiszirten Gütern belohnt, und arme deutsche Edelleute, mit den Gütern der Vertriebenen dotirt, zu überreichen böhmischen Fürsten und Grafen erhoben. Wie die, in ihrer Gesinnung längst czechisirten Herren es dem Kaiserhause dankten weiss manches Blatt der neueren und neuesten Geschichte Böhmens zu erzählen.

Das herrliche Bild des Einzuges Maximilians in das unterworfene Prag hat Meister Müller gemalt. Der Herzog und Tilly sind Porträts.

50. Stiftung des St. Joseph Spitales zu München 1626.

Religion und Tapferkeit waren von jeher die Schildhalter am Stammwappen der Wittelsbacher. Aber nicht allein in todten Schöpfungen kirchlichen Prunkes, sondern weit mehr noch in den lebenden Werken ächt christlicher Barmherzigkeit fand ihre Glaubenstreue den schönsten Ausdruck, und keiner der Regenten des erlauchten Hauses fehlt in der langen Reihe milder und kirchlicher Stiftungen, welche Professor Soltl in seinem verdienstvollen Werke: „Von den frommen und milden Stiftungen der Wittelsbacher" zusammenstellte.

Unter der Menge solcher, auf dem Altare des Herrn niedergelegten Opfer, durch welche sich Maximilian I. verewigte, ist eines der grossartigsten das in München gegründete Hospital zum heiligen Joseph. Der Stiftungsbrief gibt Zeugniss von dem wahrhaft christlichen, demuthvollen Sinn des grossen Fürsten. Nachdem er zuerst dem Allmächtigen für die vielen, ihm bisher so unverdient erzeigten Gnaden gedankt, bekennt

er sich nur als der von Gott gesetzte Schaffner und Verwalter der ihm verliehenen reichen zeitlichen Güter, gedenkt der Lehre unseres Heilands, dass Alles, was wir den Armen um seinetwillen thun, gleichsam ihm selbst erzeigt werde, und dass er es hundertfältig vergelten, ja das ewige Leben dafür geben wolle. „So haben wir uns denn entschlossen" fährt er fort, „ihm zu gebührendem Lob und schuldigsten Dank, auch zur Ehre der heiligsten Jungfrau Maria und ihres geliebten Gespons, des heiligen Joseph und aller auserwählten lieben Heiligen Gottes, auch zu Trost und Heil unserer Seele, ein Spital zu stiften für einhundert arme, kranke und bresthafte Menschen, sowohl Weibs- als Mannspersonen, welche so elend und krank sind, dass sie entweder gar nicht oder doch schwerlich mögen geheilt werden und welche anderwärts keine Hilfe oder Mittel haben, sich heilen zu lassen, und in ihrer Schwachheit selbst nicht einmal Almosen suchen können und desshalb ohne Labung verderben müssten."

Das Spital ward vorzugsweise unter St. Josephs Namen sogleich eingerichtet. Vor Allen sollten die Einwohner Münchens und besonders Jene, die in fürstlichem Hofdienst stehen, Aufnahme finden. Wächst das Stiftungs-Kapital, so sollten dafür eine grössere Anzahl Kranker eintreten, nie aber eine Admassirung der Zinsen stattfinden. Die nöthigen Wärter und Wärterinnen sollen im Hause wohnen, ferner ward ein geschickter Arzt und Wundarzt besonders angestellt, „die bei Behandlung der Armen auch ein gebührendes Mitleid haben". Für die Arznei der Seele sollen zwei Priester durch tägliches, heiliges Messopfer, geistlichen Zuspruch und Sonntagspredigt sorgen. Sie müssen hiezu besonders geschickt und von musterhaftem Lebenswandel sein. Ein eigener Pfleger ward angestellt, der Rechnung und Wirthschaft führen soll. Ihm ward besonders eingeschärft: „Für die Armen mit gutem Essen und Trinken zu sorgen und sich ihnen in allerwege mild zu erzeigen". Für diese grossartige Anstalt warf Maximilian 200,000 fl. Stiftungs-Kapital aus, welches sich jedoch schnell durch fromme Gaben bedeutend mehrte.

Der gegenwärtige Bau rührt aus dem Jahre 1682 her, da die Maximilians-Stiftung bald der Erweiterung bedurfte; die Kirche gehört noch der Zeit der ersten Gründung an und wurde 1626 errichtet. Im Jahre 1800 wurde mit diesem Spital das schon von Albrecht V. 1555 gegründete Elisabethen- oder Herzog-Spital vereinigt; seine Kirche führt noch den alten Namen.

Bald nachdem König Ludwig I. sich das hohe Verdienst erworben, das treffliche Institut des heiligen Vinzenz de Paula, diese herrlichste Blume wahrer Christenliebe, welche so duftend und rein nur auf dem Boden des Katholizismus erblühen konnte, den Orden der barmherzigen Schwestern nach Bayern zu verpflanzen, übergab er 1842 den frommen Frauen auch diese Anstalt, die sie musterhaft verwalten, in unmittelbare

Aufsicht und Pflege. Schade dass ein, dem wahren Christenthume oft so feindlicher Romanismus auch in den Kelch jener Wunderblume einen Tropfen seines Giftes zu träufeln wusste.

Ferdinand Piloty hat hier ein so harmonisches und pietätvolles Werk geschaffen, und die hohe geistige Idee mit der trefflichsten technischen Ausführung so glücklich in Einklang zu bringen gewusst, dass dieses Bild wohl mit Recht unter die Perlen der ganzen Sammlung gezählt werden darf. Maximilian und Elisabeth sind getreue Portäts.

51. Bayern erhält die Kurwürde zurück 1628.

Dem Hausvertrage von Pavia zufolge sollte die Kurwürde zwischen der Rudolphischen und Ludwigischen Linie des Hauses Wittelsbachs wechseln. Allein Kaiser Karl IV., der seinen Hass gegen Ludwig auch auf dessen Kinder übertrug, nahm auf jenen Vertrag keine Rücksicht und bestimmte in der goldenen Bulle, welche seit ihrer Verkündigung 1356 das Reichsgrundgesetz geworden, dass die Kur allein bei den Pfalzgrafen am Rheine bleiben solle. So waren denn die Nachkommen des grossen Kaisers auf den Rang einfacher Herzoge herabgedrückt. Der kraftvolle Maximilian fühlte bei der Bedeutung, die er dem alten Bayerlande wieder errungen und bei den Verdiensten, die er sich um Ferdinand erworben — „Ohne Max kein deutsches Haus Oesterreich mehr“ sagt ein berühmter neuerer Schriftsteller — dieses Unrecht doppelt und es ist nicht der schwächste seiner Gründe, den er jetzt nach der Demüthigung des pfälzischen Vetters geltend macht.

Schon vor der Schlacht auf dem weissen Berge hatte Ferdinand „seinem Retter in höchster Noth“ das förmliche Versprechen gegeben, auf sein Haupt den Kurhut zu setzen, wenn Friedrich durch seinen Widerstand sich die Acht zuziehen würde. Der Fall war nun eingetreten, der unglückliche Pfälzer irrte heimathlos von Land zu Land und so kam es denn, dass auf dem Fürstentage zu Regensburg im Beginne des Jahres 1623 der Kaiser vor den versammelten, meist katholischen Ständen erklärte, dass: „Er nimmermehr Willens sei, den Hauptrebellen Friedrich neben sich auf der Kurfürstenbank zu dulden, sondern dessen Würde aus kaiserlicher Macht dem, um ihn und das Reich so hochverdienten Herzog Maximilian von Bayern verleihe“. Sachsen und Brandenburg widersprachen zwar diesem unerhörten, eigenmächtigen Verfahren des Kaisers und nahmen sich des Pfälzer Kurfürsten, vor allen aber seiner völlig schuldlosen Kinder und Agnaten an. Vergebens. Johann Georg wurde durch den Einwurf zum Schweigen gebracht, dass ja er selbst und seine jüngere Linie einem gleichen Spruche Karls V. für deren Gründer Moritz ihre Erhöhung verdankten; wohl kräftiger noch beschwichtigte ihn die Abtretung der beiden Lausitzen. Branden-

burg wurde erst später zur Anerkennung vermocht, die Kinder und Agnaten mit vagen Versprechungen hingehalten bis fünfundzwanzig Jahre später der westfälische Friedensschluss auch diesen Zweig der Wittelsbacher wieder zu seinem Rechte verhalf. Maximilian war über seine neue Würde so erfreut, dass er bei dem festlichen Banket des Kaisers nach alter, aber schon seit Jahrhunderten nicht mehr geübter Sitte, als Erztruchsess des Reiches in eigener Person die erste Schüssel auf die Tafel setzte. Gregor XV. war natürlich nicht der Letzte, der dem Retter der katholischen Kirche in Deutschland ein, in dem wunderlichen, bombastischen Style der Kurie verfasstes Schreiben übersandte und der beim Reichstag anwesende Legat Kardinal Caraffa war so klug, den neuen Kurfürsten diese wohlfeile Auszeichnung mit einem Geschenke bezahlen zu lassen, von dem selbst ein deutscher Jesuit klagt „dass dessen Verlust Deutschland und die Wissenschaft Jahrhunderte lang betrauerten". Hundert Maulesel, die Last eines jeden mit der Inschrift: „Sum de Blibliotheca quam Heidelberga capta*) spolium fecit et P. M. Gregorio XV. trophaeum misit Maximilianus utriusque Bavariae Dux, S. R. J. Elector", trugen einen Schatz über die Alpen, von dem Caraffa selbst erklärte, dass die Menge und Seltenheit der Manuscripte diese Büchersammlung zur ersten in Deutschland, ja in Europa mache.

Noch wurde aber die Belehnung mit der neuen Würde nur auf die Lebensdauer Maximilians erstreckt. War doch Haus Habsburg von jeher karg im Geben und zahlte grosse unschätzbare Opfer mit gar schmalen Zinsen. Den Kurhut bleibend seiner Linie zu erhalten, musste er neue Opfer bringen. Das völlig empörte Ober-Oesterreich, das verlorene Böhmen waren mit Bayerns Blut nnd Geld für Ferdinand wieder erobert worden. Gegen fünfzehn Millionen Kriegskosten ward ersteres verpfändet. Aengstlich mahnte Oesterreich an die Rückgabe. Max schlug dafür die Abtretung der, erst 1507 in ähnlicher Weise an Oesterreich gefallenen Aemter Kufstein, Rattenberg und Kitzbühel vor. Sie ward abgelehnt. Nur mit unfruchtbaren Ehren und Würden geizte Oesterreich nicht; ein Machtzuwachs für Bayern und vollends auf seine Kosten, dünkte ihm unerhört. Bemerkt doch selbst der fromme Wilhelm in einem Schreiben aus seiner mönchischsn Abgeschiedenheit, dass die Oesterreicher Fürsten stets jeden Vortheil Bayerns für einen Ihrigen Verlust erachten. „Die spanisch-österreichischen Staatspraktiken und geheimen Desiderien wussten ihm seine Patres societatis stets als unverletzliche und heilige Interessen des Katholizismus vorzustellen" meint Hormayer. Bayern sollte sich eben mit der Ehre genügen, dessen

*) Sie war bei Eroberung der Stadt durch Tilly am 4. Oktober 1622 in Maxens Hände gefallen.

Vorkämpfer zu sein, den Nutzen wussten die Habsburger schon für sich zu erlangen. Auch Max beklagte sich: „Er solle eben Alles umsonst thun, und wo ein Gewinn für ihn herausschaue, da werfe ihm Oesterreich überall, wo es nur könne, Prügel zwischen die Füsse“. — Und dennoch! —

Mit dem umsonst thun hatte es allerdings seine Richtigkeit. Erst auf dem Kurfürstentag zu Mühlhausen im Oktober 1627 wurde gegen Rückgabe Oberösterreichs mit völliger Hintansetzung aller Reichsgesetze, die Kur auf Maximilian und seine Linie übertragen und ihm grossmüthig die Erlaubniss zugestanden, sich mit uraltem Wittelsbacher Gut, der, dem Friedrich entrissenen Oberpfalz, bezahlt zu machen. Die feierliche Uebergabe geschah durch den kaiserlichen Kommissär Graf Trautmannsdorf zu Amberg am 30. April 1628.

Zugleich mit den bayrischen Beamten zogen Schaaren von Franziskanern und Jesuiten, die Pioniere des Katholizismus, in das Land und dessen unglückliche Bewohner wurden mit Feuer und Schwert zum viertenmale in kurzer Zeit gezwungen, ihren Glauben zu ändern, nachdem nämlich schon ihre Pfälzer Herren sie abwechselnd gewaltsam bald lutherisch, bald kalvinisch gemacht hatten.

Das Bild ist von Otto gemalt; der Kurfürst und Trautmannsdorf sind Porträts.

52. Kurfürst Max I. und der sterbende Tilly zu Ingolstadt 1632.

Bei Urtheilen über hervorragende Männer der Geschichte, besticht nicht selten die Grösse des Erfolges über die Verwerflichkeit der Mittel, die vorgefasste Meinung der Menge, über den wahren Werth des Mannes. Das letztere Schicksal musste einer der ersten Feldherrn des dreissigjährigen Krieges, Johann Tscherklas von Tilly erfahren, und erst in neuester Zeit ist es gelungen, jene finstern und blutigen Schatten zu verscheuchen, welche Lüge und Fanatismus auf den Ruf eines Mannes geworfen, der selbst seinen gleichzeitigen Gegnern ein Gegenstand dankbarer Verehrung geworden, wie ihre eigenen, endlich ans Tageslicht gebrachten Zeugnisse unwiderlegbar beweisen.

Er, der jüngste Sohn des Edelherrn und Erbmarschalls von Namur, Martin von Tilly, ward demselben im Februar 1559 geboren und, für den geistlichen Stand bestimmt, den Jesuiten zur Erziehung übergeben. Den feurigen Knaben drängte es aber, mit Thaten, nicht mit Worten für den Glauben zu kämpfen, welchen er mit ganzer Seele umfasst hatte. Unter Alba begann er, kaum vierzehnjährig, seine kriegerische Laufbahn, unter dem berühmten Alexander Farnese erwarb er sich sein militärisches Wissen. Bereits schon berühmt geworden, ward er für die Dienste Rudolfs II geworben, und focht an der Spitze seiner walloni-

schen Reiter ruhmvoll gegen die Türken. Im Jahre 1610 endlich gewann ihn der grosse Kurfürst Max I. zum obersten Führer des bayrischen und ligistischen Heeres, welches durch ihn jene Kriegstüchtigkeit erwarb, dass es unter seiner Führung von Sieg zu Sieg eilte und vor Ankunft des Schwedenkönigs, in dem Tilly allein einen ebenbürtigen Gegner gefunden, alle Feinde aus dem Felde schlug. Im Jahre 1620, bereits sechzigjährig, in einem Alter, welches den Meisten die Ruhe nothwendig macht, begann der grosse Feldherr seinen Triumphzug. Vorerst wurden die Rebellen Ober-Oesterreichs zu Boden geworfen, dann in demselben Jahre die glorreiche Schlacht bei Prag geschlagen. Nachdem ihm am 27. April 1622 bei Wisloch das Kriegsglück untreu geworden schien, fesselte er es, wenige Tage später durch die grossen Siege bei Wimpfen am 6. May über Markgraf Georg Friedrich von Baden und bei Höchst am 19. Juni über Christian von Braunschweig wieder an seine Fahnen. Nach langer Belagerung ward Heidelberg am 13. September erstürmt.

1623 lohnte der Kaiser diese glänzenden Erfolge mit der Reichsgrafen-Würde. Noch in demselben Jahre erlitt am 6. August Herzog Christian eine zweite, in einer Stunde erfochtene Niederlage bei Stadtloo in Westfalen und ward der Mannsfelder nach Holland gedrängt.

Da rückte ein neuer Gegner, König Christian IV. von Dänemark, in's Feld und das aufgehende Gestirn Wallenstein's, den der neidische Ferdinand, um ihn im Range über Tilly zu stellen, zum Herzog von Friedland erhoben, schien jenes des greisen Bayerfeldherrn verdunkeln zu wollen. Dieser aber dachte edel genug, trotz seines Alters und bei all seiner Empfindlichkeit im Ehrenpunkte im Streite um den Vorrang dem Friedländer zu weichen. „Lasset euch durch dess von Wallenstein bekandten humor nit irren, Eure Reputation und merita werden nur um so grösser“ schrieb ihm sein nicht minder edeldenkender Kriegsherr. Im Jahre 1626 ward Münden erstürmt, Cassel besetzt, der Landgraf von Hessen zur Unterwerfung gezwungen, und am 27. August von den Bayern im Vereine mit siebentausend Friedländischen die „herrliche Victori“ bei Lutter erfochten, die Tilly über all seine bisherigen Siege erhebt, und welche den Dänenkönig, völlig geschlagen, nach Holstein zurückwirft Im Frühjahre 1627 stund er doch wieder mit 29,000 Mann den 30,000 Bayern gegenüber, die nun, die Dänen vor sich hertreibend, selbst die Elbe überschreiten. In Lauenburg trafen sich Tilly und Wallenstein. Obgleich der Böhme mit königlichem Pomp aufzog und als Oberfeldherr zu dominiren vermeinte, wusste es der schlaue Wallone doch dahin zu bringen, dass alle Beschlüsse von beiden Seiten gemeinsam ausgingen. Pinneberg in Holstein ward von ihnen gemeinschaftlich erobert; vor dieser Feste erhielt der achtundsechzigjährige Tilly einen gefährlichen Schuss durch den Schenkel. Nun trennten sie sich wieder.

Aber die Unzufriedenheit sämmtlicher Reichsfürsten mit dem übermüthigen Wallenstein, der mittlerweile selbst das Herzogthum Meklenburg zu Lehn erhalten, zwang endlich Ferdinand II., der gerne die Wahl seines Sohnes zum römischen König durchgesetzt, in die Absetzung des trotzigen Feldherrn zu willigen. Als der Tüchtigste erhielt Tilly den Oberbefehl über das, nahezu 70,000 Mann zählende, vereinte bayrisch-ligistische und kaiserliche Heer. Es bedurfte auch eines starken Armes und eines kriegskundigen Führers, denn Gustav Adolf hatte schon am 24. Juni 1630 als Retter der schwerbedrückten Protestanten, den deutschen Boden betreten. In Regensburg höhnte man über ihn, aber Tilly erkannte die Grösse seines neuen Gegners und äusserte wiederholt den Wunsch, sein Leben nur darum noch einige Jahre gefristet zu sehen, um mit dem Schweden bis auf den Tod zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben. Es ward ihm beschieden. Immer weiter rückte Gustav vor, der Elbübergang war gewonnen, Magdeburg in schwedischen Händen. Diese Stadt, den Schlüssel Obersachsens, wieder zu gewinnen, war Tilly's äusserste Sorge. Am 8. April 1631 begann die ernsthafte Belagerung der reichen und wichtigen Stadt, am 20. Mai trat die furchtbare Katastrophe ihrer Einnahme und gründlichen Zustörung, fast unter den Augen des Schwedenkönigs ein. Glücklicherweise ist jetzt wohl, durch gleichzeitige Berichte meist protestantischer Augenzeugen, bei Jedem, der nicht absichtlich sein Ohr der Wahrheit verschliesst, von dem greisen Feldherrn die Schmach genommen, welche selbst unser grösster Dichter mitverschuldet, fortan als Mordbrenner in der Geschichte figuriren zu müssen. Das unheilvolle Geschick Magdeburgs zwang ihn zum Rückzug, und öffnete Gustav das südliche Deutschland. Jene Eroberung war sein letzter grossartiger Erfolg. Auf den, seither so oft mit Blut getränkten Feldern von Leipzig erfüllte sich sein Wunsch, mit dem Schwedenkönig zusammen zu treffen; die beiden grössten Schlachtenlenker des langen furchtbaren Krieges stunden sich gegenüber und die Vorsehung entschied gegen Tilly. Am 7. September ward er, nächst Breitenfeld von den vereinigten Schweden und Sachsen vollständig geschlagen. 7000 der Seinigen deckten die Wahlstatt. Nur wie durch ein Wunder entging er dem Tode; mit Gewalt mussten seine treuen Wallonen „ihren alten Vater“ vom Schlachtfelde wegbringen.

An der Weser sammelte der Rastlose sein zerstreutes Heer aufs Neue und zog wieder mit 50,000 Mann gegen Gustav heran, der Franken erobert, Würzburg eingenommen hatte und sich nun an den Rhein wandte. Vergebens belagerte er Nürnberg. Hunger, Krankheiten und nöthige Entsendungen lichteten sein Heer. Ihn selbst hatte eine tiefe Schwermuth erfasst, und er klagte, dass er selbst glaube, das Glück habe ihn verlassen. Noch einmal gönnte es ihm, in seinen letzten Tagen einen flüchtigen Sonnenblick. Am 28. Februar 1632 gelang es, bei

Bamberg, den Schweden unter Horn die erste Niederlage auf deutschem Boden zu bereiten. Sie hielt ihr Vordringen nicht auf. Gustav zog am letzten März triumphirend selbst in Nürnberg ein; die mächtige Stadt hatte, mit ihren Bürgern nahezu zwanzigtausend Mann unter den Waffen. Der Schwedenkönig stund im Zenith seines Glückes und zog siegesgewiss an die Donau herab. Donauwörth, der Heerd des blutigen Krieges, ward am 2. April stürmend eingenommen, und wenige Tage später Tilly angegriffen, der sich bei Rain am Lech zur Deckung Bayerns verschanzt hatte. An der Spitze eines wallonischen Regiments, die Fahne in der Hand, stürmt der dreiundsiebzigjährige Greis gegen die, über den Lech dringenden Schweden. Noch dauerte der Kampf keine zwanzig Minuten, da stürzt er, von einer Stückkugel am rechten Knie getroffen, zu Boden. Den tödtlich Verwundeten in einer Sänfte in seiner Mitte führend, erreicht das weichende Heer die schützenden Mauern Ingolstadts. Dort, im Hause des Dr. Arnold Roth, fand Tilly nach der achtunddreissigsten Schlacht, die er als Feldherr gefochten, den ruhmvollen Soldatentod, den er sich selbst gewünscht. Sterbend empfahl er dem Kurfürsten, der nicht von seinem Lager wich, die Erhaltung Regensburgs: „Sei das verloren, stehe die Kaiserkrone und sein Kurhut auf dem Spiele". Mit dem Ausrufe: „In te Domine speravi, non confundar in aeternum" hauchte er am 30. April 1632 seine Heldenseele aus. Siebenthalb Monate später lagen auf dem Blutfelde bei Lützen sein treuer Kriegsgefährte Pappenheim und sein grosser Gegner Gustav Adolph gleichfalls unter den Todten.

Klein und hager, von brauner Gesichtsfarbe mit, röthlichen, bald weiss gewordenen Haaren, durchdringenden lichtblauen, unter buschigen Brauen hervorblitzenden Augen, neben einer edelgebogenen, feingeformten Nase, über den Lippen und am spitzen Kinne den starken Knebelbart, so ritt er, angethan mit einem kurzen, lichtgrünen Seidenwamms, geschlitzten Hosen und weisser Feldbinde, an der Seite den langen Raufdegen, auf dem Kopfe einen aufgekrempten Schlapphut, von dem eine lange rothe Feder weit über den Rücken hinabwallte, auf einem kleinen Schimmel an der Spitze seiner Heerhaufen. Ihn zierten alle Tugenden eines Kriegers: Unerschütterlicher Muth, Besonnenheit und Mässigkeit. Er war uneigennützig für sich — sein bescheidenes Vermögen, 60,000 Thaler, vermachte er seinen Rettern bei Leipzig, den treuen Wallonen — aber redlich besorgt für seine Soldaten, übte er, so weit damals möglich, strenge Disziplin und „kanzelte" selbe, auf Frömmigkeit und Sitte haltend, allerdings oft vom Gaule herunter. Vor der Breitenfelder Schlacht mochte er mit Recht scherzend von sich rühmen, nie ein Haupttreffen verloren, nie zu viel getrunken, nie ein Weib berührt zu haben. Von Jugend auf in der Jesuiten strenger Schule, gab es für ihn nur eine Kirche, nur einen Herrn; ausser diesen Abtrünnige und Empörer.

Das Zeitalter kannte keine Toleranz, und unvernünftig ist von Tilly allein zu fordern, was Keiner sonst übte. Dennoch war er milden Eindrücken nicht verschlossen. Die edle Offenheit gegen die Prager Rebellen, die Thränen auf Magdeburgs rauchenden Trümmern sind keine Heuchelei, die überhaupt seiner starken Seele fremd war.

Seine Leiche, noch wohl erkennbar, ruht, nach seinem Wunsche, neben der von ihm so hoch verehrten Kirche der Gottesmutter zu Altötting in der sogenannten Tilly-Kapelle.

Das Bild seines Todes, von der trefflichsten Charakterisirung und Farbenwirkung, hat Professor Müller gemalt. Der sterbende Held und Kurfürst Max sind Porträts.

53. Die bayerischen Reiter nehmen in der Schlacht bei Nördlingen den schwedischen Obergeneral Gustav Horn gefangen 1634.

Seit dem Breitenfelder Tage hatte sich das Glück von den Katholischen gewendet und lächelte den Protestanten, wenn es überhaupt für diese Zeit noch erlaubt ist, die beiden kriegführenden Partheien, welche unser armes Deutschland zerfleischten, nach confessionellen Unterschieden zu bezeichnen. Hatte auch der grosse König beim Schwedensteine auf dem Lützner Schlachtfelde am 16. November das Leben für seines Glaubens Sache und mit fleckenlosem Ruhme hingeopfert; seinem erprobten Heere blieb immerhin noch eine Reihe tüchtiger Führer: der bedächtige Feldmarschall Horn, der edle Torstenson, Baner, Wrangel, vor allen aber der feurige Bernhardt von Weimar. Die Seele des Ganzen war der umsichtige, schlaue Reichskanzler Oxenstierna, der in den eroberten Ländern wie ein Monarch Lehen und Gnaden austheilte.

Allenthalben siegten die Schweden und ihre Verbündeten. Am Rheine drangen sie unter dem wilden Christian von Birkenfeld, dem Ahnherrn des jetzigen bayerischen Königshauses aufwärts; Stadt um Stadt fiel dort und in Schwaben in ihre Gewalt. In Schlesien gewannen die Sachsen, in Westphalen die Hessen viele Vortheile, Franken, welches Oxenstierna dem Bernhardt von Weimar als erbliches Herzogthum zu Lehen gereicht, säuberte dieser von seinen Feinden und rückte nun sieghaft gegen Bayern und die kaiserlichen Erblande heran.

Eichstädt und Neuburg fielen, Landsberg ward erstürmt und dort furchtbar gewüthet; vergebens fochten, wenn auch noch so tapfer, die Reste des bayerischen Heeres, und Wallenstein blieb, taub gegen die Befehle des Kaisers, taub gegen die Bitten der Kurfürsten, unthätig mit seinem starken Heere in Böhmen; angeblich zum Schutze der Erblande, im Grunde wohl aus Groll gegen seinen Feind den Kurfürsten Max oder weil er sich mit den Schweden noch nicht über den Preis seines Verrathes geeinigt hatte. So geschah es, dass endlich auch am 5. No-

vember das so überaus wichtige Regensburg in die Hände des neuen Frankenherzogs fiel, dem bald Straubing und Deggendorf und im Beginn des Jahres 1634 Landshut und die meisten Städte der Oberpfalz folgten. Widerwillig sendet endlich der Friedländer 8000 Mann zu Hilfe. Aber seine Rolle war ausgespielt. Sein mittlerweile entdeckter Verrath kostet ihm am 25. Februar das Leben und das Glück wendet sich abermals. Die Ueberraschung seines Heeres in Eger misslingt; des alten Kaisers sechsundzwanzigjähriger Sohn, der Ungarn König Ferdinand vereint unter Gallas das kaiserliche und bayrische Heer, belagert Regensburg und gewinnt es durch Vertrag am 17. Juli. Zu spät eilt Bernhardt herbei, er muss sich nach Augsburg zurückziehen, von wo er, mittlerweile mit Horn vereinigt, anfangs September dem wohlbefestigten Nördlingen zu Hilfe eilt, dem die Kaiserlichen und Bayern scharf zusetzen. Bei dieser Stadt und auf den sie und das gesegnete Ries südlich umschliessenden Höhen kömmt es am 6. und 7. September abermals zu einer Hauptschlacht. Zwietracht zwischen Horn und Bernhardt verzögerte anfangs eilf Tage lang den Angriff, den endlich, als er beschlossen, der kampflustige Herzog weit über die Verabredung hin ausdehnt, und so den Feldmarschall wider dessen Willen zur Annahme einer allgemeinen Schlacht zwingt.

Die Kaiserlichen führte Ferdinand, unter ihm Gallas, die Bayern und Lothringer des Kurfürsten Schwager, Herzog Karl von Lothringen, unter ihm die bayrische Reiterei der bereits weit gefürchtete Johann von Werth. Das Heer zählte an 20,000 Mann, welches der Kardinal Infant mit seinen Spaniern und Italienern noch um 15,000 Mann vermehrte. Die Schweden waren ungefähr ein Drittheil schwächer.

Nachdem, wie erwähnt, Bernhardt den Angriff begonnen, wogte der Kampf lange unentschieden um die von den Deutschen uud Wälschen befestigten und stark mit Artillerie besetzten Höhen des Albuch und Häfelberges. Mit grosser Tapferkeit wurden sie erstürmt und wieder genommen. Aber es war keine Uebereinstimmung in den Bewegungen des schwedischen und weimarischen Flügels. Als endlich die wieder und wieder zurückgetriebenen Colonnen des Herzogs das letztemal ansetzen, und schon dis Krone des Berges erstiegen haben, werden sie von der grossen, auf der benachbarten Höhe, das Ländle genannt, aufgepflanzten Batterie der Kaiserlichen mit einem furchtbaren Kartätschenfeuer empfangen. In regelloser Flucht den Berg hinabgeworfen, stürzen sie sich auf die schwedischen Reiter, und reissen diese mit fort. Da brechen die bayerischen Kürassiere Werths über den, durch umgestürzte Geschütze und Wagen in den Hohlwegen des Goldbachthales eingekeilten Knäuel herein. Nun war es mit jedem geordneten Rückzuge vorbei, Hunderte und Hunderte erlagen fast ohne Gegenwehr den Streichen der Feinde. Jeder denkt nur auf eigene Rettung. Der Feldmarschall, ver-

gebens bemüht, einige Ordnung herzustellen, wird von den Reitern des Werthischen Leibregiments gefangen, mit ihm mehrere Generale, wobei auch Kratz von Scharffenstein, der, früher verrätherisch zu den Schweden übergegangen, bald darauf in Wien durch des Henkers Beil verblutet. Unter den 6000 Todten, welche schwedischerseits das Schlachtfeld decken, liegt auch der junge Markgraf Friedrich von Brandenburg-Kulmbach. Herzog Bernhardt rettete nur mit Mühe seine Freiheit; der gesammte Raub aber, auf 4000 Wagen verladen, fiel in Neresheim den Kroaten Isolani's in die Hände. Ausserdem wurden noch achtzig Geschütze und dreihundert Fahnen und Standarten, von den bayerischen Reitern allein fünfundsiebzig, erbeutet. Die Kaiserlichen sollen, wohl zu gering angesetzt, nicht mehr denn 1200 Mann verloren haben, darunter den bayerischen Feldmarschall-Lieutenant Pillehe und sechs Obersten, unter ihnen den jungen Piccolomini.

Schwedische und Weimarische schoben sich gegenseitig die Schuld der verlorenen Schlacht zu. Die Misshelligkeit der Führer und Bernhardt's Hitze trugen sie wohl zumeist. Horn, den bayerische Reiter gefangen, und dessen Besitz der Kaiser als oberster Reichsherr so hartnäckig ansprach, als Maximilian standhaft verweigerte, befand sich zu Burghausen, später zu Augsburg und Lindau in Gewahrsam, und wurde, obgleich Oxenstierna's Schwiegersohn, doch erst nach acht Jahren gegen den mittlerweile gefangenen Johann von Werth ausgewechselt.

Mit diesem einen Siege war der Einfluss der Schweden in Süddeutschland untergraben und das Vertrauen der Protestanten erschüttert. Oxenstierna, von Holland und England zurückgewiesen, musste sich in Richelieu's Arme werfen, und damit war der Krieg ein rein politischer geworden, geführt für die Vergrösserung Frankreichs und die Festsetzung der nordischen Macht auf deutscher Erde.

Das Bild ist von Otto gemalt. Die Stadt Nördlingen und Horn sind Porträts.

54. Der berühmte Jesuit Balde dichtet seine treffliche Ode auf Max I. im Buchenwalde bei Hessellohe 1641.

Eine volle, duftige Nachblüthe der Renaissance bieten uns die Dichtungen Balde's und es erweckt ein beruhigendes und wohlthätiges Gefühl, nach den blutigen Schlachtenbildern des dreissigjährigen Krieges gemahnt zu werden an die sanfte und melodische Stimme seiner keuschen Muse. Der, weiche und schwärmerische Gemüther so innig ergreifende, schon seit den Tagen der Minnesänger sich immer glänzender und farbenprächtiger entfaltende Marienkult hatte durch die gottbegeisterten Ergüsse spanischer Dichter des XVI. Jahrhunderts einen neuen Schwung erhalten und diesen herrlichen Blüthen tiefpoetischer Seelen nacheifernd, schrieb Balde eine

Reihe trefflicher Oden zum Preise der Gottesmutter. Seine Hand wusste aber auch kräftigere Saiten anzuschlagen und eine seiner bessten Arbeiten ist die schwungvolle Ode auf seinen grossen Kurfürsten, die er, ein zweiter Horaz, einem sittlich viel höher stehenden August in dem romantischen Buchen-Wäldchen nächst Harlaching gedichtet haben soll, wo, am tief eingeschnittenen Ufer der Isar, mit dem erfrischenden Ausblick auf die waldumkränzten Höhen, den brausenden Strom und die blaue, schneebedeckte Alpenkette sein Lieblingsplatz war, den er in der achten seiner Epoden so grossartig besingt. An derselben Stelle sass, fast ein Jahrhundert später, Meister Claude Gelée, der Lothringer, und entwarf Studien zu seinen herrlichen Landschaftsbildern, deren nicht geringste Zierde, die unübertreffliche Luftperspektive, er besonders an dieser Stelle der Natur abgelauscht.

Nachdem im Eingange jener Ode der Dichter in den erhabensten Bildern Gottes allmächtiges Wirken im Weltall schildert, geht er, in engerer Darstellung dieses Wirkens auf die, damals geläufige Idee der vier Zeitalter über und gelangt so an sein eigenes, in dem er, als „die Krone der Fürsten" seinen erhabenen Max und dessen welthistorisches Wirken preis't und ihn, mit Bezug auf die schwere Last, welche seine Schultern tragen, den „boischen Herkules" nennt. Sein segensreiches Walten im festen Vertrauen auf die Hilfe dessen, der „mit einem Winke seines Fingers Berge in Ebenen zu verwandeln vermag" dauert fort während:

„Schwedens Antäus fiel.
Er fiel mit mächtigen Flügeln vom Arm des Tod's
Erdrückt in kühngewagten fremden Lüften" —

Ihm erlag, — mit steter Anspielung auf die Arbeiten des Halbgottes, — „der entartete Löwe Bohemiens" ihm „so manche giftgeschwollene Viper, so mancher feuersprühende Stier" er überdauert jenen „Basilisk mit den flammenden Augen" (Wallenstein) „den seine Weisheit zermalmte." Er nennt Maximilian „den Riesen des gährenden Jahrhunderts" „die Säule des römischen Reiches" und

„Die schon, von überschwindelnder Lust berauscht
„Sich deine Burg wahrsagten und deinen Thron;
„Sie thronen schon, die hohen Träumer,
„Unter der Erde, im Aschenkeller.
„Mit Mauern deine Bürger erschlagen und
„Mit Flammen alles tilgen, gerüstet war's.
„Die Flamme sank, und wohlbehalten
„Doppeln die Städte den Glanz, gefällig
„Mit neuern und ehrwürdig mit alter Pracht.
„Voran die deutsche Roma.*) Zermalmtes steigt

*) München.

„Gefesteter empor vom Grund und
„Stolzer. Es rücken die engen Strassen,
„Die neuen Herde weiter und weiter hin
„Ins Feld. Und unsere Tempel, wie angestrahlt
„Vom Himmelschimmer und von Festschmuck
„Leuchten empor mit gethürmten Kuppeln.
„In Mitten aber raget der Fürstenstadt
„Der grossen Jungfrau Schutz mit allmächt'gem Kind".

Schliesslich begrüsst er den Kurfürsten noch als glücklichen Vater seiner beiden, hoffnungsreichen Knaben, des „im Rosenfeuer des Lenzes blühenden" Ferdinand, des Erben des Reiches, der damals fünfjährig „ihn bereits seiner Sorgen entwölkt" und des kindlichen erst drei Jahre zählenden Max Philipp.

Jakob Balde ist ein Sohn des alemannischen, noch heute kerndeutschen Elsass, wo er, armen Eltern geboren, 1603 in dem alten Städtchen Ensisheim zwischen Kolmar und Mühlhausen das Licht der Welt erblickte. Schon mit siebzehn Jahren kam er als Zögling der Jesuiten an die, damals in allen katholischen Landen hochberühmte Universität Ingolstadt, den wahren Mittel- und Glanzpunkt des Ordens. Als hier der feurige, lebenslustige Jüngling einst in kalter, mondheller Winternacht des Jahres 1623 vor dem Hause der von ihm geliebten Jungfrau eines seiner Minnelieder zur Laute sang, ertönte mit einemmale das Mettenglöcklein des nahen Franziskaner-Klosters durch die mitternächtige Stille, und der feierliche Chorgesang der Brüder drang an sein Ohr. Der Augenblick ergriff ihn gewaltig, er wurde der Wendepunkt seines Lebens. „Wie" dachte er, „diese frommen Männer opfern ihren Schlaf um das Lob des Höchsten zu singen, und du stehst in mitternächtiger Stunde hier und stimmst ein Lied an, dem nicht einmal Jene lauscht, zu deren Preis du es gedichtet? Nein meine Muse soll nimmermehr irdischer Lust fröhnen sie sei fernerhin nur dem Himmel geweiht." Mit diesen Worten zertrümmerte er sein Saitenspiel. Am nächsten Morgen trat er in das Professhaus des Jesuiten-Ordens, mit einundzwanzig Jahren trug er dessen Priesterkleid. Seiner geistigen Richtung entsprechend bestieg er sechs Jahre später den Lehrstuhl der Grammatik, Rhetorik und Poesie und lehrte mit solchem Erfolge, dass sein Ruf aus dem ganzen katholischen Deutschland und selbst aus Polen viele Jünglinge herbeizog. Im Jahre 1638 wurde er an das Collegium nach München berufen und einige Jahre später vom Kurfürsten zu dessen Hofprediger ernannt. Nach dem Tode seines grossen Gönners kam er 1654 nach Neuburg, wo ihn Pfalzgraf Philipp Wilhelm, der spätere erste Kurfürst von der Pfalz aus diesem Hause, zu seinem Gewissensrath wählte. Die zwei letzten Jahre seines Lebens verlebte er in völliger Zurückgezogenheit, brachte aber täglich das heilige Messopfer am Frauen-

altare der Hofkirche dar. In den letzten vierzehn Tagen vermochte er auch diess nicht mehr, schleppte sich aber doch mit dem letzten Aufwand seiner Kräfte mühsam in die Kirche, um ihm voll Andacht beizuwohnen. Wie vorahnend schliesst er eine seiner früheren Oden „des Sängers letztes Opfer“ mit den Worten:

„Ich selbst erscheine knieend, und sinke selbst,
„Mit weisser Todtenbinde gekränzt die Stirn
„Und grünem Lorbeer, ich, ein schweigend
„Opfer an deinem Altare, sterbend.“

Ruhig und sanft entschief er im sechsundsechzigsten Jahre seines Lebens am 9. August 1668 zu Neuburg, wo seine irdischen Reste in der Gruft der Hofkirche ruhen.

Gedankenreichthum und eine feurige, bilderreiche Sprache sind der Schmuck seiner Werke, die ihm schon bei den Zeitgenossen Ruhm und Bewunderung erwarben. Pabst Alexander VII. ehrte den greisen Sänger für das ihm gewidmete letzte Werk seiner Muse: „Urania die Siegerin“ durch eine goldene Medaille, die er als Weihgeschenk am Marienaltare zu Neuburg aufhängte, und die Nürnberger Rathsherrn loosten nach seinem Tode um die Feder Balde's, welche der glückliche Gewinner in einer kostbaren Kapsel bewahrte. Die Quelle seiner Dichtungen aber war die Begeisterung für alles Heilige, Wahre und Edle die seiner Brust unversiegbar entströmte. Sein Glaube war Bedürfniss des Herzens, die Geheimnisse dieses Glaubens suchte er jedoch nicht als grämlicher Forscher zu ergrübeln, sondern strebte auf den Fittigen des Gefühls und der Phantasie zu ihnen empor. Der Welt ferne, aber keineswegs jenen edlen Freuden abgestorben, welche Natur und Kunst, Freundschaft und Geselligkeit gewähren, vermochte der furchtbare Ernst der Zeit, den er mit dem tiefsten Schmerze eines deutschen Patrioten fühlte, doch nicht die joviale Laune zu ersticken, mit der er selbst über seine eigene Kränklichkeit in Worten und Versen scherzte.

Alle seine trefflichen Dichtungen sind in der Sprache Latiums verfasst und seltsam ist es, dass er, der dieses Idiom mit so seltener Meisterschaft zu behandeln verstund, in seinen, glücklicherweise nur in geringer Anzahl vorhandenen deutschen Dichtungen sich nie über einen völlig bänkelsängerartigen ja selbst gemeinen Ton zu erheben vermochte.

Das Bild, ein liebliches, reiches Landschaftsgemälde mit dem wohlgetroffenen Bilde des Dichters, ist von Professor Müllers Meisterhand.

55. Das bayerische Heer erhebt sich gegen Johann von Werth, als dieser es 1647 seinem Kriegsherrn untreu machen und verrätherisch zum Kaiser überführen will.

„Wer General de Wehrt
Zu Fuss und auch zu Pferd
nit hochansehnlich ehrt,
derselbig ist nit wehrt
Das er soll tragen ein Schwerdt
allhie auf dieser Erdt.“

Mit diesen Versen stehen wir wieder mitten im Kampfgewühl des dreissigjährigen Krieges und ein vielgenannter und vielgefürchteter Name aus jenen blutigen Tagen schlägt an unser Ohr.

Als der Sohn armer adliger Eltern in den Niederlanden wurde Werth um 1593 geboren. Dem Beispiele so vieler seiner Landsleute folgend, die unter dem Namen der Wallonen die kampflustigsten und tapfersten Soldaten im katholischen Heere waren, griff auch er zum Schwert. Seine Sporen verdiente er sich in der Prager Schlacht und folgte dann seinem grossen Landsmann Tilly mit dem er bereits als Oberst in Maximilians Dienste trat und, wie dieser Fürst, den ganzen furchtbaren Krieg überlebte. Wenige der grossen und blutigen Schlachten desselben wurden geschlagen, in denen der bald weit bekannte Reiterführer nicht mitgefochten, der „mit allerhandt Waffen und wunderbarer Geschwindigkeit so erschrecklich gewest, dass wenn man nur seinen Namen genannt, Tausende sich fürchteten und zitterten.“ Vor Naumburg und bei Leipzig stritt er noch gegen den grossen Gustav; 1633 kreuzte er sein Schwert mit Bernhardt von Weimar am Maine, dessen ganzes Heer er tollkühn mit nur sechzehn Schwadronen angriff und der drohenden Gefangenschaft durch einen Gewaltritt von 24 Meilen in 16 Stunden, aber dennoch mit Beute beladen, entrann Das folgende Jahr begrüsste ihn als Generalwachtmeister. Der unwiderstehliche Anprall seiner Reiter that, wie bereits erzählt, das Besste in der den Schweden so verderblichen Schlacht bei Nördlingen. 1635 brach er mit 70 Schwadronen in Lothringen ein und war nahe daran, Ludwig XIII. selbst in St. Michel aufzuheben.

In wahrhaft mythischem Glanze aber strahlte sein Name durch Thaten des folgenden Jahres. Vereint mit den Spaniern des Cardinal-Infanten drangen beide, 20000 Reiter und 12000 Mann Fussvolk stark, in die Picardie ein, die überraschten von panischer Furcht ergriffenen Franzosen unaufhaltsam vor sich niederwerfend. Somme und Oise überschritt der kühne Führer, bis Noyon, bis Compiegne, ja bis Pontoise und St. Denys streiften seine wilden Reiter, alles plündernd und brandschatzend. Richelieu und sein König waren rathlos und zitterten für Paris. Schlösser, unter den Mauern der Hauptstadt liegend,

erkauften mit schwerem Gelde werthische Sauve-Garden. Geschah es doch, dass Ludwig selbst auf einer Jagd an der Oise eine solche, sich gegenüber am andern Ufer des schmalen Flüsschens erblickte. Noch bis zur Revolutionszeit waren Werth und seine Reiter in jenen Gegenden der Popanz der Kinderstuben, womit man deren Insassen in den Schlaf schreckte. Einem langsam zusammengebrachten Heere Ludwigs gelang es endlich, nach drei Monaten, die gefürchteten Schaaren von Frankreichs Boden zu vertreiben. Hätte der Cardinal-Infant auf die kühnen Entwürfe des Generals gehört, Paris wäre unfehlbar in ihre Hände gefallen.

Anfangs des folgenden Jahres vermälte er sich zu Köln mit einer Gräfin Spauer. An der Tafel ward ihm gemeldet, dass die Franzosen die Feste Herrmanstein — jetzt der Ehrenbreitstein — zu entsetzen drohten. Ungesäumt sprang er auf, sass mit etlichen hundert Reitern im Sattel, und überfiel die arglos heranziehenden Feinde. Viele Gefangene, überreiche Beute und der Fall jenes so überaus wichtigen Schlüssels des Rheinstromes waren der Lohn seiner raschen That. Immer verwegen, sich selbst jeder Gefahr aussetzend, erstürmte er wenige Monate später, ohne das Geschütz abzuwarten, die festen weimarischen Schanzen bei Wittenweier, zu Fuss, an der Spitze seiner Leibkompagnie, der erste auf der Krone des Walles.

Im Beginn des Jahres 1638 entbrannte der Kampf am Oberrhein aufs Neue; er sollte sich verhängnissvoll für Werth gestalten. Im Treffen bei Rheinfelden am 3. Mai gerieth er, von dem feigen Herzog von Savelli verlassen, nach heldenmüthiger Gegenwehr, zu Fuss umgeben von fünfhundert Mann, dem Reste des Wahlischen Regiments fechtend in Bernhardts Gewalt. Der lieferte ihn, ungrossmüthig und vielleicht schwere Demüthigungen des ihm verhassten langjährigen Gegners hoffend, an Ludwig XIII. aus. Es kam anders. Mit Ehrfurcht und Bewunderung, mit den grössten Ehrenbezeigungen ward der gefürchtete, von 750 Musketiren eskortirte General allenthalben empfangen. Aufmerksamkeiten aller Art erzeigte man zu Paris am Hofe und durch alle Schichten der Bevölkerung dem Löwen des Tages und das heissblütige aber grossherzige Volk, dem Tapferkeit und Waffenruhm über Alles geht, verherrlichte in Chansons und Couplets den Mann, der ihm erst so bittern Schaden zugefügt. Erst im März 1642 wurde er gegen Horn ausgewechselt.

Seine Freiheit sollten die Feinde gar bald fühlen. An den Niederrhein geeilt, wurde er dem vereinigten Heere als kaiserlicher und bayerischer General vorgestellt und erhielt in dieser für ihn später so verhängnissvollen Doppelstellung, die unabhängige Führung der gesammten Reiterei. An ihrer Spitze errang er in der Schlacht bei Tuttlingen abermals die Palme des Sieges. Das französische Heer ward

durch seine blitzschnellen Angriffe vernichtet, der grösste Theil, darunter Feldmarschall Rantzau und noch vier Generale wurden gefangen und 3000 seiner Todten deckten das Schlachtfeld. Im Juli 1644 gewann er, mit Mercy vereint, Freiburg nach eilfmal wiederholtem Stürmen und in dem, bald darauf entbrannten, beispiellos blutigen Kampfe gegen Türenne, um das verschanzte Lager Mercy's bei derselben Stadt thaten wieder Werths Reiter das Besste. Abgesessen vertrieben sie die bereits eingedrungenen Feinde und schwangen sich dann zu deren Verfolgung und Vernichtung rasch in den Sattel. 6000 Franzosen lagen zwar auf der Wahlstatt, doch musste Werth selbst an den Kurfürsten berichten: „Seit zweiundzwanzig Jahren mit dem Bluthandwerk vertraut, habe ich nie ähnliches erlebt. Die Menge der Todten droht die Sieger zum Besiegten zu machen."

Aber seine, mit den Erfolgen wachsende Tollkühnheit liess ihn endlich jede Vorsicht versäumen. So hatte er bei Jankow schon den rechten Flügel der Gegner geworfen, schon war Torstensons Gemahlin in seine Hände gefallen, als die umkehrenden Schweden seine plündernden und zerstreuten Reiter überfielen und den vollkommensten Sieg erfochten. Bei Herbsthausen führte er wieder den linken Flügel der Bayern und jagte die Franzosen siegreich aus dem Dorfe. Hier hielt er aber seine Reiter so zusammen, dass er ungesäumt dem weichenden, rechten Flügel unter Mercy zu Hilfe eilen konnte, und mit ihm vereint den Sieg davontrug. Der grosse Türenne wurde, zum erstenmale auf deutschem Boden, in die Flucht geschlagen. Bei Allerheim dagegen, wo abermals die Kürasse der werthischen Reiter auf dem linken Flügel blitzten, liess sich der General, wie bei Jankow, vom wilden Schlachtenrausche fortreissen, dem fliehenden rechten Flügel der Feinde über zwei Stunden weit nachzujagen. Zurückgekehrt fand der nun halb Verzweifelnde, den Obergeneral Mercy todt und die Schanzen erstürmt. Dennoch konnte, auf geordnetem Rückzuge, Werth, der den Oberbefehl übernommen, siebzig eroberte Fahnen, über fünfzig Offiziere, darunter den Feldmarschall Grammont, und achtzehnhundert Gefangene mit sich führen

Im Oktober 1646 entsetzte er Augsburg von den, die Stadt hartbedrängenden Schweden. Um dieselbe Zeit kam auch der Waffenstillstand Maximilians mit den Franzosen, dessen Verhandlungen der mittlerweile ausgewechselte Grammont eingeleitet, zum Abschluss. Der Kurfürst hatte sich der Noth seines Landes, das er mit neuem Jammer bedroht sah, endlich erbarmt. Darauf hin erhielt Werth, der mittlerweile zum Feldmarschall-Lieutenant aufgerückt war, am 14. März 1647 den Befehl vom kaiserlichen Feldmarschall Gallas keine Befehle Maximilians mehr anzunehmen.

Zum Danke, dass Max sein ganzes Leben lang sich, Land und Leute, ungeheure Summen und die glänzendsten Aussichten auf die Kaiserwürde dem Hause Habsburg geopfert, ward er nun von demselben Ferdinand III., der seinem Schwerte die Kaiserkrone zu danken hatte, in öffentlichen Erlassen als Majestätsverbrecher und Treubrüchiger gebrandmarkt und die Führer seines, von ihm geworbenen, mit seinem Gelde bezahlten Heeres durch des Kaisers eigene Briefe zur Felonie aufgefordert. Mit erneuter Versicherung seiner Treue, aber mit der wiederholten Bitte um den Oberbefehl des Heeres sandte Werth das erhaltene Schreiben an seinen Kriegsherrn. Der bedächtige Max wollte das Schicksal seiner Truppen und damit sein eigenes nicht in die Hände eines Tollkühnen legen, dem er, überdiess dessen Zwitterstellung in's Auge fassend, nicht vollkommen trauen mochte. Genug, bei der Musterung des bayerischen Heeres nächst Regensburg, erhielt der jüngere General Rauschenberg den, von Werth so heiss ersehnten Feldmarschallstab, und diesem blieb nur das Obercommando der Reiterei. Damit war der Würfel gefallen und der Entschluss mit dem ganzen bayerischen Heere zum Kaiser überzugehen stund fest in der Brust des tiefgekränkten Mannes. Ein Vorwand ward gefunden, sämmtliche Reiterregimenter in der Gegend von Vilshofen zusammenzuziehen. Das genügte aber dem Rachsüchtigen nicht. Der Generalwachtmeister Holz wurde zu ihm gerufen und mit vorgehaltenem Pistol gezwungen, den gleichen Befehl zum Aufbruch an die, ihm untergebene Infanterie zu erlassen. Er unterzeichnete, sandte aber schleunigst, in Uebereinstimmung mit den übrigen protestantischen Obersten im Heere, einen sichern Boten an den Kurfürsten. Die Eidestreue dieser Männer rettete den bittersten Feind ihres Glaubens vor den Verrath der Anhänger seines eigenen. Max schickte zwei Commissarien zu genauerer Erkundung, welche der bereits Schlimmes ahnende Werth abfangen wollte. Der zu Lande drohenden Gefahr durch ihre zufällige Reise auf der Isar glücklich entgangen, fanden jene schon in Landshut die unzweideutigsten Beweise des gesponnenen Verrathes. Ihre Boten flogen nun zu dem Kurfürsten und zugleich zu allen Regimentern, welche bereits von Vilshofen aufgebrochen waren und von Werth gegen die böhmische Gränze dem Kaiser zugeführt wurden. Aber von Mund zu Mund begann es in ihren Reihen über Verrath zu flüstern, das Gerede wurde immer allgemeiner, immer lauter, die alte Bayerntreue erwachte in den Herzen der missleiteten Soldaten. Erst erschollen einzelne Rufe, Oberst Waldbott war der erste, welcher laut „vivat Maximilianus“ rief; die Reiter Sporks, des Feldherrn eigenes Regiment machten Kehrt, und trabten auf der Strasse gegen die Donau zurück. Werth wollte ihnen nacheilen, durch Ueberredung, durch sein persönliches Ansehen die Abgefallenen zur Umkehr bewegen. Diese aber, welche indessen auch seine

Aechtung durch Maximilian, und den auf seinen Kopf gesetzten Preis von 10,000 Reichsthalern erfahren, bedrohten ihn jetzt laut an Leib und Leben. Da riss er sein Pferd herum, und der Feldherr, der Ferdinand ein Heer zuführen wollte, der sich vermessen, den Kurfürsten selber als Geisel nach Wien zu liefern, jagte, mit knapper Noth das nackte Leben rettend, begleitet von Spork und etlichen zwanzig Reitern, ein geächteter Flüchtling, verfolgt von den Verwünschungen der Soldaten, nach Wodnian zu seinem Kaiser. Mit ihm Graf Starhemberg, der schon die Truppen erwartet, um sie für diesen in Pflicht zu nehmen. Das Heer hingegen schwor wiederholt seinem alten Kriegsherrn Treue bis in den Tod.

Werth wurde als oberster Befehlshaber der Reiterei, Spork als Generallieutenant von dem Kaiser persönlich dem Heere vorgestellt, und die Weigerung vieler pflichttreuer und ehrenhafter Männer, mit den Verräthern zu dienen, als Majestätsbeleidigung erklärt. Für die eingezogenen Güter in Bayern entschädigte die grosse und reiche Herrschaft Benatek in Böhmen. Durch die Entschlossenheit, mit welcher Werth bald darauf den, von schwedischer Gefangenschaft bedrohten Kaiser rettete, vergalt er die ihm gewordenen Gnaden.

Wenige Wochen später erneute Max, von Franzosen und Schweden gleichmässig betrogen und hingehalten, sein Bündniss mit dem Kaiser, ein Entschluss der, ohne ausgiebige Hilfe, sein armes Land aufs Neue und jetzt einer um so schonungsloseren Rache preisgab. Werth musste zufolge eines geheimen Artikels auf einige Monate verschwinden, und der indessen Wittwer gewordene mochte um diese Zeit die Einleitung zu seiner im westphälischen Friedensjahre stattgefundenen zweiten Vermählung mit der Gräfin von Kuefstein getroffen haben, der einstigen Jugendgeliebten des berühmten Pfalzgrafen Ruprecht während seiner Linzer Gefangenschaft. Wir werden diesem Herrn, einem wilden Reiterführer wie Werth, später noch in diesen Blättern begegnen.

Und trotz allem Vorhergehenden war es dennoch Werth, der des langen Krieges letztes Gefecht auf Bayerns Boden, zur Rettung seiner Hauptstadt und gleichsam unter den Augen seines frühern Kriegsherrn lieferte. Wrangel, der schwedische Feldherr, mit ihm der berühmte Türenne und noch viele andere Offiziere hatten, von sechzehn Schwadronen gedeckt, im Walde zwischen München und Dachau eine grosse Hirschjagd unternommen. Sie zu stören eilte Werth, welcher in der Gegend von Freising cantonnirte, begleitet von General Enkevort und einer Anzahl auserlesener Reiter in aller Stille heran, überfiel plötzlich die Bedeckung, versprengte sie, und der Plan, die aufs höchste überraschten Führer in seine Gewalt zu bekommen oder niederzumachen wäre sicher gelungen, hätte ihnen nicht ein flüchtiger Hirsch eine

Furth durch das Moor gezeigt, auf der die meisten gegen Dachau hin entrannen.*)

Nicht lange überlebte der an den dreissigjährigen Kriegslärm gewöhnte Feldherr die Stille des Friedens, welche der gottgesegnete 24. Oktober des Jahres 1648 endlich unserm bejammernswerthen Vaterlande beschieden. Am 16. September 1652 raffte den Rastlosen der Tod hinweg. Seine Leiche ruht in der Familiengruft zu Neubenatek, sein Bild im Kloster Lilienfeld trägt die, Eingangs erwähnten Verse. Das Regiment, welches er im kaiserlichen Dienste erhalten, waren die berühmten Dampierrischen Kürassiere; jetzt führen Werths Reiter den Namen Prinz Karl von Preussen.

Das Bild ist von Schabet gemalt. Leider verschaffte sich der Künstler kein verlässiges Porträt des berühmten Feldherrn, dessen oben erwähntes denselben statt eines blonden, hagern Mannes als einen starken dicken Mann mit bausbackigem Gesicht, schwarzem Haarwulst und gleichfarbigem Knebel- und Schnurbart darstellt.

56. Der greise Kurfürst übergibt seinem Sohne Ferdinand Maria die monita paterna.

Maximilians I. erste Gemahlin, die edle und schöne Elisabeth von Lothringen war nach vierzigjähriger glücklicher Ehe zu Randshofen 1635 verschieden. Der Himmel hatte ihr leider das Geschenk der Kinder versagt, und der schon zweiundsechzigjährige Kurfürst sah sich noch immer ohne einen Erben seines Landes. Da entschloss er sich rasch zu einer zweiten Vermählung und schon sechs Monate nach dem Verlust Elisabeths führte er die, erst fünfundzwanzigjährige Maria Anna, Ferdinand II. Tochter, als Gemahlin in sein Residenzschloss. Schon 1636 beschenkte sie Maximilian mit einem Sohne, dem nachmaligen Kurfürsten Ferdinand Maria, dem zwei Jahre später ein zweiter folgte, Max Philipp**) der erste und letzte Landgraf von Leuchtenberg aus dem Hause Wittelsbach; ein Titel, der erst in unseren Tagen für den grossherzigen und ritterlichen Eugen Beauharnois, dem Adoptivsohne des welterschütternden Imperators, dem Gemahle der schönen Königstochter Auguste Amalie***) neu auflebte, und in dessen Enkeln fortdauert.

*) Ein schönes Bild von Eugen Hess in der neuen Pinakothek zu München stellt diesen Ueberfall dar.

**) Die knieenden Figuren der Knaben, wahrscheinlich Votivbilder, sind an beiden Seiten des Eingangs zur Sakristei der Liebfrauenkirche zu München angebracht. In derselben Stadt befindet sich Eugens prachtvolles Grabmal von Thorwaldsens Meisterhand in der St. Michelskirche.

***) „Sire“ sagte Napoleon später einmal zu Max Joseph „hätten Sie nicht freiwillig in diese Verbindung gewilligt, so würde die Braut durch ein Kürassier-Regiment von München abgeholt worden sein.“ Das war die „souveraineté“ der Rheinbundfürsten!

Wenn der Nachwelt von allen Thaten und Worten des grossen Kurfürsten nichts aufbewahrt wäre, als die wenigen Bogen, welche „die väterlichen Ermahnungen Maximilians an seinen Sohn und Erbprinzen Ferdinand Maria enthalten, so würden diese allein Zeugniss ablegen von der Vortrefflichkeit des Charakters und der Weisheit des Fürsten, der solche Lehren zu geben vermochte. Wie rührend sind die Einleitungsworte des Greises an den ihm kurz vorher geschenkten Sohn: „Da du mich nach meinem Tode nicht mehr als einen väterlichen Warner wirst haben können, so hinterlasse ich dir diese kurz verfasste Unterweisung als dein herzallerliebster Vater, welche meine Stelle zu allen Zeiten vertreten soll.“ Das Büchlein theilt sich in drei Theile: „Was du Gott, was du dir selbst, und was du deinen Unterthanen zu thun schuldig bist“, und enthält einen Schatz von Maximen, würdig den bessten ähnlichen Aufzeichnungen alter und neuer Zeit an die Seite gesetzt zu werden.

Als der achtundsiebzigjährige Greis in tiefster Frömmigkeit im neuen Schlosse zu Ingolstadt 1651 in den Armen seines Lieblings des Obersthofmeisters Kurz Freiherrn von Senftenberg das Leben verliess — der berühmte Balde hielt ihm die Leichenrede — war der Thronerbe erst fünfzehn Jahre alt. Doch hatte ihm der vorsorgende Vater in der schönen und feurigen savoyischen Adelheid, der Enkelin Heinrichs IV. von Frankreich, seine Lebensgefährtin erwählt, die er denn auch nach Umlauf des Trauerjahres heimführte. Die Herzen fanden sich, und wie ein leiser harmonischer Ton klingt das Andenken an jene monita paterna durch die ganze achtundzwanzig Jahre dauernde Regierungsperiode dieses sanften und friedliebenden Herrn. Und wenn das von den Fürsten gilt, was man von Frauen sagt, dass jene die bessten seien von denen am wenigsten gesprochen werde, so war auch Ferdinand Maria einer der bessten Regenten seiner Zeit, und musste diess um so mehr werden, als sein weiser Vater ihn schon mit seinem vierzehnten Jahre in die Staatsgeschäfte eingeführt hatte.

Vor allem wusste er seinem Lande den so nothwendigen Frieden zu erhalten, der nur einmal nahe daran war, ernstlich gestört zu werden, als der Stammesbruder Ferdinands, der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, wegen vermeintlicher Beleidigung seines Vaters, in massloser Heftigkeit auf dem Frankfurther Wahltage dem bayerischen Abgeordneten Oechsle das volle Tintenfass an den Kopf warf.*)

Bald war der Hof in zwei Partheien getheilt welche sich der Person des Kurfürsten zu bemächtigen suchten. Die alterprobten Räthe

*) In einem alten Stammbuche las ich von diesem Ehrenmanne den schönen Spruch eigenhändig eingetragen:
„Diversitas Religionis non tollit legem christianae dilectionis.“

Maxens, mit ihnen die Mutter Ferdinands, die Tochter Habsburgs, stunden auf Seite Oesterreichs; die junge und ehrgeizige Kurfürstin, welche gar zu gerne die Kaiserkrone auf ihr schönes Haupt gedrückt hätte, befand sich an der Spitze der französischen Parthei. So sehr aber Mazarin durch einen insgeheim abgeschickten italienischen Sänger, den galanten und gewandten Atto, welchen Adelheid desshalb in Protection genommen, den jungen Herrn unausgesetzt bearbeiten liess, so eifrig ihn Ludwig XIV. durch Fürstenberg uud Grammont und durch die schimmerndsten Verheissungen zu ködern suchte, ja, so lieblich auch die wahrhaft geliebte Gemahlin mochte gebeten und geschmollt haben,*) Ferdinand hatte Muth und Entschlossenheit genug, das verführerische Anerbieten auszuschlagen, und Leopold I. seine Stimme zu geben. Gleicherweise lehnte er die ihm 1655 angetragene, noch weniger blendende polnische Königskrone ab. Obgleich man in Bayern nicht mit Unrecht klagte, mit dem, was das Land schon an Römermonaten und Türkenpfennigen bezahlt, liesse sich die schönste Strasse von München bis Wien pflastern, so stellte der Kurfürst dennoch gewissenhaft sein Contingent zum Reichsheere, und Bayern hatten an der Seite der Franzosen theil an der grossen Blutarbeit bei St. Gotthart 1664, in welcher tapfere Männer aus der ganzen christlichen Welt unter dem berühmten Montecuculi die Monarchie vor der Türkenüberschwemmung retteten. Später gab er seine Truppen gegen denselben Feind in den Sold Venedigs. Auch hannöverische Subsidien-Truppen waren damals mit auf Morea. Unter ihnen der älteste Sohn des Kurfürsten Karl Ludwig von der Degenfeld, der als Generalwachtmeister 1688 dort seinen Tod fand. Dagegen blieb er unparthеisam im Rachekriege Ludwigs XIV. gegen Holland, in welchen ihn der Kaiser und der grosse Brandenburger Kurfürst zu verwickeln suchten. Seinen eigenen, goldenen Worten getreu: „Schon als Knabe griff ich mit Händen, wie alle Hauskriege Oesterreichs immer zu Reichskriegen gemacht, wie Völker und Fürsten zu ihnen fremden Zwecken missbraucht werden. Im Kriege vorangestellt, ist das Reich im Frieden immer das geopferte Stiefkind,“ blieb er stets, auch bei den glänzendsten Anerbieten des Kaisers, dessen Hauskriegen fremd und sicherte seinem Lande den Frieden.

Die Ehe des jungen Paares war acht Jahre lang unfruchtbar geblieben. Nun gelobte selbes dem heiligen Kajetan Kirche und Kloster,

*) Ein gleichzeitiges Werk berichtet, sie habe einmal von dem Kurfürsten als Neujahrgeschenk erbeten: „dass die Deutschen vom Hofe abgeschafft werden.“ Die Unverschämtheit des Wunsches findet ihre Erklärung in der tiefen Erniedrigung unseres Vaterlandes nach dem 30jährigen Kriege und fand ihren Bescheid in der Antwort Ferdinands: „Das könne doch nicht wohl geschehen, weil er sonst selbst seinen eigenen Hof verlassen müsse.“

wenn es durch seine Fürbitte mit Nachkommenschaft beglückt würde. Ein Jahr darauf war der Wunsch in Erfüllung gegangen. Maria Anna in der Folge die Gemahlin des Dauphins, Sohnes Ludwigs XIV., hatte das Licht der Welt erblickt. Ihr folgte bald der Kurprinz, Max, nach seinem mütterlichen Oheim Emmanuel zubenannt, und dann noch sechs Kinder. Bei der Geburt des langersehnten Erben, — sein Bild in Silber, an Schwere dem Original gleich, ward später in dessen siebentem Jahre auf dem Altare der Gnadenmutter zu Altötting geopfert — erhielt Adelheid Nymphenburg zum Geschenke, wo sie das, noch heute als Mittelbau bestehende Lustschloss durch Agostino Bonello im französischen Style aufführen liess. Den Vätern Theatinern aber, welche die Kurfürstin aus Savoyen mitgebracht, und denen ihre mächtige Gunst über die ihnen feindlichen Jesuiten am Hofe den glänzendsten Sieg verschaffte, erhob sich zunächt der Residenz ein schönes Kloster mit stattlicher, ihrem Ordensstifter Gaëtano de Tiene geweihten Kirche. Auf dem Hochaltarbilde ist der Dank des fürstlichen Paares für das, ihm gewährte Wunder dargestellt. Skeptiker wollten freilich das Verdienst dem Leibarzte Simeoni zuwenden.

Die Prachtliebe der Kurfürstin theilte sich bald dem ganzen Hofe mit. Glanz und Schimmer allerorten. Neben der mit fabelhaftem Luxus ausgestatteten italienischen und französischen Oper, unterhielt man sich mit den steifen aber blendend in Szene gesetzten Legenden oder Allegorien der Jesuiten, und selbst dem verachteten Aschenbrödel des deutschen Schauspiels. Mit diesen wechselten einestheils Prozessionen, Wallfahrten und Kirchenfeste in überreicher Zahl, anderntheils wieder fanden feenhafte Gondelfahrten auf dem Starnberger See, wo der, den venetianischen noch an Schönheit übertreffende einhundertzwanzigrudrige, riesige Bucentoro, die höchsten Herrschaften nebst ihren Gästen aufnahm, und von einer Menge kleinerer Gondeln gleich Trabanten umkreist, unter Kanonendonner und schmetternden Fanfaren den See durchschnitt.*) Gartenfeste, Feuerwerke, Jagden, Tanzbelustigungen und Caroussels boten sich die Hand, und es fehlte nicht die, den damaligen Fürstlichkeiten unentbehrlich scheinende kostspielige Carnevals-Reise nach Venedig, auf der zahlloses Gefolge für Aufrechthaltung der hohen Standeswürde als unumgänglich nothwendig galt. Willig schaffte die gefällige Landschaft die nöthigen Summen herbei. Was Wunder, dass desshalb ein Ersparungsgutachten des gewissenhaften Kammerpräsidenten Mandl, des langjährigen erprobten Dieners Max I., worin er neben andern Gravamina's drastisch aufzählte, wie jetzt in der Kämmerei mehr weisses Wachs als früher Unschlitt, mehr Pomeranzen als früher gemeine Aepfel, und mehr Zucker als vordem Salz verbraucht werde,

*) Ein Bild des Bucentoro und einer solchen Fahrt im Nationalmuseum.

dem unbequemen Mahner seine Entlassung unter schwerer Ungnade des jungen Herrn eintrug, und am Hofe alles beim Alten blieb.

Feste auf Feste, lucullische Tafelfreuden, bei denen weitgereiste Fremde besonders das an keinem Hofe mehr in solchem Reichthum vorhandene Tafelgeschirr bewunderten, nahmen ihren ungestörten Fortgang, als plötzlich ein für das Fürstenpaar verhängnissvolles Ereigniss die heitere Folge dieser Feste gewaltsam störte. Ein furchtbarer Brand, durch die Unvorsichtigkeit des frommen Hoffräuleins La Perouse entstanden, welche über dem Lesen ihres Abendgebetes eingeschlafen war, griff, trotz der in die Flammen geworfenen Skapuliere und Agnus Dei der Franziskaner, so rasend um sich, dass die Kurfürstin mit den Kleinen nur durch schleunigste Flucht im Nachtkleide sich zu retten vermochte, und verzehrte den ganzen prachtvoll meublirten östlichen Theil des Residenzschlosses. Die ohnehin sehr angegriffene zarte Frau vermochte sich von dem ausgestandenen Schrecken nicht mehr zu erholen, und starb zwei Jahre später 1676, die erste des Hauses, welche in der neuen Gruft bei den, von ihr so hochverehrten Theatinern ihre Ruhestätte fand.*) Mittelbar förderte jener Residenzbrand auch des Kurfürsten Ende. Eben in Braunau abwesend, erfuhr er die Unglücksbotschaft, warf sich aufs Pferd und eilte ohne Aufenthalt nach München. Der rastlose Ritt zog ihm einen Leibschaden zu, diesem gesellte sich stete Traurigkeit und tiefes Gefühl der Vereinsamung nach dem Verluste der geliebten Gattin. So fand auch er, drei Jahre später, 1679 erst im dreiundfünfzigsten Lebensjahre stehend, zu Schleissheim ein unerwartetes ruhiges Ende.

Das Bild ist von Schabet gemalt; Kurfürst Max und seine zweite Gemahlin sind Porträts.

*) Ihr wohlgetroffenes Porträt im Kleide des Ordens der Sklavinnen Mariä, den sie gestiftet, hängt, vom Hofmaler Oefele gemalt, in der Sakristei bei St. Kajetan.

Max Emmanuel.

57. Der vierundzwanzigjährige Kurfürst Max Emmanuel erstürmt Ofen 1686.

Den glücklichen achtundzwanzig Friedensjahren Ferdinand Maria's folgte eine Periode kaum unterbrochenen Waffenlärms, die unheilvollen Zeiten des heldenhaft chevaleresken aber dabei üppigen und leichtsinnigen Max Emmanuels, der so recht, mit dem brennenden Durst nach Wohlleben und Vergnügen, nach Prunk und Eitelkeit, nach Festesglanz und kriegerischem Ruhm, ein Spiegelbild der Paladine von der modernen Tafelrunde des, wie seine Landsleute sagen, grossen Ludwigs XIV. war.

Doch all dieses lag noch im Keime, als der junge Kurfürst nach kurzer Minderjährigkeit 1680 die Regierung selbst antrat. Im Jahre darauf erfolgte jene bedeutungsvolle Wallfahrt nach Altötting, wo Max mit dem Kaiser zusammentraf. Es galt ihn von Frankreich abzuziehen, welches durch die oben erwähnte Vermählung des Dauphins mit seiner Schwester, und durch seine eigene projektirte Verbindung mit einer Nichte Ludwigs, in München allesvermögend zu werden drohte. So vermochte es Leopold denn, seinen Hochmuth niederzuzwingen, um Maxens Freundschaft zu werben, und ihm die Aussicht auf die Hand seiner Tochter zu eröffnen. Mit Ueberreichung eines von Diamanten strahlenden Degens weihte er ihn vor dem Bilde der Gottesmutter gleichsam zu seinem Ritter. Nun war der junge feurige Herr voll Enthusiasmus, und widmete Oesterreich Blut und Leben.

Schon grollten die Donner eines neuen Türkenwetters, das drohend gegen das Reich heraufzog. Kara Mustapha rückte Anfangs Juli 1683 mit 200,000 Mann vor Wien. Nur 23,000 vermochte, Dank den erbärmlichen Anstalten des Hofkriegsrathes, Leopold zusammen zu bringen, davon warfen sich 10,000 unter dem Helden Starhemberg in die Stadt; der Kaiser und sein Hof flohen, vom Reste der Truppen begleitet nach Linz, selbst nach Passau herauf. Panischer Schrecken erfüllte das ganze Reich; von allen Thürmen wimmerten Mittags die Türkenglocken. Max war der erste mit bereiter Hilfe. Schon Ende Juli wurden 13,000 Bayern in Vilshofen eingeschifft; Polen, Sachsen und Brandenburger folgten. Von Cadix und Lissabon bis Moskau betheiligte sich der kampflustige Adel an diesem neuen Kreuzzuge, und Thaten geschahen, welche Ariost's und Tasso's Dichtungen zur Wahrheit machten. So vermochten sich am 11. September am Fusse des Kalenbergs an 80,000 Mann zum Ent-

satze der hartbedrängten aber herrlich vertheidigten Stadt zu ordnen. Am 12. geschah der Angriff. Max Emmanuel, als Knabe bereits Meister in allen ritterlichen Uebungen, zeigte schon hier den feurigen Kampfesmuth und sichern mititärischen Blick, die ihn später so sehr auszeichneten. Der Sieg krönte die christlichen Fahnen; das ganze Lager, 50,000 Zelte mit allen den unermesslichen Schätzen wurden erobert; 30,000 Feinde waren gefallen, der Rest floh in wilder Unordnung nach Ungarn hinab. Damals schloss sich zwischen dem Sohne Sobiesky's, des polnischen Heldenkönigs, und dem Kurfürsten jene Freundschaft, welche vielleicht die spätere, zweite Verbindung des Letztern einleitete. Dem Kaiser aber rief Maximilian bei der grossen Revue des christlichen Heeres in überwallender Begeisterung zu: „Den Degen, den Eure Majestät mir geschenkt, habe ich zuerst zur Vertheidigung des Christenthums gezogen; ewig soll er Ew. Majestät geweiht bleiben!" „Mit Entblössung des Hauptes und einem freundlichen Blicke dankte der Kaiser" meldet der österreichische Historiograph. Wie sein Grossvater einst Ferdinand II. Böhmen wieder eroberte, so hatte der Enkel dem Enkel Ungarn erhalten helfen. Mit bayrischem Blut war der Thron Habsburgs wieder festgekittet worden; wir werden den, noch viel wärmeren „Dank vom Hause Oesterreich" später zu berichten haben.

Bis in's Spätjahr blieb der Kurfürst beim Heere in Ungarn und kehrte erst am 27. Oktober von seinem ersten glorreichen Türkenzuge nach München zurück. Im folgenden Jahre wohnte er der erfolglosen Belagerung Ofens bei, und charakteristisch ist, wie hier der berühmte Ludwig von Baden über ihn urtheilt: „Irresolu au cabinet", sagte er, „mais décidé aux coups de fusil, faible au conseil de guerre, et ferme au jour de bataille." Wie grundverschieden von dem grossen ersten Maximilian!

Am 11. Juli 1685 wurde ihm endlich die Hand der ältesten und Lieblingstochter Leopolds, der erst sechzehnjährigen Maria Antonia zu Theil. Jene reiche Hand, welche seinem Hause die Aussicht auf die Erwerbung der spanischen Niederlande, möglicherweise selbst der ganzen Monarchie eröffnete. Die Trauung vollzog der edle Bischof Kollonits, der von der unermesslichen Türkenbeute sechshundert christliche Waisen als sein Theil genommen; und während der Hochzeit-Feier paradirte das eben durch Wien nach Ungarn marschirende Leibregiment des Kurfürsten. Nach wenigen Wochen riss er sich aus den Armen seiner jungen Gemahlin, um abermals dem Heere zu folgen, an dessen Spitze er Gran entsetzen und Neuhäusel erobern half. Erst am 9. Oktober führte er Antonia feierlich in die neue Heimath ein. Prachtvolle Feste empfingen die Kurfürstin in München. Unter ihnen eine grosse italienische Oper, Servio Tullio, worin diesem alten Könige Roms, „als Ahnherrn des Kurfürsten" das junge Paar durch Kronos auf der Bühne vorge-

stellt wird, während es seiner eigenen Apotheose unbefangen aus der Loge zusieht, und welche die, für jene Zeiten exorbitante Summe von 26,000 fl. kostete. Ballete, in denen nach damaliger Hofsitte die ersten Damen und Cavaliere tanzten, Turniere und Kampfspiele, bei welchen sich auch Ludwig von Baden betheiligte, wechselten mit einander.

Das folgende Jahr 1686 sah Max Emmanuel abermals mit frischen Truppen im Felde, und seine erste, selbständige Waffenthat, der Gegenstand unseres Bildes, war die Erstürmung von Ofen.

Nach einhundert und fünfundvierzigjähriger Knechtschaft sollte endlich die Stadt vom Joche der Moslim befreit werden. Das Commando des Heeres wurde zwischen dem vielerfahrenen und siegberühmten Karl von Lothringen und dem feurigen und ruhmdürstenden Schwiegersohn des Kaisers getheilt. Ersterer hatte nebst den Ungarn, die Brandenburger, Schwaben und Franken, Letzterer achttausend Bayern, eben so viele Kaiserliche uno fünftausend Sachsen unter seinem Commando. Am 18. Juni stund die gesammte Heeresmacht vor der starkbefestigten Stadt, in welcher ein erprobter Held, Vezier Abderrahman über sechzehntausend Streiter gebot Das christliche Heer war von dem berühmten Kapuziner-Prediger Maurus von Aviano begleitet, der dessen Muth durch gottbegeisterte Predigten immer neu entflammte. Im demselben dienten drei Pfälzer Prinzen; der Hoch- und Deutschmeister Ludwig Anton, der sechsundzwanzigjährige Sohn des ersten Kurfürsten von der Neuburger Linie, und dessen noch jüngerer Bruder Philipp, damals Malteserritter, später der letzte Kurfürst derselben Linie; dann Karl Georg von Veldenz, der ebenfalls sechsundzwanzigjährig, hier seinen Tod fand. Neben ihm fiel auch der natürliche Sohn des berühmten Rupert des Cavaliers, der unter dem Namen seines mütterlichen Grossvaters Dudley Bard, kaum neunzehnjährig, den Türkenzug als Volontär mitmachte.

Bald waren die Türken in die obere Stadt getrieben, diese aber vertheidigten sie mit der grössten Hartnäckigkeit. In dem furchtbaren Sturme des 13. Julius, in dem die vor ihnen aufspringenden Minen, die hinter ihnen in den Graben geworfenen, platzenden Pulversäcke die vorwärts Dringenden nicht aufzuhalten vermochten, in dem Volontärs der edelsten Geschlechter, Katalanen, Engländer, Franzosen und Italiener fochten, hatten die Colonnen bereits die zweite Mauer erstiegen, als diese unter der furchtbaren Last zusammenbrach. Viele dieser Edlen, unter ihnen Pfalzgraf Karl Georg und mit demselben vierzehnhundert Streiter wurden unter den Trümmern begraben. Die bald darauf gelungene Sprengung des Pulverthurmes, welche fünfzehnhundert Menschenleben kostete, vermochte nicht des Veziers Standhaftigkeit zu erschüttern.

Ein zweiter Sturm in der fünften Abendstunde des 27. Juli ward von 12,000 Mann unter Führung Max Emmanuels, des Prinzen Eugen

von Savoyen und Ludwigs von Baden, die sich gegenseitig das Wort gegeben, als „gute Kameraden“ nicht von einander zu weichen, auf die Rondelle unternommen. Schon wollten sich einzelne Reihen der Ungarn zur Flucht wenden. Da führt Aviano mit hochgehaltenem Kruzifix sie wieder in den Kampf. Die ersten Wälle sind erstiegen, die Sieger winken triumphirend den nachfolgenden Colonnen. Nun krachen mit einemmale neue feindliche Minen auf. Der Kurfürst, einer der ersten, zu Boden geworfen und halb verschüttet, rafft sich augenblicklich empor. Wieder dringt er an der Spitze der Seinen voran, durch Rauch und Flammen, durch die, bald rechts bald links, auffliegenden Minen, bis endlich nach dreizehnstündiger Blutarbeit, deren Schrecken der nächtliche Kampf noch erhöht, die emporsteigende Morgensonne das siegreiche Christenbanner auf der äusseren Hauptmauer begrüsst. Diese wird behauptet, ihre Eroberung aber hatte dem Heere zweitausend neunhundert Mann, darunter allein achthundert Bayern gekostet.

Nun ward bekannt, dass der Grossvezier mit 60,000 Streitern zum Entsatze heranrücke. Mit erneutem Eifer wütheten Minen und Geschütze gegen die zweite Mauer. Ein wiederholter Sturm der Bayern am 30. August ward abgeschlagen. Oberst Rummel und vierhundert Mann sind dessen Opfer.

Endlich wurde für den zweiten September der Hauptsturm anberaumt. Um 6 Uhr Abends gaben sechs Kanonenschüsse das Zeichen. Von allen Seiten wälzten sich gleich ungeheuren ehernen Schlangen die Sturmcolonnen heran, von allen Seiten schmetterten die Trompeten, wirbelten die Trommeln zum Angriff. Nun vermochte kein fernerer Widerstand mehr die durch den langen Kampf und die schweren Verluste wüthend gemachten Christen zurückzuhalten. Wälle, Schanzen, Brustwehren wurden überstiegen, Pallisaden und Sturmpfähle gesprengt und niedergehauen; nebst dem Ungarnführer Petnehazy ist Max einer der ersten über der Mauer, einer der ersten in der Hauptstrasse der eroberten Stadt. Von allen Seiten fluthen nun die Christen herein, kämpfend, mordend. Vergebens suchen die Führer dem allgemeinen Rache-Gemetzel ihrer Leute Einhalt zu thun. Noch halten die Janitscharen Stand, in ihrer Mitte der Vezier. Als ihn, der schon mehrfach verwundet, eine Kugel todt zu Boden streckt, endet hier jeder Widerstand. Noch hält sich das Schloss. Auch dieses ersteigt, vom Herzog von Croy unterstützt, der Kurfürst mit seinen Bayern. Die Türken werfen ihre Waffen weg und werden verschont.

Als der Grossvezier von einer nahen Höhe aus alles verloren und die Christenfahne auf dem höchsten Bollwerk ihre majestätischen Schwingen entfalten sah, wandte er sich eilends zum Rückzug. Sechstausend Reiter, Brandenburger, Bayern und Ungarn wurden ihm nachgeschickt. Sie brachen in die Flanken seiner angsterfüllten Haufen, und

zersprengten sein bedeutendes Heer so, dass er nur einzelne Trümmer desselben zurückzuführen vermochte.

Jn der neugeweihten Marienkirche brachte Aviano dem Herrn das Dankopfer des gesammten Heeres für die Wiedereroberung der Hauptstadt Ungarns, welche fünf Menschenalter hindurch unter dem Halbmond geseufzt.

Das Bild, mit dem treuen Porträt des Kurfürsten aus jener Zeit, hat Vischer gemalt.

58. Max Emmanuel erobert Belgrad als Oberfeldherr der kaiserlichen, bayerischen und Reichstruppen 1688.

Sieg auf Sieg krönte fortan Max Emmanuels Fahnen. Der Heldenjüngling war der gefürchteste Gegner der wilden Osmannen geworden, die vor ihm wie bald darauf vor seinem schwedischen Vetter Karl XII. zitterten, und wo er erschien unter dem Gebrülle „der blaue König, der blaue König“ vor dem Blitzen seines breiten Schlachtschwertes die Flucht ergriffen.

Mit wechselndem Glück begann der Krieg des siebenundachtziger Jahres, bis es endlich am Montag nach Laurentius Tag zu der entscheidenden Schlacht von Mohacs kam. Sie begann Nachmittags drei Uhr an demselben Orte, in demselben Monat, wo vor einhundert ein und sechzig Jahren, nur siebzehn Tage später, Ludwig der letzte Jagjellone Sieg und Leben verlor, worauf dann der grosse Soliman fast ganz Ungarn unter sein Joch beugte. Karl von Lothringen und der Kurfürst befehligten das Heer. Von beiden Seiten wurde auch hier mit gleicher Ausdauer, mit gleicher Hartnäckigkeit gefochten, und erst die untergehende Sonne des langen Sommertages beschien die vollständige Niederlage, welche deutsche Kriegskunst über die anfangs unbezwingliche Wuth der Moslim errang. Ludwig von Baden, der erst vierundzwanzigjährige Eugen von Savoyen, der tapfere Caraffa, welcher leider seinen Namen durch das Blutgericht von Eperies auf ewig geschändet, wetteiferten in Aufreibung der Spahis und Janitscharen. Dem Kurfürsten, wie gewöhnlich an der Spitze der Seinen, deren diessmal fünfzehntausend im Heere des Kaisers stritten, waren Hut und Kleider von Kugeln zerfetzt worden, und ein Schuss tödtete ihm das Pferd unter dem Leibe als er eben auf des Grossveziers Zelt heransprengte. Zwanzigtausend Türken lagen auf dem Schlachtfelde als Sühnopfer für die zweiundzwanzigtausend Ungarn, welche in jener unglücklichen Schlacht vergebens für die Freiheit ihres Vaterlandes das Leben geopfert. Die Christen hatten kaum tausend Mann verloren, blieben Herren des feindlichen Lagers mit einer Beute von mehr denn fünf Millionen Thalern.

Den strahlendsten Ruhm jedoch erwarb sich der Kurfürst im folgenden Jahre durch die Erstürmung von Belgrad. Diese starke Festung, der Schlüssel Ungarns, beherrscht den Hauptübergang über die an ihren Wällen wohl eine Stunde breit majestätisch dahin fluthende Donau. Waren auch die meisten übrigen Festen Ungarns gefallen, ehe sie nicht in der Gewalt der Christen, stund den Ungläubigen stets die Pforte des reichen Landes offen. Und diesen höchsten Preis des sechsjährigen Kreuzzuges errang Max Emmanuel an der Spitze des drei und fünfzig tausend Mann starken Reichheeres. Ihm war nach Karl von Lothringens Erkrankung der Oberbefehl übertragen.

Nachdem die Sau unter unsäglichen Mühen überschritten, rückte der Kurfürst am 11. August vor die Stadt, welche, verlassen von den meisten Bewohnern, neuntausend Vertheidiger einschloss. Am 29. waren alle Batterien fertig und begann das Feuer. Eugen hatte nach vier Tagen, im hitzigsten Gefecht, den äussern Grabenlauf gewonnen, war aber dabei schwer verwundet worden, und hatte so für diese Ernte seinen Lorbeer weg. Am 6. September Morgens um 9 Uhr begann von fünf Seiten der Hauptsturm. Emmanuel, d. h. „Gott mit uns“ war die Losung. Mit Heldenmuth ward gekämpft. Ein Scharffenberg, ein Fürstenberg und ein Auersberg fallen auf derselben Bresche, einer an des andern Platz tretend. Dieser, und so vieler andrer Tapferer Tod, entflammte die Wuth der Stürmenden. Nichts achtend, ohne Zuruf, ohne Aufmunterung von brennender Rache getrieben, stürzen sie vorwärts und sind endlich im Besitz der ersten Mauer. Da starrt ihnen eine zweite, höhere, von Graben und Wall umgebene, mit Sturmpfählen geschützte, und hinter derselben zahlreiches, zum Verzweiflungskampfe entschlossenes Volk entgegen. Schauder vor der unvermeidlichen Nothwendigkeit eine Anstrengung zu steigern, die kaum mehr der Steigerung fähig, hemmt ihren Fuss. Sie stocken. Aber nur einen Augenblick überlässt sie der „blaue König“ der Wahl zwischen Sieg oder Tod. Er springt unter dem lauten Ruf: „Brüder, Brüder nur mir nach!“ der erste in den Graben, ihm folgt der nächste, Guido von Stahremberg. Ein Pfeilschuss verwundet ihm Wange und Schulter; das hält ihn nicht auf; rastlos vorwärts, jedes Hinderniss verachtend, dringt er an der Spitze der Tapfern die ihm gefolgt. Da fehlen die Sturmleitern um den gefütterten Graben, die steile Mauer zu erklimmen. Neue Stockung. Zu allem Glücke erblicken die Soldaten ein jener angebautes Haus, in dem Hirsche gefüttert wurden. Rasch war es abgedeckt, das Gebälke führt auf die Höhe, Andere kriechen durch die Schiessscharten. Oberst Pechmann, der Führer des bayerischen Leib-Regiments, ist der erste auf der Mauer; dafür setzt ihm Leopold die heilige Krone Ungarns in sein Wappenschild.

Gleich tapfer hatten an der Spitze der beiden andern Colonnen

Prinz Karl von Commercy und der erfahrene Bussy de Rabutin, der uns in seinen Memoiren so viele interessante Züge jener Kämpfe aufbewahrt, so wie der kaiserliche Oberst Heusler mit seinen Dragonern gestritten. Ihre Heerhaufen strömten endlich durch die, mit Petarden gesprengten Thore in die Strassen der Stadt, in denen jetzt ein grässliches Blutbad beginnt. Bewaffnete und Wehrlose fallen dem Racheschwert der Sieger, und von dreizehntausend Häuptern konnten die Feldherrn trotz allen Verboten, Drohungen, Bitten und persönlicher Anstrengung kaum Tausend retten. Von der Besatzung waren nur zweihundertfünfzig mehr am Leben, unter ihnen der Pascha Ibrahim und der Janitscharen-Aga. Sie waren sämmtlich in die Citadelle geflohen, in welcher die christlichen Sklaven lagen. Hier steckten sie weisse Fahnen aus, stellten jene in drei Reihen und flehten, hinter ihnen knieend, um ihr Leben. Es ward ihnen geschenkt. Der Pascha warf sich hierauf dem Kurfürsten dankend zu Füssen, und bat, dass er ihm mit dem Leben auch die Gnade gewähren möge, ihn keinem Ungar oder Walachen, sondern einem Deutschen als Sklaven zu überlassen. Der sprach: „Wir Deutsche sind nicht gewohnt unsre Gefangenen so tyrannisch zu behandeln wie ihr Türken. Obgleich du dasselbe Loos verdientest, will ich doch deine Bitte gewähren und sende dich an den Kaiser selbst zu ehrenvoller Haft.“

Es hiess damals im Lager, dass der Kurfürst um jeden Preis an demselben Tage die Stadt habe erobern wollen, weil er desshalb eine namhafte Wette mit dem Herzog von Mantua eingegangen. Ueberdiess war der wiedergenesene Herzog von Lothringen zur Uebernahme des Oberbefehls eingetroffen, dem Max Emmanuel die Ehre dieser glorreichen, aber theuer erkauften Waffenthat nicht überlassen wollte. Belgrads Eroberung hatte den Christen 2500 Todte gekostet. Dank der Unfähigkeit der Perücken des Wiener Hofkriegsrathes war die so überaus wichtige Festung zwei Jahre später wieder in den Händen der Ungläubigen. Kiuprili der Grossvezier errang sie mit dem Opfer von neuntausend der Seinigen. Dem schwachen Reste der Besatzung, kaum fünfhundert Mann, gelang es zu entfliehen.

Unter den Mauern der eroberten Feste hatte der Kurfürst eine türkische Friedensgesandtschaft empfangen. Sie scheiterte an den übertriebenen Forderungen des Kaisers und so spann sich der Krieg noch eilf lange Jahre bis zum Karlowitzer Frieden 1699 fort, der Leopold ganz Siebenbürgen und alle Festungen Ungarns gewann.

Nun das Schwerste gethan, verliess Max Emmanuel den Kampfplatz. Er, der dem Kaiserhause in den sechs Türkenzügen das Leben von 32,000 Bayern und an dreissig Millionen geopfert, hatte nichts weiter erhalten als einige Fahnen und Gezelte und ein paar hundert Gefangene, welche in München den, noch heute nach ihnen benannten

Graben auswerfen mussten.*) Von all dem Glanze, der des Vaters wohlgefüllten Schatz verschlungen und die Steuern im Lande verdoppelt hatte, blieb diesem nichts, als der von Amigoni, Martin und Beich gemalte herrliche Victoriensaal in dem jetzt verödeten Schleissheim.**)

Den Kurfürsten und seine Tapfern rief der Kaiser zur Vertheidigung der Westgränze des schwer gefährdeten Reiches. Hier waren nämlich die Banden des allerchristlichsten Königs, der die wachsende Macht Habsburgs fürchtete, und sich zu dessen Unterdrückung mit dem Halbmond verbündet hatte, unter den nichtsnutzigsten Vorwänden hereingebrochen und hatten genau in denselben Tagen, in denen Max Emmanuel, umgeben von Hunderten der edelsten Söhne Frankreichs, das Kreuz auf die Zinnen Belgrads pflanzte, in der Pfalz und am Rheine hinab in einer Weise gewüthet, wie seit den Tagen der Ungarn und Normannen-Einfälle in deutschen Landen nicht mehr erhört worden. „Gehe" sagte Ludwig zu seinem Sohne, „und zeige Europa, dass man bei meinem Tode nicht merken soll, der König sei gestorben." In ewigem Andenken ist der Tag, an dem der Befehl ausging so viele blühende Städte und Dörfer zu verlassen, weil das Heer Auftrag habe, das Land zu verbrennen. Und das war wohl überlegt, keine Wirkung der Kriegsfurie, denn kaltblütig bemerkte Hénault: „der König hat die Pfalz ausbrennen lassen um durch eine Wüste seines Reiches Gränze zu decken." So gingen Frankenthal, Worms, Speier, Heidelberg und Mannheim, mehr denn zwölfhundert Flecken und Dörfer in Rauch auf oder wurden auf das Unbarmherzigste gebrandschatzt; die unerhörtesten Gräuel verübt. In Heidelberg ward das herrliche Schloss in die Luft gesprengt, in Speier der prächtige Dom ausgebrannt, die Gräber unsrer ehrwürdigen Kaiser aufgesprengt und deren Asche von den, vergebens nach Schätzen wühlenden Banditen, in die Luft gestreut. Das fruchtbare blühende Land war weitum eine von Trümmern und Leichen erfüllte Wüste. Noch achtzig Jahre später sah man allerorten Ruinen und halbeingestürzte Ringmauern, und noch bis auf diesen Tag mahnen sie die Deutschen an den Fluch ihrer innern Zwietracht und politischen Zerrissenheit. Nun ward endlich der Reichskrieg gegen Frankreich erklärt und an die Spitze des Heeres der Kurfürst und Karl von Lothringen aus Ungarn abgerufen. Dort übernahm Eugen den Oberbefehl.

Das sehr gelungene Bild der Erstürmung Belgrads hat Hauschild gemalt.

*) Sie, gleich den Soldaten menagirend, kamen einmal weinend zum Kurfürsten und klagten, dass man sie wie Thiere behandle und zwingen wolle, Gras zu fressen. Man hatte ihnen Salat vorgesetzt.

**) Der greise König Ludwig I. lässt es wieder neu und prächtig herstellen. Aber die Tage seines Glanzes dürften doch auf immer dahin sein.

59. Max Emmanuel belagert Carmagnola in Piemont 1691.

Mit unerschütterlicher Treue hielt Max Emanuel zu Oesterreich, und alle Bemühungen Frankreichs, die glänzendsten Anerbieten seines Gesandten, des spätern Marschalls Villars in München, diese Treue wankend zu machen, blieben fruchtlos. So wies er den ihm befreundeten Villars, den treuen Genossen und Anordner seiner Prunkfeste, binnen vierundzwanzig Stunden vom Hofe, weil ihn derselbe im Auftrage Ludwigs mit Vorwürfen über seine Partheinahme gegen dessen Günstling, den Grafen von Fürstenberg im Kölner Wahlstreite zu bestürmen wagte. So nahm er 1689 mit allem Eifer und selbst dem Herzog von Lothringen sich unterordnend, an der Belagerung von Mainz theil, welches von den Franzosen eingenommen, erst nach hartnäckiger Vertheidigung und mehreren Stürmen, bei denen der Kurfürst, wie immer, an der Spitze der Seinigen focht, dem Marquis von Uxelles wieder abgerungen werden konnte.

Den stärksten Beweis seiner Anhänglichkeit an das Erzhaus aber gab Max durch die aufopfernde Thätigkeit bei der zu Augsburg am 24. Januar 1690 vollzogenen Wahl des erst zwölfjährigen Joseph, des ältesten Sohnes Leopolds, zum römischen König. Es schärfte den Zorn Ludwigs XIV. um so mehr, dass er, der alles angewandt, um die Wahl seines eigenen Sohnes, des Dauphins, zum römischen Könige durchzusetzen, sehen musste, wie Max gegen den einen Schwager allerdings zu Gunsten des andern, mit aller Macht seines grossen Einflusses in die Schranken trat. Das Familienband mit Frankreich zerriss freilich ganz, als wenige Wochen nach jener Königswahl, unmittelbar nach den prächtigen Festen die dem Kaiserpaare und dem jungen Könige in München gegeben wurden, die Nachricht von dem Tode der Dauphine eintraf, welchen ihr der Gram über die Ausschweifungen ihres Gemahls und die steten Vorwürfe über den Abfall ihres Bruders vom französischen Interesse zugezogen.

Mit Wilhelm von Oranien, dem Erbstatthalter der Niederlande, dem ersten und letzten Könige dieses Hauses auf dem Throne Englands, war Max Emmanuel die Hauptstütze jenes grossen Bündnisses wider Ludwigs XIV. Uebermacht und Uebermuth, dem fast ganz Europa, Dänemark, Schweden, Spanien und die deutschen Fürsten beitraten. Daher ward ihm auch, als Karl von Lothringen in Wels verblich, das Commando der 70,000 Mann starken, erbärmlich zusammengesetzten Reichsarmee übertragen. Sie focht am Rheine und in den Niederlanden, aber die Siegesgöttin war allerorten mit den Franzosen, deren Feldherr, der Marschall von Luxemburg, den Deutschen, Engländern und Holländern bei Fleurus eine schwere Niederlage bereitete. Der Dauphin überschritt mit einem andern Heere den Rhein, und zwang den Kurfürsten von

seinem Einfalle in die Franche Comté abzustehen. Dabei ward der Zustand des Heeres von Tag zu Tag schlechter, nie hatte es die gesetzliche Zahl von 120,000 Mann erreicht gehabt, zuletzt zählte es nur mehr achtzehn schwache Regimenter. Im Unmuth über solche Misere legte Max das Commando nieder, liess aber seine Truppen, ohnehin den Kern des Ganzen, noch bis zum Winter am Rheine stehen.

Eine Conferenz mit König Wilhelm im Haag, der auch viele Reichsfürsten beiwohnten, vertheilte die Rollen für das Jahr 1691. Der Kurfürst, welcher zu dem neuen Zuge den dritten Mann aufgeboten, übernahm den Auftrag, mit fünf bayrischen und sieben kaiserlichen Regimentern dem Herzog von Savoyen zu Hilfe zu ziehen, dem die Franzosen in's Land gefallen waren. Im August hielt Max begleitet von dem Herzoge und dem Prinzen Eugen von Savoyen seinen festlichen Einzug in Turin, anfangs September ging er mit ihnen zum Heere, welches 40,000 Mann stark, bei Carignan am Po stund. Ihm gegenüber Marschall Catinat. Der Kurfürst, begleitet von Eugen, dehnte eines Tages seine Recognoscirung so nahe gegen die feindlichen Posten aus, dass der neben ihm reitende Marquis de Montana erschossen wurde. Nun rückte das Heer vor das feste Carmagnola. Hier geschah es, dass der Marquis du Plessis, voll französischer Galanterie, einen Offizier an den Kurfürsten sandte, um ihn zu fragen, wo sich sein Zelt im Lager befinde, damit es von feindlichen Kugeln verschont bleibe. Nicht minder chevaleresk erwiderte Max: „Sagen Sie Ihrem General meinen Dank; mein Zelt steht allerorten im Lager." Nach zweimonatlicher Belagerung ergab sich du Plessis gegen freien Abzug.

Hatte auch dieser Feldzug keine grossartigen Folgen, so gelang es doch dem Kurfürsten, Savoyen festzuhalten und dem vielerfahrenen Catinat Achtung vor seinem Feldherrntalent abzudringen. Bei Beginn des Winters eilte er, dessen Jahr regelmässig zwischen Kriegs- und Freudenlärm getheilt war, in Begleitung Eugens zu dem, damals eben so berühmten als besuchten Carneval nach Venedig, den er fast jedes Jahr zu besuchen pflegte.

Das Bild ist, mit allzudeutlichem Hervortreten „der Nachempfindung" eines bekannten Holzschnittes von Schwind, von Benz gemalt. Leider meinte der Künstler den Forderungen einer angeblichen Farbenharmonie die Wahrheit zum Opfer bringen zu müssen, und kleidete den Kurfürsten in einen weissen Rock, den derselbe nie getragen.

60. Max Emmanuels Einzug in Brüssel als Statthalter der spanischen Niederlande für König Karl II. 1692.

Während des Venediger Aufenthalts vollzog sich eine merkwürdige Wendung in den Lebensschicksalen Max Emmanuels. Kaum hatte er sich

einige Tage dem Taumel der Lust überlassen, als am 10. Dezember 1691 der spanische Oberst Puenmayor als Abgesandter des jungen, aber an Geist und Körper schwachen Königs Karl II. erschien, um dem Kurfürsten das Gouvernement der spanischen Niederlande anzutragen; mit unbeschränkter Vollmacht, selbst ohne der katholischen Majestät zur Anfrage oder Rechenschaft verpflichtet zu sein. König Wilhelm mochte diesen einflussreichen und einträglichen Posten — er genoss einen Jahresgehalt von 900,000 spanischen Thalern, mehr denn zwei Millionen Gulden — den ihm befreundeten, tapfern Herrn erwirkt, und die Rücksicht, dass jene Lande ohnehin nach Karls II. kinderlosem Tode dem Kurfürsten zufallen sollten, und er also jetzt schon gleichsam in den Besitz derselben gesetzt werde, jede andere überwogen haben. Der kriegerische und prachtliebende Max trug kein Bedenken, das lockende Erbieten anzunehmen. Nachdem die Regierung in Bayern geordnet, eilte er in die Niederlande und hielt, auf seinem Wege den Rhein hinab allerorten gefeiert und bewirthet, am 26. Mai unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken seinen festlichen Einzug in Brüssel, bewillkommt von dem tausendstimmigen Jubelruf des Volkes. Aus dem Portale von St. Gudula, wohin er zuerst seinen Weg nahm, trat ihm die zahlreiche Geistlichkeit, der Bischof von Mecheln an der Spitze, mit Fahnen und brennenden Kerzen im feierlichen Zuge entgegen, geleitete ihn in die Kirche, und stimmte dort das Tedeum an. Von da fuhr er in einem ganz vergoldeten Prunkwagen, den ihm der Stadtrath zum Willkomm verehrt, in seinen Palast, an dessen Thoren ihn der bisherige Statthalter Marquis von Gastany an der Spitze des Hofes empfing und den reich mit Juwelen besetzten, auf 10,000 Thaler gewertheten Commandostab überreichte. Goldne und silberne Münzen wurden auf dem ganzen Zuge unter das Volk geworfen, alle Schuldgefangenen, welche aus ihrem Gefängnisse, der Trauerberg genannt, bei seinem Vorüberkommen eine Bittschrift herabgelassen, löste er aus, und schenkte überdiess jedem noch eine Pistole, und die ihm weiters noch vom Stadtrathe überreichten 30,000 Thaler vertheilte er unter die spanischen Soldaten der Garnison.

Die neue Stelle des Kurfürsten mochte in der Seele Leopolds die Furcht erwecken, dass sich nun neben der französischen und österreichischen Parthei die am Hofe des kinderlosen Karls II. zu Madrid stets um den Einfluss stritten, eine gefährliche, ihm feindliche bayrische bilden möchte. Sein Herz begann gegen Max zu erkalten, doch kam es, so lange die sanfte Dulderin, Maria Antonia, des Kaisers liebste Tochter lebte, nicht zum offenen Bruche. Zwei Prinzen, welche sie dem Kurfürsten geboren, waren schon in der Kindheit gestorben. Nun fühlte sie sich zum drittenmale Mutter, und genas zu Wien, wo sie seit ihres Gemahls Aufenthalt in den Niederlanden lebte, am 28. Oktober eines dritten Prinzen, der

den Namen Joseph Ferdinand erhielt. Diesem freudigen Ereigniss folgte nur zu bald um so tieferes Leid. Kaum zwei Monate später lag die Kaisertochter, hingerafft von den Folgen der Entbindung in der Gruft bei den Kapuzinern in Wien. Sie starb, fern von ihrem Gatten, der sich aus dem Brüsseler Freudentaumel nicht loszureissen vermochte. Mit ihr ging sein guter Genius dahin. Das Kind, der Träger so vieler Hoffnungen, ward erst bei dem Grossvater, dann in München erzogen.

Mittlerweile hielt Max Emmanuel seinen üppig leichtfertigen Hof zu Brüssel, an dem es, wie es in Bayern hiess, „zuging wie im ewigen Leben.“ Er beschäftigte und belohnte königlich Maler, Schauspieler und Sänger, sog aber dabei seine treuen und geduldigen Unterthanen aus bis aufs Blut, so dass diese seufzend klagten: „Der Kurfürst brockt den Niederländern sein Bayern ein“. Der schöne und feurige Mann, mit der leichten majestätisch-edlen Haltung, in dem fürstlich reichen, sorgfältig gewählten Gewande, der das Geld mit vollen Händen wegwarf und nichts zu kostbar. nichts zu theuer findend, in Brüssel ein klein Paris hervorzauberte, war natürlich bald der Liebling aller, der Männer wie der Weiber. Abentheurer aller Art, ziemlich oft wechselnde Pariser Theater-Damen, die ihm auch seine Staatsgeheimnisse abzuschmeicheln und theuer zu verwerthen wussten, dann das hohe Spiel, in dem er mit gebührender „largesse“ zu verlieren verstand, verschlangen ungeheure Summen.*) Eine jener Phrynen führte ein förmliches Tagebuch über seine Liebesavantüren, und Sassenage erzählt in seinen Memoiren, dass an einem einzigen Abende ein junger Officier, Namens Dussarsan, der gegen den Kurfürsten pointirte, ihm drei Hüte voll Pistolen abgewonnen. Schulden häuften sich auf Schulden, selbst die Reichskleinode mussten bei den Amsterdamern verpfändet werden.**) Dabei dauerte der Krieg am Rhein und in den Niederlanden, in Savoyen, Spanien und auf allen Meeren fort. Noch hielt Max Emmanuel treu am Erzhause, er fehlte nicht auf den Schlachtfeldern in den Niederlanden und so theilte er denn auch mit 6000 Bayern die Niederlagen König Wilhelms von England bei Steenkirchen und Neerwinden. In letzterer Schlacht führte er den rechten Flügel des hinter Schanzen aufgestellten, aus Engländern, Hannoveranern, Bayern und Brandenburgern bestehenden Heeres. Da, als schon alles um ihn Tod oder Flucht war, stund er noch allein mit den Deutschen auf der blutigen Wahlstatt. Kugeln hatten ihm den Commandostab aus der Hand gerissen und sein Gewand zerfetzt. Mit Gewalt wollte er den Sieg bannen und erst als die Schwadronen

*) „Man wollte wissen, dass er jährlich an die 7 bis 8 Millionen daselbst aufgehen lassen“ heisst es in (Finsterwalds) Germania princeps.

**) Erst Karl Albert löste sie 1740 mittels eines Landanlehens von 1,500,000 Gulden aus.

Villars hinter ihm weg die fliehenden Briten verfolgten, befahl er den Rückzug.

Kurze Ermattung des Kampfes nach jenen blutigen Schlachten gönnte dem Kurfürsten Zeit, um die schöne, achtzehnjährige, aber bitterböse Therese Kunegunde, die Tochter des Polenhelden Sobiesky zu werben, die denn gar bald, zum Aergerniss der immerhin noch ehrbaren Deutschen, eine wahrhaft polnische Wirthschaft in des Wortes verwegenster Bedeutung in ihrer Umgebung etablirte. Sie ward ihm am 2. Januar 1695 in Wesel angetraut und eilte an seiner Seite sogleich zu dem lustigen, ihrem Temperament so ganz zusagenden Carnevals-Leben in Brüssel.

In demselben Jahre begann der Krieg mit der Belagerung des von den Franzosen besetzten Namur. Der hartbedrängten Festung eine Diversion zu machen, bombardirte Villeroy Brüssel, wo sein Feuer grosse Verheerung anrichtete und die junge Kurfürstin, welche bereits guter Hoffnung war, vom Schrecken so ergriffen wurde, dass eine Fehlgeburt ihr Leben ernstlich in Gefahr brachte.

Es war dieses die letzte bedeutende That des sogenannten orleanischen Krieges, der sich noch ein paar Jahre ohne besondere Energie fortschleppte. Im Herbste des Jahres 1697 kam es in Ryss-wik — der Volkswitz hatte den Ort wegen der herben Verluste für das Reich in Reissweg umgetauft — zum Frieden.

Das Bild, den Einzug Max Emmanuels in Brüssel darstellend, eines der gelungensten und farbenprächtigsten der Gallerie, ist von der Hand von Heckel's.

61. Tod des Prinzen Joseph Ferdinand, des sechsjährigen Sohnes des Kurfürsten und ernannten Erben Spaniens 1699.

Karl II. von Spanien war in zwei Ehen kinderlos geblieben. Die Frage, wer sollte nach des immer schwächer werdenden Monarchen Hinscheiden Herr des grössten Reiches der Christenheit sein, beschäftigte alle Höfe Europa's. Sein Erbe konnte nur unter den Nachkommen seiner beiden bereits verstorbenen Schwestern gesucht werden. Die ältere derselben, Maria, war an König Ludwig XIV., die jüngere, Margaretha, an Kaiser Leopold vermählt. Nach spanischem Reichsgesetze wäre ein Nachkomme Maria's, als der ältern, unbestrittener Nachfolger gewesen, wenn diese nicht bei ihrer Vermählung feierlichst auf die Erbfolge Verzicht geleistet hätte. Freilich wandte man in Versailles ein, dass dieser Verzicht ihren Nachkommen nicht schaden könne, da ja deren Recht nicht von der Mutter herrühre, sondern auf dem Grundgesetze Spaniens fusse. Von Margaretha, der jüngern Schwester war kein Prinz, sondern nur eine Tochter, Max Emmanuels Gemahlin

Maria Antonia, vorhanden und von dieser nur ein Sohn, der Kurprinz Joseph Ferdinand. War daher die Verzichtleistung der Gemahlin Ludwigs XIV. gültig, so war dieser Prinz der unzweifelhaft berechtigte Erbe. Aber Leopold wollte mit Recht das alte Hausgut Habsburgs, wie es einst ungetheilt sein grosser Ahnherr, der fünfte Karl besessen, jetzt, nach dem Erlöschen der ältern spanischen, der jüngern deutschen Linie erhalten. Er berief sich darauf, dass ja seine Tochter bei ihrer Vermählung mit dem Kurfürsten ihrer Rechte auf Spanien gleichfalls entsagt habe, und davon nur die spanischen Niederlande ausgenommen wurden, welche auch nach Karl II. kinderlosem Tode sogleich an sie oder ihre Erben fallen sollten. Dagegen machte er die Abstammung seines Gesammthauses, und das näher liegende, von seiner eigenen Mutter Marianne, der Tochter Philipps III. herrührende Recht geltend, welcher durch Ehevertrag und Testament die eventuelle Thronfolge verbrieft worden war.

Intriken spielten nun hin und her. Durch sie war es allerdings Leopold schon 1693 gelungen, Karl II. zu einem Testamente zu bestimmen, welches die Monarchie seinem jüngern Sohne Karl zuwandte. Noch aber fehlte mit dem festen Entschlusse dessen Ausfertigung. Ludwig XIV. suchte dagegen den Kurfürsten durch den Marquis von Sassenage, der in seinen interessanten Memoiren so grelle Streiflichter auf das Privatleben Max Emmanuels fallen lässt, im Interesse Frankreichs zu bearbeiten und es gelang durch mehrfache Enthüllungen der ihm feindlichen Praktiken des Erzhauses ihn diesem mehr und mehr zu entfremden.

Mittlerweile waren zu Madrid die Maulwurfsarbeiten der Kabale im lustigsten Zuge. Graf Harrach, der Gesandte Oesterreichs, im Verein mit der Königin, der pfalzneuburgischen Marianne, einer Schwester von Leopolds dritter Gemahlin Eleonore, der Kardinal Portocarrero, der Kapuziner Gabriel und die alte Hofdame Berlepsch drängten fleissig im Interesse Habsburgs. Dagegen minirte der feine Marquis von Harcourt, der französische Ambassadeur, dessen Beutel jedem Spanier offen stund, um so erfolgreicher für seinen König und war nahe daran, das intendirte Testament für Karl, den zweiten Sohn des Kaisers völlig in die Luft zu sprengen und ein anderes zu Gunsten des Dauphins zu erlisten. Da empörte den kranken König die Nachricht, dass es, unter Leitung Wilhelm III., der damals als Beschützer der europäischen Freiheit jede Uebermacht eines Einzelnen abzuwehren strebte, Frankreich, England und den Generalstaaten beliebt hatte, 1698 im Haag einen förmlichen Theilungsvertrag seiner Monarchie fest zusetzen, den ihm Graf Monterey in Abschrift vorlegte. Portocarrero, der schon früher dem unklugen Drängen Oesterreichs, das einstweilen Mailand als Statthalterschaft für Erzherzog Karl eingeräumt wünschte, mit

den Worten entgegentrat: „Euch ist es nur um Italien zu thun, das arme Spanien liegt euch wenig am Herzen", wusste nun, von wahrem Patriotismus erfüllt, im Verein mit den Dominicanern Diaz und Moreto, den an Geist und Körper halbtodten Herrn zur endlichen Abfassung eines Testamentes zu bringen, welches den Kurprinzen zum Erben der ganzen Monarchie ernannte; der Vater sollte auf Lebenszeit als Generalvikar die Niederlande verwalten.

Diess geschah im April des Jahres 1698. Eine spanische Gesandtschaft, an ihrer Spitze der Marquis von Bedmar, erschien gegen Ende desselben Jahres und verlangte baldigen Aufbruch des jungen Erben in sein neues Vaterland, damit das Volk noch vor dem Ableben des Königs seinen künftigen Herrscher kennen lerne. Der Kurfürst liess den siebenjährigen Prinzen alsbald von München kommen. Die Reise wurde mitten im Winter unternommen und Joseph Ferdinand, bereits Prinz von Asturien genannt und mit königlichen Ehren umgeben, langte gesund und wohlbehalten in Brüssel an. Indessen hatten vierundzwanzig spanische Schiffe auf der Rhede von Amsterdam Anker geworfen um den dereinstigen Beherrscher dreier Welttheile nach seiner künftigen Heimath zu geleiten. Da erkrankte am letzten Januar 1699 plötzlich der Prinz. Man glaubte die Blattern im Anzuge, es zeigte sich Reiz zum Erbrechen, den einige Aerzte befördern wollten; dem aber widersetzte sich hartnäckig der Leibarzt Don Louis; „Man solle" so befahl er „bei der zarten Natur des Kindes dieser ihren Lauf lassen". Aber der Knabe ward immer schwächer, und erlag endlich am siebenten Tage unter steten Zuckungen und Ohnmachten. Dieses furchtbare „Mene tekel", hereinbrechend in den Brüsseler Vergnügungsrausch, schmetterte Max Emmanuel nieder. Er zerriss verzweifelnd seine Kleider, zerwühlte den künstlichen Haarbau und warf sich wieder und wieder über seinen Sohn mit dem unausgesetzten Jammerrufe: „O mein Gott, nimm mich aus der Welt und erhalte meines Sohnes Leben!" Ohnmächtig wurde er von der Leiche entfernt, willenlos nach dem nahen Schlosse Veurne gebracht. Der entseelte Körper ward nicht untersucht. In der Gruft von St. Gudula wurde die Macht- und Ruhmeshoffnung des trostlosen Vaters dem Staube zurückgegeben. Vierzig Tage nach dem Prinzen starb auch sein Hofmeister Graf Tattenbach eines raschen Todes.

Kannte der Kurfürst die verhängnissvollen Worte, die einst der holländische Gesandte Kinschot zu der berühmten hessischen Amalie, der Wittwe des muthmasslich vergifteten Landgrafen Wilhelm gesprochen: „Ce sont les maximes de la maison d'Autriche de faire mourir tous ceulx, qui les empêchent qu'ils ne parviennent point à leur prétendue Monarchie et Tyrannie"? Gewiss ist, dass die vielen Franzosen an seinem Hofe nur dahin wirkten, seinen Verdacht zu bestärken. So

äusserte der ihm nahe stehende Sassenage in seinen Memoiren, noch vorsichtig genug: Er überlasse es den Astrologen zu untersuchen ob der Prinz eines natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben und fährt dann bedeutungsvoll fort: „La cour de France ensçait le secret peutêtre mieux que personne", und was dieser Hof dachte, verräth uns die ehrliche Herzogin von Orleans, wenn sie ein Jahr vor ihrem Tode schreibt: „Im kaiserlichen Rath ist man gar nicht scrupulos auf solche Sachen, ohne des Kaisers Willen schicken sie die Leute in die andere Welt". Der leichtsinnige und leidenschaftliche St. Simon hingegen schrieb unumwunden: „Niemand zweifelt, dass die That durch Einwirkung des Wiener Kabinets geschehen". Endlich war der Kurfürstin Mutter eine Tochter des Marquis de la Grange, Hauptmanns bei den Haustruppen des Herzogs von Orleans und Kunegunde desshalb ganz in Frankreichs Interesse. Genug, der grässliche Verdacht war in der Seele Max Emmanuels so festgewurzelt, dass er Oesterreich und besonders dessen Gesandten in Madrid, den Fürsten von Waldeck laut und offenbar der Vergiftung seines Sohnes bezichtigte. Der Kaiserhof, vielleicht in Erinnerung des Spruches „qui s'excuse s'accuse" schwieg, suchte aber durch Lamberty den Verdacht auf Versailles und die gerade damals in der Pariser haute volée so berüchtigten Successions Pulver zurückzuschleudern.

Sagt nun auch der über den Wiener Hof tief erboste Hormayr: „Stets hat das Volk das Ausserordentliche, das Abenteuerliche am liebsten geglaubt. Wenn aber binnen weniger als neunzig Jahren drei solche Todesfälle 1699, 1777*) und 1784**) und gerade in so peremptorischen Augenblicken auf einander folgen, da wird der Wahn ansteckend und der Klügste verfällt dem Pöbelwitz"***); wir schliessen mit den Versen des alten John Webster, mögen sie nun in die Wiener Hofburg oder nach Versailles weisen:

„Und wer bürgt denn dem Mächtigen dafür,
Dass keines Teufels Hand, ruchlos geschäftig,
In seinem Aug' des Wunsches Schein erspähend,

*) Todesjahr Max III., des letzten der ältern Ludwigischen Linie, der aber notorisch an den Pocken starb.

**) In diesem Jahre starb ganz plötzlich der einzige, achtjährige Sohn des Herzogs Karl von Zweibrücken, des bestimmten Erben der pfalzbayerischen Lande nach Karl Theodors kinderlosem Abgange. Rasch war das Volk bereit, den, wegen seines brutalen Auftretens allgemein verhassten Gesandten Oesterreichs in München, den Grafen Lehrbach, des heimlichen Mordes zu beschuldigen.

***) Wer erinnert sich nicht an das, ebenso frevelhafte als sinnlose Pöbelgeschwätz von der vergifteten Brustnadel bei dem raschen Tode des unvergesslichen Königs Max II.? Ihm lagen sicher nur verschwommene Erinnerungen des Volkes an die Gerüchte zu Grunde, die in jenen trüben Tagen zur Zeit Max Emmanuels das Land durchzogen.

Die That, vor der selbst sein Gedanke schaudert,
Zur grauenvollen Wirklichkeit gestaltet?“ —

Das in Ausdruck und Kolorit höchst gelungene Bild ist von der Hand Gugel's.

62. Graf Arco opfert sich auf dem Zuge nach Tyrol für seinen Fürsten 1703.

Hatten Villars und später Sassenage's Einflüsterungen, eine Reihe von Gunstdamen und Ludwigs XIV. Millionen fleissig vorgearbeitet, die Freundschaft mit dem Erzhause immer mehr zu lockern, so riss der grässliche Verdacht, welcher in dem Herzen des tiefgebeugten Vaters an dem Grabe entstanden, das sich nun wieder über einer, und gerade der glänzendsten Hoffnungen Wittelbachs geschlossen, jedes Band des Vertrauens vollends entzwei. Aus dem aufopfernden Freunde Habsburgs war dessen erbittertster Feind geworden.

Nach dem Tode des Kurprinzen hatten abermals Frankreich und die Seemächte einen Theilungsplan vorbereitet. Der schlaue Ludwig stellte sich vollkommen einverstanden, insgeheim aber wurde König Karl, den dieser neue Eingriff in seine Rechte auf das Aeusserste erbitterte, von Frankreichs Anhänger, dem Kardinal Portocarrero so glücklich bearbeitet, dass er mit sterbender Hand am zweiten Oktober 1700 Philipp von Anjou, den erst siebzehnjährigen zweiten Sohn des Dauphins, zum Erben seiner ungetheilten Reiche einsetzte. Vier Wochen später ruhte der letzte spanische Habsburger im Escurial. Im Anfange des Jahres 1701 reiste der junge König in sein neues Reich; wenige Tage darauf verliess geheimnissvoll ein stattlicher Mann in einfachem Jagdkleide, nur von zwei Dienern begleitet, Versailles in entgegengesetzter Richtung. Und wieder einige Tage darauf am 7. Februar erschienen in ein und derselben Nacht vor allen festen Plätzen der spanischen Niederlande französische Truppen, 45,000 Mann an der Zahl, denen, als Vertretern des „rechtmässigen“ Königs ohne Widerstand die Thore geöffnet wurden. Philipp V. ward feierlich ausgerufen, der Kurfürst übergab an den Marquis von Bedmar die Statthalterschaft und reiste nach München zurück. Diess waren die Verabredungen, welche Max Emmanuel, denn er ist jener Jägersmann zu Versailles, persönlich mit Ludwig XIV. getroffen. Mit einer Menge der glänzendsten Versprechungen: Einem Königreich, aus den vordern Reichskreisen gebildet, erblichem Gubernium in den Niederlanden, reichen Subsidien, ja selbst der Kaiserwürde gekirrt, von seiner Gemahlin und fünf blühenden Kindern begleitet, traf er wieder in München ein. Allgemeiner Jubel empfing die Heimkehrenden; jeder Groll war vergessen, denn das Volk vergisst ja so leicht und rechnet nur mit dem Herzen.

Mahnungen auf Mahnungen folgten nun Seitens des Wiener Hofes, der natürlich den neuen König nicht anerkannte, sondern für den Erzherzog Karl die Waffen ergriff. In Italien begann unter Eugen der Kampf. Der Kurfürst aber erklärte im Verein mit Schwaben und Franken, dass dieser Krieg, nur ein Kampf zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg, das Reich nichts angehe, und nicht abermals ein Hauskrieg zum Reichskrieg erklärt werden dürfe. Er waffne, wie einst sein Vater, zum Schutze seiner Lande und bleibe neutral. Holland und England hingegen, obgleich sie Philipp anerkannt, schlossen sich, aus Furcht vor Frankreichs Uebermacht in so gefährlicher Nähe, an Oesterreich, ihnen folgten Pfalz, Sachsen mit Polen, endlich auch Schwaben und Franken. Hannover ward mit dem Kurhut, Brandenburg mit der preussischen Königskrone gewonnen. Diese und die 10,000 Mann Hilfstruppen, welche der neue König schickte, machten sich furchtbar bezahlt. Sie haben dem sonst so schlauen Oesterreich die Präponderanz in Deutschland gekostet. Nun wurde am 15. Mai der Reichskrieg von Frankreich erklärt und Max Emmanuel, im Namen des Reichs, peremptorisch zum Beitritt aufgefordert.

Der antwortete nach kurzem Schriftenwechsel am 8. September mit der Wegnahme Ulms', einer der stärksten Festungen des Reiches. Oberstlieutenant Pechmann hatte, mit nur vierzig als Bauern und Bäuerinnen verkleideten Soldaten, von dichtem Nebel begünstigt, das Günzthor überrumpelt, die Wache entwaffnet. Rasch sprengten die Dragoner von Fels, welche im Hinterhalte lagen, in die Stadt, ihnen folgten die Reiter von Monasterol und Santini, jeder einen Grenadier hinter sich auf dem Pferde. Ein kurzer Kampf mit den Bürgern, in dem der tapfere Pechmann fiel, endigte mit der Einnahme der Stadt. Auf Schloss Lichtenberg erharrte Max die Meldung: „Jacta est alea“ rief er siegesfreudig dem versammelten Hofe zu, „nun müssen wir vorwärts.“

Noch einmal schrieb der Kaiser ernst mahnend an Maximilian, Dieser erwiederte mit vollberechtigten Gegenforderungen, mit billigen Bedingungen. Leopold, zu karg und zu stolz, auch nur eine derselben zu bewilligen, erliess nunmehr am 29. November seine Mandate, welche Maxens und des, mit ihm der gleichen Politik folgenden Bruders, des Kurfürsten Joseph Clemens von Cöln Unterthanen von Eid und Pflicht entbanden. Sie waren erfolglos, Bayern hielt treu zu seinem angestammten Herrn. Dieser, durch einen aufgefangenen Brief des Kaisers, in dem er sich äussert, „der Kurfürst von Bayern wird noch dahin kommen, meine Pferde striegeln zu müssen“, aufs äusserste gereizt, rüstete nun, als die ersten Subsidien 500,000 Louis, eingetroffen, mit aller Macht. Das ganze Land glich einem Feldlager. Alle Pässe, alle Flussübergänge wurden befestigt und besetzt. Max selbst war allent-

halben, besichtigend, anordnend, ermunternd. Im Frühjahre 1703 stund ein wohlgerüstetes Heer von 30,000 Mann, aus 12 Regimentern Fussvolk und 9 Regimentern Reitern theils an der österreichischen, theils an der böhmischen Gränze. Alle streitfähigen Männer wurden unter die Waffen gerufen, jeder zehnte Mann aus ihnen hatte sich zu Ross in München zu stellen. Das waren die Landfahnen. Die Kurfürstin mit den Kindern fand Schutz in der Landesfestung Ingolstadt.

Der erste Zusammenstoss geschah am 13. März bei Eisenbirn im Innviertel zum Nachtheile der Oesterreicher. Dort und in der Oberpfalz fanden mehrere Gefechte statt, von denen besonders jenes bei Schmidtmühlen für den Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach, welcher das fränkische Kreiskontingent führte, verhängnissvoll ward. Er fand in demselben seinen Tod. In einem der vorhergehenden Treffen hatten die Reiter dieses Fürsten einen bayerischen Kapitän aufgebracht. Zornig fuhr ihn Georg Friedrich an: „Wie unterfangt er sich gegen des Kaisers Majestät zu dienen?“ Der aber erwiederte mit edlem Trotz: „Bin ich des Kaisers Unterthan? der Kurfürst ist mein Herr, dem ich von Jugend auf diene, ihm danke ich meine Ehre; ich bin ein Bayer.“ Und solchen Particularismus, seit Jahrhunderten eingelebt, glaubt man jetzt ausrotten zu können? Der stete Missbrauch der Kräfte des Reiches für die Hausinteressen der Kaiser hatte das Bewusstsein des grossen deutschen Imperiums völlig ausgelöscht, und alle Begriffe gründlich verwirrt.

Endlich kam Hilfe von Frankreich. Marschall Villars hatte nach längerem Zaudern, ihm soll es zu schwer gefallen sein, sich den Armen seiner jungen Gattin in Strassburg zu entringen, mit fünfzig Bataillons und einundsechzig Schwadronen, im Ganzen achtundzwanzigtausend Mann nebst vierzig Geschützen den Oberrhein überschritten, im Schwarzwald den Markgrafen Ludwig von Baden umgangen und stieg nun nach Schwaben herab. Bei Riedlingen trafen sich am 10. Mai der Kurfürst und Villars: „Sie haben mich, die Meinigen, meine Ehre und mein Land gerettet!“ rief Maximilian und umarmte den Marschall herzlichst im Angesichte der Truppen. Bald trat der Zwiespalt ein. Erst verlangte Villars das Obercommando, weil sein Heer das doppelt stärkere. Ludwig XIV. entschied für den Kurfürsten. Dann wollte der Marschall ungesäumt gegen Prag oder Wien in das Herz der feindlichen Monarchie vordringen, Max wollte Bayern nicht blosstellen. Da nun zugleich Nachricht eintraf, Vendôme rücke von Süden her aus Oberitalien gegen Tyrols Gränzen vor, so wurde der Einfall in diese Provinz beschlossen, um jenem die Hand zu bieten. Villars blieb an der Donau zur Deckung Bayerns.

Der Zug in's Tyrol mit 16,000 Bayern und Franzosen im Juni und Juli 1703 war anfangs vom Glück begünstigt. Graf Peter von

Wolkenstein, der in Kufstein befehligte, liess beim Anblicke der Feinde die Vorstädte in Brand stecken. Da erhob sich ein starker Wind, trieb Funken und brennende Schindeln über die Stadt herein und diese stund bald in hellen Flammen. Auf dem Holzdach des aufwärts führenden Ganges lohten sie zur Festung empor und unter fürchterlichem Krachen flogen die Pulvermagazine mit allen Geschossen in die Luft. Am Morgen des folgenden Tages erstiegen einige Soldaten die Festung, sie war bis auf Wenige leer, Wolkenstein hatte in der Nacht die Besatzung nach Rattenberg geführt. Im ersten Anlauf folgte dieses, dann Schwaz und Hall; der Fernstein und die Ehrenberger Klause wurden erstürmt, die starke Scharnitz, im Rücken genommen, ohne Kampf geräumt, und so konnte der Kurfürst nach vierzehntägigem, ziemlich unblutigen Kampfe in die Hauptstadt des Landes einziehen.

Das alles gelang aber nur in der ersten Bestürzung. Denn als die Bayern durch das Etschthal hinab zur Vereinigung mit Vendôme zogen, loderten in ihrem Rücken die Kreidefeuer auf allen Bergen, aus allen Thälern drangen endlose Züge bewaffneten Landvolkes, durch die Brutalität der Eroberer auf das äusserste empört, hervor. Die Pässe wurden verrammelt, Verhaue angelegt, Steine und Stämme auf den Höhen an den Strassen bereit gehalten, um mit ihrer Wucht die vorüberziehenden Feinde zu zerschmettern. Zweitausend Bauern eroberten den Fernstein, im blutigen Gefechte; bei Pontlatz erlagen fast alle Bayern. Rattenberg, Hall, die Scharnitz gingen wieder verloren. Diese Schlag auf Schlag eintreffenden Schreckensbotschaften bewogen Max Emmanuel zur schleunigsten Umkehr. Von Innsbruck, wo er die Bürger entwaffnen liess, wandte er sich gegen Zirl. Dort, beim schwarzen Kreutz, stunden an vierhundert Schützen, den Verhau deckend, der die Strasse sperrte. Des Kurfürsten Gnadegebot beantworteten sie mit dem Schwure, bis auf den letzten Mann zu fechten. Sie hielten ihn. Zirl ging in Flammen auf. Die Truppen, von den Schüssen unsichtbarer Gegner, von herabgeschleuderten Felsentrümmern und Bäumen furchtbar decimirt, setzten eilend ihren Weg fort. Dort nun, wo dieser zwischen Fels und Strom eingeengt nur wenig Raum gewährt — der Ort heisst die reissende Wand — geschah es, dass der Kammerherr des Kurfürsten, Graf Ferdinand Arco, sei es, vielleicht gewarnt absichtlich, sei es zufällig, vorwärts an dessen rechte Seite drängte. Kaum nahm der, viel reicher Gekleidete diese Stelle ein, als von der Höhe ein Schuss fiel, der ihn todt vom Pferde stürzte. „Gute Nacht Arco, Gott steh' dir bei!" rief Max und trieb sein Pferd im schnellsten Laufe an dem gefährlichen Platze vorüber. Der Schütze, Martin Zeiller mit Namen, entrann und rühmte sich überall im Lande, dass er den Kurfürsten getödtet. Als er später die Keckheit hatte, zu einem Schiessen nach München zu kommen, liess ihn dieser warnen durch rasche Entfernung sein Leben

zu sichern. Arco war der Gemahl eines Fräuleins Anna Franciska von Louchier, welche später zu Paris in intimen Verhältnissen zu Max stehend, diesem den berühmten Comte de Bavière geboren, der 1747 als General unter den französischen Fahnen bei Laufeld in den Niederlanden blieb. Zwölf Wochen hatte der ganze Zug gedauert und nur aus wenig mehr als sechstausend Mann bestehend erreichte das geschlagene Heer den heimischen Boden wieder. Am 25. August traf der Kurfürst in München ein.

Von allen Seiten bedrohten nun die Feinde des Landes Gränzen. Alles, was Waffen tragen konnte, wurde aufgeboten, sie zu ergreifen. Städte und Klöster sollten beisteuern, mit Geld, Getreide und Futter — Oesterreicher, Dänen und Hannoveraner brachen von Osten, Tyroler von Süden her unter steten Gefechten mit den Landfahnen, ein, und plünderten und brandschatzten das Land. Max Emmanuel mit den geregelten Truppen war dem hartbedrängten Villars zu Hilfe an die Donau geeilt.

Dort lächelte das Glück noch einmal scheidend den bayerischen Fahnen. Bei Höchstädt kam es am 20. September gegen den österreichischen General Styrum zum Kampfe. Auf dem rechten Flügel focht Villars mit den Franzosen, den linken hielt Feldmarschall Graf Arco, im Zentrum leitete Max Emmanuel den Kampf. Dieser begann um zehn Uhr und währte bis zum Untergang der Sonne. Die bayerischen Reiter entschieden durch raschen Flankenangriff der weichenden Oesterreicher die Schlacht, in welcher auch die preussische Infanterie unter dem berühmten Dessauer ruhmvoll gefochten. Styrums Heer floh zersprengt und bis Nördlingen verfolgt. Er liess über 4000 Todte auf dem Schlachtfeld, seine gesammte Artillerie, achtunddreissig Stücke, alle Bagage, eine Menge Gefangener, Fahnen und Standarten in den Händen der Sieger, die nur 500 Todte zählten. Ganz Franken zitterte. Augsburg, nach kurzer und heftiger Belagerung gewonnen, sah des Kurfürsten prunkvollen Einzug im Geleite seiner Gemahlin und einer glänzenden Generalität. Regensburg und Passau fielen in seine Hände, ganz Bayern war vom Feinde frei und das stets wachsende Heer nährte sich auf fremdem Boden.

So schloss das Jahr 1703 und liess das furchtbare Schicksal nicht ahnen, welches sein Nachfolger über das unglückliche Bayerland heraufführte.

Das schöne Bild von Arcos Opfertod mit dessen Porträt nach einem Kupferstich, der ihn auf dem Paradebett darstellt, ist von Martin.

63. Plinganser und Meinel erstürmen Braunau an der Spitze der Landesvertheidiger 1705.

Es sind zugleich traurige und erhebende Blätter, welche wir in den nachfolgenden Darstellungen aus der Geschichte Bayerns vor dem Auge des Lesers entrollen werden. Traurig durch das furchtbare „vae victis“ mit welchem brutale Uebermacht und beispielloser Undank das schuldlose Volk zur Verzweiflung trieben; erhebend durch den Heldenmuth, mit dem der einfache Bürger, der schlichte Sohn des Dorfes für sein theures Vaterland, für sein geliebtes Fürstenhaus in den Tod ging; erhebend durch den Gedanken, dass solcher Opfermuth, solche Treue noch nicht erloschen und dass es sicherlich weder windigen Doctrinen noch kecken Raubgriffen so bald gelingen werde, einen kräftigen und kernigen deutschen Urstamm zu verblenden oder zu unterdrücken, der, in dem Bewusstsein einer anderthalbtausendjährigen selbständigen Existenz, in dem Besitze einer siebenhundertjährigen Dynastie, fürwahr Kraft genug zu einem tüchtigen und zähen Widerstand besitzt, wenn man ihm Anderes zumuthen wollte als in seiner unbefangenen Ansicht zum Wohle des gesammten grossen Vaterlandes heilsam und nothwendig erscheint.

Doch wollen wir dem Gange der Dinge nicht vorgreifen.

Das bayrisch-französische Heer stund im Frühjahr und Beginn des Sommers an der obern Donau, aber Villars hatte es im Laufe des Winters verlassen, und den Befehl über die Truppen Ludwigs der weit weniger fähige Marsin übernommen, der nun mit ungenügender Verstärkung durch Oberschwaben heranzog. Um den Besitz der starken Verschanzungen, welche der Kurfürst auf dem Schellenberge bei Donauwörth hatte aufwerfen lassen und welche Arco besetzt hielt, kam es, noch ehe sie vollendet, am 2. Juli zum Kampfe. Marlborough mit den Engländern und Holländern griff den linken Flügel an. Zwei Stunden dauerte schon das mörderische Gefecht. Die Bayern pflanzten ihre Bajonette auf und sprangen über die Brustwehr den Feinden entgegen, welche durch den Fall ihres Generals Goren in's Stocken gerathen. Umsonst. Die Kaiserlichen und Reichstruppen unter Ludwig von Baden waren mittlerweile herbeigeeilt und erstiegen den Berg an der Seite, wo die unvollendeten Schanzen die Vertheidigung schwächten. Den Bayern, in die Flanke genommnn, blieb nur der Rückzug über die, bei Donauwörth geschlagene Schiffbrücke offen. Diese barst unter der Menge der Flüchtigen, und Viele fanden den Tod in den Wellen. Dreizehn Bataillone, zehn Schwadronen waren zu Grunde gerichtet, das Lager mit sechzehn Geschützen und dreizehn Fahnen erbeutet. Von den Feinden waren General Styrum und der Prinz von Bevern und, Zeuge des tapfern Widerstandes, an 5000 Mann

gefallen. Max sammelte sein zerstreutes Heer wieder bei Augsburg; die Oesterreicher drangen bis gegen München hin ins Land und legten auf ihrem Wege sengend und brennend bei dreihundert Ortschaften in Asche.

So gefürchtet aber war der Kurfürst immer noch, dass der Kaiser selbst nach dieser Niederlage ihm, wenn er sich von Frankreich trenne, für die niederländische Statthalterschaft das Herzogthum Neuburg und die Markgrafschaft Burgau anbot. Umsonst mahnten jetzt die Thränen seiner Gemahlin, umsonst die Bitten seiner alterprobten Räthe. Durch die Einflüsterungen der französischen Parthei, an deren Spitze der in Ludwigs Sold stehende Arco stund, war der Kurfürst zu tief in ihre Netze verstrickt und ohne Erfolg verliess ihn der österreichische Unterhändler Graf Wratislaw.

Die Ankunft von einundfünfzig Bataillonen und sechzig Schwadronen zusammen 35,000 Mann, welche ihm Tallard zuführte und bei Augsburg mit den prahlerischen, so schlecht bewährten Worten vorstellte: „Monseigneur, Sie sehen hier die unüberwindlichen Truppen meines Monarchen, welche schon so viele Siege erfochten und durch ihre Tapferkeit auch Sie in den Stand setzen werden, allen Hindernissen zum Trotz, Ihr Ziel zu erreichen", dann die Nachricht, dass Villeroi denselben mit weitern 20,000 Mann folge, erfüllten den Kurfürsten mit stolzer Siegeshoffnung. Zwischen Höchstädt und Blindheim, nahe der Gegend, wo er im verflossenen Jahre Styrum besiegt, stellte er sein Heer in Schlachtordnung. Der rechte Flügel von Tallards Franzosen, der linke von Bayern und Franzosen unter Max und Marsin gebildet, zusammen 84 Bataillone, 150 Schwadronen und 90 Geschütze harrten des Feindes, welcher von Prinz Eugen und Marlborough, den grössten Feldherrn ihrer Zeit geführt, heranrückte. Ihr Heer, obgleich schwächer und nur 66 Bataillone, 180 Schwadronen und 52 Geschütze zählend, schritt zum Angriff und am 13. August Mittags ein Uhr entbrannte eine der blutigsten und folgenschwersten Schlachten des Jahrhunderts. Schon waren die hannöverischen und dänischen Reiter von Eugens rechtem Flügel, welche zuerst anstürmten, dann die Preussen unter dem Prinzen von Holstein Beck, dreimal von den Bayern geworfen, der Prinz schwer verwundet und gefangen worden, als Marlborough mit dem linken Flügel die allzulangen, dünnen und reservelosen Linien Tallards angriff; dessen Kerntruppen, in den Dörfern Blindheim und Oberklau eingepfercht, in Schach haltend. Bald durchbrochen, getrennt und einzeln umfasst flohen die Franzosen, erst Compagnie- dann Regimenterweise in voller Auflösung der Donau zu, immer den Degen und das Bajonet der Engländer und Holländer in den Rippen. Fast alle wurden gefangen, darunter 15,000, die nicht einen einzigen Schuss gethan. Der rechte Flügel war vernichtet, Tallard mit seinem Sohne

schon beim Beginn des Kampfes in Gefangenschaft gerathen; daher auch die masslose Verwirrung. Noch stunden die Bayern auf dem linken Flügel wie Mauern. Als aber durch Tallards Untergang ihre Flanke entblösst war, als Marlborough und Eugen, nunmehr vereint zum vierten Angriff schritten, und sie sich mehr und mehr auf den Flügeln umgangen sahen, begann der Kurfürst, jeden Fussbreit vertheidigend, seinen völlig geordneten Rückzug. In den beiden Dörfern waren noch 27 französische Bataillone und 12 Schwadronen Dragoner eingeschlossen. Tapfer, aber erfolglos streitend, mussten auch sie sich, nachdem das Schlachtfeld geräumt, bei Einbruch der Nacht dem Sieger ergeben. Die beiderseitigen, furchtbaren Verluste bezeugen die Tapferkeit der Streiter. Zwanzig Generale und Obersten, an 1900 Subaltern-Offiziere, 11,000 Mann zu Fuss und 3400 Reiter waren gefallen oder verwundet, an 25,000, meist Franzosen, gefangen worden. Alles Geschütz, 200 Fahnen und Standarten wurden erobert, alle beladenen Wagen, darunter vierzig Kutschen voll französischer Damen, grosse Vorräthe an Geld, Munition und Lebensmitteln, sämmtliche Zelte und Pontons, bildeten die reiche Beute der Sieger. Auch sie, welche nur an gebliebenen Offizieren 270, an verwundeten 483 zählten, hatten über 12,000 Mann eingebüsst. Im Ganzen deckten an 18,000 Leichen die Walstatt, und die Grundlage der heutigen Strasse von Höchstädt gegen Blindheim bilden die Gebeine der Erschlagenen und ihrer Pferde. Der grosse Verlust an Offizieren wurde besonders dadurch veranlasst, dass sie, nach damaliger Sitte bei Reiterangriffen, sämmtlich das erste Glied bildeten und gegenseitig „einander zur Bravoure" die Brustharnische abgeschnallt hatten.

Max Emmanuel, dessen Feldherrntugenden Eugen selbst das schönste Zeugniss gibt, zog sich, mit dem Reste des Heeres, 10,000 Mann, über den Rhein zurück, die Verwaltung Bayerns den Händen der Kurfürstin übergebend. Ihre Bitten um Schonung wurden von dem Kaiser wie von dem römischen Könige mit Härte abgewiesen, und ihr, der Geduldeten, nur das Rentamt München zum Unterhalt gewährt. Der Oesterreicher war jetzt der mit trotziger Strenge gebietende Herr des Bayerlandes. Theresia meinte, des Landes Jammer nicht ferner sehen zu können, und wich nach Venedig zu ihrer Mutter, liess aber die unmündigen Kinder zurück, sie des Kaisers Gnade empfehlend. Ihre Abreise bot erwünschten Anlass zu völlig rücksichtslosem Vorgehen. Leopold ward als alleiniger Landesherr in Bayern erklärt, die Huldigung gefordert und Graf Löwenstein-Wertheim zum Gubernator ernannt. Und als der Kaiser zwei Monate später aus dem Leben schied, trat Joseph I., sein Nachfolger, zum Danke dafür, dass Max Emmanuel ihm einst die Königskrone aufs Haupt gesetzt, mit noch leidenschaftlicherem Hass das unglückliche Land unter die Füsse.

So tiefes Elend weckte unter Bürgern und Bauern den Gedanken

gewaltsamer Befreiung. Allmählig gewann er Worte; abgedankte Soldaten, die in gar manchem Gefecht des Kaisers Fahnen fliehen gesehen, trugen ihn von Ort zu Ort, leiteten und schürten. Munition und Waffen wurden heimlich gesammelt, Zusammenkünfte in schweigsamer Nacht beredet und abgehalten. Da weckten aufgefangene Briefe, aufgefundene Waffen den Verdacht der Feinde. Die schon lange ersehnte Besetzung Münchens wurde jetzt, dem Vertrage zuwider, gewaltsam erzwungen und die Bürger entwaffnet. Der Kurfürstin, deren Reise man unternommen wähnte, um dem Verdachte der Theilnahme zu entgehen, wurde die Rückkehr nach München und zu ihren Kindern, die man unter dem rauhen, ganz österreichisch gesinnten Thürheim gleich Gefangenen hielt, barsch verweigert, ein rührender Brief des achtjährigen Kurprinzen Karl Albert an den Kaiser mit finsterem Schweigen beantwortet.

Schon Leopold hatte geschrieben: „dass, wenn die Contributiones mit aller Schärfe eingetrieben, das Land so viel als immer möglich gezwackt und ausgesaugt werde, man Seinem aerario einen grossen Vortheil verschaffe.“ Gleichsam als Krönung dieser kaiserlichen Staatsraison sollte nun auch Blut und Leben des armen Volkes dem „aerario“ Vortheil verschaffen. Der Befehl, gesammte junge Mannschaft zu mustern und 12,000 Mann, welche unter Josephs Fahnen gesteckt, nach Italien und Ungarn abgeführt werden sollten, auszuheben, riss den letzten Faden der Geduld. „Lieber bayerisch sterben, als in des Kaisers Unfug verderben!“ erklang es plötzlich in Niederbayern und vor dem Walde fand es sein Echo im Gebirge, stund es als Wahlspruch auf den Fahnen der Landesvertheidiger. 500 Bauern bei Neunburg und Rötz, unter dem Pfarrer von Oberviechtach, Florian Miller, Edlen von Altammerthal, machten den Anfang. Ihr Beispiel zündete an der Schwarzach und Vils, am Inn, an der Isar und Donau. Die verborgenen Waffen wurden hervorgeholt. Kühne Männer, die früheren Hauptleute Gauthier und Maier, die Studenten Plinganser und Meindl, der Weinwirth und Münchner Rathsherr Jäger, der ehemalige Kürassier-Wachtmeister Hofmann, der Wirth von Ried, Dalmay, Oertl, die Söhne des Mühlheimer Pflegers und Andere stellten sich an die Spitze, und innerhalb weniger Wochen war das Heer der Landesvertheidiger auf 30,000 Mann angewachsen. Die Kaiserlichen flohen in die festen Plätze, Viele wurden gefangen aber grossmüthig schonten die aufs tiefste Erbitterten der Wehrlosen. Selbst den Oberst-Statthalter Graf Lamberg, den sie in der Post zu Altheim festgenommen, entliessen, auf sein Vorgeben einer Wallfahrt nach Altötting, die allzufrommen Bauern, sperrten ihn aber doch, statt des bestellten Mittagsmahles, in eine Kammer voll Holzäpfel und riefen ihm zu: „Davon friss, denn sonst habt ihr uns nichts übrig gelassen.“ Patente, welche ein gewisser Heymon mit J. H. Wormbs unterfertigt, flogen durch das Land, sie forderten,

angeblich im Namen Max Emmanuels, zur Erhebung auf. Aber theilnahmlos blieb grossentheils der reichbegüterte Adel, theilnahmlos die fettbepfründete Geistlichkeit, theilnahmlos endlich die speichelleckerischen, für ihre Sporteln zitternden Beamten. Sie alle huldigten bereits der neuen Gnadensonne in Wien, von wo sie denn später auch in einem besonderen kaiserlichen Edict vom 23. Februar 1706 mit Lobsprüchen überhäuft wurden. War auch gar mancher Adlige, eingedenk seines unbefleckten Wappenschildes, seinem Herrn getreu in's Elend gefolgt, hatte gar Mancher, wie ein Paumgarten, ein Leyden, Aham und Nothaft den österreichischen Gewalthabern gegenüber sich mannhaft des armen Volkes angenommen, hatten selbst Frauen aus dem ersten Geschlechtern, eine Rechberg, eine Törring und Quadt, Tauffkirchen und Prielmaier wegen der Treue ihrer Männer von dem rohem, unritterlichen Sieger Schimpf und Misshandlung zu erdulden; so verdarben hingegen nur zu Viele ihrer Standesgenossen durch Feigheit, junkerhaften Dünkel und unberufene Einmischung das Heldenwerk des schlichten Volkes. Ja Mancher hatte die freche Stirne im offenen Abfall von seinem Landesherrn den edlen Opfermuth des Bürgers und Bauern zu verspotten, ihn Verrätherei zu schelten und, im Einklang mit den österreichischen Henkern, die Patrioten selbst an's Messer zu liefern.

Vor allem galt es nun den festen Plätzen längs des Inns. Dort waren zahlreiche Waffen an denen es besonders mangelte zu erbeuten, dort eine feste Basis des Kampfes zu gewinnen. Ortenburg ward genommen und dessen Geschütze fortgeführt. Zwei Tage später, am 14. November, wurde Burghausen angegriffen, der kaiserliche Befehlshaber verlor sein Leben im Kampfe, Stadt und Festung mit reichen Vorräthen capitulirten. Während Oberst Wendt die Schaaren Plingansers nach dreimaligem Angriff von Wasserburg abgetrieben, umlagerte Meindl das feste Braunau und schoss es in Brand. Ein heftiger Sturm wurde zwar abgeschlagen, er hatte den Bayern nur drei, den Belagerten mehr denn hundert Mann gekostet; nach vierzehn Tagen aber dennoch die 900 Mann starke Besatzung zur Uebergabe gezwungen. Zweihundert Reiter derselben nahmen Dienste bei den Belagerern. Zu spät rückte Wendt zum Entsatze herbei. 20,000 Mann unter Plinganser und Meindl erwarteten in fester Stellung seinen Angriff. Umsonst schickte er Plingansers Stiefvater zur Unterhandlung. Der Sohn hielt das Vaterland höher als den Vater und blieb standhaft. Nun griff Wendt an, musste aber nach blutiger Gegenwehr der Landesvertheidiger das Feld räumen. Ihr Heer wandte sich hierauf nach Schärding. Auch diese Stadt, bereits längere Zeit von 5000 Bauern umlagert, kapitulirte am 4. Dezember, nachdem Bresche gelegt und einige Häuser in Brand geschossen waren. 500 Mann, reiche Vorräthe und eine Menge Geschütz fielen in die Hände der Sieger. Waren auch mittlerweile einige

Schaaren den österreichischen Waffen erlegen und zersprengt worden, so hatte dagegen der wackere Pfarrer Miller sich der wichtigen Stadt Cham bemächtigt, Vilshofen wurde erstürmt und beim Beginn des Decembers war fast alles Land zwischen Isar und Inn in den Händen der Landesvertheidiger, die Erhebung hatte ihren glücklichsten Fortgang erreicht.

Da fiel wie vergiftender Mehlthau die Einmischung des Adels auf das ganze Unternehmen. Zu Anzing wurde, ohne Wissen und Willen der Bauerschaft durch Prielmaier ein Waffenstillstand abgeschlossen. Eine Zusammenkunft der Abgeordneten des Adels mit denen der Landesvertheidiger zu Braunau um die Mitte Decembers zeigte den tiefen Riss zwischen beiden. Hier ward mit elender Halbheit das allzuweite Vorgehen der Bauern getadelt und Zweifel an der Zustimmung des entfernten Kurfürsten aufgeworfen. Man schützte ungenügendes Commando vor, kurz, man scheute kein Mittel der Verschleppung, der kärglichsten Unterstützung — von all den überreichen Klöstern gaben nur Ranshofen und Reichersberg die erbärmliche Summe von je 1000 Thalern, — ja selbst des offenen Verrathes, um das Werk des edelsten Patriotismus zu vernichten. Endlich gingen die Deputirten erfolglos auseinander, den endlichen Abschluss bis nach den Weihnachtsfeiertagen verschiebend.

Dem Beschlusse sich zu fügen, zeigten die Oberländer keine Lust. Ihr Augenmerk war auf München gerichtet, wo sie mit den Bürgern, Hofdienern und Studenten — Gütler und Senser, zwei ehrenwerthe Bürger, stunden an deren Spitze — im Einverständniss waren. In der Nacht des 13. Dezembers verschworen sich die Mannen und mannhaften „Buben" aus dem Isarwinkel, dass in der heiligen Christnacht der Schlag geschehen, die Oesterreicher verjagt, die Prinzen aus ihren Händen befreit werden sollten. Am Karlsthor aufsteigende Raketen waren bestimmt, das Zeichen zu geben, und der Braumeister im weissen Bräuhaus übernahm es, den Einlass am Kostthor zu öffnen.

An 3000 Bauern, Beamte, abgedankte Officiere und Soldaten sammelten sich den 24. Dezember zu Scheftlarn und brachen, unter dem Befehle des Hauptmanns Maier, gegen München auf. Vierhundert Männer aus Valley unter dem Pfleger Alram, die Tölzer Schützen unter ihrem Führer und Landsmann dem Weinwirth Jäger stiessen unterwegs zu ihnen. Bedenkliche Nachrichten hemmten den Marsch; man berieth, man sprach von Umkehr. Die „furiosen" Tölzer jedoch widersetzten sich jedem Zaudern, und so zog denn die Schaar, freilich aller militärischen Ordnung entbehrend, gegen München heran. Dort war bereits alles verrathen worden, und der Pfleger von Starnberg, Johann Oetlinger, war der Verräther. Er hatte sich, den Patrioten heuchelnd, mit an der Brücke bei Scheftlarn befunden, war dort entwischt, in die

Stadt gejagt und hatte dem Grafen Löwenstein den ganzen Anschlag hinterbracht. Hier liess, wohl mit im Complot, sein Vetter, der Bürgermeister Vacchiery den Bürgern bei Todesstrafe verbieten, über ihre Schwelle zu treten. Keiner regte sich, und wie der Schütze auf das nahende Wild, lauerten die wohlgerüsteten Feinde auf die ungewarnt nahenden Bauern. Sie kamen gegen Mitternacht. Während ein Theil am Kostthor auf Einlass harrte, griff ein anderer, vergebens die Feuerzeichen erwartend, endlich den rothen Thurm an der Isarbrücke an. Sie nahmen ihn nach kurzer Gegenwehr und hielten ihn tapfer kämpfend bis acht Uhr früh. Der Zuzug von Niederbayern, der schon bis Anzing gekommen war, kehrte leider auf die Nachricht von dem Stande der Dinge in München um, und desshalb konnten nun aus derselben Gegend die Oesterreicher ungehindert zum Succurs herbeieilen. Oberst Kriechbaum zog über die, von den Bauern unbesetzt gebliebene, Isarbrücke, griff sie im Rücken, und mit den den seichten Fluss durchsetzenden Panduren und Kroaten auf den Flanken an. Zugleich erfolgte ein Ausfall aus der Stadt. Wie Löwen fochten die tapfern Oberländer und wurden endlich von allen Seiten gleich wilden Thieren gehetzt, und über die schneebedeckten Felder gegen Sendling hin getrieben. Viele unterlagen im ehrlichen Kampfe, Manche legten, durch das Lügenwort der Begnadigung getäuscht, die Waffen weg, und wurden dann augenblicklich von den wilden Reitern zusammengehauen, Manche entkamen, sich verbergend oder flüchtend; der letzte Rest sammelte sich auf dem Kirchhof von Untersendling, kämpfend bis zum Tode oder ohnmächtig unter seinen Wunden zusammenbrechend.

Zweitausend waren gefallen, sechshundert, meist schwer Verwundete, hatte man in die Stadt geschleppt und dort hilflos, an dem kalten Decembertage auf dem gefrornen Strassenpflaster liegen lassen, „pro terrore“ wie der fromme Vacchiery in seinem Tagebuch sagt, welcher herzlos durch die Reihen der jammernden Schlachtopfer schritt, um „bei der Mama seine Morgenvisite abzustatten und beim heiligen Geist seine drei heiligen Messen zu hören.“

So wurde im Jahre 1705 zu München der Tag an dem unser Heiland erschienen, durch Grausamkeit entheiligt, und diess war der Verlauf der mit vollem Recht so benannten „Mordweihnachten von Sendling“.

Hat nun auch Schäfflers scharfe Kritik, dessen bündiger und klarer Darstellung wir bisher gefolgt, das Bild des sogenannten Schmidtbalthes von Kochel der Geschichte entrückt und in das Gebiet des Romans verwiesen, das Volk vom Oberlande bewahrt seinen Lieblingshelden, in dessen Leben sich so viele Züge der alten Sage verjüngt wieder finden, um so mehr treu im Herzen, als es in seiner Person Manneskraft und Mannesmuth, Gutmüthigkeit, Biedersinn, tiefe Religio-

sität und Treue bis in den Tod, kurz alle jene Tugenden vereint erblickt, die es von jeher für die höchsten geachtet und selbst geübt.

Das Bild der Erstürmung Braunau's ist von Seybold gemalt.

64. Der Metzgermeister Matthias Kraus von Kelheim erhebt sich am 12. Dezember 1705 an der Spitze der Bürger und befreit die Stadt von den Oesterreichern.

Schon 1704 hatten die Bürger von Kelheim den Angriffen des Feldmarschalls Herbeville tapfer widerstanden, und ihre Stadt dem Vaterlande erhalten. Im Unglücksjahre 1705 war auch sie mit dem ganzen Lande in die Hände der Oesterreicher gefallen. Da entflammte die Kunde von den Erfolgen in Niederbayern und vor dem Walde den wackern Matthias Kraus, einen wohlhabenden Metzgermeister, zur Befreiung seiner Vaterstadt. In der Nacht vom 11. zum 12. December erschien er, wie vom Lande heimkehrend, an dem Hinterpförtchen des Brauhauses, das durch die Stadtmauer führte, und begehrte Einlass, da er nothwendig mit seiner Frau sprechen müsse. Es ward geöffnet und rasch drang er mit seinem Hinterhalte, einer Schaar Landesvertheidiger, in die Stadt. Die Bürger schlossen sich ihm an, besetzten die Thore und nahmen die feindliche Besatzung, an fünfzig Mann zählend, gefangen. Nach gelungener That wurde der muthige Kraus zum Führer erwählt und das Landvolk der umliegenden Orte zum Beistand aufgerufen. Aber der Zeitpunkt der tapfern That war übel gewählt. Denn ehe noch der Zuzug eingetroffen, rückte schon sechs Tage später von Ingolstadt der kaiserliche Oberst Truchsess mit achthundert Oesterreichern heran. Zu ihm stiessen fränkische Kreistruppen; sechs Compagnien Ansbacher Grenadiere und zwei Compagnien Bayreuther Schützen. Ihnen folgte schweres Geschütz. Da blickten die erschreckten Bürger auf das kleine Häuflein ihrer Streiter, und auf die 2000 Mann zählenden, wohlgerüsteten Feinde, und schickten, um Gnade bittend, ihren Pfleger und Kämmerer ins österreichische Lager. Jene ward verheissen, die Thore wurden geöffnet, die Truppen zogen ein. Nun aber folgte der schändlichste Wortbruch. Die Soldaten zerstreuten sich, plündernd und verwüstend, in die Gassen, drangen in die Häuser. Wer sich blicken liess, wurde misshandelt oder erbarmungslos niedergehauen; die betrunkenen Kannibalen schonten selbst der Weiber und Kinder nicht und sogar an den heiligen Orten floss das Blut der vergebens um Gnade Flehenden. Was fliehen wollte, wurde verfolgt und niedergemacht. Viele fanden in den Wellen der Donau und Altmühl ihren Tod. So wurde die unglückliche Stadt mit Raub und Mord und viehischer Ausschweifung drei Stunden lang heimgesucht. Kraus, nach dem vor Allen gefahndet wurde, hatte sich anfangs glücklich hinter ein Fass versteckt.

Endlich fanden sie ihn, und mit vielen andern Bürgern, wurde er in Ketten nach Ingolstadt geschleppt.

Furchtbar, eines Alba würdig, war der Blutbefehl, welchen der harte Joseph I. erliess. „Es seien alle Bürger der beleidigten Majestät der Allerhöchsten Person Joseph's I. als des ihnen von Gott vorgesetzten alleinigen und rechtmässigen Landesherrn schuldig und daher ohne weiteres mit dem Strange vom Leben zum Tode zu richten. Nur aus allerhöchster Clemenz und landesväterlicher Mildigkeit werde verordnet, dass immer 15 zu 15 um's Leben spielen und der, den das geringste Loos getroffen, im Angesicht der Andern aufgehenkt werden soll. Dagegen müsse, von diesem Loose abgesehen, aus jedem Gerichte noch besonders ein Bösewicht hergenommen und ohne Loos hingerichtet werden". — Das galt den Bauern. „Von den Bürgern aber sei nicht der 15., sondern der 10. Mann, oder wenn deren nicht genug, der fünfte aufzuhenken. Vom Reste sollen die Tauglichen unter das Militär gesteckt, die andern gleich gemeinen Verbrechern zu öffentlichen Arbeiten gebraucht werden." Solche Befehle adelten Strang und Richtschwert. Ueber Kraus lautete der Urtheilsspruch, dass er geviertheilt und stückweise in allen vier Rentämtern aufgehenkt werden solle. Sein Haus sei niederzureissen und über dessen Schutt ein Galgen zu errichten. Elender Zunftgeist der Handwerksgenossen oder feige Unterwürfigkeit unter den brutalen Sieger weigerten der armen Wittwe mit ihren Kindern die fernere Ausübung des Handwerks „wegen ihres malefizisch hingerichteten, auf dem s. v. Schinterkarren ausgeführten Ehemannes."

Erst am 17. März 1706 wurde das Urtheil in München vollzogen. Er duldete es standhaft und auf dem Schaffot hatte der begleitende Franziskaner Pater den Muth, ihn selig zu preisen, dass ihm, wie seinem Namenspatron, das beneidenswerthe Loos gefallen, als ein Märtyrer zu sterben.

Noch sind in einem Wirthshause zu Kelheim unter dem Bilde des tapfern Patrioten die Schmähverse zu lesen, mit denen die Oesterreicher sein Andenken zu besudeln meinten. Sie lauten, auf sein Gewerbe anspielend:

„Ich wählt' anstatt des Beils mir den Commandostab,
Und gab das Schlachten auf als oberster Rebelle,
Jedoch der Henker trat sogleich an meine Stelle
Und legt ein Meisterstück an mir im Schlachten ab."

Das Bild ist von dem jüngern Flüggen gemalt.

65. Siebentausend Bauern erliegen nach heldenmüthigem Kampfe am 8. Januar 1706 bei Aidenbach unweit Vilshofen dem Heere der Oesterreicher.

Gleich dem letzten Aufflackern einer Flamme gewann der Aufstand des bayerischen Volkes in den ersten Tagen des Jahres 1706 scheinbar wieder neue Kraft. Die Streithaufen Niederbayerns am Inn, an der Vils und Rott liessen nach der furchtbaren Katastrophe zu München noch nicht den Muth sinken. Unter Johann Hofmann sammelten sich Ihrer 7000 bei Aidenbach, einem Marktflecken, drei Stunden südlich Vilshofen. Indessen war auch der Feind nicht müssig geblieben. Ihm gelang noch in den letzten Tagen des Decembers die Wegnahme dieses Städtchens. Dasselbe, den Stützpunkt an der Donau wieder zu gewinnen, sollten Prielmaier, d'Ocfort und Zelli, denen der Ausschuss der Landesdefension das Obercommando ertheilt, dahin aufbrechen. Die ersten Beiden weigerten sich, Prielmaier legte sein Commando nieder und d'Ocfort gab die unverschämte Antwort; „Er habe gelernt, Soldaten aber keine Bauern zu befehligen." Darum misstrauten auch die Bauern der ganzen Landesdefension, welche sie nicht ohne triftige Gründe unter Oesterreichs Einfluss erblickten. Als endlich Meindl und Zelli sich in Marsch setzten, war bereits die gefürchtete Vereinigung des österreichischen Obersten d'Arnan, der aus Vilshofen, und Kriechbaum's der nach der Sendlinger Blutarbeit mit 3000 Mann meist Kroaten und Panduren von München herkam, gelungen, und beide rückten an 5000 Mann stark weiter gegen Aidenbach.

Hier stunden die Landesvertheidiger in günstiger Stellung auf den Hügeln, welche von drei Seiten den Markt umgeben. Auf der westlichen Seite liegt der Ort, den sie wohl besetzten; an ihm vorüber fliesst durch sumpfige Wiesen der Eggelhammer Bach. Die Wälder im Rücken sind durch Verhaue gedeckt, Schanzen mit einem Hinterhalte ziehen sich auf der Seite gegen Vilshofen hin. So erwarteten sie den Feind. Am 8. Januar Mittags gegen eilf Uhr erschien er von Haidenburg her. Wallner, der Gerichtsschreiber zu Pfarrkirchen, soll ihn den kürzesten Weg geführt haben. Das laute Geschrei der Bauern bei seinem Anblicke, begleitet von dem Sturmgeläute der Glocken, feuerte zum muthigen Kampfe an. Die sonst schwer passirbaren sumpfigen Wiesen jenseits des Baches waren jedoch von winterlicher Kälte erstarrt und boten kein Hinderniss. Sie wurden überschritten. Desto heisser entbrannte das Gefecht an dem, zwischen hohen, gefrornen Ufern hinziehenden, Bache selbst, den die Bauern trotz des mörderischen Feuers ihrer Gegner, mit nur spärlichem Schiessgewehr über eine Stunde lang muthig vertheidigten. Endlich des nutzlosen Schiessens müde brachen sie, zu ihrem Verderben, aus ihrer gesicherten Stellung hervor um durch die

Kraft ihrer Arme den Mangel an Feuerwaffen zu ersetzen. Wie Rasende warfen sie sich mit Aexten, Sensen, Gabeln und Spiessen auf die Reiterei, welche dieser unerwartete Anfall im ersten Augenblicke zurückdrängte. Aber ihre Wuth trieb sie zu weit vorwärts, und nur zu bald traf sie, ungewohnt in geschlossenen Gliedern zu fechten, aller Nachtheil eines regellosen Kampfes. Bald waren ihre Reihen völlig aufgelöst, einzeln wurden sie umzingelt und niedergehauen. Und als nun die Oesterreicher ihrerseits den Bach überschritten und in geordneten Gliedern die Höhen hinanstürmten, wurde Hofmann von panischem Schrecken ergriffen. Er floh mit den wenigen Reitern in die rückwärts liegenden Wälder und ward nicht mehr gesehen. Manche folgten, die meisten aber setzten den Kampf fort. Der war nur mehr ein grässliches Morden und Schlachten. In steter Vertheidigung wichen die Bauern zurück, Aidenbach wurde genommen, die furchtbar gelichteten Haufen auf den östlich gelegenen Hügel gedrängt. Dieser, seit jener Zeit der Handel-, d. i. Streitberg genannt, wurde mit dem Blute der letzten Tapfern getränkt. Gnade weder gebend noch verlangend, verkauften sie ihr Leben gleich Verzweifelnden. Hier fielen die Meisten. Einige Hundert entkamen noch nach dem eine halbe Stunde von Aidenbach liegenden Bauernhofe bei Kleeberg, zum Resch im Dobel genannt. Den verbarrikadirten sie, und wiesen jeden Antrag der Gnade mit Verachtung zurück. Sie, grossentheils wohlgeübte Schützen, vertheidigten sich einige Zeit mit allem Erfolg. Nun steckten Granaten das Gehöfte in Brand. Schnell griff das Feuer um sich. Prasselnd lodern die Flammen empor, krachend stürzen Balken und Mauern auf die halbverbrannten Streiter. Tod und Verderben von innen und aussen. Immer seltener fallen die Schüsse, ein Heldenarm nach dem andern sinkt todesmatt nieder, ein Heldenherz um das andere hört auf zu schlagen. Aber hoch oben auf dem Firste der Scheune sitzt noch ein Mann, er schiesst und ladet und achtet nicht der ringsum zuckenden Flammen, nicht der um ihn sausenden Kugeln. Er schiesst und jede Kugel trifft ihr Ziel, er schiesst, brechend stürzen mit ihm die brennenden Balken in die Gluth, und seine letzte Kugel hat noch die Brust eines feindlichen Offiziers durchbohrt. — Haben die Unsterblichen von Thermopylä Grösseres vollbracht?

Bis Sonnenuntergang wurde von den nachsetzenden Reitern unter den Flüchtigen gemordet, und nur wenige entkamen, in den Wäldern versteckt. Jammernde Weiber und Mütter erschienen in den nächsten Tagen auf dem Blutfelde, um die Leichname ihrer Männer und Söhne zu suchen, und in der Erde des heimischen Kirchhofes zu betten. Die Meisten der Gefallenen aber ruhen auf dem Kirchhofe von Aidenbach, in dessen Kirche täglich, bei der heiligen Messe nach der Wandlung, mit einer besondern Glocke das Zeichen zum Gebete für die treuen Gefallenen gegeben wird, um so in ächt christlicher Weise ihr An-

denken den fernen Geschlechtern zu erhalten. Ein Kreuz auf dem Handelberge bezeichnet den Ort, wo so viele der Tapfern ihr glorreiches Ende gefunden.*)

Feige Sorge um Gut und Leben beseelte von nun an den obersten Ausschuss der Landesvertheidiger. Er sann nur darauf den Aufstand zu enden. Bedenken und Hindernisse aller Orten, endlich offener Verrath. Bald waren die festen Orte Braunau, Schärding, Burghausen und Cham wieder in den Händen der Oesterreicher. Durch nutzlose Grausamkeit beschimpfte Oberst d' Arnan sein Andenken in letzterer Stadt. Die tapfere Besatzung unter Pfarrer Müller hatte auf freien Abzug capitulirt. Aber kaum aus den Thoren gerückt, fielen die wortbrüchigen Feinde über die Wehrlosen her, schossen mehrere Hunderte derselben nieder, oder sprengten sie in den vorüberfliessenden Regen. Diess geschah am 16. Januar. An demselben Tage übergab Tattenbach, den die Bürger zum Commandanten erwählt, Stadt und Festung Braunau mit Accord an General Kriechbaum. Burghausen war durch d'Ocforts Verrath wenige Tage vorher wieder in die Hände der Oesterreicher gerathen. Während, von ihm getäuscht, die Landesvertheidiger 3000 Mann stark bewogen worden gegen die anrückenden Feinde auszuziehen, liess er hinter ihnen die Thore sperren und im Einverständniss mit dem Oberst Hochberg, die Oesterreicher in die Festung. Ja, so niederträchtig war der Mann, dass er vom Walle herab selbst das Geschütz gegen die Bauern richtete, als dieselben, sich betrogen sehend, zurückkehren wollten.

Die letzte Schaar unter Meindl, sechstausend Mann stark, stund noch in ihren Verhauen im Burghauser Wald. Als alles ringsum gewichen, verrathen und verloren war, entliess er sie ihrer Pflicht und floh in die Schweiz. Sie aber zerstreuten sich, mit weinenden Augen ihre Waffen zerbrechend und den Feinden fluchend, deren gefährlichste sie leider unter den eigenen Landsleuten gefunden. Gegen 20,000 Bauern hatten in dem kaum zwei Monate währenden Kampfe auf den Schlachtfeldern mit ihrem Leben die Treue am Vaterlande besiegelt.

Noch erübrigt uns ein Blick auf die letzte Szene des erschütternden Trauerspieles. Am 29. Januar erhob sich auf dem Marktplatze zu

*) Noch erinnert sich der Verfasser eines auf jene Zeit bezüglichen Kinderverses aus dem Munde seiner alten Wärterin, er heisst:

„Rumbedibum
Der Kaiser geht um
Mit Händen und Füssen,
Mit blutigen Spiessen
Hat d' Fenster eing'schlag'n,
Hats Blei davon trag'n,
Hat Kugeln draus gossen
Hat d' Bauern derschossen.“

München das Hochgericht. Auf demselben verbluteten: der Adjutant Hoffmanns Abel, der Lieutenant Lantze, der Eisenhändler Senser und der Wirth Kidler aus dem Thale. Sie wurden enthauptet. Am 17. März endete der Weinwirth Johann Jäger. Der todte Körper wurde geviertheilt und die Stücke in den vier Rentämtern Bayerns an den Galgen geknüpft; der Kopf auf den Isarthurm gesteckt. Pfarrer Müller, weil geistlich, wurde zum ewigen Gefängniss nach Ungarn abgeführt. Hoffmann, der sich in der österreichischen Armee hatte anwerben lassen, ward später erkannt und 1707 gleichfalls geviertheilt. Plinganser starb erst 1738 als Kanzler des Reichsstiftes St. Ulrich zu Augsburg. Wunderbar war der tief verwickelte geheime Secretär Maximilians, Urban Heckenstaller, dem Tode entgangen. Er floh, als blödsinniger Bettler verstellt, gen Freising, wechselte unterwegs mit einem Geistlichen die Kleider, und trug dort, zehn Jahre lang unbekannt, als dienender Bruder Orbilius den Franziskaner Habit.

Noch seltsamer entrann der Posthalter Franz Hirner in Anzing, eines der Häupter der Landesvertheidigung. Husaren sollten ihn nach München abführen. Sie gewährten nach vielen Bitten dem sich krank stellenden Mann endlich ein Ross. „Sattle mein schlechtestes, das mit dem verbundenen Fuss, das geht am ruhigsten" rief er mit bedeutendem Augenzwinkern seinem Knechte zu. Indessen liess er den Reitern wacker auftragen und machte sich endlich mit ihnen auf den Weg. Bei Neufahrn, wo dieser unten am holzbewachsenen Hügel vorüberführt, bat er einen Augenblick absteigen zu dürfen. Man hielt, er besah den Verband, meinte der wäre nicht mehr nöthig, und stieg nachdem er den Lappen abgerissen wieder auf. Nun gings noch einige hundert Schritte weiter. Plötzlich gab Hirner dem klugen Thiere, das Rösslein war nämlich sein treffliches Rennpferd, das gewohnte Zeichen. In riesigem Sprunge setzte es über den Hag und sauste über Stock und Stein in den Wald, den verblüfft nachsprengenden Husaren gar bald aus den Augen. Die Capuziner zu Erding, dann jene zu Freising boten ihm gastliche Aufnahme. Oefter noch kehrte der verwegene Mann, von inniger Sehnsucht zu den Seinigen getrieben, durch falsches Haar und Bart entstellt, als Branntweinhändler nach Hause zurück, und verliess es jedesmal glücklich, bis er endlich, nach der Einsetzung seines Kurfürsten gleichfalls freudig in Anzing wieder einzog. Zum Andenken an die wunderbare Rettung und dem Retter zu schuldigem Danke, stiftete er in treuer altkatholischer Gesinnung das Hirner'sche Familien-Beneficium in der Pfarrkirche seines heimathlichen Marktes.

Von der muthvollen Erhebung seines Volkes drangen anfangs nur dunkle Gerüchte zu dem in den Niederlanden weilenden Kurfürsten. So schrieb er unterm 15. Januar an seine Gemahlin: „Ich kenne diese Erhebung nur aus den holländischen Zeitungen, und habe keine Ver-

bindung mit derselben. Unbekannt sind mir die Führer, unbekannt die Hand, welche das Ganze leitet. Ich halte das Unternehmen weder an der Zeit noch gehörig vorbereitet." Und am 12. Februar, als alles vorüber und er genauere Kunde vernommen: „Guter Gott! wie viel des unschuldig geflossenen Blutes! Und wie viele Thränen vergiesse ich darüber, wenn ich mich unbeachtet weiss! Keine Macht der Erde hätte mich bestimmen können, das Opfer dieser armen Leute anzunehmen, ehe ich ihnen hinlängliche Hilfe hätte bieten können." Dennoch fand man es in Wien bequemer, Max Emmanuel als den Urheber des Aufstandes zu betrachten, und so beeilte denn der Hass Josephs seine und seines Bruders Clemens von Cöln Aechtung auf dem Reichstage zu Regensburg am 19. April 1706.

Alle die guten Nachbarn, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, die pfälzischen Vettern, Oettingen, die Bischöfe von Passau und Augsburg, der Herzog Eberhardt Ludwig von Würtemberg, der ob seiner eifervollen Treue sich eines besondern kaiserlichen Lob- und Dankschreibens zu erfreuen hatte, Marlborough und viele Begnadete des Adels griffen wacker zu, und bekamen Stücke des unglücklichen Landes. Den grossen Rest behielt Joseph selbst. Contributionen auf Contributionen wurden erpresst, Millionen, in einem Jahre deren sieben, vergeudet, gewissenlose Administratoren stahlen auf die frechste Weise, so Graf Mollart, der in einem Jahre anderthalb Millionen „ersparte" Gulden für sich in die Venediger Bank legte. Mit lederner Stirne trug dieser Mensch im Angesichte der Prinzen die Demantringe ihrer Mutter und als der Kurprinz in kindlicher Einfalt sie zu kennen meinte, schnauzte er ihn an: „Unverschämt, ich wüsste doch nicht wie in diesem österreichischen Lande irgend etwas der gewesenen Kurfürstin angehören könnte?"

Um aber das Werk der Brutalität zu krönen wurden die jungen Prinzen bei der ehmaligen Oberhofmeisterin von Weichs einfach in die Kost gegeben, die einzige Tochter: „traité comme une petite bâtarde" jammert Max, in das Kloster am Anger gesteckt. Die vier ältesten Prinzen aber escortirte man, unter lautem Wehklagen der Münchner Bürger, um die Mitte des April 1706 militärisch nach Klagenfurth. Dort wurden sie als blosse Grafen von Wittelsbach behandelt, Niemand durfte sich ihnen nahen, der Name der Eltern durfte nicht vor ihnen genannt, jedes Gespräch über dieselben musste von den anwesenden Aufsehern unterbrochen werden. Wer denkt hier nicht an die ganz ähnliche Behandlung des Sohnes der Lieblingstochter Franz I.? Wie gewaltig zerreisst aber Gottes Allmacht die Berechnungen der Mächtigsten der Erde! Dort sitzt der Neffe des gefürchteten Imperators, dessen Stamm man für immer vernichtet meinte, nach siebenunddreissig Jahren auf dem Throne des verbannten Oheims, und an einem Worte seines Mundes hängen hoffend oder bangend die Fürsten und Völker

Europas, und hier herrscht in erneutem Glanz über ein dreimal grösseres Gebiet das Haus Wittelsbach, hoffnungsreicher Sprossen voll, während schon vierunddreissig Jahre nach dessen tiefster Demüthigung Josephs Bruder, der sechste Karl, als der letzte Habsburger in die Gruft seiner Ahnen getragen ward. Es ist gut, von Zeit zu Zeit an all diese Dinge zu mahnen, weil sie von gewisser Seite in den offiziellen Schulbüchern gar zu gerne todtgeschwiegen werden.

Das schöne Bild des Aidenbacher Tages ist von Grünewald gemalt.

66. Max Emmanuel sieht nach langjähriger Trennung die Seinen im Schlosse Lichtenberg am Lech wieder 1715.

Eisern lag die Hand des Schicksals auf dem armen Bayerlande und seinem Fürstenhause. Als Max Emmanuel sein Erbe verloren sah, suchte er seinem Hause mindestens die Niederlande als erbliches Besitzthum zu erhalten. Es misslang, und er musste sich aufs Neue mit der Statthalterschaft begnügen. Sein Kriegsglück war ihm untreu geworden, und der Sieg schien fortan an die Fahnen des Kaisers und seiner Verbündeten gefesselt. Als Generalissimus der französischen Truppen erlitt er 1706, hauptsächlich durch die Schuld Villeroi's, die entscheidende Niederlage bei Ramillies in Brabant, in welcher die Franzosen an 20,000 Mann verloren. Marlborough nahm Stadt um Stadt und die Stände von Brabant erklärten des Kaisers Bruder als ihren und Spaniens König. Bei all dem Unglück behaupteten doch Leichtsinn und Vergnügungssucht die Oberhand. In der Residenz zu Mons folgte ein Fest dem andern. Schaaren leichtfertiger Dämchen, als Amazonen gekleidet, umgaben zum Aergerniss der ehrbaren Bürger den Kurfürsten auf den Jagden, im Schauspiel und bei seinen Gelagen. An sie verschleuderte er ungeheure Summen, und da die Geldquellen aus Bayern völlig versiegt waren, wurden der gutmüthigen Borger immer weniger. Nun sollte der greise Ludwig helfen, und Max ging desshalb nach Paris. Scheel sah man hier, wo selbst tiefe Ebbe im Schatze herrschte, auf den unbequemen Mahner, der nur als Graf von Haag Aufnahme, aber trotz seiner verfallenen, Mitleid erweckenden Gestalt — „Sein Kinn ist spitz, die Nase auch, der Mund eingefallen und sieht viel älter aus als er ist," sagt seine Base von Orleans von ihm — keine Hilfe fand. Missvergnügt, aber ungern schied der alternde Mann, der leider durch seine wüsten Ausschweifungen alle Achtung vor seiner Würde und seinem Unglück verscherzte, und von dem sogar der milde Fenelon sagen musste: „Il est bien prince, c'est a dire faible dans sa conduite et corrompu dans ses moeurs", wieder aus Paris. Ein Diamantschmuck, ungefähr 50,000 fl. werth, und 2500 Louisd'or „waren alles", wie der

Marquis von Torcy bei der Uebergabe achselzuckend bedauerte, „was der König für ihn zu thun vermöge.“

Aber wo das Menschenauge umsonst nach einem Rettungsschimmer späht, hat das grosse Auge über den Sternen ihn längst gesehen. Das Unwahrscheinlichste geschah. Joseph I., im fast jugendlichen Alter von 33 Jahren, verschied 1711 an den Pocken. Sein Tod rettete das Kurhaus, rettete Bayerns Selbständigkeit. Selbst ohne männliche Nachkommen, sollte nun der Bruder, Karl von Spanien, wie einst der Vorfahr Karl V., die ganze Ländermasse Habsburgs wieder in seiner Hand vereinen, und war überdiess noch zum deutscheu Kaiser erwählt worden. Solche Uebermacht schien den Verbündeten allzu gefährlich. Marlborough und sein Anhang in London wurden gestürzt, das neue Tory Ministerium verlangte den Frieden, Holland, Portugal, Preussen und Savoyen schlossen sich an. Zwischen ihnen und Frankreich wurde er am 11. April 1713 zu Utrecht, und mit dem Kaiser und dem deutschen Reiche zu Rastatt am 7. September 1714 geschlossen.

Mit Josephs Tode hatte sich auch die Lage der bayerischen Prinzen gebessert. Sie wurden nach Gräz gebracht und fanden dort einen zahlreichen, ihrem Range entsprechenden Hofstaat, unter dem sich selbst Adelige aus ihrem Vaterlande befanden. Dennoch blieb der Kurerbe Karl stets voll tiefer Schwermuth. Sein Hofmeister Graf Preuner suchte prüfend den Jüngling durch die Hoffnung auf die Hand einer Erzherzogin aufzurichten. Der aber erwiederte finster: „Ein Gefangener denkt an keine Kaisertochter.“

Max Emmanuel und sein Bruder Clemens von Cöln erhielten durch Frankreichs energische Bemühungen alles, was sie besessen, bis auf die letzte Quadratmeile zurück. Im Jänner 1715, zehn Jahre nach Bayerns Unterjochung, trat die österreichische Landesverwaltung ab, und Graf Max Preysing, der Oberhofmeister, übernahm bis zur Ankunft des Kurfürsten die Regierung.

Im Schlosse Lichtenberg am Lech, zwei Meilen unterhalb Landsberg, und an demselben Orte, an dem Max Emmanuel vor zwölf Jahren die Nachricht vom gelungenen Ueberfalle von Ulm, den Anfang des verhängnissvollen Krieges erhielt, sollte die langgetrennte Familie vereinigt werden. Hier hatten sich zuerst die Geschwister wiedergefunden. Am 3. April fuhr der Kurprinz seiner Mutter entgegen, fürchtend, dass sie in dem schlanken, hochgewachsenen Jüngling von achtzehn Jahren kaum mehr den siebenjährigen Knaben erkennen würde, den sie verlassen. Aber das Mutterherz sprach und in Thränen gebadet schloss sie ihn in ihre Arme. Gleicher Empfang, gleiche Freude bei ihrer Ankunft im Schlosse. Ein Augenzeuge berichtet: „Keines vermochte anfangs vor tiefer Rührung ein Wort zu sprechen. Aber die Kurfürstin erkannte sie alle und nannte Jeden bei seinem Namen, ob auch dieselben ihr Aus-

sehen so sehr verändert hatten, dass nur ein Mutterauge sie zu erkennen vermochte. Der ganze Tag verfloss in zärtlichen Umarmungen. Abends war Musik. Der Kurprinz spielte die Laute und Prinz Ferdinand begleitete ihn auf der Flöte. Später wurde getanzt. Hier zeichnete sich besonders die Prinzessin aus. Ihr Aeusseres kündete jetzt schon eine vollendete Fürstin an. Ihre Züge sind schön und lieblich, das Auge lebhaft und voll Feuer, ihr Geist verräth die herrlichsten Anlagen u. s. w." Wohl mochte das frivole Treiben am Hofe Max Emmanuels eine so reine und edle Seele tief verletzen, denn schon drei Jahre später opferte, wie zur Sühne für des Vaters Schuld, die schöne und hochgebildete Tochter ihr junges siebzehnjähriges Leben dem Dienste des Herrn. Sie trat als dessen Braut in dasselbe strenge Ordenshaus der Clarissinnen auf dem Anger, in dem sie ihre Kindheit zugebracht, und konnte dort, von wo sie der Tod erst 1750 abrief, noch ihr jungfräuliches Gebet für ihren unglücklichen Bruder Karl zum Himmel senden, den sie um fünf Jahre überlebte.

Theresia hatte den Weg von Venedig her durch Tyrol gemacht und bei Murnau zuerst wieder den bayerischen Boden betreten. Freudenfeuer loderten, Freudensalven ertönten rings umher. Tausende und Tausende der treuen Gebirgsbewohner waren von Nah und Fern herbeigekommen, stunden, sie bewillkommend längs der Strasse, und priesen laut Gottes Gnade der sie diesen frohen Tag noch erleben liess. Endlich am achten erfolgte die Ankunft des Kurfürsten selbst. „Das zärtliche Verlangen", fährt der Augenzeuge fort, „ihren Gemahl nach so langer Trennung wieder zu umarmen, war so heftig, dass Theresia, ganz der hergebrachten Etikette zuwider, den Kurfürsten selbst am Wagen empfangen wollte. Voraus eilten die zwei jüngern Prinzen, dann die Prinzessin und endlich die Kurfürstin, von ihrem Aeltesten geführt. Max Emmanuel sprang aus der Kutsche ihnen entgegen und alle umarmten sich unter heissen Thränen der Rührung."

Am zweiten Tage nach ihrer Wiedervereinigung kehrten sie, ohne besonderes Gepränge, in die Burg ihrer Väter zurück. Max Emanuel wollte nur von einem Ausschuss des Rathes empfangen werden und „bei Strafe verbot er der Bürgerschaft Illumination, Salven oder andere öffentliche Freudensbezeugungen. „Kurf. Durchlaucht werden schon die Zeit bestimmen, wann die Burgerschaft ihre Freud haben solle," lautete der höfische Bescheid.

Hätte jetzt nur Max Emmanuel seinem verarmten, ausgesaugten Lande die nöthige Erholung gegönnt. Aber er war in dem leichtfertigen Leben zu Paris und in den Niederlanden zwar älter, doch kein Anderer geworden. Pracht und Ueppigkeit herrschten vor wie nach an seinem Hofe. In stetem Freudentaumel, unter Opern und Comödien, Balletten, Parforçejagden, Ringelrennen, Schlittagen, sogenannten Bauernhochzeiten

und andern Maskeraden, unter immer neuen Belustigungen und Festlichkeiten verging die Zeit. Der nun beinahe sechzigjährige Herr betheiligte sich an all diesen Tänzen und Maskeraden persönlich und mit Leidenschaft und ordnete selbst alle Fêten an, bei denen man sich, wie der galante Pölnitz sagt: „Auf eine verzauberte Insel versetzt fühlte.“ Da häuften sich denn Schulden auf Schulden; schon war die dreifache Steuer Norm geworden. Unter keinem der Vorgänger war der Hof so glänzend, das meist unnütze Hofgesinde so zahlreich gewesen. Neben einer Unzahl von Lakaien, Laufern, Heyducken, besondern Köchen und Köchinnen für alle Gattungen von Speisen bewegten sich nur allein sechs und dreissig Kammerdiener zur persönlichen Bedienung des kurfürstlichen Paares und der Prinzen. Wälsche Sänger, französische Tänzer und Tänzerinnen verschlangen unmässige Summen. So kostete eine Reise des Hofconzertmeisters über 20,000 fl. und die Sängerin Agnese de Felice, die nur in den Carnevals-Opern auftrat, bezog einen Jahrgehalt von 4000 fl., ungerechnet die jährlichen Geschenke von 8 bis 10,000. Was bei solcher Wirthschaft doppelt und dreifach verrechnet, was einfach gestohlen worden, lässt sich leicht ermessen. Gnaden-, Spiel- und Nadelgelder an Günstlinge und Favoritinnen belasteten die Kammerkasse; in den kurfürstlichen Parken wurde zahlloses Wild, im Hofstalle 1400 Pferde gefüttert, von denen, besonders an Jagdtagen, immer ein Drittel auf den Beinen war. Die Ausgaben des Hofzahlamtes betrugen beispielsweise 1720 die für jene Zeit exorbitante Summe von 2,120,000 fl. Des Kurfürsten Privatschulden, besonders bei den Wechslern Ruffini und Oppenheimer beliefen sich bei seinem Tode auf 30,000,000 fl., welche, neben den hundert Millionen, die sein Vater im Schatze hinterlassen und mit den Unsummen, die dem völlig ruinirten Lande abgepresst wurden, von den vielen Kriegen verschlungen, oder in eitlem Prunk, in Luxusbauten, mit Karten und Courtisanen vergeudet worden waren. Die regelmässigen Jeremiaden der Landschaftsverordneten, der damaligen, freilich völlig unmächtigen und überdiess feilen Landstände, blieben unbeachtet. „Der Bauer“, so witzelten die Höflinge, „ist wie ein Mehlsack, er staubt doch, wenn man daran klopft, wenn man auch nicht immer Mehl herausschütten kann.“

Ja, hätte bei alledem der alte Herr nur ein Herz für das Volk gehabt, das ihm doch sein eignes Herzblut freudig hingeopfert. Das aber fehlte gänzlich und man fühlte es bald durch. Desshalb wurde er auch, wie sein eigner Bruder der Kurfürst von Cöln schreibt, „gründlich im ganzen Lande gehasst“. „Ihr betrügt euch sehr“, schreibt die Herzogin von Orleans an ihre Schwester „wenn ihr meint, dass Kurbayern froh ist wieder in sein Land und Ehren zu sein, er regrettiret alle Tage das L leben so er hier (d. i. zu Paris) gefürt.“ Und derselbe Kurfürst von Cöln sagt in einem Briefe an seinen Kanzler:

„Mein Bruder hat allzu grosse aversion wieder in Bayern zu wohnen, daher um eine Scheune aus Niederland er eine Stadt in Bayern cediren würde, um nur ausser Landes bleiben zu können.“

Da erschien plötzlich, mitten im Freudentaumel des Carnevals 1726 ein unvermeidlicher, unerbittlicher Gast. Eine krampfhafte Verengung des Halses, täglich zunehmend, aller Mittel spottend, und jeden Speisegenuss immer schmerzlicher machend, erfüllte den Kurfürsten mit des bittersten Todesangst. Verzagend an seiner Seele Seeligkeit, gequält von Gewissensbissen, liess er über anderthalbhundert geistliche Bücher in sein Sterbezimmer bringen. Aber jeden Trostes bar erwies sich das geistlose Abbeten lateinischer Formeln, erwies sich die, den Grossen so gefällige, Jesuitenmoral jener Tage. Nur mit Mühe vermochte ihn sein Beichtvater, auf das Sühnopfer unsers göttlichen Erlösers hinweisend, vor gänzlicher Verzweiflung zu bewahren. Und so verschied endlich der, einst so mächtige, so glänzende Fürst, unter Folterqualen des Körpers und Geistes am 26. Februar, in seinem vierundsechzigsten Jahre. Die Kurfürstin, welche auf ihre alten Tage sehr bigott geworden, zog sich in das, von ihr gestiftete Kloster der Servitinnen zurück, und folgte ihrem Eheherrn vier Jahre später in die Gruft bei den Theatinern.

Das nach Composition und Farbe gleich vorzügliche Bild des Wiedersehens zu Lichtenberg mit den getreuen Porträts des kurfürstlichen Paares und seiner Kinder hat Schwörer gemalt.

Karl Albert und Max Joseph III.

67. Kurfürst Karl Albert wird 1742 in Frankfurt zum römischen Kaiser gekrönt.

Kaiser Joseph I. hatte nur zwei Töchter hinterlassen. Die ältere wurde mit dem bekannten sächsisch-polnischen Könige August dem Starken vermählt, die jüngere Maria Amalie dem Kurprinzen Karl Albert bestimmt. Er hatte 1717 die damals sechzehnjährige Erzherzogin auf seiner Durchreise in Wien kennen gelernt, als er mit seinem Bruder Ferdinand und dem bayerischen 6000 Mann starken Hilfscorps unter Eugens Anführung gegen die Türken zog. Beide Prinzen, deren letzterer als kaiserlicher Feldzeugmeister 1738 starb, brachen sich ihre Lorbeeren in den mörderischen Siegen bei Peterwardein und Temeswar, denen die Wiedereinnahme Belgrads und der glorreiche Friede von Passarowiz folgte. Nach der Rückkehr begann der junge Kurprinz, den sein Oheim von Köln als „einen violenten jungen Tollhans und Kartenspieler" schildert „der eine grosse Inclination für die Weiber und den Wein habe", eine ernste Liaison mit dem Hoffräulein von Ingenheim, welche ihm in Folge eines heimlichen Eheversprechens zu Willen ward, und ihn mit einem Sohne, dem Stammvater der Grafen von Holnstein, beschenkte. Die Ausführung jenes Versprechens zu hindern, beeilte sich nun der Vater, für Karl um die Erzherzogin zu werben, deren Hand ihm denn auch um den Preis des Beitrittes beider zur pragmatischen Sanction zugesagt wurde. Dieses Statut, gemäss welchem die Erbfolge der ältern Tochter Maria Theresia in alle Besitzungen des Habsburgischen Hauses einzutreten habe, von allen Staaten Europas anerkannt zu wissen, war die Hauptsorge Karl VI., der keinen Sohn besass. In der Favorite zu Wien wurde im September 1722 die Vermählung mit Maria Amalie vollzogen. Die ziemlich kleine, zum Embonpoint neigende Dame, ihr ernstes, stilles fast befangenes Wesen, fern von aller Koketterie, von sprudelndem Esprit oder gar herausfordernder Keckheit, ihre geduldige Unterwürfigkeit, ihre, beinahe ascetische Lebensweise, ihre strenge Tugend und Sittsamkeit, dabei die eben nicht sehr sorgfältige Erziehung — sie soll nur des österreichischen Deutsch mächtig gewesen sein, da man ihr die Sprache Frankreichs aus Hass gegen das Volk nicht gelehrt — hatten für den sinnlichen jungen Herrn, der ganz andere Frauen gewöhnt war, allzuwenig Anziehungskraft, um ihn von seiner, schon

zum Bedürfniss gewordenen lockern Lebensweise abzuwenden. Oft missbilligte er auch ihre, freilich allzuweit getriebene Wohlthätigkeit. „Die Kurfürstin hat überall wo meine Relais von Jagdpferden stehen, die ihrigen von Bettlern" klagte er, wenn die Wagen regelmässig von zerlumpten Schaaren kräftiger Strolche und robuster Weiber umringt wurden, die auf sie gewartet hatten, und denen sie ohne Wahl ihre Gaben spendete.

„Theilte sie auch", wie Keysler in seinen Reisen berichtet, „seine Jagdpassion so leidenschaftlich, dass sie dabei stets im grünen Mannskleide mit einer kleinen weissen Perruque erschien und manchmal bis an die Knie im Morast watete" so waren doch ihre schönen Hoffräulein, die sie stets begleiten mussten, dem Herzen des Gemahls weit gefährlicher als dem Wilde.*) Und als er nun vollends 1724 Paris und den Hof des verrufenen Ludwigs XV. kennen gelernt, und 1726 die Regierung selbst übernommen, kannte er weiter keine Schranken mehr und strebte nur, seinen eigenen Hof jenem verführerischen Beispiel anzupassen.

Wohl hatte der sterbende Vater den Sohn unter Thränen beschworen, sich der Noth des Landes zu erbarmen, und dieser hatte auch beim Antritt seiner Regierung löblichen Willen gezeigt, Ersparungen und Reductionen eintreten zu lassen. Uebereifrige Wohldiener, welche nie ein richtiges Maass kennen, und stets das „noblesse oblige" vergessen, hatten ihre Sorgfalt sogar auf die „Lichtstimpfle" ausgedehnt. Aber nur zu bald war alles wieder beim Alten und wurde wo möglich noch prächtiger, noch verschwenderischer als unter dem Vater eingerichtet. Gutmüthig, weichlich, schwach und eitel, frivol aus Neigung, devot durch Erziehung, flog Karl Albert zerknirscht aus den Armen seiner oft gewechselten Geliebten an die Stufen des Altars der, 1728 in Nymphenburg erbauten und der heiligen Büsserin Magdalena geweihten Einsiedelei, und kehrte von diesem wieder beruhigt in die Boudoirs der Favoritinen zurück. Manches, was wir nicht niederschreiben mögen, wird uns von den schmutzigen Mysterien der Badenburg berichtet, und die Porträts jener Damen, mit denen er dort seinen paphischen Cultus gefeiert, hängen noch in den Gemächern zu Nymphenburg. Die freilich allzu wohlbegründete Eifersucht der Kurfürstin führte selbst thätliche Szenen herbei, von denen ein Schächtelchen voll ausgeraufter Haare, die sie einst unter Thränen einer Freundin zeigte, den Beweis lieferte.

So verging für den jungen Fürsten ein Zeitraum von vierzehn Jahren in Lust und Freude. Ringelrennen, bei denen die Damen des

*) Ihr und Karl Alberts Porträts im Jagdkostüme zieren das im reizendsten Roccoccostyle 1734 erbaute und ihr zu Ehren benannte Schlösschen Amalienburg im Nymphenburger Garten.

Hofes in Amazonentracht mit Pfeilen nach aufgestellten Liebesgöttern schossen, äusserst kostspielige wälsche Opern und französische Schauspiele und Ballete, von welchen eines, mit dem ominösen Titel „Venus zu Paphos" einst so durchsichtig ausgestattet war, dass die Kurfürstin voll Indignation die Loge verliess, glänzende Maskeraden, Fahrten auf dem Starnberger See mit dem prächtigen Bucentoro, und Jagden mit ungeheurem Gefolge wechselten in bunter Reihe. Dazwischen kamen dann wieder zahlreiche Prozessionen mit allem Pomp der Kirche und verherrlicht durch die Theilnahme des ganzen Hofes, prunkvolle Wallfahrten nach Altötting wo eine Votiv Statue des Kurprinzen in Silber für dessen Genesung geopfert ward, dann nach Padua zum Schrein des heiligen Antonius dem man einen goldenen Kelch weihte, und endlich nach Loreto, wo eine goldne Lampe auf den Altar gelegt wurde. Auch die mit grossem Ernste und vieler Wichtigkeit betriebene Stiftung eines neuen religiösen Ritterordens — im achtzehnten Jahrhundert! — dem heil. Georg geweiht, wurde von Karl Albert 1729 vorgenommen. Sein ausgesprochener Zweck war: „Die Vertheidigung der unbefleckt empfangenen allerseligsten Jungfrau Maria". Die Mitglieder haben eine scharfe Probe von je sechzehn stiftsmässigen Ahnen väterlicher und mütterlicher Seite zu machen, erhielten aber auch für dieses Verdienst ihrer Vorfahren reiche Präbenden, wozu der Stifter die Einkünfte von dreizehn der bedeutendsten Pfleggerichte Bayerns bestimmte.

Nicht mindern Zeitvertreib boten die herrlichen Neubauten, welche Franz Couvillier aufführte. Nymphenburg und Schleissheim, Dachau und Fürstenried wurden vergrössert und verschönert, mit Gemälden, Statuen, Uhren und Mosaiken, meist für schweres Geld aus Paris bezogen, geschmückt und kostbare Wasserwerke und Kanäle angelegt. Der von dem grossen Kurfürsten errichtete Prachtbau zu München — man zählte zweitausend Fenster an demselben — ward zu eng erfunden; Karl Albert fügte einen neuen Flügel an. Darin befand sich ein, mit allem erdenklichen Luxus ausgeschmückter, ungeheurer Prachtsaal für die Versammlungen seines Lieblingsordens; eine dem heil. Georg geweihte Kapelle, Bäder, ein französisches Theater, Gallerien, und eine grosse Altane, welche die schönste Aussicht gegen Freising hin bot. All diese Herrlichkeit zerstörte im Dezember 1729 eine furchtbare Feuersbrunst, welche einen Schaden von fünf Millionen anrichtete. Die mit Gold förmlich überdeckten sogenannten Kaiserzimmer, und das darin befindliche, an Goldstickerei 2 ½ Zentner schwere, auf 800,000 fl. gewerthete Bett, stammen gleichfalls von diesem Kurfürsten. Letzteres war für Napoleon I. bei seiner Anwesenheit in München bestimmt, der aber dankte und liess sein gewöhnliches Feldbett daneben aufschlagen. München selbst verschönte Karl Albert durch mehrere Paläste die er für verschiedene seiner adeligen Favoritinen aufführen liess. Doch wurde

auch der, von seinem Vater in Amsterdam verpfändete Familienschatz eingelöst, hiezu aber eine extra Steuer erhoben.

Das alles nahm den Säckel des Landes weit über den gewöhnlichen Ertrag von sechs Millionen des Jahres in Anspruch. Neue Anleihen, Einführung des Lotto, der damals schon übliche Menschenverkauf, 6000 Mann an Oesterreich nach Ungarn 36 fl. per Mann — freilich waren es geworbene Soldaten, die sich also vorher schon selbst verkauft hatten — und endlich Verschlechterung der Münze, was ein wahres Zetergeschrei durch das ganze römische Reich veranlasste; all diess blieben unzureichende Hilfsmittel, und der Schuldenstand schwoll immer riesiger an. Da schlossen sich zwei Augen, und neuer Jammer brach über das unglückliche Bayerland herein.

Im Jahre 1700 hatte der zweite Karl die Reihe der habsburgischen Könige Spaniens erbenlos geschlossen. Gerade vierzig Jahre später endete jetzt Karl VI. die Reihe der deutschen Habsburger ohne einen Sohn zu hinterlassen. Ihm hatte der Gram über den schimpflichen belgrader Frieden buchstäblich das Herz gebrochen. Er meinte durch die pragmatische Sanction seiner ältern Tochter Maria Theresia die unbestrittene Erbfolge gesichert zu haben. Fast alle Fürsten Europas hatten sie anerkannt und gewährleistet. Letzteres war jedoch von Preussen und Bayern nie geschehen. Früher schon schürten französische Emissäre am Münchner Hofe und stellten Ludwigs XV. Hilfe zur Verfolgung der bayerischen Ansprüche nach dem Tode Karls in Aussicht. Mit diesen Ansprüchen trat des Kurfürsten Gesandter Graf La Perouse in Wien hervor. „Wohl habe sich," so sprach er, „sein gnädigster Herr des Rechtes seiner Gemahlin begeben. Bayern habe aber ein viel älteres Anrecht durch Albrechts V. Gemahlin Anna, die Tochter Ferdinands I., welche nur zu Gunsten des Mannsstammes entsagt habe." Diess ward in Abrede gestellt, und nun verlangte er den Vergleich der beiden Urkunden. In feierlicher Versammlung wurde er vorgenommen, und da ergab sich denn die entscheidende Differenz, dass das Münchner Exemplar richtig nur von erbberechtigten männlichen Nachkommen Ferdinands I. sprach, während die Wiener Urkunde statt dessen überhaupt ehliche Nachkommen bezeichnete. Dieses Falsum trieb den Kurfürsten in Frankreichs Arme. Der junge Preussenkönig, dessen Hilfe man in Wien hochmüthig abgewiesen, hatte inzwischen für seine sehr problematischen Ansprüche auf einige Fürstenthümer Schlesiens in raschem Anlaufe das ganze Land genommen. Der alte Kanzler Unertl erschütterte anfangs des Kurfürsten Neigung zur Allianz mit Frankreich, auf die Doppelzüngigkeit jenes Staates hinweisend; aber der französische Gesandte Belle-Isle im Bunde mit dem nach Kriegsruhm lüsternen Feldmarschall Törring wussten den Kurfürsten am Abend des 13. Mai 1741 zu einer weitern, geheimen Conferenz in Nymphenburg zu bewegen

Unertl, den man absichtlich ausgeschlossen, fuhr dennoch hinaus, und als sich der wackere Greis von den Wachen zurückgewiesen sah, eilte er in den Garten, holte selbst eine Leiter herbei, stieg zu dem erleuchteten Fenster hinauf, zerschlug mit seinem Chapeaubas die Scheiben und rief, den Kopf hindurchsteckend: „Um Gotteswillen kurfürstliche Durchlaucht, keinen Krieg, Sie und Ihr Land sind verloren, denken Sie an Ihren Herrn Vater, an Sein und Bayerns Unglück“! Vergebens. Graf Törring warf seinen Degen auf den Tisch und rief: „Krieg“. Es wurde Krieg. Der Vertrag den man nach jenem Auftritte geschlossen, sagte Karl Albert die Kaiserkrone, Ober-Oesterreich und Tyrol, Böhmen und die schwäbischen Herrschaften zu. Zehn Tage später wurde eben da mit dem spanischen Gesandten Graf Montijo, dem Ahnherrn der edlen und frommen „imperatrice“ über die italienischen Lande Karl VI. paktirt.

Ein wohlgerüstetes Heer von 30,000 Bayern stand bereit, 25,000 Franzosen führte d'Aubigné herbei. Sie trugen zwar die bayerischen Farben an ihren Hüten, dafür erduldete aber Karl Albert die Demüthigung nur als eigends ernannter General-Lieutenant seines „lieben Bruders und Vetters“ Ludwig XV. in Deutschland deren Commando zu übernehmen. Minuzzi überrumpelte Passau mit List, und 40,000 Mann drangen in Oesterreich ein. In Linz wurde die feierliche Huldigung der Stände Oberösterreichs vorgenommen und die leichten Reiter des verbündeten Heeres sah man bereits vor den Wällen Wiens, das sogar ein bayerischer Trompeter zur Uebergabe aufforderte. Dort war alles voll Angst, flüchtete oder vergrub seine Schätze. Maria Theresia versammelte den ungarischen Reichstag zu Pesth; ihre Schönheit und ihr Unglück rührten die edlen Magnaten, begeistert rissen sie die Säbel aus den Scheiden, und ihr ritterlicher Ruf: „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia“, dem rasch das Aufsitzen eines zahlreichen Banderiums folgte, rettete sie und die Monarchie. Schon war aber der Kurfürst den Franzosen zu mächtig, und ohne allen politischen und Feldherrnblick, liess er sich verleiten von Wien, wo er den Frieden hätte dictiren können, abzulassen und nach Böhmen zu ziehen, damit ihm dort nicht König August zuvorkäme. Der in Eugens Schule aufgewachsene Minuzzi und Segur blieben mit 15,000 Mann in Oesterreich zurück. Am 26. November wurde Prag erstürmt, — der berühmte Moriz von Sachsen war der erste auf der Mauer — und hierauf dem neuen König gehuldigt. Das Land ward zum zweitenmale das Unglück eines Wittelsbachers, und als ein schlimmes Omen galt es, dass bei jener Feier der silberne Löwe vom Stabe des Herolds fiel.

Einen recht hässlichen schwarzen Flecken auf den Ehrenschild der grossen Maria Theresia wirft ihr grausames Walten in Böhmen nach Wiedereinnahme des Landes, ein Walten, das in Torturen, Blutvergiessen

auf dem Schaffot, Einkerkerung und erbarmungsloser Verbannung derer, die ja nur der Uebermacht gewichen, dem ihres Ahnherrn Ferdinand nach der Schlacht auf dem weissen Berge um nichts nachstund. Kaum sollte man glauben, dass sie, die fromme Christin, die fühlende Frau, bei ihrer Krönung zu Prag die zu ihren Füssen bitterlich weinenden und für ihre eingekerkerten Männer und Väter flehenden zum Theil schwangeren Weiber und deren Kinder in ihrem olympischen Herrscherstolze mitleidslos und ohne Gnadenbewilligung von sich stiess. Es gibt eben allerlei Sorten von Christenthum.

Mittlerweile war des Kurfürsten einstimmige Wahl zu Frankfurth erfolgt, und er wurde dort am 24. Januar 1742 als römischer Kaiser Karl VII. ausgerufen. Er eilte dahin und kostspielig, weit über Bayerns Kräfte und über den Werth, den die Sache damals noch verdiente, war die Krönung, welche am 12. Februar in der St. Bartholomäus Kirche stattfand. Die goldbedeckte, mit Purpur ausgeschlagene und von der Kaiserkrone überragte Staatskarosse war in Paris mit 100,000 fl. bezahlt worden. Ihr Beschläge von vergoldetem Silber hatte 10,000, das Geschirr der acht Rosse 25,000 fl. gekostet. In einhundert und siebenundsechzig Abtheilungen, — Lipowsky in seiner Biographie Karl Alberts zählt sie gewissenhaft auf, — bewegte sich der Zug, die prunkvolle Leiche längst entschwundenen Lebens, zur Kirche, wo nach endlosen Ceremonien des Neugewählten Bruder, Clemens August von Cöln, mit ihm Philipp Karl Graf von Elz, der Mainzer Kurfürst, und der Graf von Ingelheim als Stellvertreter Kurtriers, die Krönung mit des grossen Karls Krone vornahmen. Ihr folgten die bekannten Formalitäten, der Ritterschlag eines Dalberg, die offene Tafel, bei der aber nicht einer der Kurfürsten sein Hofamt selbst versah. Welcher Abstand von dem Bilde jener Wahlherrlichkeit, wie sie uns nach Wittekind von Corvey Uhland in seinem Ernst von Schwaben so hinreissend schön schildert, wo die Wogen von hunderttausend Stimmen freier deutscher Männer dem Neugekürten ihre Einwilligung zudonnerten, und der nichtigen Wichtigkeit, dem erbärmlichen und verlebten Gepränge einer, durch die unwürdigsten Capitulationen eingeschnürten Scheinwahl, der das „fiat, fiat" aus den Kehlen von ein paar Dutzend Sängern vom Chore der Bartholomäus Kirche herab, als Vertretern des deutschen Volkes, seine lächerliche Weihe gab! Interessanter als die Schilderung dieser abgeblassten Herrlichkeiten dürfte jene der Person Karls und seiner Gemahlin während der frankfurther Tage sein. Von ersterm sagt der überloyale brandenburgische geheime Rath von Loen: „Seine Gebärden sind majestätisch, diese Majestät aber ist natürlich und ungezwungen. Er hat starke Lineamente, eine Adlers Nase, grosse Augen, weiten Mund und solche Lefzen, wie sie einem Erben aus dem Hause Oestereich (?) geziemen. Die Aufrichtigkeit, Grossmuth und Tapferkeit leuchtet ihm

aus den Augen. Er liebet die Musica, die Jagd, die Gesellschaft und alles was schön ist". Weniger günstig fiel das Porträt aus, welches die, gleichfalls anwesende, Markgräfin von Bayreuth, die ebenso geistreiche als boshafte Schwester des grossen Friedrich von der neuen Kaiserin entwirft. L'imperatrice est d'une taille au dessous de la petite et si puissante, qu'elle semble une boule; elle est laide au possible sans air et sans grâce. Son esprit répond à sa figure; elle est bigotte à l'excés et passe les nuits et les jours dans son oratoire — —. Elle me reçut en tremblant et d'un air si décontenancé, qu'elle ne put me dire un mot etc. — Freilich war sie, die Habsburgerin auch ihrem Bruder „vordersamst in Ansehung der Religion" — als ob bei Friedrich überhaupt von einer solchen die Rede gewesen — „unaussprechlich abgeneigt."

Eine gleichzeitige Aufzeichnung aus Frankfurth weiss eine Menge omina zu berichten, die sich bei dieser Krönung zugetragen. So entstund, unter andern, ein Etikettestreit über das Vortragen des Reichsapfels, den endlich der Graf von Zeil-Wurzach ohne Kissen, mit blossen Händen zur Kirche brachte. Während der Feierlichkeit zerbrach der Betstuhl des Kaisers, und das Vivat für denselben ging nicht von Volke aus, bei dem er wegen seiner französischen Sympathien unbeliebt war, sondern der mainzische Domdechant und Proclamator von Hoheneck musste es selbst intoniren. Als nach der Feierlichkeit die Kaiserin rasch zum Römer fahren wollte, fehlten die Pferde an ihrem Wagen, die man in den Stall gebracht, während Kutscher und Lakayen beim Weine sich gütlich thaten. So musste sie sich eines einfachen „Lohnrösslers" bedienen. Die Säcke mit den auszuwerfenden Münzen wurden dem zu Pferde sitzenden Grafen von Stolberg unten aufgeschnitten und so das Geld gestohlen. Das Pferd des Grafen Pappenheim scheute in dem grossen Haberhaufen und musste von herbeispringenden Dienern herausgeführt werden, und als der kurpfälzische Gesandte Baron Westendonk das Stück von dem gebratenen Ochsen holen wollte, war derselbe verschwunden, und schon vorher von dem rohen Volke ausgerauft worden. Auch das ward übel vermerkt, dass man auf der grossen Krönungs-Medaille das D. G. vergessen hatte.

Die wahre Kehrseite all jener Frankfurther Herrlichkeit bot aber der Schrecken und die Trauer zu München. Gerade am Tage der Kaiserkrönung nämlich zog dort der Pandurenchef Menzel als Sieger ein. Wie diess gekommen, wird die Beschreibung des folgenden Bildes berichten.

Die Darstellung der Kaiserkrönung mit vielen Porträts der Anwesenden ist von der fleissigen Hand Otto's gelungen ausgeführt.

68. Bürger und Soldaten unter Luckner und Gschray vertheidigen Straubing tapfer gegen die eingedrungenen Oesterreicher 1742.

Wie in Ungarn war auch in Oesterreich dieser Krieg Sache des Volkes geworden. Graf Khevenhüller trieb mit dem rasch gebildeten Heere die wenig zahlreichen Bayern und Franzosen unter Segur, — Minuzzi war nach Böhmen gerückt, — auf Linz zurück. Dort hielt er sie fest, und General Berenklau, ein Niederländer, eigentlich Perekloo mit Namen, rückte gegen Bayern vor, fasste festen Fuss am Inn, schlug das kleine herbeigeeilte Corps Törrings und nahm am 24. Januar Passau mit dem Oberhaus durch Capitulation. Der feige Commandant Graf Plattin endete dafür sein Leben zu Straubing unterm Henkerschwert. Indessen war auch Segur zur Uebergabe gezwungen worden. Bayern stund offen und wie ein verheerender Strom ergossen sich die Oesterreicher, in ihrer Vorhut die gefürchteten, halbwilden Kroaten und Panduren, unter Trenk, jene noch heute im Volksmunde lebenden „Rothmäntler“ über das schöne Land. „Diese Unmenschen“, so berichtet Khevenhüller selbst, übten Mordbrennerei aus blosser Lust. Unschuldige wurden an den Stadtthoren oder Bäumen aufgehenkt, Kirchen und heilige Gefässe geplündert und schimpflich verunreinigt, den Bauern der Landfahnen Nasen und Ohren abgeschnitten, ehrbaren Weibern und Mädchen auf dem Rücken ihrer gebundenen Männer und Väter Gewalt angethan, Kinder gespiesst, in die Flammen geschleudert, den Hunden vorgeworfen.“ Andere Schaaren drangen durch die Pässe Tyrols hervor und wie schon berichtet zog Menzel mit diesen mord- und plünderungssüchtigen Schaaren am Krönungstage Karl Alberts in München ein.

In der rechten Flanke hatte Berenklau zur Sicherung gegen hilfreichen Zuzug aus der Oberpfalz die Donaubrücken abgetragen, Landshut genommen und die Reste der bayerischen Truppen gegen Ingolstadt getrieben. Nur Straubing, Niederbayerns Hauptstadt, leistete noch Widerstand. Die Stadt war beim Ausbruche des Krieges durch Moriz von Sachsen, nach Zerstörung ihrer Vorstädte wohlbefestigt und verproviantirt worden. Die Bürger sandten eine eigene Deputation an ihren Landesherrn mit dem Versprechen nach dem Beispiele ihrer tapfern Vorfahren Gut und Blut für ihn und das Vaterland zu opfern, und wahrlich, diess war damals noch keine leere Phrase, sie haben treulich Wort gehalten. Oberst Freiherr von Wolfswiesen befehligte in der Stadt. Unter ihm vertheidigten Mauern und Wälle die, aus der Umgegend hinter dieselben geflüchteten, kleinen Abtheilungen französischer und bayerischer Soldaten, im Verein mit den streitfertigen, muthigen Bürgern. Graf Wurmbrand führte das Commando über das Belagerungscorps. Dem fügten gleich anfangs die wackeren Einwohner durch stete Ausfälle beträchtlichen Schaden zu und erschlugen besonders bei dem, noch heute

so genannten Panduren-Schlössel, wo sich diese wilden Krieger festgesetzt, mehrere Hunderte derselben.

Nachdem der Entsatz, welchen Feldmarschall Törring herbeiführte, durch üble Dispositionen dieses Generals von Berenklau überfallen und mit beträchtlichem Verlust unter die Kanonen Ingolstadts zurückgetrieben worden, hielt es Wurmbrand an der Zeit, Straubing zur Uebergabe aufzufordern. Er verlangte diese, und 100,000 fl. Contribution, widrigenfalls er später keine Capitulation bewilligen werde. Die Bürger wiesen beides ab. Nun wurden drei Batterien aufgeworfen und am 6. April begann das Bombardement. Dank den trefflichen Vorkehrungen verursachte keine der vielen Bomben, deren feurige Bogen sich Tag und Nacht über der hartbedrängten Stadt kreuzten, und von denen neunhundert wirklich einschlugen, eine ernstliche Feuersbrunst, denn aller Orten stunden muthige Männer bereit, die mit Todesverachtung jede aufschlagende Flamme im Entstehen unterdrückten. Am 10. wurde der Hauptsturm unternommen, nachdem am Wasserthore eine, jedoch ungenügende Bresche gelegt worden. Kroaten und Grenadiere drangen über die Schutthaufen der Vorstädte gegen die Wälle heran und versuchten, den Graben durchwatend, die Mauern zu gewinnen. Schon waren sie an deren Fuss gelangt, als plötzlich eine geschickt angelegte Mine aufsprang und in ihrem Krater Hunderte der Feinde begrub. Zu gleicher Zeit donnerte die Zugbrücke nieder und eine Abtheilung Bürger und Soldaten, an ihrer Spitze der von Deggendorf nach Straubing geflüchtete Gerichtsdiener Gschray, machte einen Ausfall auf die in Unordnung gerathenen Oesterreicher. Diese wurden glücklich mit schwerem Verluste abgewiesen. So entschlossener Widerstand und die Annäherung eines wiederholten Entsatzes bestimmten Wurmbrand am kommenden Tage zum Rückzuge gegen Plattling. Noch heute lebt im Munde des Volkes ein bürgerlicher Artillerist, Namens Einsiedler, der mit nie fehlender Sicherheit stets das Ziel seines Schusses voraus bestimmte. Seiner furchtbaren Geschicklichkeit waren in wenigen Tagen sechsunddreissig Mann, meist Offiziere erlegen. Gschray, dessen wir oben erwähnt, blieb später nicht unbekannt. Sein Freicorps, erst unter bayerischer, dann französischer Fahne, in dem er zum Oberst und Ludwigsritter stieg, wuchs bis auf 1200 Mann und leistete, besonders am Rheine, sehr erspriessliche Dienste. Im Jahre 1761 führte ihn sein Ruf schon als betagten Mann auch noch in Friedrichs Heer, wo er als Generalmajor in französische Gefangenschaft gerieth. Der König liess ihn, nicht unverdient, gänzlich fallen, und so starb der völlig taub gewordene Greis verarmt und vergessen bald darauf zu Wemding.

Mehr Ruhm erwarben sich aber zwei Männer, welche früher in seinem Freicorps gefochten und beide unserm Lande angehören. Der eine ist Joseph Thürriegel, der Bauerssohn aus Gossersdorf bei Mitterfels,

welcher später die unwirthbaren Höhen und Thäler der Sierra Morena in Spanien, in dessen Dienst er zum Oberst stieg, durch deutsche Colonisten bevölkerte und cultivirte. Noch heute blühen und gedeihen unter den Händen ihrer fleissigen Nachkommen die Colonien St. Helena und La Carolina bei Baylen im reizenden Thal der Magana. Dem Gründer selbst lohnte der Undank, den ihm Neid und Habsucht der spanischen Geistlichkeit bereitet hatten. Ja, Missgunst und Bosheit haben selbst später noch im Verein mit engherzigem Religionshass und leichtsinniger Nachbeterei berühmter Schriftsteller einen höchst unverdienten Flecken auf den Namen des wackern Mannes geworfen. Noch berühmter wurde der zweite, Niklas Luckner aus Cham. Es möge vergönnt sein, ein kurzes Lebensbild dieses Tapfern hier einzuschalten.

Luckner diente zuerst in dem schönen und eleganten Elitecorps der bayerischen Grenadiere à cheval. Von da trat er als Lieutenant in Gschray's Freicorps, und übernahm, kaum zwanzig Jahre alt, nach des Commandanten Verwundung die Führung desselben, in dem er bis zum Rittmeister stieg. Dienstlos nach beendetem Kriege, trat er in das Husarenregiment Frangipani, einem Theile der, von Max III. den Holländern überlassenen 5000 Mann Subsidientruppen, und focht tapfer in den Niederlanden. Dort gewann der liebenswürdige und galante Luckner Herz und Hand einer reichen Dame aus altem Hause und mit ihr das schöne Gut Blumenthal in Holstein. Aber die Kriegstrompeten des Jahres 1756 weckten seinen Soldatengeist. Er warb als Major ein Regiment im Dienste Hannovers. Die Lucknerischen Husaren wurden bald durch kühne Thaten eines der geachtetsten und gefürchtetsten Freicorps in den Heeren Friedrichs und ihr Führer war in Folge einer Menge gewagter und glücklicher Partheigänger-Coups, — er hatte einmal in sieben Tagen zehn Scharmützel bestanden, — im Jahre 1760 schon zum Generalmajor vorgerückt. Gefecht auf Gefecht mehrten seinen Ruhm. In dem ungünstigen Kampfe bei Grünberg rettete seine Geistesgegenwart den Erbprinzen von Braunschweig und dessen ganzes Heer. Bei Dassel nahm er mit seinen Reitern im kecken Ansturm ein 600 Pferde starkes französisches Dragoner Regiment gefangen, von dem nur acht Mann entkamen und unmittelbar darauf das Schweizer Regiment Fenner nebst dessen gleichnamigem General. Noch im letzten Jahre des siebenjährigen Krieges wurde er zum Generallieutenant befördert, aber auch nach dem Frieden auf Halbsold gesetzt. Er zog die unter den gnädigsten Ausdrücken gewährte Entlassung vor, und ging nach Blumenthal zurück. Sein Name jedoch war durch ganz Europa so berühmt geworden, dass sich Russland und Frankreich um seinen Besitz stritten, und so trat denn der unermüdliche Soldat 1767 als General-Lieutenant in die Dienste Ludwigs XV. mit 30,000 Livres Gehalt und der Inhaber-Stelle des Regiments Burgund. Dänemark erhob ihn 1784

in den Grafenstand. Als die Regierung Ludwigs XVI. 1790 den greisen Krieger neben Rochambeau und Lafayette zu einem der Befehlshaber der drei gegen Deutschland aufgestellten Armeen berief, überreichte ihm der Kriegsminister Narbonne vor der Fronte des Heeres den Stab der Marschälle von Frankreich. So hatte sich der Sohn des Gastwirths Samuel Luckner zu Cham allein durch seine militärischen Tugenden den Rang erkämpft, um den gar oft die tapfersten Männer aus den ersten Familien Frankreichs vergebens gefochten und geblutet. Als ihn die Schmutzpresse jener Tage des geheimen Einverständnisses mit seinen Landsleuten und den Emigranten beschuldigte, kaufte er sogleich für eine halbe Million Nationalgüter und erbot sich trotz seiner achtundsechzig Jahre noch eine Französin zu heirathen. Vergebens. Vier Jahre später ward auch dieser Ehrenmann mit Tausenden der bessten Söhne des Landes das Opfer einer wahnwitzigen und blutdürstigen Faction und endete am 3. Januar unter dem Messer der Guillotine. „Als Chef der Avantgarde“ muss selbst Dumouriez, sein erbittterster Feind, eingestehen, „hätte Luckner die Armee bis an's Ende der Welt geführt.“ Dieses Wort und das Beispiel des, freilich weit glücklichern Blücher, der ja auch kein gelehrter Stratege war, möge den Tadlern und Verläumdern unsers braven Wäldlers zur Erwiderung dienen. —

Zwischen Regensburg und Straubing sammelten sich nun im Sommer 1742 die bayerisch-französischen Streitkräfte. Bei diesen war an die Stelle Harcourt's der ausgezeichnete Heerführer Moriz von Sachsen, der Sohn des starken August von Polen und der schönen Aurora von Königsmark, bei jenen an die des patriotischen aber völlig unfähigen Törring, — dessen Widersacher meinten, er gliche einer Trommel, die man nur höre, wenn sie geschlagen werde, — der greise Feldmarschall Graf von Seckendorf getreten, der als treuer Anhänger des Kaisers den Dienst Maria Theresias quittirt hatte. Da sich durch die Ankunft neuer französischer Heereskräfte, welche das hart bedrängte Prag zu entsetzen eilten, das Kriegstheater mehr nach Böhmen zog, gelang es dem tüchtigen Seckendorf, Bayern allmählig von den Feinden zu säubern, so dass er seinem Versprechen gemäss am 19. April 1743 den Kaiser wieder in seine Hauptstadt zurückführen konnte. Sechs Wochen später, und das Unglück seiner Waffen trieb Karl Albert abermals in die Flucht.

Das schöne lebensvolle Bild des Sturmes auf Straubing mit genauer Porträtähnlichkeit des Kampfplatzes ist von Otto.

69. Kaiser Karl VII. flieht, gebeugt und verfolgt durch das Unglück aus seiner Residenz zu München 1743.

Geheimnissvoll hielten im Morgengrauen des 8. Juni 1743 am Fusse der sogenannten Kaiserstiege mehrere hochbepackte Reisewagen,

umstanden von wenigen neugierigen meist aber theilnehmenden Bewohnern Münchens, welche sich über die abermalige traurige Wendung in dem Schicksale ihres Herrn, und wohl auch über ihre eigene, drohende Zukunft unterhielten. Karl Albert, der in seinen spätern Jahren ein Anderer geworden, hatte sich durch sein leutseliges und freundliches Wesen wie durch sein Unglück die Liebe der Bürger, ihre aufrichtigste Theilnahme gewonnen. Es war eben damals die politische Doctrin noch nicht Mode geworden, den abstracten Begriff Staat als eine Scheidewand zwischen dem Volke und seinem Herrscher aufzurichten. Ersteres wenigstens nahm noch den innigsten Antheil an den Schicksalen seiner Regentenfamilie und wenn nur dort ein Herz für dasselbe schlug, so schlug das seine gewiss noch unendlich wärmer und freudiger entgegen. Nur wenige Minuten und man sah den „unüberwindlichsten Kaiser", wie die lächerliche Etikette den nannte, der bald wieder keinen Fussbreit Erde sein nennen sollte, die Gemahlin am Arme über die prächtige Marmortreppe herabkommen, und an den Statuen seiner kaiserlichen Ahnen vorüber zu den Wagen schreiten, um zum zweitenmale aus seiner Residenz zu flüchten und das bittere Brod der Verbannung zu essen. Weinend drängten sich die treuen Diener um ihn, die Hand, die ihnen in den Tagen des Glanzes so viele Gnaden erzeigt, noch einmal zum Kusse zu fassen. Zum Karlsthore hinaus, das ihm zu Ehren diesen Namen erhalten, bewegte sich der Zug durch die noch menschenleeren Gassen nach Augsburg, von wo sich der Kaiser bald wieder nach Frankfurth wandte. Die reiche Stadt und besonders Fürst Taxis, sein ergebenster Diener, unterstützten dort den beinahe Darbenden treulich aus allen Kräften.

Friedrich hatte, als sein Zweck erreicht war, 1742 den Breslauer Frieden geschlossen, welcher ihm Schlesien sicherte, den Oesterreichern aber freie Hand liess, sich mit vereinter Kraft gegen Bayern zu wenden. Von den Franzosen ohne Unterstützung gelassen, sah sich Seckendorf, der, nach der blutigen Niederlage bei Simbach, die seinem Heere an 4000 Mann gekostet, und nach Besetzung von Straubing, Braunau und Ingolstadt nur mehr 9000 Mann zählte, Fuss für Fuss zum Rückzug gegen Rain genöthigt. Mit Genehmigung seines Kriegsherrn schloss er dort im Kloster Niederschönfeld einen Vertrag mit Khevenhüller, der Bayern, mit Ausnahme Ingolstadts, das später ebenfalls übergeben werden musste, wieder ganz in die Gewalt seiner Feinde gab, ihn aber zwang, mit seinem schwachen Heere auf neutralen Reichsboden zu rücken. Hier, bei Wemding stehend, musste er unthätiger Zeuge der wiederholten unbarmherzigen Bedrückung und Aussaugung des Landes sein. Der August 1743 sah abermals in München eine österreichische Verwaltung unter Graf Goës und die Huldigung des ganzen Landes für die verhasste Feindin. Mittlerweile hatte auch das Hilfsheer der Seemächte für

Maria Theresia, die sogenannte pragmatische Armee, unter König Georg II. von England am 27. Juni bei Dettingen nächst Aschaffenburg einen blutigen Sieg über die Franzosen unter Noailles erfochten und sie an den Rhein zurückgetrieben. Weithinab durch Franken und Hessen cantonirten die Reste des bayerischen Heeres, Menzel und Trenk mit ihren Banden walteten im Lande; abermals schien es für das Haus Wittelsbach unwiderbringlich verloren.

Und abermals wurde Oesterreichs Glück Bayerns Rettung. Es kam nämlich im Mai 1744 zu Frankfurth zwischen Karl VII., König Friedrich von Preussen, dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Könige von Schweden als Landgrafen von Hessen-Cassel und der Krone Frankreich ein Unionstraktat zu Stande, durch welchen die Oesterreicher aus Bayern getrieben und dem Kaiser volle Satisfaction erkämpft werden sollte. In den Niederlanden, wo Ludwig XV. selbst bei der Armee eintraf, fochten die Franzosen glücklich, dagegen fiel Karl von Lothringen, Maria Theresias Schwager, in Elsass ein, musste es aber schleunigst verlassen, um Böhmen gegen Friedrichs Bedrohung zu decken. Ihm folgten Bayern, Franzosen, Pfälzer und Hessen unter Seckendorf und Noailles auf dem Fusse. Donauwörth ward wieder gewonnen, der grösste Theil der Oesterreicher unter Graf Traun wandte sich durch die Oberpfalz, sie noch einmal aufs härteste brandschatzend, nach Böhmen, Berenklau aber musste sich von Position zu Position vor dem stärkern Heere Seckendorfs zurückziehen. Am 14. Oktober wich die österreichische Administration und bayerische Kürassiere und Dragoner besetzten München.

Schon eine Woche später traf der Kaiser, kaum von schwerer Krankheit genesen, bei seinem um Dachau lagernden Heere ein, und an der Spitze desselben zog er, am 23. Mittags eilf Uhr unter dem Geläute aller Glocken und dem lauten Jubel der Münchner wieder in seine Residenz. An der Mariensäule stieg er mit seinem ganzen Gefolge vom Pferde und wohnte, der Gottesmutter auf seinen Knien für ihre wunderbare Hilfe dankend, dem dort gesungenen Tedeum bei. Das Heer zog weiter über Isar und Inn, den weichenden Oesterreichern folgend. Nur Burghausen musste der Prinz von Hildburghausen mit stürmender Hand nehmen, und so erbittert war dieser Kampf, dass nach kaum zweistündigem Ringen von der 1300 Mann starken Besatzung 700 erschlagen oder in die Salzach gesprengt und 600 gefangen worden. Während der Kampf noch ringsum tobte, hatte Maria Theresia auf Grossbritanniens Andringen die für Karl Albert so demüthigende Erklärung abgegeben, dass er und sein Hofstaat, wenn auch ihre Waffen wieder siegreich würden, unbehelligt in München verbleiben könnten. Darauf kehrten denn auch die Kaiserin, deren Kinder, und der ganze Hof Mitte December wieder dahin zurück.

Aber die Stunden des kaiserlichen Dulders waren gezählt. „Mich wird das Unglück nicht eher verlassen, bis ich es verlasse“ hatte er während seiner letzten Krankheit zu Frankfurth in prophetischem Geiste gesprochen. Denn abermals hatte sich das Kriegsglück für Oesterreich entschieden, die Oberpfalz und die Donau waren in dessen Gewalt und Karl Albert aufs Neue bedroht. Da erscholl die Trauerkunde durch das ganze Land, dass er am 20. Januar Abends acht Uhr die Schuld der Natur bezahlt habe. Zurückgetretenes Podagra, und ein starker Polyp am Herzen hatten nach nur fünftägigem Krankenlager seinem Leben im achtundvierzigsten Jahre ein Ende gemacht. Hart musste er büssen für die Sünden seiner Jugend, doch lag der sanfte Schimmer der Versöhnung, wie das Abendroth nach einem sturmvollen Tage, über den letzten Stunden des Schwergeprüften. Die jammernde Gemahlin mit ihren drei Töchtern, der von ihm jetzt volljährig erklärte Kurprinz Max, der greise Seckendorf und der riesig grosse Friedrich Michael von Zweibrücken, der im folgenden Jahre wieder zum Katholicismus zurücktrat und dessen Sohn der unvergessliche Max Joseph, einst Bayerns Königskrone tragen sollte, umgaben Karls Sterbelager, auf dem er noch mit dem letzten Athemzuge seinen Erben zum standhaften Festhalten seiner Rechte und zu treuer Freundschaft mit Frankreich ermahnte.

Die Leiche ward bei den Theatinern eingesenkt. Die Kaiserkrone und der Reichsapfel, und der ganze traurige Pomp mochten aber an Karls VII. Katafalk trotz der tönenden Worte überschwenglicher Leichenpredigten weit mehr an die Nichtigkeit alles Irdischen, als an die Grösse und den Glanz des Trägers der ersten weltlichen Würde der Christenheit erinnern.

Das besonders in der Farbe sehr gelungene Bild von Karls VII. Flucht aus seiner Residenz hat durch eigenthümliche Fügung gerade ein Ungar, Szekely, einer der talentvollsten Schüler Piloty's, ausgeführt.

70. Johann Poppel, ein armer Fassbinderssohn aus der Au, gründet muthvoll und beharrlich das Waisen-Haus zu München 1742.

Es war ein seltsames, widerspruchsvolles Jahrhundert dieses achtzehnte, sogenannte philosophische. Krasse Atheisten und verhimmelte Mystiker; dort ein bis zum absurden getriebener Skepticismus, eine an allem und jedem zweifelnde Aufklärerei, und hier wieder der finsterste Aberglaube und für den plumpsten Betrug die unbedingteste Glaubensseligkeit, und hier wie dort unbegreiflicher Weise dieselben Menschen. Aetzender vernichtender Witz, secirender Verstand, der alles bis auf die letzte Faser zerreisst, und wieder Extravaganz und Ueberschwenglichkeit in Wort und That. Nackter Absolutismus in seiner abschreckendsten Gestalt, tyrannische Härte bis zur frechsten Verhöhnung aller Menschen-

rechte und jeder Rechtsform, und dann wieder aufrichtiges philanthropisches Streben, freilich selten ohne Ostentation, und unter stetem Declamiren von Tugend und Bruderliebe gar oft in Carricatur ausartend, so, dass Männlein und Weiblein, welche in der einen Stunde im Mondlicht schwärmen und Thränen über eine ertrinkende Mücke vergiessen konnten, in der nächsten es ganz in der Ordnung fanden und kaltblütig zusahen, wie man ihre Mitmenschen auf die Schlachtbank verkaufte, zur Folterkammer führte oder unterm Henkerbeile verbluten liess. Devotester Sklavensinn und glühende, wüste Freiheitsideen, strenge, patriarchalische Sitte und frecher Cynismus, das alles zog seine Bahnen, die gar bunt ineinander spielten. Aber die Gesellschaft war krank bis in's Herz hinein, und da musste denn freilich die furchtbare Revolution den ganzen social-philosophischen Hexensabbath in ihren Krater begraben und die Luft wieder gründlich reinigen.

Mitten in diesem Treiben begegnen wir auf dem gegenwärtigen Bilde einem Manne, der mit klarem, nüchternem Blicke sich das praktisch Erreichbare ausersah, mit festem Willen und innigem Gottvertrauen darnach strebte, und es endlich, mit Seinem Beistande, glücklich hinausführte.

Die Kriege und Bedrückungen, deren Schauplatz Bayern in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts gewesen, der Mangel an jeder sittlichen Vertiefung, eine natürliche Folge des nur mit allem Eifer genährten formellen, äusseren Christenthums, hatten Armuth, Unsittlichkeit, Verwilderung und Rohheit zur traurigen Folge. Krüppel und Unglückliche aller Art, aber auch Vaganten, abgedankte Soldaten, Deserteure, herrenlose Streuner, die entweder kein Verdienst wollten oder keines fanden, zogen auf allen Strassen umher, lebten vom Bettel, vom Aberglauben des unwissenden Landvolkes, oder wie es sich traf, auch von Betrug, Diebstahl, Raub und Mord. Roh aber gutmüthig, wohlthätig aus Herzensgüte, aber selten aus Pflichtgefühl und mit Verstand, sorgte man eben nothdürftig für die, welche der Sorge bedurften, aber Keinem fiel es ein, ihnen die Wege zu bahnen, sich selbst zu helfen. Man gab dem Bettler, verhütete aber nicht, dass er einer werde; man strafte den Verbrecher mit eiserner Strenge, aber Niemand bemühte sich, zu hindern, dass der Keim des Verbrechens nicht schon in dem Herzen des Kindes Wurzel fasse. Man gebot und verbot — ob es aber ausführbar sei, ob und wie es ausgeführt werde, was lag daran, man war, wie leider noch heute, beruhigt wenn es nur auf dem Papiere stund.

So irrten denn auch in dem harten Winter des Jahres 1742 eine Menge Waisen halbnackt und frierend in den Strassen Münchens und der Au umher, um Brod und Obdach bettelnd. Ihr Schicksal ergriff das Herz eines braven Mannes, der, selbst arm und auf kümmerlichen

Erwerb beschränkt, der Lehre des göttlichen Kinderfreundes eingedenk, beschloss, für diese völlig Hilflosen Sorge zu tragen. Sein Werk hat Gott gesegnet, wie Er jedes segnet, das in seinem Namen, aber auch in seinem Sinne unternommen wird. Johann Michael Poppel hiess der Edle. Er war eines Fassbinders Sohn aus der Au, hatte, erfasst von einem unbestimmten Drange Gutes zu wirken, das Handwerk seines Vaters verlassen, studierte einige Schulen, diente dann als Lehrgehilfe in den Waisenhäusern zu Freising und Erding, ward hierauf Franziskanerbruder, verliess, auch hier nicht befriedigt, das Kloster und nährte sich nun durch Privatunterricht. Da sah er auf seinen Wegen das Elend der verlassenen Kleinen, und beschloss Vaterstelle an ihnen zu vertreten. Weder reiche Verwandte und Bekannte, nicht die geringste äussere Wahrscheinlichkeit des Gelingens stunden ihm zur Seite, aber er besass, was mehr werth war als alles, ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott. „Wag's, Gott vermag's", rief eine Stimme in seinem Innern, und Er hat's vermocht. Sein Hausherr, der Gerichtsdiener Christoph Nussbaumer in der Au, räumte ihm um sehr geringen Zins eine grosse Stube ein. Darauf sammelte er am 30. November des Jahres 1742 ungefähr dreissig Knaben und Mädchen, führte sie zuerst in die Kirche Maria Hilf, und dann, nach solcher Weihe in seine Stube, wo er sie reinigte, nährte, kleidete und unterrichtete. Hindernisse, Spott und Hohn fehlten nicht, vermochten aber keineswegs sein Vaterherz zu beirren. Drohungen und harte Reden ertrug er geduldig, und kehrte, immer freundlich für seine Kleinen bittend, wieder. Ein reicher Mann drohte ihn mit dem Stocke, wenn er nochmal käme, und als diess doch geschah, gab er ihm wirklich einen Streich. „Das war für mich," sagte Poppel mild, „aber nun geben Sie mir auch etwas für meine Waisen." So viel christliche Geduld rührte das Herz des Mannes, und er ward von da an einer der eifrigsten Wohlthäter.

Als nach den verheerenden Kriegen in allen Kirchen für die Armen, Krüppel und Waisen gesammelt wurde, und auch auf ihn von der unerwartet reichen Ausbeute ein grosser Antheil fiel, brachte er endlich so viel zusammen, um für seine Zwecke ein eigenes Haus neben der Kirche zu erwerben, und dessen Einrichtung zu beginnen. Innerhalb zwei Jahren war der Bau vollendet, aber auch eine ziemliche Schuldenlast erwachsen. Wieder wurden Verläumderzungen laut, die ihn des Leichtsinnes ja selbst der Veruntreuung beschuldigten. Poppel ertrug alles geduldig, liess nicht ab in seinem Wirken und erhielt 1751 ein Sammelpatent, dessen Ergebniss ihn in den Stand setzte, sich schuldenfrei zu machen. Sichtlich gedieh das gottgefällige Werk und Poppel gewann allmählig zweiundsiebzig Gutthäter, unter denen auch der bei edlen Unternehmungen nie fehlende Kurfürst Max III. und seine christlich fromme Mutter, die Kaiserin, waren, durch deren Beiträge er die Anstalt im

blühenden Stande erhielt. Er theilte seine Kinder in verschiedene Classen, nahm Gehilfen an, und der Unterricht in Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen, Stricken, Spinnen und Nähen entsprach jeder billigen Anforderung. Als der Allmächtige seinen treuen Diener zur ewigen Belohnung abrief, war die Anstalt gefestigt und besass selbst einen Grundstock von nahezu fünftausend Gulden. Und so gibt das Waisenhaus zum heiligen Andreas bis auf diesen Tag ein Zeugniss von dem Wohlthätigkeitssinne der Münchner und dem Gottvertrauen eines der Ihrigen. Von 1742 bis 1791 hatte das Haus mehr als dritthalbtausend Kinder aufgenommen, und die meisten derselben als sittlich religiöse und brave Menschen entlassen.

Das Schicksal der um dieselbe Zeit entstandenen, sogenannten Real-Landschule zu Hepperg bietet, unserer Zeit vor allem, ein warnendes Beispiel von dem Unterschiede, der zwischen einer Stiftung besteht, welche mit edlem Herzen, in reiner Absicht, zum Wohle der Mitmenschen geschaffen wurde, und einer solchen, die hinter der heuchlerischen Maske des Wohlthuns nur eine gewissenlose Ausbeutung derselben, nur verwerfliche und eigennützige Absichten birgt. Im Jahre 1771 hatte sich nämlich eine Gesellschaft gebildet, um in Hepperg bei Ingolstadt eine Anzahl Waisen beiderlei Geschlechts zu vereinigen und fabrikmässig zu erziehen. Der gute Max, dem man die edle Absicht dieser Anstalt eingeredet, lieh zur Erwerbung der Hofmark und Herstellung der Gebäude die Summe von 75,000 fl., die armen Kinder, deren dreihundert zusammengebracht werden sollten, von denen aber keines unter sieben Jahren sein durfte — früher wären sie ja zur Arbeit noch unfähig gewesen — sollten zum Flachs- und Wollspinnen, Band- und Florwirken, Spitzenklöppeln, Zwirnen und Nähen abgerichtet, daneben in Wirthschaft, Küche und Garten verwendet werden. Die Ausbildung von Geist und Herz stund natürlich nur auf dem, dem Kurfürsten vorgelegten Programme. Aber die kaufmännische Speculation entsprach nicht der pomphaften Ankündigung, und ein grosser Theil der Kleinen verkam im Elende. Dem vertrauensvollen Max hatte man den traurigen Zustand verheimlicht, der kluge Karl Theodor durchschaute ihn gar bald. Er löste das, mehr einem Strafarbeits- als Waisenhause ähnliche Institut schon drei Monate nach seinem Regierungsantritte auf, nachdem in den sieben Jahre seines Bestehens das vorgeschossene Geld verschwunden und in Folge der schlechten Pflege beinahe der vierte Theil der armen Opfer gestorben war. Der Rest wurde in andern Waisenhäusern untergebracht.

Das gemüthvolle Bild von Poppels Wirksamkeit hat Hauschild geschaffen.

71. Kurfürst Max III. stiftet die Akademie der Wissenschaften zu München 1759.

Ein frischer Luftzug, wie er sich oft als Vorbote eines hellen Morgenrothes erhebt, das bereits im Osten dämmert, strich nach dem Beginn der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts durch ganz Deutschland und begann die schweren Dünste zu verjagen, welche sich während dem traurigen dreissigjährigen Kriege, und besonders seit dem Ende desselben vorzüglich über den südlichen Theil unseres Vaterlandes gelagert hatten. Auch für Bayern war diese vielverheissende Morgenröthe mit dem Regierungsantritte Maximilians III. heraufgestiegen.

Der Friede zu Füssen am 22. April 1745, den der junge Kurfürst widerwillig, und nur dem Andringen seiner Mutter und der österreichischen Parthei am Hofe nachgebend, unter stetem Abmahnen der jungen, geistvollen und thatkräftigen Maria Anna, der Gemahlin seines Vetters Clemens, geschlossen hatte, gewährte dem Lande eine lange Reihe von Friedensjahren, obschon seine Krieger erst im österreichischen Solde und dann als Reichscontingent nicht unrühmlich vor Schweidnitz, bei Breslau, Freiberg und Leuthen gegen Friedrich von Preussen gestritten. Sie, vereint mit den Zweibrückern, deckten den Rückzug bei Rossbach, und tapfer schützten bayerische Grenadiere die Flüchtlinge gegen die verfolgenden preussischen Husaren.

Hat auch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts gar manchen eitlen und hohlen Wortkram zu Tage gefördert, ja selbst an den Grundpfeilern des Christenthums zu rütteln gewagt, das alles liegt vergessen hinter uns, wogegen ihr ideales Streben und ihre reichen Schöpfungen alle hochsinnigen Gemüther für wahre Geistesfreiheit, für eine edlere, ethische Auffassung der Lehren unseres Heilandes, für eine daraus hervorgehende höhere Würdigung der Persönlichkeit des Menschen selbst geweckt, und die Herzen durch den lebenswarmen Strahl wahrer Humanität entzündet haben. Neben ihnen liefen denn freilich, wie das unvermeidliche Schattenbild neben jedem edlen Streben, der Missbrauch und die Carricatur, als Unglaube, lächerliche Empfindelei und falsche Philanthropie her. Leibnitz und Wolf verdrängten den scholastischen Wust aus den Schulen, und mit der in den höheren Ständen herrschenden Sprache Frankreichs drang auch die Literatur jenes Landes über den Rhein. Statt der lüderlichen und obscönen lyrischen Dichtungen und unfläthigen Possen, statt der geschmacklosen, furchtbar langweiligen Romane, und halbverrückten dramatischen Staats-Actionen eines Lohenstein, Hoffmannswaldau oder Ziegler, statt der „christlichen Handpistolen“ und dem „geistlichen, Leib und Seele zusammenhaltenden Hosenträger“ wurden Bossuet und Fenelon, Racine und Molière, freilich auch Voltaire und die Encyclopädisten, immer eifriger gelesen. Der Geschmack an den

Werken der neuerwachten deutschen Geistesbildung fand immer grössere Verbreitung, die Verketzerung der „lutherischen Dichter“ verfing nicht mehr, da man aus Klopstocks Messias, aus Hölty's und der Stolberge Schriften ihren hehren christlichen Sinn, ihren glühenden Patriotismus erkannt, der Kurfürst Lessings Minna von Barnhelm und Emilie Galotti als seine Lieblingsstücke erklärt, und seine Gemahlin nicht verschmäht hatte, als deutsche Schriftstellerin aufzutreten.

So vereinte sich alles, um den Bemühungen jener Männer den Boden zu bereiten, deren Namen als die der Pioniere der neuerwachten Bildung in unserem Vaterlande verdienen in ewigem, dankbaren Andenken zu bleiben. Der Bergrath Georg Lori, eines Bauern Sohn von Gründl bei Steingaden, ein Schüler des hochverdienten Ickstadt, der auch Maxens Lehrer gewesen, und der Münzrath Dominik Limbrun, dessen Vater Landgerichtsschreiber zu Viechtach war, sind die Beiden, welche für den Ruhm glühten, die Leuchte der Wissenschaft, die einst so hell in ihrem Vaterlande gelodert, wieder neu zu entzünden. Sie fassten den Entschluss, gleichstrebende Geister ihrer Heimath zu einem gelehrten Vereine zu verbinden.

Am 12. Oktober des Jahres 1758 traten mit ihnen zuerst der Hofrath Stubenrauch, Advocat Bergmann, der Lehrer Stigler vom Cadetencorps, Ministerial-Secretär Lipowsky, dann die Benediktiner Döpsel, Amont und Goldhofer von Polling, Probst Innozenz und Leeb von Schlehdorf, Kennedy von den Regensburger Schotten, Pfarrer Miedamer, die Augustiner Meyer und Manz, der Theologie Professor Huber und Wagenecker, des Herzogs Clemens Hofcaplan, zu jenen Zwecken zusammen. Der Bergwerkspräsident Graf Sigmund von Haimhausen wurde zum ersten Präsidenten erwählt, der Minister Graf Törring und der Kanzler Kreitmayr für die edle Sache gewonnen. Am 28. März 1759, seinem Geburtstage, unterzeichnete Max, freudig bewegt, Stiftungsurkunde und Statuten, die er mit eigener Hand verbessert hatte, für die neue Akademie der Wissenschaften, die sich in zwei Classen, eine historische und philosophische theilte. Er verlieh ihr ein eigenes Siegel mit der Umschrift „Tendit ad aequum“ und die Selbstcensur für die Arbeiten ihrer Mitglieder, deren die junge Gesellschaft schon nach einem Jahre sechsundneunzig zählte. Durch die öffentlich ausgesprochenen Worte: „Ohne Vaterlandsgeschichte keine Vaterlandsliebe,“ ermunterte er besonders das Wirken der historischen Classe. Kennedy, Braun und Osterwald, ja selbst der Protestant Lambert wurden als Professoren an die neue Anstalt berufen, welche schon im Jahre 1763 ihre eigene Buchdruckerei erhielt. Auch das astronomische Observatorium auf dem Gasteig entstund und wurde von dem geistlichen Rathsdirector Osterwald geleitet, dem ein Fräulein von Schneeweiss als gelehrter Gehilfe zur Seite stund.

Nur zu bald erhoben sich die Feinde der neuen Stiftung auf allen Seiten. Fünfhundert Jesuiten, an ihrer Spitze des Kurfürsten Beichtvater, der gelehrte Mathematiker Daniel Stadler, waren die furchtbare Phalanx, welche ihr den Krieg erklärte. Sie waren vor allem eifersüchtig auf das Monopol ihrer Hausapotheke zu Ingolstadt, welche bisher das glückliche Bayerland mit allen wissenschaftlichen Bedürfnissen auf die möglichst homöopathische Weise versorgt hatte. „Wiege doch," meinte Stadler, „ein Jesuit vier Akademiker auf, und er selbst sei schon als junger Mensch all' diesen Grosshansen gewachsen gewesen." Von den Kanzeln herab wurde die Akademie als Unterdrückerin der Religion verlästert und das Volk, das sich bekreuzte, wenn es einen „Akademisten" erblickte, zu deren Ausrottung aufgefordert, weil diese religionslosen Freigeister den Zorn des Himmels über das blühende, gottgeliebte Land herabriefen, der nun mit Misswachs und Hagel Saat und Frucht heimsuche.*)

Pater Seidel in Landshut prophezeite in einem Singspiele „das alte und neue Bayern," in dem Max Josephs Einrichtungen als Pfeile der Hölle gegen das Seelenheil der frommen Bayern dargestellt wurden, des Landes Untergang. Er ward, natürlich aus zarter Sorgfalt, dass eine so kostbare Persönlichkeit erhalten bleibe, aus demselben verwiesen. Der Tyroler, Pater Joseph Pemble, verspottete in einem eigenen, keineswegs witzlosen Schauspiele die Akademie. Das Opus heisst „der Bücherbrand zu Ephesus", worin der Teufel als Verleger die neuen Druckschriften ankündigt. Vor allen donnerte der Franziskaner Pater Leo Rauch von der Kanzel, ihm gelang es auch, das Volk so zu fanatisiren, dass es die Druckerei der Akademie, „die Werkstätte des höllischen Feindes" stürmte, welche dann auch der bornirte Magistrat aufgehoben wissen wollte. Selbst die eigene Genossenschaft, deren so manche würdige Glieder der Gesellschaft angehörten, verschonten jene wüthenden Eiferer nicht, und laut und heftig wurde der Theatiner-Pater Sterzinger gescholten, dass er in eindringlicher Rede gegen die Hexen, „einen tausendjährigen ehrwürdigen Glauben" anzugreifen und auszurotten versuche.

All diesen Anfeindungen setzten die muthigen Männer feste Haltung und gediegene Vertheidigung entgegen. Sie waren ihres einzigen, aber freilich wichtigsten Beschützers sicher, dessen klarer Geist und gutes Herz den umdüsterten Horizont allmählig zu lichten und die stürmischen Wogen zu sänftigen wusste. Als aber nach fünfzehn Jahren seines

*) Und abermals, hundert Jahre später, dröhnen uns von den Kanzeln dieselben Philippiken im Sinne der unseligen Encyclika gegen Freimaurer und ihre Genossen entgegen. Wahrlich, man könnte an dem Fortschritte des Menschengeistes irre werden.

Bestehens, in welchen so Bedeutendes für die Wissenschaft geleistet worden, sein bayerisches Institut, auf das er so stolz war, noch immer nicht des Ruhmes der norddeutschen Akademien sich erfreute, sollte ihn der Vicepräsident Graf Morawitzky über diese Erscheinung aufklären, und der that es, hinweisend auf die Kameraderie uud Käuflichkeit der Journalisten „auf das grosse Geschrei, welches dort allenthalben über ein glücklich gelegtes Ei erhoben werde, auf das gelehrte Windmachen und gegenseitige Beräuchern, kurz, in der noch vorhandenen Relation in so drastischer Weise, dass man glauben möchte — die Schrift datire nicht schon aus dem Jahre 1775.

Unter den Mitgliedern prangen in überraschender Zahl die Namen der ersten Adelsgeschlechter des Landes, das Wirken der neuen Gesellschaft war über die Mauern der Klöster, besonders der Benediktiner, der anderthalbtausendjährigen Pfleger der Wissenschaften gedrungen, und ihre Edelsten zierten die Reihen der Akademiker. Geistliche und Weltliche, Adelige und Bürgerliche beeiferten sich in diesen Blüthetagen des Instituts mit edlem Freimuth der Wahrheit zu dienen. Ein frisches, wissenschaftlich aufklärendes Streben ging damals durch alle Gauen Süddeutschlands, es entfachte in allen Ständen Liebe und Begeisterung für das Edle und Schöne, und vergebens werden wir heute Rescripte und Hirtenbriefe suchen, wie sie die über allen Tadel erhabenen, trefflichen, ächt deutschen Kirchenfürsten, Franz Ludwig von Würzburg und Hieronymus von Salzburg erliessen. Und gerade in jener Zeit des Kampfes gegen Vorurtheile und Aberglauben, gegen werth gewordene und desshalb um so hartnäckiger festgehaltene Standesvorrechte tritt das Verdienst der neuen Gesellschaft weit glänzender hervor als jetzt, wo diese nie rastenden Kämpfe auf einer ganz andern Arena ausgefochten werden.

Unbekümmert um Genossenschaft oder Personen ward alles Verrottete und Schlechte schonungslos aufgedeckt und verfolgt. Ohne alle Selbstsucht eiferten aufgeklärte Geistliche gegen jahrhundertelang gehegten Aberglauben, mochte er auch der Klerisei reichen Vortheil gewährt haben. Des Kurfürsten Leibarzt Wolter und Sterzinger reisten nach Elwangen, um den Pater Gassner, den bekannten Wunderdoctor, in seiner thaumaturgischen Werkstätte zu beobachten, und des letzteren Schrift trug nicht wenig dazu bei, Gassner, der sich selbst des Schutzes geistlicher Fürsten erfreute, in Misscredit zu bringen und den Wunder- und Aberglauben im Volke zu mindern, wenn gleich der scharfsinnige Wolter der Kraft jener psychischen Heilmethode und des überzeugungsvollen Christenglaubens sein gewichtiges Zeugniss nicht versagen konnte. Der edle Graf Savioli, selbst Besitzer grosser Güter, spricht goldene Worte für den bisher so tief verachteten Landmann, und fordert energisch zu dessen Entlastung von drückenden grundherrlichen Frohnden und

bureaukratischer Willkühr auf. Graf Haslang schildert in feierlicher Sitzung schonungslos die socialen und politischen Gebrechen Bayerns und giesst über das verrottete Zunftwesen den bittersten Spott. „Der Zunftzwang,“ sagte er, „versagt dem geschicktesten Arbeiter, wenn er arm ist, den ihm von der Natur verliehenen freien Gebrauch seines Kopfes und seiner Hände, und verdammt ihn zu lebenslänglicher Dienstbarkeit. Meister werden nur Meistersöhne oder solche, die sich entschliessen können, mit irgend einer zahnlosen Meisterswittwe oder einer buckligen Meisterstochter vor den Altar zu treten. Das hält uns im alten Schlendrian fest, macht uns zum Spotte der Nachbarn und entvölkert das Land, dessen tüchtigste Söhne ihr Glück auswärts suchen.“ Er eifert für volle Freiheit des Handels und erklärt, das jenes Land das reichste sei, welches die grösste Bevölkerung zähle und die ausgebreitetste Industrie besitze, kurz der hellsehende Patriot sprach bereits 1772 Worte, die selbst heute in gar vielen Augen einen Minister zum entschiedensten Fortschrittsmann stempeln würden.

Und so blieb, unter der segenvollen Regierung Maximilians III., trotz manchem innern, bald wieder beigelegten Zerwürfniss, die Akademie im schönsten Aufblühen. Ihre ferneren Schicksale unter den nachfolgenden Herrschern zu verfolgen, ist hier nicht am Platze, das eine aber möge noch erwähnt werden, dass sie mit würdiger Feier und Pracht, unter Theilnahme des für Förderung alles Edlen und Nützlichen begeisterten zweiten Maximilians und einer Menge von fernher geladener Mitglieder, im Herbst des Jahres 1859 ihr erstes Jubiläum beging, und zwar, wie durch eine Ironie des Schicksals, in denselben nun ihr zugewiesenen Räumen, die einst für ihre erbitterste Feindin, die Gesellschaft Jesu, waren erbaut worden.

Dem Bilde, von Conräder gemalt, verleihen die vielen, fleissig ausgeführten Porträts, ein besonderes Interesse. Vor dem Kurfürsten steht, die Urkunde empfangend, der edle Graf Haimhausen, ihm zur Seite des Vicekanzler Kreitmayr, dann im Hintergrunde Anton Lipowsky, und nun der Reihe nach der Zahlmeister Stubenrauch, der Hofkammerdirector von Hofstetten, Lori, der Secretär der Akademie, Graf Emmanuel von Törring und Limbrun: die hervorragendste Gestalt im Vordergrunde ist der gelehrte Sterzinger, unmittelbar hinter ihm Ickstadt, zwischen beiden Graf August von Törring und zuletzt der Feldmarschall-Lieutenant Graf Spreti.

72. Max III. ein Wohlthäter des Volkes in den Hungerjahren.

Das XVIII. Jahrhundert war auch ganz vorzüglich die Zeit staatsökonomischer Experimente. Es veränderte die alten, socialen Verhältnisse, und die Concentration der Staatsgewalt und durchbrach allerorten das

Corporationswesen das, früher so segensreich, jetzt freilich nur auf Bewahrung der Standesvorrechte ausgehend, der Regierung die grössten Hindernisse eines gesunden Fortschritts bereitete. Anderseits bahnte aber diese Concentration jener Alleinherrschaft den Weg, den die neuere Staatswissenschaft den „aufgeklärten Despotismus" nennt.*) Bei der allgemein eingerissenen üppigen Lebensweise bedurfte man Geld, viel Geld und die Schulden waren riesengross angewachsen. So auch in Bayern. Die Menge derer, welche Max Emmanuel und Karl Albert angehäuft, drohten das Land um so mehr zu erdrücken, als in jenen Tagen überhaupt noch keine Gleichheit der Staatslasten bestund, und diese beinahe allein auf den Schultern des Bürgers und Bauern lagen, während der Klerus und der Adel fast leer ausgingen, und von ihrer Seite jede Leistung wie ein Geschenk betrachtet wurde. Rief doch der wackere Kammerpräsident Graf Törring dem Kurfürsten in einer Conferenz über die Schuldenablösung zu: „Kurfürstliche Durchlaucht, das ist eine schwere Aufgabe, kein Regent in Europa hat jemals seine Regierung mit so viel Schulden angetreten". Schon wollte der edle Max, um dem Lande die Ausgaben seines Hofhalts zu ersparen, in die Dienste Spaniens treten, und nur die einmüthigen Bitten all seiner Räthe vermochten ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Dann aber fand der milde Herr in seinem Gottvertrauen Kraft genug, die Sisyphus Arbeit zu unternehmen, und den von Ickstadt ausgearbeiteten Plan dem Landschaftsausschusse vorzulegen. Schrecken erfüllte die Herren, welche ihre „wohlerworbenen" Vorrechte beeinträchtigt sahen und sie versuchten es, in einer scharfen Denkschrift gegen den achtzehnjährigen Fürsten zu remonstriren. Noch siegten die Vorstellungen des Paters Stadler und der ganz von ihm geleiteten Kaiserwittwe; er gab nach. Als aber die Stände, oft unter den nichtigsten Vorwänden, stete Schwierigkeiten erhoben, und „die Zentnerlast die sie andern auflegten, mit keinem Finger rühren wollten" da griff Ickstadts staatsrechtliche Theorie von der Selbstherrschaft des Fürsten durch, und die landschaftliche Opposition, die in einer Gegenschrift ächt pharisäisch jammerte: „Es bleibt uns nichts übrig als unsere äusserste Bestürzung Gott zu klagen und mit dem Propheten auszurufen: Siehe die herbste Bitterkeit im Frieden;" erlag, weil dem gerechten jungen Fürsten das Wohl des gesammten Volkes höher stund

*) Und dieser, stets willfähriger Organe bedürftig, fand bald in der allein herrschend gewordenen Beamtenphalanx seinen schlimmsten Gegner. Für den nun kann nur wieder eine selbständigere Stellung der Corporationen, ein mehr und mehr ausgebildetes Selfgovernement das Correctiv bilden. Ein solches aber führt nothwendig zu neuen Vorrechten der Corporationen und der aus ihnen hervorgehenden eminenten Geister, welche dann ihre Errungenschaften nicht minder hartnäckig behaupten werden. Das ist der Kreislauf unserer socialen Einrichtungen; die Schlange wird sich ewig wieder selbst in den Schwanz beissen.

als die Freiheiten Einzelner. Doch steigerte sich die Spannung immer mehr und der Clerus, die aristokratischen Kreise Münchens und der zahlreiche Beamtenadel stachelten endlich die Abgeordneten zu dem schmählichen Schritte, ihren Kurfürsten bei der Kaiserin und dem Reichtsgericht zu verklagen. Mit liberaler Grossmuth wollte die, in ihrem eigenen Lande so autokratisch auftretende Maria Theresia, im Nachbarlande die Gemüther der Vornehmen gewinnen, die ja schon zu Max Emmanuels Zeiten so treu an Oesterreich hingen, und liess desshalb, da sie durch förmliche Untersuchung am Reichsgerichte fürchten musste, Max in die Arme des schlauen Friedrichs zu Berlin zu treiben, ihm unter der Hand den freundschaftlichen Rath ertheilen, seine Sache mit der Landschaft zu „terminiren". Der Schritt hatte übrigens keine weitern Folgen, als dass er das Herz des Kurfürsten nun ganz von den Ständen ab und seinen nichtprivilegirten Unterthanen zuwandte. Und in ihrem Interesse wirkte er fortan so umsichtig, und ergriff da, wo alles trostlos die Hände sinken liess, wo der Staatscredit so tief gefallen war, dass man die bayerischen Staatspapiere vergebens um fünfzig Procent ausbot, mit solcher Einsicht, mit solch eiserner Arbeitskraft das Steuer, dass der aufrichtige Preysing im Staatsrathe den offenen Ausspruch that: „In ganz Bayern ist nur ein Staatsmann, und diess ist unser gnädigster Herr; überlassen wir ihm die Entscheidung, sein erleuchteter Geist überragt uns alle."

Aber all sein Sorgen, all sein Mühen vermochten den so tief gesunkenen Wohlstand des Volkes nicht zu heben. Trotz aller Sparsamkeit — der Kurfürst hatte sich im Hofbudget nur mit 6000 fl. monatlichem Taschengeld angesetzt, und der ganze Hofstat, auf dem allein 200,000 fl. Pensionen lasteten, musste mit 583,000 fl. bestritten werden, — gestaltete sich ein immer grösseres Deficit, weil, besonders durch verfehlte Einrichtung und schamlose Betrügerei, die Erhebungs-Kosten mehr als die Hälfte der Steuern verschlangen. Man versuchte Geld auf alle Weise zu schaffen, das National-Capital durch Emporbringung der Landescultur, Hebung von Viehzucht und Hopfenbau, Regelung und Mehrung der Fischereien, Anlegung von Obstgärten, Förderung des Kleebaues und Gründung von Fabriken zu mehren. Damit griff aber eine allerdings recht wohlgemeinte und für die furchtbar vernachlässigte Volksbildung berechnete, sich bis aufs Kleinste erstreckende Regierungs-Schulmeisterei um sich, welche durch die Menge der Vorschriften die einzelnen erstickte, und alle unbefolgt liess. Die grossen und vielartigen Lasten auf Grund und Boden unterdrückten jeden Aufschwung. Durch die Drangsale des dreissigjährigen und der beiden Erbfolgekriege war Bayerns Bevölkerung fast um die Hälfte gemindert, ganze Dörfer waren verschwunden und früher angebaute Gründe in Möser, Oedungen oder höchstens in weitgedehnte, magere Viehweiden

verwandelt. Diese sollten nun wieder urbar gemacht werden. Aber der Bauer calculirte nicht unrichtig: „Je mehr ich durch meine Arbeit einnehme, um so mehr muss ich an Gilten und Zehnten prästiren, was soll ich mehr bauen als ich gerade brauche, wenn gleich der Pfarrer und der Amtmann, der Steurer und der Mauthner bei der Hand sind, mir das Besste wieder abzunehmen?" Und so war an Cultivirung der vielen wüsten Strecken nicht zu denken, und die geringste Störung des Ertrages musste bei dem Mangel eines geregelten Verkehres, und bei dessen systematischer Hemmung durch alle erdenklichen Plackereien und Plusmachereien die furchtbarsten Folgen haben. An das eine, was helfen konnte, an die Befreiung der Scholle, dachten in jener Zeit auch die tüchtigsten Männer nicht. So sehr war im Laufe der Jahrhunderte das Recht des freien deutschen Bauern durch die brutale Gewalt der Landesherrn, des Clerus und des Adels, durch römisches Recht und Beamtentyrannei vernichtet worden.

Zu allem Unglück wusste aber der, ebenso gewandte als gewissenlose Rentmeister von Burghausen, Max Freiherr von Berchem, die Gunst des Kurfürsten zu gewinnen. Er ward zum Finanzminister ernannt, lud aber in dieser Stelle den Fluch des ganzen Volkes auf sich. Unter dem heuchlerischen Vorwande das Geld nicht ins Ausland gehen zu lassen, wurde durch ihn 1760 das genuesische Lotto, das verderblichste von allen eingeführt. Unerschöpflich in stets neuen Mitteln Geld zu schaffen, wusste der Libertin durch Frömmelei den leider allzu vertrauenden Fürsten zu täuschen, und sein Plünderungssystem, von dem er freilich den Löwenantheil hatte, als Einrichtung für des Volkes Wohlfahrt darzustellen. Durch eine, zehn Procent betragende Gehalts-, durch Zugvieh-Steuern, drückende Herd- Jagdscharwerks- Fourage-Service und Vorspanns-Anlagen, Rekrutengelder, Stempel für alles und jedes bis zum Botenzettel herab, Thorsperrgelder, vexatorische und kostspielige Mautheinrichtungen, Heiraths-Licenzen, eine besondere Armenlotterie, deren Loose mit bedeutender Zwangsabnahme selbst wieder Arme schufen, einen allgemeinen Bierpfennig, über den freilich die bisher Privilegirten jammerten, erhöhten Aufschlag, kurz durch alle ersinnlichen Mittel trachtete Berchem, der noch überdiess ganz im österreichischen Interesse war, die Staatscasse zu füllen, die dennoch immer tiefere Ebbe zeigte. Als wieder einmal grosse Geldklemme war, schlug er dem Kurfürsten ohne weiters vor, von jedem Bauer der Getreide auf die Schranne bringe, zwölf Kreuzer für den Schäffel zu erheben. Max wies, entrüstet, den saubern Vorschlag mit den Worten zurück: „Soll ich etwa Räuberhandwerk mit meinem Volke treiben" und der anwesende Minister Seinsheim bemerkte spottend: „Man könnte lieber das Getreide gleich im Schloss abladen, das trüge noch mehr ein." Bei dem Tode dieses herzlosen Finanzmannes — er soll drei Millionen hinterlassen haben —

welcher zwölf Tage nach dem Kurfürsten starb, fand man an seiner Wohnung angeschrieben: „Hier kann man jetzt gratis eintreten", in Anspielung darauf, dass der Zutritt bei seinen Lebzeiten nur durch Geldopfer zu erkaufen gewesen, die nach Inhalt der Bitte gleichsam classificirt waren.

Da brach denn im Frühjahr 1770 eine grosse Theuerung über das Land herein. Misswachs, weltliche und geistliche Kornwucherer, — man fand selbst bei Pfarrern halbverfaultes Getreide unter den Miststätten versteckt, — verkehrte Massregeln, mit denen sich Ländchen von Ländchen absperrte, hatten sie erzeugt. Wohl hörte der Kurfürst von harten Zeiten, erhielt aber auf seine Nachfrage immer die Versicherung, dass dem Uebel bereits gesteuert, dem Mangel abgeholfen sei, und unter dem Vorwande, sein weiches Gemüth zu schonen, verschwiegen ihm wohldienerische Schranzen die furchtbare Noth der Armen. Aber an einem Samstage, an denen er stets die Messe in der Herzogspital-Kirche zu hören pflegte, wurde sein Wagen, als er in die Residenz zurückfuhr, von einer Menge Hungernder umringt, die mit aufgehobenen Händen schrieen: „Hilfe gnädigster Herr, Hilfe! wir haben kein Brod, wir müssen Hungers sterben!" Wie betäubt blickte Max auf das entsetzliche Schauspiel. „Beruhigt euch meine Kinder" rief er endlich, „ihr sollt Brod haben, ich will für euch sorgen." Er gab ihnen Geld und befahl sogleich die Getreidböden der Aemter, die Cassen zu öffnen. Alles war leer. „Dem Volke muss geholfen werden!" sprach er in schmerzlichster Bewegung, „sein Elend muss enden. Mit Freuden gebe ich all das Meinige hin, ich kann den furchtbaren Jammer nicht sehen." Die hungernden Massen welche die Residenz, das Landschaftshaus umringten, drängten zu raschem Handeln. Sogleich wurden in Holland siebenmalhunderttausend Gulden aufgenommen, in Schwatz, in Verona ungarisches Getreide durch den Kaufmann Sabbadini angekauft, und auf allen Schrannen des Landes um niedrige Preise ausgeboten. Eine Menge Wild wurde auf Befehl des Kurfürsten in seinen Parken geschossen und das Fleisch unter die Armen vertheilt. Das rettete zwar vom allgemeinen Hungertode, bot aber doch nicht den erwarteten Vortheil, weil gar Manche der beauftragten Kornverkäufer schandbar genug waren, auf Kosten des darbenden Volkes wiederholt Wucher zu treiben. Nun war aber der sonst so milde Max auf das Aeusserste gereizt. Zwei dieser Betrüger wurden zum Tode verurtheilt, und er blieb an dem Tage ihrer Hinrichtung für Jedermann unzugänglich, um keine Fürsprache anhören, keine Bittschrift annehmen zu müssen.

Trotz aller Fürsorge, trotz der aufgewendeten grossen Summen trat der Hungertyphus in manchen Gegenden des Landes auf und von den, kaum eilfmalhundert tausend zählenden Bewohnern fielen ihm mehr denn 62,000 zum Opfer. Ein Vertrag mit dem schwäbischen und fränkischen Kreise über freien Getreidehandel unter sich, dagegen Beschränkung

der Ausfuhr — damals freilich das einzige Mittel — dann Anlegung von Getreid-Kästen in jedem Rentamt, auf deren Füllung die strengste Obhut verwendet werden sollte, brachten die Dinge endlich wieder in das gehörige Geleise.

Das Bild ist von Mahlknecht. Leider ist auf dieser und der vorhergehenden Darstellung das Porträt des Kurfürsten nicht sehr ähnlich, während es auf der nachfolgenden uns in voller Wahrheit entgegentritt.

73. Max III. verbrennet die ihm von den Finsterlingen überreichte Proscriptionsliste seiner trefflichsten Männer.

Wie für Hebung der materiellen Lage seines heissgeliebten Volkes war der edle Max auch unablässig für dessen geistiges Wohl bemüht, und suchte besonders seine sittliche und wissenschaftliche Bildung zu fördern. Die so ganz verschiedene Richtung der beiden Jugendlehrer des Kurfürsten war, weit entfernt in seinem hellen und klaren Geiste einen gefährlichen Indifferentismus hervorzurufen, wie geschaffen, jene schöne Harmonie zu begründen, die ihn gleichweit von einem peinlichen Festhalten des Veralteten und Abgestorbenen, wie von der Lust an gewagten und sich überstürzenden Neuerungen ferne hielt. Der eine dieser Lehrer war der gelehrte Mathematiker und Jesuit Stadler aus Amberg, ein solcher Feind aller Aenderung des Althergebrachten in Religion, Politik und Wissenschaft, dass er, als der Bildungstrieb des Prinzen über das übliche, den Jesuiten bequeme Maass hinausstrebte, diesem, zum Glück vergebens, die Lehre predigte: „Man müsse sich das Zeitliche nicht zu sehr angelegen sein lassen, wer viel wisse, habe viel zu verantworten.“ Dabei war der geistliche Herr fein und gewandt, gegen seinen Zögling liebevoll und einschmeichelnd, sonst aber dem ganzen Hofe unheimlich und verhasst. Der andere war der energische, feurige Ickstadt, eines Hammerschmieds Sohn aus Bodenhausen bei Mainz. Schon als Knabe dem Handwerk entlaufen, ward er aus Ehrgeiz Soldat, hatte sich, Abentheurer aus Wissenstrieb, erst nach Paris um Descartes, dann nach London um Newton zu hören, durchgearbeitet und wurde endlich Lehrer der Jurisprudenz zu Würzburg wo er, der erste auf einer katholischen Hochschule, es wagte, nach Werken von Protestanten zu lesen. Von da berief ihn Karl Albert zum Lehrer seines Sohnes für Staats- und Rechts-Wissenschaft. Neben diesen weckte und nährte er in dem jungen Fürsten den Sinn für das classische Alterthum und die schöne Literatur, seinen Wissenstrieb und seine gesunde Urtheilskraft. Er huldigte aber einem unbedingten Macchiavellismus und sprach sich in Wort und Schrift für absolute Concentriruug der Herrschermacht aus. Stadler hasste den geschmeidigen, freigeistischen Absolutisten, der

seine frommen Erziehungszwecke gewaltig durchkreutzte, und wirkte ihm stets und überall entgegen.

Leider war der Stand, von dem Max bei seinem edlen Bemühen die meiste Hilfe erwarten musste, selbst tief verkommen. Ein überwiegend grosser Theil des Clerus wandte keineswegs seinen, damals noch allmächtigen, Einfluss auf das niedere Volk dazu an dasselbe sittlich zu heben, sondern nur es confessionel zu dressiren, ja sogar seinen Aberglauben und seine oft wahrhaft lästerlichen Begriffe von Gott und göttlichen Dingen zur Füllung der eigenen Tasche auszubeuten. Quirinus- und Walburgisöl*), Amulette in allen möglichen Farben und Gestalten, Hexenpantöffelchen, Teufelsgeisseln und Monicagürtel, Lukaszettel, geweihte, an Reliquien angerührte Bildchen, wunderkräftige Rosenkränze waren einträgliche Handelsartikel der Klöster, ja von den sogenannten Scheyrer Kreuzchen sollen in guten Jahren an 40,000 Stück abgesetzt worden sein. Das ganze Ablasswesen und Lohnbeten nach Hunderten von bezahlten Rosenkränzen, war in seiner krassesten Gestalt wieder im Schwunge. Wallfahrten und Bruderschaften, einst aus wahrhaft christlichem Geiste entstanden, wurden auf die empörendste Weise missbraucht, um auch dem Aermsten mit der Perspective jenseitigen, tausendfachen Lohnes, diesseits die letzten Kreutzer zu eigennützigen Zwecken oder nutzlosem Prunke abzulocken**). Erst die, unter dem Vorsitze des erleuchteten Grafen Spreti niedergesetzte Commission ermittelte die grossen, in den Klöstern aufgespeicherten Reichthümer dieser Bruderschaften und geistlichen Bündnisse.

Der Säcularclerus allein hatte in Bayern die Zahl von 10,800 Mitgliedern erreicht, deren jedoch immer mehrere Hundert überzählig waren. Diese bettelten nun, zerlumpt und schmutzig im Lande herum und wurden an hohen Fest- oder Wallfahrtstagen wie Knechte von den Pfarrern zur Aushilfe gedungen. Wahrhaft gotteslästerischen Unfug trieben die Bettelmönche mit der Unzahl von meist gut bezahlten heiligen Messopfern, welche, oft dutzendweise in eines gefasst, dargebracht, oder wie ein gewinnbringender Handelsartikel zu Tausenden an ihre Ordensbrüder nach Italien spedirt wurden, wo man sie „billiger" las. Der Anbau des Feldes, nicht des Geistes, war die Hauptsorge der meisten Pfarrer, welche selbst so naiv waren, sich von den Ordinariaten,

*) Wahrscheinlich zu Tag tretende Quellen geläuterten Petroleums.

**) Bei den Buddhisten sieht man an vielen Orten Maschinen, unsern Windmühlen ähnlich, auf deren Flügeln Gebete geschrieben sind. Werden diese nun vom Winde bewegt, oder gleich einer Handmühle umgedreht, so gelten jene Gebete für den Besitzer als selbst verrichtet. Derlei lebende Betmaschinen schickten und schicken heute noch reiche Leute auf Wallfahrten und meinen dann, die ganze Saat der herabgeleierten Gebete dereinst als reife Frucht für sich einheimsen zu können.

Kaplane auszubitten, die von der Landwirthschaft etwas verstünden. Hier zogen einige mit malerisch gestülpten Hüten, gepuderten Haaren, farbigen Strümpfen und tressenbesetzten Röcken, als galante Gäste der gnädigen Gutsherrschaft, oder, wenn sich's traf, auch in Gesellschaft von Wilderern auf die Jagd; dort verbrachten andere ihre Zeit auf der Bierbank in anrüchiger Gesellschaft mit Würfeln und abgegriffenen Karten, wieder andere pfuschten als Winkeladvocaten oder, wenn sie siegelmässig waren, den Notaren in's Handwerk. Die Pfarrwohnungen zeigten sich nicht selten als schmutzige Bauernstuben, in denen Thiere und Menschen in schönster Eintracht lebten; die Kirchen wie vernachlässigte Scheunen, die heiligen Bilder unkenntlich, von Spinnweben und Schimmel bedeckt, die Paramente zerfetzt, der Tabernakel mit dem Allerheiligsten unverschlossen, das Taufwasser voll Würmer. So war es damals im frommen Bayerlande mit der Religion und ihren Dienern beschaffen, und diese Schilderung ist nicht etwa ein Product böswilliger Phantasie, sondern meist wörtlicher Auszug aus den Visitations-Acten.

Wo möglich noch schlimmer sah es in den Klöstern aus. In ihren geweihten Mauern herrschte gar häufig nur Unwissenheit, Neid, Faulheit, Völlerei und rohe Genusssucht in den männlichen, kindische Spielereien mit Heiligenbildern, Herabplappern unverstandener, lateinischer Gebete, Zank und bittere Feindschaften, Eifersucht auf die oft nicht sehr unschuldige Gunst des Pater Beichtvaters, die selbst so weit ging, dass er besonders Bevorzugten beim heiligen Abendmahle mehrere Hostien auf einmal reichte, in den weiblichen; brutale Verfolgungssucht in den meisten. Jede menschenwürdige Regung des Geistes wurde in heimlichen Gerichten, bei den Frauen selbst mit raffinirt lüsterner Scheusslichkeit, durch Schläge, Foltern und unbarmherzige Kerkerhaft bestraft. Die unglücklichen Opfer stunden unter dem eisernen Gesetze der „heiligen Obedienz", welches oft das Eckelhafteste und Sinnloseste, was Klosterwitz erdenken konnte, als Beweis christlicher Demuth forderte. Sie waren, schutz- und rettungslos, der Willkühr ihrer unvernünftigen und rohen geistlichen Obern verfallen. Solche heimliche Tyrannei hatte den allzu aufgeklärten Pater Nonos Gschall zu Oberaltaich mit Hunden in den unterirdischen Kerker gehetzt und zum Selbstmord getrieben; sie hatte eine junge Nonne im Angerkloster zu München in einem verpesteten Loche zu lebendigem Tode verdammt, aus dem Gottes-Fügung das schuldlose Opfer, gebrochen an Geist und Körper, erst nach sechs Jahren erlöste.

Diese Erfahrungen drängten zu energischer Abhilfe. Vor allem wurde der ungerechtfertigten Einmischung des Clerus in weltliche Angelegenheiten der Krieg erklärt. Ueber 150,000 fl. flossen bisher an auswärtige, — und diess waren damals für Bayern alle — bischöfliche Consistorien für Dispensationen, wie für Urtheile in Verlöbniss- und

Ehe-Streitigkeiten. Das, von Ickstadt entworfene, hart angefochtene „Sponsalien-Mandat" wies nun all dieses, sowie die Errichtung und den Vollzug der Testamente an die weltlichen Behörden*). Zum Bessten eines Sohnes oder einer Tochter, die in den Orden traten, opferten einfältige Eltern oft den grössten Theil ihres Vermögens dem Kloster, beraubten ihre übrigen Kinder und stürzten die ganze Familie in Armuth**). Dem machte das weise Amortisationsgesetz ein Ende, welches die Ausstattung auf höchstens 2000 fl. an Geld und Werth beschränkte. Um die ungeheure Zahl der Mönche, deren geistliche Armee wenig schwächer, als die kurfürstliche war, zu mindern, wurde vorerst die der Bettelmönche, welche fortan in jeder Stadt nur ein Kloster und in diesem nur vierundzwanzig Mitglieder besitzen durften, auf die Zahl von vierhundert herabgedrückt, und um dem Unfug zu steuern, mit dem durch Ueberredung oder Zwang junge, der Welt unkundige Novizen zur Anlegung des Habits gebracht wurden, durfte in keinem Orden mehr vor dem fünfundzwanzigsten Jahre Profess abgelegt werden. Die vielen kleinen geistlichen Staaten in seinem Staate zu vernichten, gebot der Kurfürst, dass jeder Orden, der in Bayern mehr als drei Klöster zähle, sich als eigene Provinz zu bilden, und den Zusammenhang mit dem Auslande zu trennen habe. Dagegen sträubten sich besonders die Jesuiten, aber der Kurfürst blieb unerbittlich. Die oben erzählten Beispiele barbarischer Kloster-Justiz führten zur völligen Entziehung derselben. Max nahm den Bettelmönchen, die als Beichtväter in den Nonnenklöstern sich selbst das Blutgericht angemasst, den Beichtstuhl und befahl die gründliche Zerstörung aller Klosterkerker. Er gestattete den Protestanten ihre Religionsübung in München und förderte den deutschen Kirchengesang des Volkes. Noch drei Monate vor seinem Ende errichtete er ein Prediger-Institut, um auch der katholischen Kirche Lehrer heranzubilden, welche dem Volke fern von allen dogmatischen Controversen und bombastischem Unsinn, fern von hämischen Ausfällen auf die Massregeln der Regierung oder auf

*) Merkwürdig ist, dass schon Kaiser Julian, den nicht der Hass gegen das Christenthum, sondern der Eckel an den erbärmlichen dogmatischen Zänkereien innerhalb desselben, wieder in die Arme des Heidenthums und der Neuplatoniker getrieben, sich gezwungen sah, fast dieselben Edicte gegen den Clerus seiner Zeit zu erlassen. Solche und ähnliche Massregeln der Regierung sind es, welche unsere Römlinge mit der Bezeichnung „Josephinismus" zu brandmarken meinen.

**) Es war berechnet worden, dass nur in dem, damals etwas über 30,000 Menschen zählenden München innerhalb einiger Jahre fünf Millionen Gulden in die dortigen Klöster verschleppt wurden. Das alte München besass acht Manns- und eilf Frauenklöster, der erstern nur um drei weniger, der letztern sogar um vier mehr als das alte Wien. Jetzt sind wieder von jenen vier, von diesen fünf erstanden Der herrlichste und preiswürdigste aller Orden, jener der Töchter des heiligen Vincentius (die barmherzigen Schwestern), fehlten der alten Stadt.

die Glaubenslehren anderer christlicher Bekenntnisse, die unverfälschten Gebote des Christenthums in reiner deutscher Sprache vortragen könnten.*)

Erregten schon viele dieser Anordnungen Missvergnügen und Widerspruch, so allamirte die ganze geistliche Schaar erst aufs äusserste eine Schrift, welche 1766 angeblich za Strassburg nnter dem Namen eines Veremund von Lochstein erschien, und aus Geschichte und Vernunft klar bewies, wie die geistliche Immunität in weltlichen Dingen, das ist die Steuerfreiheit des Clerus und dessen Eingriffe in die Staatsregierung, völlig widerrechtlich sich herausgebildet habe. Clemens Wenzeslaus von Freising, ein Bruder Maximilians, sprach den Fluch über das „seelenverderbliche" Werk und liess dessen Verbot an allen Kirchen seines Sprengels anheften. Der Kurfürst hingegen liess es, „da jene Schrift weder die Dogmen des Glaubens noch die Gesetze der Sittlichkeit verletze", allerorten abreissen, und eine besondere Gegenschrift zur Wahrung seiner Rechte kundmachen. Der Verfasser des Buches war der geistliche Rath Osterwald, ein Convertit aus Weilburg, der aber, wenig ähnlich den meisten dieser Herren, welche durch übereifrigen Zelotismus die Aufrichtigkeit ihrer „Bekehrung" zu manifestiren suchen, ein duldsamer nur der Wahrheit huldigender Christ geblieben war. Wie eifersüchtig Max über sein Fürstenrecht wachte, beweist sein Verbot der Schriften Bellarmin's, Busenbaums und Molitors, dreier Jesuiten, welche durch ihre Sophismen die päbstliche und geistliche Herrschaft auf Kosten der Fürstengewalt als die erste der Welt zu beweisen strebten**). Nicht minder seine Drohung der Besetzung aller Güter des Bisthums Freising in seinem Lande, wenn nicht unverzüglich die Excomunication aufgehoben werde, welche man gewagt über einen Offizier und neun Mann zu verhängen, die, ihrem Befehle gehorsam, einige Deserteure nach dem Gottesdienste gegen den Protest des Pfarrers in ihrem Asyle in einer Kirche zu Landshut festgenommen hatten. Der Kurfürst hielt sein Placet in voller Kraft aufrecht, gab den

*) Dem Verfasser dieser Blätter ist es eine wehmüthige Erinnerung, wie der dem trefflichen Kurfürsten im rastlosen Streben für seines Volkes Wohl so ähnliche Max II. gleichfalls noch wenige Monate vor seinem Ende sich aufs Lebhafteste mit einem gleichen Institute beschäftigte, das er auf eigene Kosten gründen wollte. Schon befand sich der Plan hiezu, von einem unserer gelehrtesten, wahrhaft christlichen Theologen, in seinen Händen, schon war Einleitung zum Entwurfe des nöthigen Gebäudes getroffen, als der unerbittliche Tod auch dieses, wie noch so viele andere edle Vorhaben vereitelte. Möge sein erhabener Nachfolger es aufnehmen und in die rechten Hände legen, um dadurch einer Richtung entgegen zu arbeiten, die wieder immer mehr herrschend wird und wahrhaft keine erspriessliche ist.

**) Ganz dieselben Grundsätze predigt heute wieder mit merkwürdiger Unverschämtheit die berüchtige Civiltà Cattolica. Wer sich hierüber des Nähern unterrichten will, den verweisen wir auf den Aufsatz: „Zur Belehrung für Könige" in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung No. 71 bis 73 vom Jahre 1867.

Recurs jedes Geistlichen an den Landesfürsten nicht aus der Hand, und wies den Anspruch der Bischöfe auf die Verwaltung des Kirchenvermögens nachdrücklich zurück.

Der Dominikaner Thomas Jost in Landshut suchte mit fanatischer Zudringlichkeit der fluchbeladenen Domäne seines Ordens, der Inquisition, auch in Bayern Eingang zu verschaffen. Gegen sie schleuderte Zaupser eine herrliche Ode. Die Frömmlinge waren über eine solche Sprache entsetzt und Einige derselben wagten es, dem Kurfürsten ein langes Verzeichniss „jener Freigeister“ zu überreichen, die dem wahren Glauben den Untergang, dem Staate den Umsturz bereiteten“ *). Max stund am Kamine, las das Verzeichniss, und sprach mit Entrüstung: „Das sind ja die Namen meiner wackersten Männer! Wen hat das Land, wenn diese fehlen? Und sie sollte ich entfernen, um Ochsen desto gemächlicher füttern zu können?“ Er warf ihre Liste in die lodernde Flamme und kehrte den Verleumdern voll Verachtung den Rücken.

Nicht minder war des Kurfürsten Sorge den Schulen und der wissenschaftlichen Bildung überhaupt zugewendet. Wie wenig diese, besonders durch abgedankte Unteroffiziere auf dem Lande gefördert wurde, ist begreiflich. Konnte doch Cassini einen trigonometrischen Thurm vor der Zerstörung der Bauern, die ihn mit abergläubischer Furcht betrachteten nur dadurch retten, dass er ein Heiligenbild auf seine Spitze stellte. Mit panischem Schrecken erfüllte sie vollends die von ihm gemessene Gradlinie, von der sie fest glaubten, sie müsse auf ihrem Wege alles durchschneiden und niederreissen. Zeitschriften, meist von den Akademikern ausgehend, verbreiteten Licht und Belehrung über alle wichtigen Angelegenheiten und wenig vermochten gegen sie die Mönche, welche „ihre goldenen Almosen, andächtigen Seufzer“ und ähnliche geschmacklose Tractätlein immer weniger an den Mann brachten. Um die Hebung des Schulwesens machte sich der geistliche Rath Braun, besonders durch seine Bemühungen für den Unterricht in der deutschen Sprache, sehr verdient. Ueberall wurden Schulcommissionen eingesetzt und Laien oder tüchtige, vorurtheilsfreie Geistliche an ihre Spitze gestellt. Max liess Preismedaillen für die fleissigsten Schüler prägen und vertheilte sie wohl selbst. Der bewährte geistliche Rath Westenrieder, doch sicherlich kein frivoler Neuerer, aber von glühendem Eifer beseelt, Gutes zu wirken, hatte einen Katechismus für die Jugend ausgearbeitet. Der ward hart angefochten und dessen Verfasser vor das Consistorium nach Freising gelockt. Dort wurde der gelehrte, feinfühlende Mann gleich einem Schüler auf das gröblichste abgekanzelt, sein Styl als „lutherisches Deutsch“ verhöhnt, und als er sich auf

*) Ein Gespenst das derlei Leute nie müde werden heraufzubeschwören, wenn ihren Interessen Gefahr droht.

Jerusalem berief, und dem Befremden der hochwürdigen Herren die Aufklärung ward, dass ja hier gar nicht von der heiligen Stadt, sondern von dem grossen Theologen dieses Namens die Rede sei, wurde er über seine Kühnheit, sich auf einen Ketzer zu stützen, heftig angeschnauzt, und ob solchen Verbrechens auf den Bannfluch des Tridentinums hingewiesen. Nur dem energischen Willen des Kurfürsten gelang es, ihn aus seiner Haft zu erlösen. Auch Braun wurde von Regensburg aus verketzert, weil er sich erlaubt, auf gut deutsch einen Glauben „an Gott" statt nach dem Lateinischen „in deum" einen Glauben „in Gott" zu lehren. Solch' erbärmlicher Byzantinismus beseelte noch im achtzehnten Jahrhundert die bischöflichen Consistorien! *)

Da löste endlich 1773 die berühmte Bulle Clemens XIV., „Dominus ac redemptor noster" den Bann von jeder nach geistiger Freiheit und Aufklärung dürstenden Brust. Sie sprach die Aufhebung der Jesuiten aus, da General Ricci durch sein bekanntes: „Sint ut sunt, aut non sint" jede zeitgemässe Reform eines Ordens zurückwies, der bei allen gerechtfertigten Vorwürfen, sich immerhin die grössten Verdienste um die katholische Kirche erworben hatte. **) Max liess das päbstliche Breve sogleich durch Zaupser mit Erläuterungen in deutscher Sprache publiciren, widmete aber in seiner strengen Gewissenhaftigkeit das grosse Vermögen des Ordens in Bayern den Schulen und damit der Bildung seines Volkes.

Es war nur ein Scheintod. Denn wieder hören wir deutlich ein Rauschen wie von Adlerschwingen. Aber leider nicht von jenem Herrscher der Lüfte, dem der grosse Hohenstaufe im Kiffhäuser so sehnsüchtig entgegenhorcht, und welchen die trauernde Germania so glühend erharrt, sondern von dem mächtigen Aar, dessen Wiederverjüngung der Ordensgeneral Lainez einst mit prophetischem Geiste vorher verkündet. ***)

*) Wer sich ein lebendiges Bild von dem Zustande der Kirche und dem Wirken so vieler ihrer Diener in jenen Zeiten machen will, ein Wirken, wie es, mutatis mutandis, auch heute noch, vorkömmt dem sind die Werke des biedern Anton von Bucher, des witzigen, wahrheitliebenden und scharf beobachtenden Pfarrers von Engelbrechtsmünster vor allem zu empfehlen.

**) Jene Bulle war allerdings ein schlechter Dank des heiligen Vaters dafür, dass der Orden durch sein erstes, energisches Auftreten den Katholicismus und damit den Primat des römischen Stuhles gerettet.

***) Und wahrlich es ist eine Wiederverjüngung. Aber wir stehen hier vor einem psychologischen Räthsel. Wie lassen sich die Predigten, in welchen erleuchtete Männer des Ordens, fern von jeder unwürdigen Entweihung der Kanzel, fern von abstracten, dogmatischen Thesen, fern von unduldsamen, feindseligen Controversen, unermüdet, mit überzeugenden, aus dem Herzen strömenden Worten, zum unerschütterlichen Glauben an die Lehren unsers göttlichen Erlösers, zur reinsten Moral, zur aufopfernden christlichen Liebe auffordern, vereinen mit

Bei all diesen Massregeln war und blieb der Kurfürst ein treuer gläubiger Sohn seiner Mutterkirche. Täglich hörte er andachtsvoll die heilige Messe und entzog sich keiner kirchlichen Feierlichkeit. Religion achtete er an jedem Menschen als das Höchste. Als er einst einen seiner Räthe fragte, welche Religion er habe, und dieser, in ächt freigeistischer Weise antwortete, „Ich habe die eines ehrlichen Mannes," entgegnete Max scharf: „Und ich behaupte, dass der gar kein ehrlicher Mann sein kann, der keine Religion hat." Ein armer, aber sehr begabter Student wagte es, ihn persönlich um Hilfe anzusprechen, und wies seine ehrenvollen Zeugnisse vor. Voll Herzlichkeit reichte ihm der Kurfürst die Hand und sprach: „Studiere auf meine Kosten, werde ein braver Mann, denke aber immer, dass alle Preise der Gelehrsamkeit nichts nützen, wenn du darüber die der Religion verlieren solltest."

Wohlthun gewährte seinem trefflichen Herzen die höchste Lust und das Volk wurde nicht müde, sich stets neue Züge der Gutmüthigkeit von seinem „guten Maxl" zu erzählen. Als er einst die Schranne besuchte, trat ein Bauer, der von den vielen Schulden des Kurfürsten gehört hatte, zu ihm, und bot ihm den mit Sechsern gefüllten Hut, daraus nach Belieben zu nehmen. Max lächelte und meinte, dass ihm seine Sechserln wohl nichts nützen würden. „Nehmt nur," entgegnete treuherzig der Bauer, „ich weiss, dass ihr auch die Sechserln gut brauchen könnt." Den Herrn freute das schlichte Wort und er steckte gutmüthig eine Hand voll zu sich. Dagegen machte er gegen Höherstehende die ganze Würde seiner Stellung geltend. Ein Minister wagte einmal ein Decret anders, als er bestimmt, auszufertigen. „Wer ist Herr im Lande," herrschte er ihm zu, „du oder ich? Mit einem Federzuge habe ich dich zum Minister gemacht, mit einem anderen hast du aufgehört es zu sein." Und als einst ein vielgeltender Graf die Frechheit hatte, einem fürstlichen Unterbeamten zwölf Stockstreiche geben zu lassen, befahl er entrüstet: „Der Graf zahlt dem Manne Schmerzengeld, tausend Gulden für jeden Streich!"

Minder glücklich war der so wohlwollende Fürst mit der Reform der Rechtspflege. Sie übertrug er dem noch jetzt von den Jüngern der Themis vielgefeierten Kreitmayr, dem sie 1845 zu München ein ehernes Denkmal stifteten. Mit eisernem Fleisse hatte Kreitmayr in einem Zeitraume von neunzehn Jahren den sogenannten Maximilianeischen Codex, bestehend aus dem Criminal-, Civil- und Judiciar-Codex mit einer Menge, vor allem schätzbarer Anmerkungen ausgearbeitet. Mochte

dem Inhalt jener fanatischen Encyclica, die ja aus den Federn von Mitgliedern desselben Ordens geflossen, vereinen mit dem gierigen Streben nach Besitz, nach Macht und Einfluss, das sich, wie in den früheren Tagen, auf allen Seiten wieder so unverkennbar bemerklich macht?

er aber auch ein redlicher, treuer Diener, ein höchst gewissenhafter, unpartheiischer Beamter, ein wohlthätiger, religiöser, streng mässiger, in seiner Art selbst aufgeklärter und überaus kenntnissreicher Mann sein, mochten alle guten Genien an seiner Wiege gestanden haben, der herrlichste von allen, jener der Humanität fehlte. „Fiat justitia, pereat mundus," das war das traurige Symbol des Mannes, dem wohl schon in der Jugend die furchtbare Lehre eingeimpft worden: „Das Volk, bar alles Ehrgefühls und aller Bildung, sei nur mit Schrecken in Zaum und Ordnung zu halten." Und so gibt denn auch sein Civil-Codex seinem Scharfsinne ein glänzendes, sein Criminal-Codex aber seinem Herzen ein um so schlimmeres Zeugniss. Allerdings gebührt ihm das Verdienst, wenn man es ein solches nennen mag, die völlig regellose Grausamkeit der Carolina in ein consequentes System gebracht zu haben; aber das aufgeklärte, philanthropische Jahrhundert vermochte ihm kaum einige wenige Concessionen abzuringen. Noch immer spielen Galgen und Rad die Hauptrolle, auf blosse Conjectur hin durfte torquirt werden, sogar der Adel besass auf seinen Besitzungen das Recht der peinlichen Frage. Ihm selbst dagegen war ein eximirter Gerichtsstand vorbehalten, der auch für todeswürdige Verbrechen den geheimen Vollzug der Strafe verordnete. Das Gleiche galt auch von der Geistlichkeit. Vor allem aber ist es bezeichnend, dass die Revision der Criminal-Acten nicht an die höhere Justiz-, sondern an die Finanz-Stelle ging! Schon auf Diebstahl von zwanzig Gulden stund der Strang, auf Entweihung eines Heiligenbildes das Schwert, auf Zauberei und Hexerei der Scheiterhaufen, Rädern, Handabhauen, mit glühenden Zangen zwicken, zum Richtplatz schleifen, bildeten die schauerlichen Arabesken um die Bluturtheile dieses drakonischen Gesetzbuches, und seitdem es in Kraft getreten, hatte der Henker in keinem deutschen Lande so viel Arbeit als in Bayern. Nur in dem einen, zudem wenigst bevölkerten Rentamte Burghausen fanden in zwanzig Jahren 1100 Hinrichtungen statt. München sah deren fast wöchentlich zwei bis drei, zu denen das Volk wie zu einem Schauspiel lief, und selten wurde der, auf dem Schrannenplatze errichtete Galgen leer. Und bei alledem mehrten sich, der grässlichen Abschreckungstheorie spottend, die Verbrechen; gegen Gut und Leben durch die grosse Lebensnoth, gegen Religion und Sittlichkeit durch die entsetzliche Rohheit des Volkes veranlasst. Beides wich nur langsam und allmählig den Bemühungen des Kurfürsten. Max war immer voll Schwermuth, wenn er ein Todesurtheil unterzeichnen musste; und der Codex seines getreuen Kanzlers bereitete ihm in jeder Woche solche Trauertage.

Doch wir eilen zum Ende, das wir kaum finden würden, wenn wir Alles schildern wollten, was dieses Muster eines Fürsten für sein Land gewirkt und gewollt. — Mar Joseph hatte stets eine grosse Scheu vor

den Blattern, und gerade von dieser gefährlichen Krankheit wurde er befallen. Als seine schwere Erkrankung ruchbar wurde, ging tödtlicher Schrecken durch alle Bewohner Münchens, und so sehr war er geliebt, dass selbst Juden zu christlichen Priestern liefen um Messen für seine Rettung lesen zu lassen. Vergebens. Als wollten die finstern Mächte ihren Rachetribut an dem Leben des Mannes nehmen, unter dessen Aegide sie so erfolgreich bekämpft worden, erlag Max dem Aberglauben und der Dummheit seines ersten Leibarztes Sänftl. Dieser erkannte die Krankheit nicht, und statt heilende Mixturen anzuwenden, liess er den Todtkranken Johanniswein trinken und ein geweihtes Marienbildchen verschlucken. Der Kurfürst aber fühlte sein nahendes Ende, befahl noch das Bild der Gottesmutter aus der Herzogspitalkirche, vor dem er so oft die Leiden seines Herzens ausgeschüttet, an sein Sterbelager zu bringen und flüsterte scheidend die letzten Worte: „Leb' wohl liebe Anna, lebe wohl mein theures Bayerland und ihr meine lieben Unterthanen, betet für mich, auch ich will für euch Segen von Gott erflehen." So kehrte, nachdem sie nur fünfzig Jahre auf Erden geweilt, am vorletzten Tage des Jahres 1777 die edle und reine Seele des Letzten und wohl auch des Bessten vom Stamme des grossen Kaisers Ludwig, zu ihrem Schöpfer zurück. Die Umschrift seiner Sterbemünze: „manumisit ingenia" drückt in edler Kürze sein Hauptverdienst aus.

Als sein Sarg zur Gruft, sein liebevolles Herz nach Altötting gebracht wurde, stund ganz München weinend und in Trauer gehüllt auf den Strassen. Doch wozu schildern was wir vor Kurzem selbst erfahren, und dessen Erinnerung noch heute jede fühlende Brust mit Wehmuth, jedes dankbare Auge mit Thränen füllt! Maria Anna, die polnische Königstochter, überlebte in Fürstenried, ihrem Wittwensitze, den heissbeweinten Gemahl um zwanzig Jahre, und ruht, am 17. Februar 1797 gestorben, an seiner Seite bei den Theatinern.

Entwurf und Carton dieser Darstellung rühren von Vögele her, der jedoch vor deren Ausführung starb. Als sollte der gute Max selbst im Bilde noch Segen stiften, übernahm Hauschild dieselbe freiwillig, und schüttete, edeldenkend, den ganzen Erlös in den Schooss der mit ihrem Kinde darbenden Wittwe.

Pfalz.

Alte Kurlinie.

74. Pfalzgraf Rudolph I. und Herzog Otto von Niederbayern fechten für Kaiser Adolph von Nassau in der Schlacht bei Göllheim 1298.

Durch Kaiser Rudolphs Tapferkeit und Klugheit war die Macht Habsburgs so gewaltig gestiegen, dass die Wahlfürsten es allzu gefährlich fanden, die Würde des Vaters dem Sohne Albrecht zu übertragen, der sich überdiess durch seinen Hochmuth und sein finsteres, gewaltthätiges Wesen die meisten derselben zu Feinden gemacht hatte. Aber neun Monate lang vermochten sie sich über eine neue Wahl nicht zu einigen, bis sie es endlich, um der immer mehr überhand nehmenden Zuchtlosigkeit zu steuern, für nöthig erachteten, zu einer solchen zu schreiten. So kamen sie denn am 2. Mai 1292 in der Sacristei der Barfüsser Kirche zu Frankfurth zusammen. Dem Erzbischof Sigfrid von Cöln, einem Grafen von Westerburg, war es im Einvernehmen mit dem Vormann der Kurherrn, Gerhard von Mainz, gelungen, die Vollmachten der sämmtlichen Kurfürsten zu erlisten. Er hatte nämlich Jedem einzureden gewusst, dass der ihm Widerwärtigste von den Andern in Aussicht genommen sei, und diess zu hindern versprochen, wenn er ihm seine Stimme übertragen wolle. So schloss er wirklich alle Bezeichneten aus, und als die Handfeste hierüber nochmal den gesammten Fürsten des Reichs vorgelesen worden, rief am Montag den 5. Mai Erzbischof Gerhard den, an welchen keiner gedacht, den Grafen Adolph von Nassau, seinen eigenen Schwestersohn, zum deutschen Könige aus. Der tapfere und lebenskräftige Fürst bot, wegen seiner geringen Hausmacht alle Aussicht, stets ein willfähriges Werkzeug in den Händen der geistlichen Machthaber zu bleiben. In Aachen wurde ihm nebst seiner Gemahlin Imagina von Limburg die Krone des Reichs aufgesetzt und von dessen Fürsten gehuldigt. Der stolze Albrecht, voll Sicherheit, seine eigene Wahl erhoffend, mit der ihn selbst der Mainzer, sein heimlicher Feind, beschmeichelt, harrte mit sechshundert, gleichgekleideten Rittern und ihren Trossbuben zu Hagenau. Dort traf ihn die Nachricht von Adolphs Wahl wie ein Donnerschlag. Erst wollte er, sammt den Reichskleinoden, deren er sich auf dem Trifels bemächtigt, nach Hause eilen, aber eine Gesandtschaft der Kurfürsten bestimmte ihn, sie herauszugeben, und dann gleichfalls dem neuen Könige in Oppenheim zu huldigen. So war, äusserlich wenigstens, der Reichsfriede gefestigt.

Vor allem gedachte nun Adolph wie vordem der Habsburger, sein Hausgut zu mehren und sein Geschick durch Heirathen mit dem der grossen Häuser zu verknüpfen. Da Albrecht eine Verbindung ihrer Kinder abgelehnt, so vermählte der neue König seinem Sohne Rudolph Jutta, des Böhmenkönigs Wenzel Tochter, und gab seine Tochter Mechthild dem jungen Pfalzgrafen Rudolph dem Stammler, nachdem dessen Vater Ludwig der Strenge, ein treuer Freund der Habsburger 1294 verstorben war. Schwer drückten ihn auch die eingegangenen Verpflichtungen gegen seine habsüchtigen Wähler. Dadurch liess er sich verleiten, Subsidien von England in dessen Krieg mit Frankreich anzunehmen. Aber es empörte eine Zeit, die, bei aller Rohheit, in solchen Dingen von zarterem Ehrgefühl als die unsere, dass der Besitzer der ersten Krone der Christenheit der Söldner eines, nach ihrer Ansicht weit tiefer stehenden Königs geworden. Dazu kam noch, dass Adolph das Geld nahm, ohne etwas Wesentliches für England zu thun, sondern damit von Albrecht dem Entarteten Thüringen und Meissen um 12,000 Mark Silbers erkaufte. Diese Länder vermeinte der Landgraf, nach schweren Verbrechen gegen seine Gemahlin Margarethe, der Tochter Kaiser Friedrichs II., und nach einem blutigen Kriege mit den eigenen Söhnen, diesen zu rauben, um den Erlös dem Sohne seiner Kebse zuzuwenden. Aber die rechtmässigen Erben wehrten sich tapfer, und es entbrannte ein Kampf der mit unerhörter Grausamkeit geführt, des Königs Namen schändete. Endlich siegte Adolph. Nun entzweite er sich mit Wenzel, welcher einen Theil der Beute in Anspruch nahm, und entfremdete sich seinen Oheim von Mainz immer mehr, dem er bisher so zu Willen gewesen, dass er den Spottnamen des Pfaffenkönigs erhalten. Da gab Gebhard den Neffen völlig auf, Albrecht der nun seine Zeit gekommen sah, half mit seinem Gelde nach, Brandenburg und Sachsen wurden gewonnen, des Böhmen war man sicher, die Einwilligung des heiligen Vaters ward lügenhaft behauptet, und so geschah es denn, dass erst heimlich zu Prag, und dann auf einem Fürstentage zu Frankfurth am 28. Juni 1298 Adolph der Herrschaft verlustig und Albrecht zum deutschen Könige erklärt wurde.

Nun musste das Schwert entscheiden. Beide Fürsten stunden schon seit dem Frühjahr gegen einander im Felde, und zogen, sich gegenseitig aufsuchend und ausweichend, am Oberrheine umher. Endlich stiessen ihre Heere am Fusse des Donnersberges aufeinander. Albrechts Schaaren von der Zerstörung Alzey's herbeigerückt und durch den abtrünnigen Mainzer auf 24,000 Mann verstärkt, lagerten, des Feindes harrend, auf den Höhen welche das Städtchen Göllheim südwestlich umschliessen. Adolph zog von Norden herbei. Mit ihm hatten sich die Wittelsbacher: sein Schwiegersohn Rudolph von der Pfalz, und Otto von Niederbayern, den Albrecht um die Morgengabe seiner ersten Gemahlin Katharina ver-

kürzt und der ihm desshalb Todfeind geworden, vereinigt. Da kam Kunde von Albrechts Stellung und nun eilte der König, besorgt der Gegner möchte ihm abermals ausweichen, ohne sein Fussvolk abzuwarten nur mit den Reitern gegen Göllheim voraus. Am 1. Juli erschienen seine Vorwachten auf dem, nordöstlich des Städtchens liegenden Hornberge, den kaum eine Meile breiten Thalkessel zwischen sich und dem Feinde.

In der Nacht rüsteten beide Heere Geist und Leib zum harten Todeskampfe, und die Morgensonne des 2. Juli erglänzte auf den Helmen der streitfertigen Schaaren. Auf Albrechts Seite flatterten der steyrische, feuerspeiende Panther, der rothe Löwe Habsburgs, und der weisse böhmische, der Eisenhut der windischen Mark, das ungarische Doppelkreuz und die weisse Binde Oesterreichs im rothen Blutfelde, neben dem Mainzer Rade und einer Menge Fähnlein untergeordneter Herren und Ritter. In Adolphs Heer trug Gottfrid von Brunneck das Banner mit dem zweigeschwänzten Pfälzer Löwen und den bayerischen Rauten, der tapfere Bastard von Rechberg das des streitfertigen Löwen von Nassau, nicht minder sah man hier das Trierer Silberkreuz, die Fische von Pfint, den geschachten Sponheimerschild und die Montforter Kirchenfahne. Der kriegerische Abt Wilhelm von St. Gallen des Königs treuer, persönlicher Freund focht selbst unter dem schützenden Panier seines Stifts-Heiligen. Auf jeder Seite aber wallte alle andern überragend das grosse rothe Reichsbanner mit dem weissen Kreuze, das Adolph den Händen des Grafen von Hanau vertraut hatte. Wie Albrecht's war auch sein Heer in drei Treffen getheilt. Im ersten stunden die Bayern und Pfälzer unter Rudolph und Otto, das zweite aus den Nassauern, Franken und Schwaben gebildet führte der König selbst. Das dritte bestund aus den Reisigen der treuen Städte Speier, Worms, Oppenheim, Frankfurth und Gelnhausen und aus den bisher nachgeeilten Fussknechten. Adolphs Heer war minder gut gerüstet und zählte zehntausend Reiter weniger als das des Oesterreichers. Dagegen erschien sein Führer in königlicher Rüstung. Der Stahlhelm mit der Königskrone deckte sein Haupt, ein goldner Panzer umschloss seinen Leib, der Waffenrock und die zur Erde wallende Decke des mächtigen Streithengstes zeigten sich von goldgelber Seide dicht mit schwarzen Adlern durchwirkt. Zu hochherzig sich zu verbergen, wollte er im Königsschmucke mit dem treubrüchigen Lehensmann rechten, der es vorgezogen sich in einfache Rüstung zu hüllen und, mehr klug als ritterlich, einige seiner Treuesten mit den königlichen Abzeichen in den Kampf schickte.

Langsam setzte sich das Heer längs der Pfrim hin in Marsch. Da eilten Boten herbei: „Der Feind zieht sich zurück, sein Lager steht in Flammen!“ Schon jagen die Bayern und Pfälzer durch das Thal hin zu dessen Verfolgung. Als sie aber an den Fuss der Höhe kommen, wenden die Gegner ihre Rosse und reihen sich in Schlachtordnung.

Die Flucht war verstellt gewesen, der Zweck erreicht, der Feind in's Thal gelockt. Da schmettern, es war zwischen acht und neun Uhr morgens, die Trompeten, der Kriegsgesang: „Sant Mary, Mutter und Maid, all unser Noth sei dir geklayt" erbraust aus Tausenden von Kehlen und mit eingelegten Lanzen prallen die Kärnthner und Pfälzer in der Hälfte des Hanges aufeinander. Der gewaltige Stoss von oben zerbricht die Reihen der Letztern und der Kärthner Herzog Heinrich*) stürmt nun gegen die Niederbayern heran. Die aber, noch in der Thalsohle stehend, empfangen ihn wie eine eherne Mauer und jagen seine Reiter mit schwerem Verluste auf den Berg zurück. Ihnen nach die gesammelten Schaaren der Bayerfürsten. Oben aber empfängt sie ein zweiter anstürmender Harst der Feinde. Lange schwankt der Schwerterkampf unentschieden hin und her. Ungeduldig sieht der König zu, endlich jagt er, seiner unbezähmbaren Kampfeslust folgend, selbst zur Entscheidung herbei. Aber weit den Seinen voraus, stürzt sein Ross und schleudert ihn häuptlings zu Boden. Man nimmt dem Bewusstlosen den Helm ab, er blutet aus einer Kopfwunde. Doch kaum von seiner Betäubung erholt, sieht er die Seinen, immer mehr bedrängt von der Höhe herabkommen. Achtlos gegen jeden Mahnruf, schwingt er sich auf ein anderes Ross, und stürzt, gequält vom Schmerz der Wunde und der Gluthhitze des Tages, ohne den Helm aufs Haupt zu setzen in's dichteste Kampfgewühl. Zwei Ritter in der täuschenden Königsrüstung hatte er schon zu Boden geschmettert, als neue Schaaren der Feinde vom Kriegsberg herab auf die Wahlstatt sich ergossen, und ein Hinterhalt aus dem Ritterthale gegen die Flanke hervorbrach. Unter den erstern erblickte Adolph den Gegenkönig. Alles vor sich niederwerfend brach er sich Bahn zu ihm. „Heute sollst du nicht entrinnen" donnerte er ihm zu, „sondern hier mir Reich und Leben lassen!" „Das steht in Gottes Hand!" rief Albrecht entgegen, wich geschickt dem gewaltigen Hiebe des Königs aus und traf dessen unbeschütztes Gesicht, dass ein Auge herausbrach und ein Blutstrom nachschoss. Ein zweiter Hieb des Rauhgrafen spaltete das Haupt und ein dritter zerhieb dem bäumenden Rosse die Vorderfüsse. Ross und Reiter wälzten sich im Sande, da sprang ein Reisiger herbei, lüftete den Ringkragen des gefallenen Königs und durchschnitt ihm nach Scharfrichterweise den Hals, ward aber für die Henkerthat allsogleich im Gewühle von den Rossen zertreten. In demselben Augenblicke verkündeten die Glocken der benachbarten Klöster Rosenthal und Dreisen und des nahen Göllheims die Mittagsstunde. So musste Adolph die Schuld der Ungerechtigkeit an den Erben Thüringens sühnen.

Bald waren die meisten Streiter um ihren König gefallen; einer

*) Ein Graf von Görz und Tyrol, Vater der Margarethe Maultasche.

der letzten der Graf von Hanau, der mit seinem Herzblut das Kreuz des gesunkenen Reichbanners färbte. Wenige flohen. Aber auf der andern Seite des Schlachtfeldes tobte noch der Kampf zwischen den beiden Wittelsbachern und den Kärnthnern und Ungarn. Viele Pfälzer und Bayern waren sattellos geworden, weil die Feinde in unritterlicher Weise ihre Schwerter gespitzt und die Hengste niedergestochen. Wie hinter einem Walle kämpften sie nun zu Fusse hinter den aufgeschichteten gefallenen Männern und Rossen. Hier sank Albrechts Vetter, der Graf von Ochsenstein mit dem Königsbanner todt vom Rosse, unverwundet, von Staub und Hitze in dem geschlossenen Helme erstickt. Gleichen Tod hatte in beiden Heeren noch Mancher gefunden, denn der ganze Grund war in erstickende Staubwolken aufgewühlt und in dem geschlossenen Thalkessel kochte die Luft im schwülen Sonnenbrand. Nun erschien Albrecht den Seinen zu Hilfe, die Kunde von Adolphs Tode drang in ihre Reihen, der Pfälzer Löwe lag unter seinem Träger darnieder, und Herzog Otto blutete aus drei Wunden. Da endlich, um die dritte Nachmittagsstunde, zogen sie sich in geschlossenen Gliedern, den Pfalzgrafen und den Herzog in ihrer Mitte, an Göllheim vorbei, und erreichten glücklich die etwa sechs Stunden entfernten schützenden Mauern von Worms.

Sechzig Grafen und über hundert gekrönte Helme waren nebst vielen Edlen und Reisigen in Adolphs Heer gefallen, an dreitausend erstochene Rosse lagen auf der Wahlstadt. Des Königs Sohn Rupert, der Graf von Katzenellnbogen, der tapfere Abt von St. Gallen und noch eine Menge Gefangener befanden sich in Albrechts Gewalt, der wegen des Lösegelds befohlen hatte, das Leben der Gegner möglichst zu schonen. Der Verlust auf Albrechts Seite war kaum geringer. Er lagerte nach alter Sitte als Sieger die Nacht über auf dem Schlachtfelde. Als er gegen Sonnenuntergang mit dem Mainzer dasselbe durchritt, mussten sie an der Stätte, wo Adolph erschlagen worden, unter der Menge von Leichen lange nach der des Gefallenen suchen. Endlich fand man sie, kaum kenntlich, nackt, das Angesicht zerfetzt, blutbedeckt, von Rosseshufen zertreten. Bei diesem Anblick schlug den treulosen Kirchenfürsten das Gewissen und in Thränen ausbrechend rief er: „Wahrlich heut' ist das tapferste Herz Deutschlands zu Grunde gegangen!" Des andern Tages weigerte Albrecht in rohem Uebermuthe den Getreuen Adolphs dessen Leiche, um selbe in der Todtenstadt der deutschen Könige neben seinen Vorfahren im Reiche ehrenvoll zu bestatten, und so setzte man sie denn prunklos in der stillen Gruft des Nonnenklosters zu Rosenthal bei. Vergebens flehte auch die tiefgebeugte Mutter später zu Nürnberg bei Albrechts Gemahlin Elisabeth um die Freiheit des Sohnes. Sie wurde hart abgewiesen. Da brach sie in die prophetischen Worte aus: „Frau, schaffet an dem König, dass er mir mein Kind gebe, damit

euch solches Unglück an eurem Wirt erspart bleibe, als ich an dem meinen erleben musste!"

Aber Gottes Steine mahlen langsam doch fein. Zehn Jahre später fiel König Albrecht im Angesichte der Stammburg von der Meuchlerhand des eigenen Neffen, und genau durch denselben Todesstreich, mit dem er seinen König und Herrn erschlagen. Der Mainzer war schon vier Jahre früher an der Tafel plötzlich todt vom Stuhle gefallen, und der Kurfürst von Sachsen wurde bei Albrechts Krönung zu Aachen im Getümmel erdrückt. Auch der Rauhgraf verblutete unter den Dolchen seiner eigenen Leute. Den Bischof von Strassburg durchbohrte im Kampfe vor Freiburg ein Metzger mit seiner Partisane; der Graf von Zweibrücken ertrank in der Blies, und der von Leiningen tobte in wilder Raserei seine Seele aus. „Sus was Kunig Adolf gerochen" sagt Königshofen in seiner Elsasser Chronik.

Noch mehr. Am 29. August des Jahres 1309 verliess der neue Kaiser Heinrich VII. aus dem Hause Lützelburg geleitet von einer Menge Geistlicher, Fürsten und Herrn, alle mit brennenden Kerzen, den ehrwürdigen Dom zu Speier, um die Leiche Adolphs, die man in Rosenthal erhoben, festlich einzuholen. In der folgenden Nacht kam auch der Sarg Albrechts auf dem Rheine herab, den Heinrich und die Fürsten in derselben feierlichen Weise am Wasserthore empfingen. Beide wurden in der Vorhalle niedergesetzt, und von da, unter Absingung des Psalmes: „Wie sind doch die Starken gefallen in der Schlacht und ihre Waffen zerbrochen im Kampfe" einer nach dem andern, unter dem Geläute aller Glocken, auf den Schultern des Kaisers und der ersten Reichsfürsten in den hohen Chor getragen und dort eingesenkt. Nur eine Hand breit von einander entfernt ruhten die jetzt friedlich zusammengebettet, denen einst das grosse deutsche Reich nebeneinander zu eng gewesen. Da sah der Dom zu Speyer ein erschütterndes Beispiel von der Vergänglichkeit alles Irdischen. Drei Könige; der eine in der Fülle der Kraft, die beiden andern zu seinen Füssen auf der Bahre, drei Königinnen im Wittwenschleier, denn auch die harte Agnes, Albrechts Tochter, die mit dem Letzten der Arpaden Andreas III. vermählt gewesen, war erschienen, welche in Thränen und Schmerz den Gatten und Vater beweinten, und die vierte, Heinrichs Gemahlin Margaretha von Brabant, zu Gott flehend, dass er sie und ihren Eheherrn noch lange vor solchem Loose bewahren möge.

Das Bild, fleissig und lebendig gemalt, ist von Kölbl.

75. Kurfürst Rupert I. schützt die grausam verfolgten Juden zu Heidelberg vor dem Grimme des Pöbels. 1348.

Es war um die Mitte des XIV. Jahrhunderts, als alle Schrecken der Natur, furchtbare Erdbeben und verheerende Seuchen durch ganz Europa wütheten. Zwei Drittheile der Menschen soll in jener Zeit der schreckliche schwarze Tod, der, gleich der Cholera, seinen Ursprung in den gifthauchenden heissen Niederungen Indiens genommen, hinweggerafft haben. Einen Massstab für die Menge der damals zu Grunde gegangenen Menschen, aber auch für die der vorhandenen Bettelmönche, gibt die Aufzeichnung der Minoriten Brüder, dass, nur in Deutschland, 24,434 der Ihrigen an jener Seuche den Tod gefunden. Schon glaubte man, der Herr werde nun erscheinen in seiner Herrlichkeit, und zu Gericht sitzen über das in Sünden verlorene Geschlecht. Ein Geist, dick und schwer wie voll der drückendsten Gewitterschwüle, hatte sich erstickend auf alle Gemüther gelagert. Viele thaten Busse, und durchzogen in langen, feierlichen Processionen, an ihrer Spitze die Abschrift eines, angeblich von der Hand Gottes selbst zu Jerusalem in Marmor gegrabenen Briefes tragend, mit Kreuzen und Fahnen, Psalmen singend und sich den Rücken blutig geisselnd, Länder und Städte.

Zwölf Jahre früher waren die südlichen Gauen Deutschlands von einer unabsehbaren, die Sonne verdunkelnden Wolke Heuschrecken verheert worden, deren Breite drei Meilen betrug, deren Länge aber der schnellste Reiter in einem Tage nicht zu erreiten vermochte, Schon damals verbreitete sich, man wusste nicht woher, plötzlich das Geschrei, diese Landplage sei die Rache des Himmels, weil die Juden ungestraft Missbrauch und Spott getrieben mit geweihten Hostien *). Und plötzlich

*) Der Unsinn hat noch heute, und nicht blos unter dem Pöbel, seine gläubigen Anhänger. Wenn die Juden Hostien stahlen, um sie aus Hass gegen Christum zu verunehren, so mussten sie ja doch vor allem glauben, dass die consecrirte Hostie wirklich der Leib unsers Heilandes sei. Da aber diess eben nicht der Fall war, so wäre ihre Handlung in ihren Augen nichts weiter als das Durchstechen von Oblaten gewesen, und kaum glaublich, dass sie sich hiefür grosse Kosten verursacht, oder gar dem martervollsten Tode ausgesetzt hätten. Zum Sacrilegium konnte der ihnen schuldgegebene Frevel nur für den werden, der an das Wunder der Eucharistie glaubte, und thaten sie diess, dann hörten sie auf Juden zu sein. Auch die Annahme ist nicht stichhaltig, dass sie die Christen hätten verhöhnen wollen, weil sie ja die ihnen imputirte That jedesmal in grösster Heimlichkeit sollen verübt haben. Musste schliesslich das Wunder, dass aus den durchstochenen Oblaten Blut geflossen, auf die, von jeher so wundersüchtigen Juden nicht den furchtbarsten Eindruck üben, und weit eher ihre Bekehrung veranlassen, als sie in ihrer angeblichen Verstocktheit bestärken? Zu allem Ueberflusse meldet aber noch Joh. Vitoduranus, selbst ein Cleriker, dass zu seiner Zeit ein Priester das heilige Brod eigenhändig mit Blut besprengt, dann bei Juden versteckt und diese hierauf angeklagt habe, und was einmal geschehen, konnte so oder ähnlich öfter wiederholt werden.

fiel das Volk über alle Juden her und mordete sie durch ganz Oesterreich und Bayern. Nur die Bürger von Wien und Regensburg retteten die ihrigen, und es bedurfte alles Ansehens Kaiser Ludwigs des Bayern, die treuen Kammerknechte*) des heiligen römischen Reiches vor völliger Ausrottung zu bewahren. So liess einst der grosse Kaiser, in so Vielem seiner Zeit, in Manchem selbst der unsern weit voraus, als frommer Betrug an der vorgeblichen Marterstätte eines Christenkindes durch Juden eine einträgliche Wallfahrt gründen wollte, die bereits vorhandenen Herbergen und Kaufbuden und selbst das errichtete Kreuz entfernen. Darob grosses Geschrei der Pfaffheit: „der Herr wäre durch das Gold der Hebräer bestochen", und selbst der, in solchen Dingen sonst aufgeklärte Johannes Vitoduranus meint, dass er mit dieser That seinem Ruhme sehr geschadet.

Und als nun die Pest ihre schreckliche Wanderung durch Europa machte, als allerorten die abgehärmten Gestalten der Geissler erschienen und ihre schauerlichen Gesänge durch die Lüfte klagten, begann das Judenmorden von Neuem. Diessmal den Rhein entlang, durch Mittel-Deutschland und bis an die Küsten der Ostsee. Eine allgemeine Judenverschwörung, angeblich von Spanien ausgehend, wo sich das Volk Israel unter muhammedanischer Herrschaft einer beneidenswerthen Ruhe erfreute, spukte in den Köpfen der verhetzten Menge. Sie sollte den Zweck haben, die ganze Christenheit durch Vergiftung der Brunnen und Quellen mit Basiliskenfleisch, Christenherzen, Hostienteig, kriechendem Gewürm oder was der Unsinn mehr ausheckte, zu vertilgen. Man wollte die Säcklein mit Gift in den Brunnen, aus denen die Juden jedoch selbst tranken, gefunden haben, und von den grausam Gemarterten konnte man ja auf der Folter alles erpressen, was man zu hören wünschte. Gewiss nur ihr wucherisch erworbener Reichthum, nach dem Jeder lüstern war, und die schweren Verpflichtungen, mit denen Geistliche und Weltliche in ihren Büchern stunden und die sie mit aller Härte eintrieben, waren ihre Verbrechen.

Auf Befehl des Rathes selbst begann zuerst in Bern das förmliche Abschlachten der Unglücklichen. Menschlicher gesinnt suchte sie in Basel und Strassburg der Rath zu schützen. Dort wurde er gezwungen, sie dem wüthenden Volke auszuliefern, hier ward er selbst gestürzt und der Altammeister Schwarber aus der Stadt gejagt. Der neue, der Metzger Berthold, liess alle, die sich weigerten, das Cruzifix zu küssen, dem Feuertode überliefern, und so starben ihrer 900 auf einem einzigen

*) Jenen Namen führten die Hebräer desshalb, weil sie stets für die geldbedürftigen Kaiser das Object der Verpfändung abgaben. Waren sie doch das ganze Mittelalter hindurch der Schwamm, den man sich ruhig vollsaugen liess, um ihn dann bei gelegener Zeit desto nachhaltiger auszupressen.

grossen Holzstosse. Nur Kinder wurden geschont und vor den Augen ihrer Eltern getauft, und schöne Mädchen, deren sich aber viele freiwillig in die Flammen stürzten, um ihre Ehre zu retten. Eilfhundert hatten das Kreuz geküsst. In Speier warf man die Juden, weil man die Luft zu vergiften fürchtete, in geschlossenen Tonnen in den Rhein. Viele kamen den Mördern zuvor und verbrannten sich selbst mit Weibern und Kindern in ihren Häusern und Schulen. Das gleiche thaten sie in Esslingen. Zürich, Mühlhausen, Freiburg und noch viele andere Städte brachen die ausgemordeten Häuser nieder, und erbauten Mauern und Thürme davon. In Erfurt wurden 600, in Lübeck 900, in Mainz sogar 1200 verbrannt. In Metz war das Feuer an der St. Quirinus-Kirche so gewaltig, dass die grosse Glocke sprang und das Blei der Kirchenfenster schmolz. Constanz und Ulm, Augsburg, München, Nürnberg, Halle und Magdeburg sahen diese grausamen Metzeleien und nicht minder viele kleinere Orte. Der schauerliche Judenmord zu Deggendorf*) wird noch bis auf diesen Tag, natürlich „zur Förderung ächt religiösen Sinnes", wie man ihn eben nur zu häufig noch bei uns versteht, in der Erinnerung des Volkes wach erhalten.

Nur der Rath zu Regensburg und Pfalzgraf Ruprecht I. gewährten den Unglücklichen, schier zu Tod Gehetzten ein Asyl, wofür sie freilich, wie die Chronik sagt, „tüchtig in die Silberbüchs blasen mussten". Er rettete die zu Heidelberg wohnenden vor dem Grimme des Pöbels und nahm die aus den benachbarten Gebieten Flüchtenden unter seinen mächtigen Schutz**). Ihn trafen desshalb die Vorwürfe des Clerus und des blutdürstigen Volkes, welche ihn, wie Kaiser Ludwig, beschuldigten, Geld für seinen Schutz genommen zu haben, was, wie es auch wahr gewesen, die Juden immerhin lieber als ihr Leben opferten. Am glücklichsten waren Jene, welche aus Deutschland entrinnen und nach Polen flüchten konnten, wo König Kasimir, ein zweiter Assuerus, aus Liebe zu der, wie es hiess, ihm heimlich angetrauten schönen Esther, ihre Glaubensgenossen gütig aufnahm. Daher erklärt sich die grosse Anzahl und die deutsche Sprache der Juden in Polen. Vergebens hatte selbst Clemens VI., der erbittertste Feind Kaiser Ludwigs, von dem Villani sagt, „dass er ein perfecter Cavalier aber ein schlechter Religiose

*) Um die Mitte April's 1866 hat Steub einen scharfsinnigen, aus den Quellen belegten Aufsatz über den grausamen Unsinn dieser Judenhetzen, denen ein obscurer geistlicher Herr einen religiösen Zweck vindiciren wollte, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung einrücken lassen.

**) Nur vierzig Jahre währte diese ungestörte Ruhe. In dieser Zeit hatten sie sich so gemehrt und festgenistet, dass Rupert der Harte, Rudolphs Nachfolger sich bewegen liess, sie 1390 gleich beim Antritte seiner Regierung wieder aus der Stadt zu vertreiben, und eilf ihrer schönsten Häuser und Gärten der Universität zu Wohnungen für ihre Professoren zu schenken.

gewesen", dem aber der charakterlose Schmeichler Petrarca nachrühmt: „Niemand verdiene so sehr den Namen, den er führe, als Clemens" von Avignon aus gegen diese Gräuel geeifert. Sie hatten ihren ungestörten Fortgang und in den beiden Jahren 1349 und 50 sollen über 12000 Juden in Deutschland gemordet worden sein.

Wenn auch seit dem frühesten Mittelalter Könige und Fürsten, ja selbst der heilige Vater Leben und Gesundheit den kundigen Händen jüdischer Aerzte vertrauten, wenn weise und kluge Männer aus Israel zur Leitung der Staaten, vorzugsweise zu der ihrer finanziellen Verhältnisse erwählt wurden, so war und blieb doch der Hass gegen die Kinder Abrahams tief im Volke eingewurzelt. Nicht allein der Neid über gelungene Wuchergeschäfte, sondern auch der von habsüchtigen und grausamen Priestern genährte Fanatismus hetzte den Pöbel immer wieder aufs Neue. Waren auch die spätern Judenverfolgungen nicht mehr so allgemein und so blutig, sie wiederholten sich doch von Zeit zu Zeit, und immer wieder tauchte bald dort bald da die Geschichte eines geraubten und gemarterten Christenknaben, oder einer geschändeten Hostie auf. Gerade das früher so tolerante Regensburg verjagte noch im Jahre 1513, aufgestachelt durch die fanatischen Predigten des Balthasar Huebmaier aus Friedberg, der sie gar des Mordes von sieben Christenkindern beschuldigte*), alle Hebräer aus seinen Mauern und errichtete auf dem Platze der zerstörten Synagoge die Kirche zur schönen Maria mit einem, bald von zahllosen Wallfahrern besuchten Mirakelbilde, dessen Ruhm durch ganz Deutschland erscholl. Und hallt nicht etwa das schändliche „Hep, Hep" und „Scribro" zur Schmach für unsre hochgerühmte Bildung selbst noch in unsern Tagen wieder, die, allerdings nicht ohne eigene Schuld der Betroffenen, von Judenmisshandlungen, Niederbrennung ihrer Häuser und Plünderung ihrer Habe zu berichten wissen?

Das lebhaft bewegte und scharf charakterisirte Bild ist von Sporrer gemalt.

76. Kurfürst Rupert I. gründet die Universität Heidelberg 1386.

Lange bevor die Vettern in Bayern eine Universität zu Ingolstadt gründeten, hatten die Pfälzer die ihrige zu Heidelberg in's Leben gerufen. Sie war die dritte in deutschen Landen, und nur jene von Prag und Wien gingen ihr voraus. Das freundschaftliche Verhältniss, in dem Kurfürst Rupert I. mit dem, für seine Zeit gelehrt zu nennenden Kaiser Karl IV. gestanden, mochte ihn wohl zuerst auf den Gedanken

*) Derselbe Fanatiker erlitt 1528 als Haupt der Wiedertäufer nebst seinem Weibe zu Wien den Feuertod.

einer solchen, dem Flor der Wissenschaften gewidmeten Stiftung geführt haben, da er selbst von sich sagt, dass er ein Laye und unstudierter Mann sei, nur seiner Muttersprache mächtig.

Damals, und das ganze Mittelalter hindurch, galten die Universitäten noch für geistliche Anstalten, und desshalb eine päbstliche Bestätigung für sie als nothwendig. Diese war erfolgt, und so wurde denn am 1. Oktober 1386 der Stiftungsbrief ausgestellt und am 18. desselben Monats die hohe Schule mit einer Messe in der heil. Geistkirche durch den Cistercienser Mönch Reginald eingeweiht. Schon am folgenden Tage begannen die Vorlesungen. Auch diese Anstalt hatte, wie Ingolstadt, einen sehr geringen Anfang. Sie zählte nur drei Professoren: den aus Paris berufenen berühmten Scholastiker Marsilius von Inghem, seiner Heimath bei Utrecht benannt, welcher über Logik las und damit in das ganze System der aristotelischen Philosophie einführte, den oben erwähnten Reginald, der sich seinen Doctorgrad gleichfalls in Paris erworben und mit seinem Vortrage über den Brief des heil. Paulus an Titus die Exegese und Dogmatik verknüpfte und endlich den Magister Heilmann Wunnenberg aus Worms, welcher mit der Philosophie, die auch er nach Aristoteles tractirte, alles verband was man in jener Zeit von Naturlehre und Medizin wusste oder träumte. Doch schon drei Wochen später vereinigte sich Magister Ditmar von Suerthe aus Prag mit ihnen, und gab Unterricht in den freien Künsten und am Ende des Jahres traf Dr. Johannes von Nort, gleichfalls von jener Hochschule her ein, der über canonisches Recht und das vierte Buch der Decretalen las. Schon im ersten Jahre ihres Bestehens zählte Heidelberg in seinen vier, ganz nach dem Muster von Paris abgetheilten Facultäten über 500 Studenten. Diese Universität, deren Tochter sie sich mit Stolz nannte, blieb ihr Vorbild und noch lange heisst es in ihren Acten und Verhandlungen: „modis et manieribus Parisiis solitis.“ Marsilius war der erste Rector, (er ward siebenmal gewählt), deren anfangs jedes Viertel-, seit 1394 jedes halbe Jahr ein neuer an's Ruder kam, bis man erst 1525 begann, die jährlichen Wahlen einzuführen. Bald mehrte sich die Zahl der Lehrer, unter welchen die Theologen Seltow und Konrad von Geylinhausen, der erste Kanzler, dann Clementis, ein Aragonier, zu nennen sind, deren Letzterer, damals ein seltener Fall, das bürgerliche Recht erklärte. Die Philosophie zu der man alles rechnete, was nicht zur Theologie, Medicin und Jurisprudenz gehörte, blieb jedoch die herrschende Facultät, sie galt als die Vorhalle für alle übrigen, zählte die meisten Zuhörer, und an ihr lehrten bald neben Marsilius und Suerthe noch sechs Magister der freien Künste. Auch bedeutender Privilegien und Rechte erfreute sich Heidelberg. Die Cleriker waren eximirt und die junge Stiftung besass unter dem Rector ihren eigenen Gerichtsstand. Das gab allerdings zu manchen Reibungen

Anlass. Der Geist eines nicht selten völlig ungeistlichen zügellosen Lebens fing auch hier, wie längst auf den Hochschulen Italiens und Paris, alsbald zu wuchern an, und veranlasste scharfe Pönen gegen Würfelspiele und Schuldenmachen, gegen das Herumvagiren auf den Fechtschulen, ja selbst gegen das Berauben der Gärten und Weinberge. Nächtliche Tumulte und Muthwillen an den Häusern ehrsamer Bürger, Umzüge mit den Insassen der Frauenhäuser mussten wiederholt strenge verboten werden. Ebenso das Tragen von Waffen nach der Abendglocke. Doch liess es auch die Gegenparthei nicht an Herausforderungen fehlen. Schon im 2. Jahre der Universität wurden die ohne Arg sich im Freien belustigenden Akademiker von den kurfürstlichen Jägern mit den Waffen in der Hand überfallen. Dafür mussten die rohen Gesellen barfuss und barhaupt vor Rector und Studenten einzeln Abbitte leisten. Diese eigenthümliche Bestrafung hing mit dem Begriff der geistlichen Gerichtsbarkeit zusammen, den die Universitäten zähe festhielten.

Drei Jahre nach ihrer Stiftung zählte die Hochschule 1050 Studenten. Nur theilweise wohnten dieselben mit ihren Magistern nach Art der Klostergeistlichen in grossen Häusern, Bursen genannt, deren erste Geylinhausen gestiftet. Die übrigen fanden ihr Unterkommen bei den Bürgern, wo der Student seine wöchentliche Kost um drei Kreuzer erhalten konnte; freilich betrug damals der Gehalt der Lehrer auch nicht mehr als 50, höchstens 100 fl. — was, wenn man den Werth des Geldes selbst zwanzigfach höher anschlägt, immerhin höchst bescheidene Summen entziffert. Die Immatriculation musste mit 12 Silberdenaren, das Honorar für ein Collegium je nach seinem Umfange mit einem bis acht Groschen bezahlt werden. Dagegen kosteten die jährlichen Disputirübungen die bedeutende Summe von drei Gulden. Schon Rupert II. verlieh den Professoren fixe Besoldungen, Antheil an mehreren Zehnten und Zöllen und übergab das, dem reichen Juden Hutz abgenommene Haus den oben erwähnten zwölf Magistern der freien Künste zur Wohnung.

Es fehlte viel, dass damals die Universitäten schon die Arena einer freien Geistesgymnastik gewesen.*) Sie schienen nur bestimmt zum Erlernen eines engbegränzten, geheimnissvoll und ängstlich bewachten nur dem Eingeweihten zugänglichen Lehrstoffes. Wo, wie in Jurisprudenz und Medizin, die Erklärung dieses gegebenen Stoffes das Wesen des Unterrichtes ausmachte, war der Missstand weniger fühlbar. Desto mehr aber in Philosophie und Theologie. Dass hier, wie damals überall, Aristoteles oder vielmehr sein Commentator Porphyrius der Grundstein

*) Wie viele, und in wie vielen Disciplinen sind sie es denn heute? Welche Zeit erübrigt noch, selbst gut angewandt, nach dem ängstlichen Erwerbe der Brodwissenschaft für jenen freien Aufschwung des Geistes?

alles höheren Wissens war, versteht sich von selbst. Sein Text, wenn er nicht einer christlichen Glaubenslehre widersprach, war unantastbar wie die Vulgata selbst. Der dürrste Scholasticismus mit all seinen unverständlichen Formen, seinem barbarischen Vortrage, seiner unpractischen Tendenz, seinen unerschöpflichen Spitzfindigkeiten und eiteln Haarspaltereien, so dass man Sätze herauscalculirte, die philosophisch wahr und doch theologisch unwahr sein konnten, beherrschte beide Disciplinen. Bei alledem aber hatte die Bearbeitung dieses unfruchtbaren und steinigen Bodens den unläugbaren Vortheil, dass sie den Scharfsinn übte, und den Geist für eine gewisse gelehrte Klopffechterei dressirte, welche in der damals allein üblichen Kampfweise kühn an die Prüfung so mancher, von Rom als unfehlbar aufgedrungener Glaubenslehren herantrat und so zuerst der Willkühr der Päbste einen Damm entgegen setzte. Das wahre Verständniss der Alten blieb den damaligen Universitäten mit ihrem jämmerlichen Zerarbeiten elender Wortklaubereien ohnehin verschlossen; der Geist derselben vermochte sich erst im Lichte des Humanismus zu entfalten.

In die grossen, im Schoosse des Scholasticismus aufgetauchten Partheiungen der Nominalisten und Realisten spaltete sich bald die ganze Hochschule. An der Spitze jener, welche die allgemeinen Ideen und Principien der Dinge als ein blosses Product der Abstraction setzten, stund Marsilius selbst, sie ward die herrschende. Als Vorkämpfer der Realisten, welche jene Universalien als ein ausserhalb des menschlichen Geistes wirklich Vorhandenes bezeichneten, sehen wir die Angehörigen der dem heil. Dionysius geweihten Burse. Der Kampf zog sich durch das ganze Mittelalter herab, bis endlich die Nominalisten den Sieg davon trugen. Obgleich ihr Streit sich eigentlich nur auf die Realität der allgemeinen Begriffe bezog, so ging doch von ihnen ein freier, und von der kirchlichen Theologie unabhängiger Geist aus, der den grossen philosophischen Systemen der folgenden Jahrhunderte den Boden ebnete.

Es ist hier nicht der Raum, die Schicksale der Hochschule zu Heidelberg weiter zu verfolgen. Auf ihr concentrirte sich bald, wie in einem Brennspiegel, die geistige Bewegung des ganzen Landes, wogegen von ihr vorzugsweise in den kirchlichen Wirren der späteren Jahrhunderte das entscheidende Wort ausging. Wir werden ihr in dieser historischen Bilderreihe der Pfälzer Geschichte späterhin noch einigemale begegnen.

Die Darstellung der Uebergabe des Stiftungsbriefes durch Kurfürst Rupert I. an Marsilius von Inghem ist von Adamo. Ist auch die Composition des Bildes gerade nicht misslungen, so dürfte diess doch weniger von der Farbengebung zu rühmen sein, welche dasselbe kalt und unharmonisch erscheinen lässt.

77. Kaiser Rupert nimmt den Böhmen die oberpfälzischen Städte und Schlösser wieder ab 1401.

Mit dem edlen Grafen Heinrich von Luxemburg, eigentlich Lützelburg, d. i. die kleine Burg, welcher als Heinrich VII. und Nachfolger des erschlagenen Albrecht von Oesterreich 1308 den deutschen Königsthron bestieg, war dieses Haus zuerst emporgekommen. Sein Sohn, der abentheuernde Johann ward, erst dreizehnjährig nach dem Abgange des letzten Königs von Böhmen, Wenzel III. aus dem Stamme der halbmythischen Libussa, zum Könige des Landes erwählt; er hatte Wenzels jüngere Schwester zur Gemahlin. Ein Zeitgenosse Ludwig des Bayern, war er lange Zeit dessen treuster Anhänger und Kampfgenosse, dann sein erbittertster Gegner und fand, in späteren Jahren erblindet, seinen Reitertod als Bundesgenosse der Franzosen an dem Unglücktage bei Crecy 1346. Dessen staatskluger Sohn Karl, als Nachfolger Ludwigs auf dem Kaiserthrone der IV. genannt, wusste die erworbene Machtstellung des Hauses auf's treffliche zu benützen. Ein steter Feind des wittelsbachischen Hauses, welches allerdings seinen Bruder Johann um das schöne Erbe von Tyrol gebracht, suchte er dasselbe wie er konnte zu schädigen und zu seinem Vortheile zu schwächen. Schon im Jahre 1346 war es den Intriken Clemens VI. gelungen, ihn als Gegenkönig auf den deutschen Thron zu erheben, den er hierauf im folgenden Jahre nach Ludwigs Tode wirklich bestieg und unangefochten behauptete, nachdem auch der von der bayerischen Parthei aufgestellte König Günther von Schwarzburg schon nach wenig Monaten durch Karls Gift aus dem Wege geräumt worden war. Ein wahrer Stiefvater des Reiches, das er bis 1378 beherrschte, war Karl ein um so besorgterer Vater für seine böhmischen Erblande, und wohl der trefflichste Regent, dessen sich dieselben jemals zu erfreuen gehabt, und der sie zu ihrer schönsten Blüthe gebracht. Ihm galt die deutsche Kaiserkrone nur als ein Mittel zu Böhmens Vergrösserung. Die Würde des Reiches, für welche sein echt deutscher Vorfahr so schwere Kämpfe bestanden, opferte er, an Aussehen und Gesinnung schon völlig slavisirt, seinem Vortheile so sehr auf, dass er nicht allein den Städten Italiens die Freiheit und dessen Tyrannen die Herrschaft um Geld verkaufte, sondern auch der Freundschaft des Pabstes das schimpfliche Zugeständniss machte, nicht ohne seine Erlaubniss Rom zu betreten. Doch dankt ihm das Reich die sogenannte goldene Bulle, welches Gesetz endlich Ordnung in die Wahl eines deutschen Königs brachte. Durch sie war auch die Kurwürde ausschliesslich an die pfälzische, ältere Linie der Wittelsbacher gekommen.

Dass die Erbfeindschaft eines solchen Kaisers und seine wälschen Praktiken ungemein verderblich für die in mehrere Zweige vertheilte

und überdiess unter sich uneinige jüngere ludwigische Linie werden musste, ist sehr erklärlich. Wie Karl dem einen Zweige Brandenburg abzulisten und abzudringen gewusst, ist bereits erzählt. Die Pfälzer hingegen verstund er vollends in sein Interesse zu ziehen, und allmählig ihren bayerischen Vettern zu entfremden. Rudolphs II. einzige Tochter Anna wählte er zur Gemahlin, Ruprecht I., der Rothe, ward als sein Vicarius bezeichnet, wenn vielseitige Thätigkeit den Kaiser in Italien oder in den böhmischen Landen ferne hielt, und die wichtigsten Verhandlungen gingen durch seine Hand. Nachdem aber Rudolph II. 1353 im gleichen Jahre mit seiner Tochter gestorben war, traten Karls Plane, der unerschöpflich war an Prätensionstiteln zur Vergrösserung seines Besitzes, auch auf Kosten seiner Pfälzer Freunde nur zu deutlich hervor. Als nämlich Ruprecht, der Neffe des Rothen, im Kriege Ludwigs von Brandenburg mit dem falschen Waldemar, dem Werkzeuge Karls und Friedrichs des Strengen von Sachsen, in die Gefangenschaft des Letztern gerathen war, hatte ihn der Kaiser um 12,000 Mark gelöst, wofür ihm eine Anzahl Burgen und Aemter in der obern Pfalz verpfändet wurden. Aus dem Brautschatze Anna's machte er wieder auf andere Anspruch, und nach Rudolphs Tode benützte er jetzt die Gelegenheit, weitere 20,000 Mark, die er demselben geliehen, einzufordern. Für all dieses mussten ihm nun die beiden Ruprechte, der Rothe und dessen Neffe und Mitregent, der sogenannte Harte, auf einem Tage zu Hagenau eine Menge von Orten der obern Pfalz mit allem Zubehör an Gütern, Jagden, Einkünften und Lehenrechten als erbliches Besitzthum abtreten, und diesen Vertrag liess Karl, um recht sicher zu gehen, sowohl von den Kurfürsten des Reichs, als auch von den bayerischen Agnaten bestätigen, und erhob ihn gemäss kaiserlicher Machtvollkommenheit zum Reichsgesetz. Dazu kamen dann noch mehrere erkaufte und eingelöste Güter vom Stift Waldsassen und von den Nürnberger Burggrafen. Ein Jahr später fügte er alles durch eine besondere Bulle als Pertinenzstücke zu seinem Königreiche Böhmen, befahl dass jeder künftige König vor seiner Krönung die Bewahrung der Integrität des ganzen Gebietes beschwöre; im Veräusserungsfalle sollte ihn der Fluch des Meineides treffen. Ueberdiess bezeichnete die Bulle jeden Staatsbeamten als Majestätsverbrecher und vogelfrei, welcher in eine solche Veräusserung willige. So gelang es ihm denn, die Gränzen seines Königreichs bis auf eine halbe Meile vor die Thore der Reichsstadt Nürnberg zu rücken. In Erlastegen sah man die Gränzmarken des Reiches und Böhmens, es stunden nämlich nächst diesem Dorfe vier Sitze um eine Säule errichtet, auf welcher einerseits der Adler, anderseits der böhmische Löwe eingehauen zu sehen waren. Ja selbst nach Franken griff er hinüber, wo er die Städtchen Homburg am Maine, Heidingsfeld, wo noch der böhmische Löwe ober dem Thore, Mainbernhein,

Brichsenstadt und Iphofen erkaufte und mit seiner czechischen Krone vereinigte.

Alle Vorsicht Karls scheiterte jedoch an den unabänderlichen Gesetzen vom Wechsel alles Irdischen, dem auch die Macht der Völker und der Glanz der Dynastien unterworfen sind. Die Bulle des staatsklugen Kaisers vermochte Böhmen nicht volle 50 Jahre im Besitze der oberpfälzischen Landschaften zu erhalten. Sein, ihm übrigens höchst unähnlicher Sohn und Nachfolger, der wilde Wenzel, begünstigte doch wie sein Vater die Städte, weil er einsichtsvoll genug in den Bürgern die wahre Stütze der kaiserlichen Macht gegen die angemasste Herrschaft und die steten Uebergriffe seiner und ihrer Feinde, der Reichsfürsten erkannte. Es bildete sich unter seiner Aegide der sogenannte rheinische Bund von zweiundsiebzig Städten des Reichs. Ihnen entgegen schlossen die Pfalzgrafen und Herzoge von Bayern den Löwenbund, welchen die geistlichen Fürsten von Mainz, Worms, Bamberg, Strassburg, Augsburg und Regensburg, Herzog Albrecht von Oesterreich und die Herren von Baden und Würtemberg beitraten. Nun entbrannte der Krieg allerorten. Der Städtebund unterlag, das Heer der rheinischen Städte schlug Rupert II. bei Speier, das der schwäbischen der Graf von Würtemberg bei Weil und die fränkischen, besonders die Würzburger erlagen ihrem Bischof auf dem Kirchhofe zu Berchtheim. Wenzel löste den Bund jetzt selbst auf und gebot allgemeinen Landfrieden. Zur selben Zeit forderten die gesammten Fürsten des Hauses Wittelsbach von dem Könige die Rückgabe jener Lande, welche einst sein Vater, entgegen den Bestimmungen des Vertrages von Pavia, ihrem Erbtheil entrissen hatte. Während diese Verhandlungen im Zuge waren, entsetzten die geistlichen Kurfürsten den unwürdigen König, der die erste Krone der Christenheit mit Schmach bedeckte und zuletzt Spuren völliger Verrücktheit zeigte, am 20. August 1400 zu Oberlahnstein seiner Macht im Reiche und wählten am folgenden Tage auf dem nahgelegenen Königstuhle zu Rense Ruprecht III., der seinem Vater seit zwei Jahren als Kurfürst von der Pfalz gefolgt war, zum deutschen Könige. Sechs Jahre früher hatten schon die böhmischen Edeln, im Vereine mit Wenzels Bruder Sigismund, den König gefangen genommen und die deutschen Fürsten, entrüstet über den Schimpf, den rebellische Vasallen dem Reichsoberhaupte zugefügt, ertheilten dem Pfalzgrafen Rupert II., als gebornem Reichsvicar den Auftrag, Wenzel zu befreien. Das Heer, welches diesen Auftrag vollzog, führte damals dessen Sohn, derselbe Rupert, der nun zum Erben der deutschen Krone ausersehen ward. Von dem achtundvierzigjährigen, in voller Manneskraft stehenden Fürsten, dem Einsicht und Besonnenheit neben grossem Thätigkeitsdrange nachgerühmt wurden, der den Ruf eines erfahrenen Feldherrn und eines ritterlichen, dabei streng sittlichen und gottesfürchtigen Mannes genoss, erwartete man

das Heil des tiefzerrütteten Reiches. Peter Suchenwirt sang von ihm und seinem Hofe:

„Wolauf wir sollen furbaz
Zu Pfalzgraf Ruprecht an den Rein;
Wenn ich dem khum, der lat mich ein,
Dess Hof sieht man gar wirdigleich,
In schönen Züchten freudenreich,
Mit Herschaft und mit Vrauen
Mag man in chostlich schauen.“

Bald nach seiner Erhebung begann der Kampf um die oberpfälzischen Lande, und noch im Jahre 1401 fiel nach zweimonatlicher Belagerung das Städtchen Auerbach, von dem nur ein Schutthaufen übrig blieb, dann mehrere andere Orte der heutigen Oberpfalz in die Hände des Johann von Hirschberg, des königlichen Vicedoms. Seinem Heere, das an dritthalb tausend Pferde zählte, konnte Wenzels Hauptmann in Bayern, Borziwoy von Swinar, mit seinen vierhundert Reitern nirgends die Spitze bieten. Ruprecht selbst kam, nachdem er am 6. Januar 1401 zu Köln gekrönt worden, zur Fortsetzung des Zuges nach Nürnberg, das ihm freudig die Thore öffnete, obwohl Wenzel rasche Hilfe mit grosser Macht zugesagt. Wirklich erschien auch sein Vetter Markgraf Procop von Mähren mit 3000 Rossen, vermochte aber den Entsatz des hartbedrängten Rothenbergs nicht zu bewerkstelligen, der sich endlich, nach dreimonatlicher Belagerung dem König ergeben musste. Wenzel selbst, der schon im Januar einen Einfall in Bayern versucht hatte, wurde durch den Ruprecht verbündeten Bischof Albrecht von Bamberg, einen Grafen von Werthheim, zurückgetrieben, und die Deutschen drangen nun selbst in Böhmen ein und bis Prag vor. Jetzt endlich raffte sich Wenzel zu entschiedener Gegenwehr auf, er entbot seinen Landsturm, der Probst von Chotieschau führte ihm 7000 Schützen zu, der Erzbischof Sbinko von Prag vereinigte 3000 Mann mit seinem Heere. Da mussten die Bayern und Pfälzer das Land räumen, hatten aber doch die oberpfälzischen Schlösser und Städte der böhmischen Herrschaft entrissen, und behaupteten von nun an ihr Gebiet gegen alle Angriffe von jener Seite.

Das Bild, die Uebergabe des Rothenbergs an den König, hat Baumann gemalt.

78. Kaiser Rupert zerstört die ungerechten Zollstätten am Rheine und erobert die Raubschlösser Bernhardt I., Markgrafen von Baden 1403.

Es war ein trostloser Zustand, in welchem wir Deutschland durch König Wenzels Missregierung im Anfange des XV. Jahrhunderts versetzt

sehen. Das wilde Fehdewesen wüthete von einem Ende zum andern durch das Reich, Gewaltthaten und Bedrückungen der Mindermächtigen waren an der Tagesordnung. Fast in allen Geschlechtern der Fürsten tobten die blutigsten Familienfehden um einzelne Fetzen Landes, um ein paar erbärmliche Rechte. Schnell aber vereinten sich geistliche und weltliche Gewalthaber, wenn es galt, die Freiheit und den Wohlstand der mehr und mehr aufblühenden Städte zu beeinträchtigen und ihnen Schaden zuzufügen. In gerechter Selbstvertheidigung erhoben sich diese mit gewaffneter Hand und in gar manchem Kampfe fühlte der adelige Wegelagerer von den ersten Geschlechtern des Reichs herab bis zum armseligen Stegreifritter, die wuchtigen Fäuste des, seiner Kraft bewusst gewordenen Bürgers. Auf den Marktplätzen ihrer mit Mauern und Thürmen stattlich umgürteten Wohnstätten sahen die berussten Arbeiter höhnend die Häupter hochadeliger Räuber mit den erlauchtesten Namen, vom Henkerbeile getrennt in den heimischen Sand rollen, oder deren Leiber am Galgen modern.

Seit der Glanz des Reiches mit den Geschlechtern unserer grossen und glorreichen Kaiser hinabgesunken, vermochte sich ein deutscher Wahlkönig nur mehr durch immer erneute und vermehrte Zugeständnisse an die übermächtig gewordenen Reichsfürsten zu behaupten, wenn er nicht so glücklich war, sich auf ein bedeutendes Hausgebiet stützen zu können. Seine Macht im Reiche wurde, ausserhalb dieses Hausgebietes, durch die sogenannten Wahlcapitulationen immer mehr beschränkt und zuletzt auf den blossen Namen zurückgedrängt, während die einzelnen Fürsten, einst nur Beamte des Kaisers, jetzt beinahe unbeschränkte Herren in ihrem Gebiete geworden waren. Unter solchen Verhältnissen mussten denn die Könige in den mächtig aufstrebenden und blühenden Städten ihre natürlichen Verbündeten gegen die Fürstenmacht erblicken, welche beiden gleich feindlich gesinnt war. Jene Blüthe zu fördern, das Recht des Bürgers zu schützen und zu wahren, war darum auch ihr wohlverstandenes Interesse und meist vergalten die Städte diese Sorge des Königs für ihr Wohl durch treue, opfervolle Anhänglichkeit.

Eine der empfindlichsten Plackereien die dem Handel der Städte der vorzüglichsten Quelle ihres Wohlstandes und ihrer Macht die tiefsten Wunden schlug, bestund in den zahllosen Zöllen welche sich Jeder berechtigt hielt auf seinem wenn noch so kleinem Gebiete zu erpressen, und sich damit ein Vorrecht anmasste das früher, sehr mässig geübt, nur ein Kronrecht des Kaisers gewesen. Auf keiner der ohnehin spärlichen Land- oder Wasserstrassen konnte der Kaufmann mit seinen Waaren kaum ein paar Meilen reisen, ohne gezehntet zu werden, und durfte noch von Glück sagen wenn er überhaupt, trotz des theuer bezahlten Geleites, ungeplündert an den Ort seiner Bestimmung kam. Das war mit ein Hauptgrund, weshalb in jener Zeit alles, was über die

nackte Nothdurft des Lebens hinausreichte, einen so unerschwinglich hohen Preis hatte.

Solcher Unfug war von Wenzel nur zu sehr begünstigt worden. Er, der immer Geldbedürftige, hatte freilich den Städten gar manche Gerechtsame verkauft, ja mehreren selbst die Reichsfreiheit für hohe Summen gewährt, dagegen aber auch seinen Anhängern unter den Fürsten viele ungerechte Zölle verliehen, ja es zuletzt so weit getrieben dass er an sie unbeschriebene Pergamente mit Siegel und Unterschrift verhandelte, welche sie dann nach Belieben ausfüllen mochten.

Diesen und andern Missbräuchen strebte Rupert nach Kräften zu steuern. Ehe er aber damit zu Stande gekommen, ja ehe er noch ernstlich gegen dieselben eingeschritten, und die Ordnung im deutschen Reiche einigermassen wieder hergestellt war, liess auch er sich durch Bonifaz IX. und die Florentiner zu einem Zuge nach Italien verleiten, um dem Schisma mit dem Gegenpabste welchen Frankreich in Avignon aufgestellt, als oberster Herr der Christenheit ein Ende zu machen. Auch sollte Mailand, ein Lehen des Reiches, das Wenzel dem reichen Statthalter Galeazzo Visconti als erbliches Herzogthum verschachert hatte, wieder an dasselbe zurückgebracht werden. Nachdem Rupert seinen Sohn Ludwig zum Reichsvicar ernannt, ging er im Herbste 1401 über die Alpen. So weit war es bereits mit dem Ansehen des Reichsoberhauptes gekommen, dass er um die Summe von 100,000 Goldgulden von seinem Vasallen, dem Herzoge Leopold von Oesterreich, den freien Pass durch Tyrol erkaufen musste. Vor dem Gifte des Visconti, das ihm durch seinen eigenen Leibarzt sollte beigebracht werden, glücklich bewahrt, entrann er nur mit Mühe dem Verderben, welches ihm Galeazzos mächtiges Heer bei Brescia und der Verrath bereitet hatten, den die wälschen Fürsten überall gegen ihn anzuzetteln wussten. Noch glück- und ruhmloser, als einst sein Grossohm Ludwig kehrte er nach Deutschland zurück; den berühmten Minnesänger Oswald von Wolkenstein in seinem Gefolge.

Hier suchte er nun die völlig gesunkene Würde des Oberherrn wieder zu heben und zu stärken, und den Reichsfrieden mit kräftiger Hand herzustellen. Schon als Kurfürst hatte er 1399, mit Mainz und Trier und den übrigen Mitgliedern des Fürstenbundes vereint, sich grossen Ruhm durch Niederwerfung der überaus starken Ganerben-Feste Tannenberg erworben, welches berüchtigte Raubnest die ganze Bergstrasse unsicher machte. Jetzt, nach der Rückkehr aus Italien brach er, im Bunde mit den Burggrafen von Nürnberg und den geistlichen Fürsten und Reichsstädten Frankens mehrere Raubburgen, unter ihnen die den Hutten und Ebersberg zuständigen starken Festen Sodenberg und Weihers. Von Werberg und Stackelberg musste das Landfriedensheer allerdings erfolglos abziehen. Dennoch erwachte, als sie solchen Ernst sahen, die

Sorge der Reichsritter, und sie fürchteten, dass das Emporkommen der Fürstenmacht die letzten Reste ihrer adeligen Freiheit vernichten werde. Desshalb schlossen fünf und neunzig Herren und Ritter, an ihrer Spitze die Henneberg, Werthheim, Castell, Rieneck und Hohenlohe den fränkischen Adelsbund, die Grundlage des spätern Ritterbündnisses vom St. Georgenschild, der wenigstens die wohlthätige Bestimmung enthielt, dass Zwistigkeiten seiner Glieder durch Schiedsmänner und nicht durch das Schwert entschieden werden mussten.

Am Rheine hatte der kräftige und hochstrebende Markgraf Bernhardt von Baden von König Wenzel die Erlaubniss zur Errichtung neuer Zollstätten zu erringen gewusst, welche er besonders zu schwerer Bedrückung von Strassburg und Speier ausübte. Rupert verweigerte die Bestätigung und Ausdehnung jener Privilegien, und da Bernhardt den Befehlen des Königs Trotz bot, und sich noch überdiess mit dessen Feind dem Herzoge von Orleans verbündete und dessen „Mann" geworden war, bot Rupert im April 1403 rasch ein Reichsheer auf. Würtenberg, der Bischof von Strassburg, die Städte und Herren des Elsass fielen jetzt von allen Seiten in das badische Gebiet; Mühlberg, Stafford, Muggensturm, Gemar, Forchheim und Baden wurden gebrochen, Rastadt niedergebrannt und die ungerechten Zollstätten zerstört. Im Wormser Vertrag unterwarf sich der Markgraf; der Mittelrhein war wieder geöffnet.

So war Deutschland allenthalben von Privatfehden zerrissen; der verderblichste Particularismus, jener Erbfeind der Deutschen, der seit den ältesten Zeiten, wie ein höllischer Dämon immer und immer wieder die Söhne einer Mutter gegeneinander in den brudermörderischen Kampf hetzte, erfüllte jedes, noch so unbedeutende Fürstenthum, jedes noch so winzige Städtchen. Von einem Gefühle für das grosse Vaterland war nirgends eine Ahnung, nur der schnödeste Gewinn, nur eifersüchtig gewahrte, oft lächerliche Rechte bestimmten die Handlungsweise der Gewalthaber. Alle Begriffe des wahren Rechtes waren verschwunden, und augenblicklich griff man zum Schwerte, um das einzige Recht, das damals galt, das des Stärkeren, zur Geltung zu bringen. An einem Orte unterdrückt, loderte der Kampf an einem andern um so heller wieder empor. Die sich heute als Todfeinde gegenüber stunden, führte morgen das Interesse wieder als Freunde gegen einen gemeinsamen dritten Gegner zusammen. Desshalb gelang es auch dem redlichsten Willen des Königs nicht den Reichsfrieden herzustellen; er sah sich überall in seinem edlen Streben gelähmt. Die geringste Hilfe eines Reichsstandes, gefordert im Interesse des Ganzen, musste er durch immer neue Gunstbezeigungen erkaufen und in einem grossen Theile Deutschlands, namentlich im Norden, findet sich ohnehin keine Spur von einer Anerkennung des Königs. Herren und Städte erinnerten sich eines deutschen Königs nur, wenn sie

ihn eben brauchten, im übrigen fanden sie es bequemer, gar keinen über sich zu haben und das Ansehen desselben war so tief gesunken, dass die einzige Stadt Aachen es wagen konnte, ihm vier Jahre lang ihre Thore zu verschliessen.

Nachdem Rupert auch auf dem 1409 nach Pisa berufenen Concil vergeblich bemüht gewesen, den Frieden der Kirche herzustellen, ereilte den edlen Fürsten, der sicherlich in besserer Zeit unendlich viel Gutes für das Reich gestiftet hätte, der Tod nach zehnjähriger, vielbestrittener Herrschaft im Reiche am 18. Mai 1410 auf dem Schlosse Landskron bei Oppenheim, in seinem achtundfünfzigsten Lebensjahre. An seiner Leiche weinte die Wittwe Elisabeth, die Tochter jenes Burggrafen Friedrich von Nürnberg, der seiner Zeit dem grossen Kaiser Ludwig ein treuer Freund und Helfer gewesen. Sie folgte ihm schon im folgenden Jahre in die Gruft der heiligen Geistkirche zu Heidelberg, welche Rupert erbaut hatte. Von seinen Söhnen war ihm Ruprecht genannt Pipan, der mit Mühe dem furchtbaren Blutbade der Christen durch Bajased bei Nikopolis entronnen, noch in demselben Jahre 1396 vorangegangen. Einen der wenigen Lichtblicke seines Herrscherlebens bildete die lang ersehnte Verbindung seines Kurerben Ludwig des Bärtigen mit der schönen und jugendlichen Blanca, der Tochter des staatsklugen Heinrichs IV., des ersten Lancastriers auf dem Throne von England.

Das Bild ist von Richard Zimmermann gemalt.

79. Der abgesetzte Pabst Johann XXIII. wird 1417 zu Kostnitz dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz übergeben und als Gefangener nach Heidelberg gebracht.

Wer sich in den Sommertagen des Jahres 1414 auf den wenigen grösseren Heerstrassen bewegte, die damals aus dem gesammten Europa nach Deutschland, dem Herzen desselben, führten, mochte wähnen von den Fluthen eines neuen Kreuzzuges fortgetragen zu werden. Diessmal lieferten aber nicht Schaaren todesmuthiger, gottbegeisterter Krieger die grösste Zahl der auf dem Zuge begriffenen Männer, sondern prächtig aufziehende weltliche und Kirchenfürsten, behäbige Prälaten und Mönche, der allgemeinen Unsicherheit der Strassen wegen alle geleitet von wohlbewaffnetem, reisigen Volke. Neben dem ascetischen Klostergeistlichen sah man aber auch die leichtgeschürzte Dirne, neben dem prunkenden Ritter den pfiffigdemüthigen Gaukler und Possenreisser ihres Weges ziehen. Und aller Ziel war die freundliche, damals noch sehr ansehnliche Stadt Constanz, gelegen an den Ufern des Bodensees in blühender, lachender Landschaft. Dahin hatte Kaiser Sigismund, Wenzels Bruder und Karl IV. Sohn, der Nachfolger Ruperts, die Abgesandten der ganzen Christenheit zu einer allgemeinen Versammlung beschieden um,

wie er bei seiner Wahl zugesagt, dem ärgerlichen Schisma einer dreifachen päbstlichen Herrschaft, welches die Kirche zerriss, ein Ende zu machen, und um diese selbst an Haupt und Gliedern zu verbessern. Es behaupteten nämlich Benedict XIII. in Avignon, Gregor XII. in Spanien, und Alexander V., welchen das Concil zu Pisa erwählt, in Italien zu gleicher Zeit die höchste Würde der Christenheit. Vergebens hatte jenes Concil die ersten beiden abgesetzt, ja als der Letztere wenige Monate nach seiner Ernennung starb, nahm durch rasche, mit Waffengewalt und Geldspenden erreichte Wahl, der berüchtigte Cardinal Diakon Balthasar Cossa unter dem Namen Johann XXIII. seinen Stuhl ein.

Aus den fünf Nationen, den Deutschen, zu welchen sich die Nordländer, Polen und Ungarn hielten, den Italienern, Franzosen, Engländern und Spaniern kamen allmählig drei Patriarchen, 33 Cardinäle, nahe an zweihundert Erzbischöfe und Bischöfe, mehr denn 2000 Aebte und andere Priester, und eine Menge von Mönchen aller Orden. Unter der Schaar von Fremden zählte man allein 150 Doctoren der Rechte. Benedict und Gregor hatten sich durch Legaten vertreten lassen. Johann zog in Person zum Concil. Von weltlicher Seite kamen zu demselben, der Kaiser, fast alle Kurfürsten, die meisten übrigen Herzoge und Fürsten des Reichs und eine Menge Adliger. Gesandtschaften beinahe von allen katholischen Königen, Botschafter des byzantinischen Kaisers, dann aus der Wallachei, Litthauen und Russland, selbst morgenländische Fürsten, muhamedanische und heidnische Herren in wunderlichen, nie gesehenen Trachten fanden sich ein. Constanz war wie die Hauptstadt der Welt anzusehen, denn an 150,000 Menschen waren da zusammengeströmt. Unter ihnen 750 fahrende Frauen und 346 Gaukler und Possenreisser. Die Engländer hatten auch Schauspieler mitgebracht, welche biblische Scenen, sogenannte mysteres, aufführten. Auch von einer Anzahl von 1700 Spielleuten, dann von 300 Apothekern, 58 Wechslern und 1022 Goldschmieden, die in offenen Buden feil hielten, weiss Ruhentals Chronik zu berichten. Kurz, es war die grösste und glänzendste Kirchenversammlung, die je gehalten worden und entsprach auch der Erfolg nicht den gehegten Erwartungen der Bessergesinnten, so kamen doch Grundsätze zur Geltung, welche dem herrschend gewordenen Begriffe päbstlicher Unfehlbarkeit und angemasster Omnipotenz den ersten entscheidenden Stoss versetzten.

Johann XXIII. war bereits am 28. Oktober eingetroffen. Als er von der Höhe des Arlberges die Stadt und den See erblickte rief er ahnungsvoll: „Da ligt die Fuchsgrube", hielt aber doch seinen festlichen Einzug. Der Kaiser ritt erst in der Nacht des heiligen Christtages ein, noch später folgten Kurfürst Ludwig von der Pfalz mit andern Grossen. Vorzüglich seiner Bemühung war es zu danken, dass zuerst Gregor XII. nachgab, und dem Verlangen der versammelten

Väter entsprechend, seine Würde in die Hände des Concils niederlegte. Auch Johann wurde von Sigismund selbst zu gleichem Schritte vermocht. Noch aber rechnete er auf seine Freunde, die am zahlreichsten anwesenden italienischen Bischöfe, auf seinen Beschützer, den mächtigen Habsburger Friedrich von Tyrol, den er um 6000 Goldgulden zu seinem obersten Hauptmann gedungen, und auf andere deutsche Fürsten. Nachdem aber die Deutschen, Franzosen und Engländer — die Spanier erschienen erst zwei Jahre später — denen eine Kirchenverbesserung wahrhaft am Herzen lag, besonders auf Betrieb des berühmten Gerson, des Rectors der Pariser Hochschule, den Beschluss durchgesetzt, dass nicht nach Köpfen, sondern nach Nationen abgestimmt werden solle, kam Johann in grosse Bedrängniss und floh, für seine Freiheit fürchtend, gegen sein gegebenes Wort aus der Stadt. Herzog Friedrich hatte ein glänzendes Turnier veranstaltet, und während Alles demselben zueilte, ritt der Pabst als Knecht in grauer Kappe und grauem Mantel vermummt auf einem elenden Klepper, und nur von einem voranreitenden Knaben begleitet, aus dem Thore gen Schaffhausen, wo ihn Herzog Friedrich auf seinem eigenen Gebiete erwartete. Allgemeine Verwirrung entstund, die Italiener flohen, Johanns Anhänger versammelten sich um denselben, er selbst versuchte durch seine Protestation das Concil zu sprengen. Das aber ächtete ihn und erklärte seine Gewalt über jene des Pabstes. Des Kaisers und des Pfalzgrafen Muth und rasche Besonnenheit allein vermochten den allgemeinen Sturm in der Stadt zu beschwichtigen. Die Acht ward über Friedrich und alle weltlichen Genossen Johanns verhängt; ihre Besitzungen von einem rasch aufgebotenen Reichsheere erobert, das Stammhaus Habsburg und des Herzogs prächtiges Schloss zu Baden eingeäschert, er selbst floh von Ort zu Ort. Ludwigs des Bärtigen von Ingolstadt Ueberredungskunst, der als Vermittler zu ihm kam, siegte über des Pabstes Anerbietungen und Beschwörung. Friedrich warf sich in Freiburg dem Kaiser zu Füssen. „Ihr kennt die Macht Oesterreichs", rief der eitle Sigmund triumphirend den venetianischen Gesandten zu, „da seht was ein König der Deutschen vermag". Auch Johann wurde von dem Gedemüthigten an das Concil ausgeliefert. Dieses wollte vor allem den gewaltthätigen und lasterhaften Mann vom heiligen Stuhle entfernt wissen. Man beschuldigte ihn der Schwächung von dreihundert (?) Nonnen, welche er alle später zu Aebtissinnen und Priorinnen machte, des Ehebruchs mit seiner eigenen Schwägerin, der Vergiftung seines Vorgängers Alexander V., ja noch weit unnatürlicherer und abscheulicherer Laster. Er sollte unter stetem Fluchen und Anrufen des Teufels öffentlich die Unsterblichkeit der Seele geleugnet und frech zu den gröbsten Lastern aufgemuntert haben, da ja mit dem Tode des Leibes auch die Seele in das Nichts verfliege. Denkt man sich freilich Cossa, eine verhärtete, trotzige und unbändige

Natur jener eisernen Zeit, der schon als Cardinal in steten Kämpfen gelebt, ja früher selbst Seeräuberei getrieben haben soll, nun auf den heiligen Stuhl versetzt, mit völliger Willensfreiheit selbst für jede Schandthat, und dabei dennoch von der gesammten Christenheit als Halbgott verehrt, so darf man sich nicht wundern, wenn er seine Unverantwortlichkeit diesseits, und selbst die Befreiung von der jenseitigen Rechenschaft, die ja völlig in seine Hand gelegt war, bis zum äussersten Extrem ausnutzte und die Ironie seiner Stellung so grell als möglich machte. Das Volk war entsetzt über die vernommenen Gräuel, von denen überdiess „um die Ehre der Kirche und der Cardinäle zu schonen" zwanzig von den siebzig Anklagepunkten, obwohl erwiesen, weggelassen wurden, die hohen Kirchenfürsten aber, längst an ähnliches in ihrer Mitte gewöhnt, begnügten sich, ihn in der eilften Sitzung des Concils einfach abzusetzen und einzukerkern. Hatte er doch nicht gegen ihre Machtstellung gefehlt! Wie sie hingegen eine Auflehnung gegen diese grausam zu strafen wussten, sollte noch auf demselben Concil furchtbar klar werden. Johann ward anfangs in des Bischofs Schloss zu Gottlieben gebracht, wo er in demselben Thurme sass, den Huss verlassen. Um allen Intriken für seine Befreiung zu begegnen, übergab ihn der Kaiser endlich dem Kurfürsten Ludwig, dem als Pfalzgraf und Reichsrichter sein Hüteramt gebührte, und von dessen Feindschaft am wenigsten seine Freilassung zu befürchten war. Der liess ihn in ein einsames Gemach des Rudolphsbaues in seinem Heidelberger Schlosse setzen. Umgeben von deutschen Wächtern, denen er sich nur durch Zeichen verständlich machen konnte, hatte er hier Zeit, über sein vergangenes Leben nachzudenken und in einer noch erhaltenen Elegie sich über die Vergänglichkeit alles Irdischen auszusprechen. Später brachte ihn Ludwig auf die Burg Eicholsheim bei Mannheim. Sein alter Anhänger Johann von Mainz wusste sich mit dem Hauptmann des Schlosses über seine Flucht zu verständigen. Ihr Gelingen war nahe, als der Kurfürst den Verrath entdeckte, und den treulosen Wächter im Rheine ersäufen liess. Noch bis zum Jahre 1418 blieb Johann in seiner Haft. Da aber in diesem Jahre der Kurfürst mit dem Kaiser zerfiel, und kein Interesse mehr hatte den Gefangenen fest zu halten, gab er ihn gegen ein Lösegeld von 30,000 Ducaten frei. Plötzlich erschien der längst Vergessene zu Florenz in armseligem Gewande, von der ganzen Stadt unter Thränen und Wehklagen über den Untergang der grossen Herrlichkeit, durch die Strassen geleitet. Dann warf er sich, seine Sünden bekennend und bereuend, dem neuen Pabste Martin V. zu Füssen, der ihn gnädig aufnahm und zum Cardinal Bischof von Tusculum machte. Wenige Monate später verschied er. Das Baptisterium von St. Johann birgt seine Asche. So verstund es einer der wildkräftigsten und gewaltigsten

Charaktere jener Zeit, sein Leben in ächtchristlicher Weise harmonisch zum Abschluss zu bringen.

Hatte das Concil nach oben den Uebermuth der Päbste gedemüthigt, und seine Oberherrschaft über dieselben ausgesprochen,*) so wollten die geistlichen Väter auch nach unten den Reformationseifer im Volke dämpfen, der ihnen noch weit gefährlicher zu werden drohte. Ein frommer Priester in Böhmen, Johannes Huss, hatte Wiklefs Schriften kennen gelernt und predigte, durch sie entflammt, zündende Worte über den gräulichen Verfall der Kirche den ihre Diener selbst verschuldet. „Denn Eigennutz und zügellose Sitten, der schamlose Handel mit geistlichen Pfründen und dem Sündenablass, der blinde Glaube des Volkes an die Allgewalt des Pabstes und die Abgötterei die es mit ihm, wie ehemals mit den heidnischen Götzen treibe, haben das lilienweisse Gewand der Kirche Christi und seiner Apostel befleckt und sie der Verachtung jedes redlichen Mannes preis gegeben.“ Schon zählte er viele Anhänger. Da ward Huss und sein kühner Mitreformator der Ritter Hieronymus von Prag vor die Schranken des Concils geladen. Trotz der Warnung ihrer Freunde erschienen beide, auf des Kaisers Schirmbrief für Huss vertrauend, in Constanz. Sigmund aber dachte klein genug, den Versicherungen der Geistlichen, dass einem Ketzer kein Eid zu halten, seine kaiserliche Ehre mit der erbärmlichen Ausrede zu opfern: „Er habe das freie Geleite nur bis zum Concil bewilligt, auf demselben aber ende jede Verpflichtung“. Dem Gerichte und damit den Kerkern der versammelten Väter ward der tapfere Streiter für die Wahrheit überliefert. Damit war Huss verloren, denn die Beklagten waren seine Richter geworden. Er wurde aus seinem Gefängniss vor die Versammlung in der Domkirche geführt. Der Kaiser präsidirte auf seinem Throne. Um ihn stunden Kurfürst Ludwig mit dem Reichsapfel, der Nürnberger Burggraf Friedrich mit dem Scepter, der reiche Heinrich von Bayern Landshut mit der Krone und ein ungarischer Magnat mit dem Schwerte. Hier dankte Huss dem Kaiser zuerst für das freie Geleit. „Der wurde roth, sagte aber nichts.“ Darauf wollte er seine Lehrsätze vertheidigen. Wie immer verweigerte diess die Kirche. Unbedingter Widerruf ward gefordert, von all den Artikeln die man ihm vorlas. Dass Sätze nach welchen, unter anderen billigen und gerechten Verlangen auch allen sündhaften, geistlichen und weltlichen Obern der Gehorsam versagt

*) Die erste Einrichtung der Kirche war rein demokratisch, und sie hätte, der Theorie nach, dieselbe bewahren sollen bis auf diesen Tag. Rom verstand es aber gar bald, jene erste Einrichtung völlig illusorisch zu machen und dafür eine Theokratie unter dem Pontifex maximus zu setzen. Zwar räumt noch das Tridentinum, dessen Sätze unter päbstlich jesuitischem Einfluss entstanden, die Oberherrschaft der Concilien über die Päbste ein, Concilien aber kann nach demselben nur der Pabst berufen, was dieser — natürlich seit diesem Beschlusse bleiben lässt.

werden sollte, die somit eine reine Volksjustiz aufstellten und eine christliche Demokratie predigten, eben so unausführbar als gefährlich seien, wollte der fromme Schwärmer nicht einsehen. Er widerrief nicht, man widerlege ihn denn. Nun entkleidete ihn der Erzbischof von Mailand und noch sechs andere italienische Bischöfe seiner geistlichen Würden, und sprachen das Verdammungsurtheil über ihn: „Die Kirche sagt sich los von dir, übergibt deine Seele dem Teufel, deinen Leib dem weltlichen Richterarm." Musste doch eine so liebevolle Mutter die eigene Hand rein halten vom Blute ihrer Kinder.*)

Den 6. Juli des Jahres 1415, einen Sonnabend und Hussens zweiundvierzigsten Geburtstag, wählte man zum Vollzuge des Urtheils. Der Pfalzgraf, als Protector des Concils und oberster Richter des Reiches empfing den Unglücklichen aus den Händen des Königs und übergab ihn des heiligen römischen Reiches Vogt zu Constanz mit den Worten: „Nimm da Meister Hans Hussen von des Kaisers und meinetwegen und verbrenne ihn als einen Ketzer." Ludwig selbst musste auch den Zug zur Richtstätte vor dem Geltinger Thore geleiten. Dort angekommen wünschte Huss zu beichten. Ein Priester trat zu ihm und sprach: „Lieber Herr und Meister, wollt ihr umkehren von eurem Unglauben und Ketzerei, so will ich euch gern Beicht hören, wollt ihr aber nicht, so wisst ihr selbst, dass in geistlichen Rechten steht, dass man einem Ketzer kein göttlich Sach thun soll". „Wohl denn" erwiederte Huss lächelnd, „es ist nicht nöthig, denn ich bin kein Todsünder." Und nun wollte er zu predigen anfangen. Aber der Pfalzgraf schnitt ihm die Rede ab, und gab das Zeichen, das Urtheil zu vollziehen. Huss wurde, das Gesicht gegen Sonnenuntergang, eine mit Teufelsfratzen bemalte Papiermütze auf dem Kopfe, mit Ketten an einen Pfahl gebunden, und Holz, Stroh und Pech bis an den Hals um ihn gehäuft. Nochmals ritt der Reichsmarschall Pappenheim herbei und forderte ihn, seine Seele zu retten, zum Widerrufe auf. „Ich bin schuldlos", rief Huss, „und sterbe freudig für die von mir verkündete Wahrheit." Da schlugen beide Herren jammernd die Hände zusammen und ritten fort. Der Henker aber brannte den Holzstoss an. Nicht lange dauerte der Todeskampf. Die Flammen erstickten bald die Stimme des Märtyrers, der noch mitten in denselben zu seinem Heiland rief. „Christus, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!" waren die letzten Worte mit denen Huss seine Seele zu ihrem Schöpfer emporschickte. Die papierne

*) Als die Priester und Priesterinnen Athens aufgefordert wurden, den bekannten Libertin Alcibiades wegen Gotteslästerung zu verfluchen, weigerte sich Theano, die Priesterin, den frommen Befehl zu vollziehen mit den herrlichsten Worten, die je aus Priestermund gekommen: „Ich bin Priesterin geworden zu segnen nicht aber zu fluchen." Und das war eine Heidin.

Teufelsmütze hob der Rauch hoch in die Luft, und als das Feuer erloschen war, fand man sein Herz noch unversehrt und röstete es an einem Spiesse. Seine Kleider waren mitverbrannt worden; seine Asche warf man in den Rhein, damit keine Reliquien blieben, die ein Böhme mit in die Heimath nehmen könnte. Um das Volk glauben zu machen, des Märtyrers Geist habe bei seinem Abscheiden einen höllischen Gestank hinterlassen, führte man, nach Meldung einer gleichzeitigen Ortschronik, die elende Farce auf, vorher des Cardinals Pankratius crepirtes altes Maulthier auf der Richtstätte zu vergraben. Das war umsonst. Die Leute die ihn auf seinem Todeswege psalmensingend und laut betend vernommen, sagten unter sich: „Wie kann dieser Mann schuldig sein, hören wir doch nur heilige Worte von ihm.“ „Jetzt bratet ihr eine Gans — das heisst Huss zu deutsch — in hundert Jahren wird ein Schwan kommen, den werdet ihr wohl ungebraten lassen“ soll er früher prophetisch vorhergesagt haben.

Ein Jahr später erlitt an derselben Stelle Hieronymus von Prag den Feuertod. Auch er, anfangs schwankend, ermannte sich, und sprach zu den versammelten Vätern über ihre Sünden und die schwere Blutschuld die sie gegen Meister Huss verübt, in so gewaltiger Rede, dass Cardinal Poggio ihn voll Bewunderung einen zweiten Cato nannte. Als ein Bäuerlein Holz zu seinem Scheiterhaufen schleppte, sprach er die goldenen Worte: „O du heilige Einfalt, wer dich betrügt, hat dess tausendfach Sünde“. Und dem Henker, der hinter seinem Rücken den Scheiterhaufen entzünden wollte, rief er zu: „Vor meinen Augen zünde an, hätte ich das Feuer gescheut, stünde ich nicht hier“. Der Pfalzgraf hatte auch diesen standhaften Märtyrer zur Richtstätte zu führen. Er that was seines Amtes, seines Glaubens war. Aber Ott Heinrich, sein Urenkel, der erste und letzte Lutheraner der alten Kurlinie, betrachtete es als Gottes Fügung und gerechte Strafe, dass in ihm ein Stamm verdorre, dessen Gründer sich mit dem Blute dieser Zeugen der Wahrheit befleckt habe.

Vier Jahre währte die grosse Kirchenversammlung. Ihr Beginn berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, aber der grosse Haufe des Clerus wünschte die Reform keineswegs mit aufrichtigem Herzen, und die List der Wälschen vereitelte die redlichsten Bemühungen aller besser Gesinnten.

Das Bild ist von Anton Bauer gemalt. Der Kaiser, Pfalzgraf Ludwig und Pabst Johann sind Porträts, so gut oder so schlecht sie eben aus jener Zeit erhalten sind. Gegend und Ansicht von Constanz nach der Natur aufgenommen.

80. Erster Sieg über die Hussiten unter Pfalzgraf Johann bei Hiltersried 1433.

Die leichten Wellen des Rheines hatten die Asche der beiden Märtyrer fortgetragen, damit meinten wohl die Fürsten und Väter des Concils das Andenken an dieselben verweht uud vergessen. Aber das Volk dachte ihrer und Jene hatten sicher nicht geglaubt, dass aus der Fackel, welche die beiden Scheiterhaufen entzündet, eine Leichenfackel für mehr denn eine Million Menschen auflodern würde. Und als die hohen Würdenträger der Kirche, nachdem die Eiferer für eine Verbesserung derselben hingerichtet waren, in thörichtem Hochmuth diese früher selbst als nothwendig erkannte Verbesserung unterliessen und nur für ihre eigenen Rechte Sorge trugen, ergrimmten die Böhmen, und schaarten sich unter ihren Adeligen zur kräftigsten Durchführung der Lehren des so schmachvoll geopferten Landsmannes. Hussiten nannten sie sich und Calixtiner, denn der Kelch, den sie auch, wie in der ersten Kirche, für die Laien im heiligen Abendmahle forderten, wurde ihr Fahnenbild. Als im Frühjahr 1419 der Cardinal Legat Domenico zu Slan gewagt, einem ihrer Prediger den Kelch zu entreissen, zu Boden zu schleudern, und den Mann selbst dem Feuertode zu überliefern, brach der furchtbare Sturm los. Des alten Wenzel Kämmerer und Liebling, der einäugige Ziska von Troznow, ein erprobter Kriegsheld, Geistliche und Deutsche gleich hassend, stund an der Spitze der Böhmen. Vergebens sträubte sich Wenzel, und sein grässlicher Tod, der im Sommer desselben Jahres unter schrecklichem Gebrüll erfolgte, — ein Gerücht lässt ihn von den Händen fanatischer Adeliger erwürgt werden — löste vollends alle Bande der Ordnung. Die von Karl IV. und Wenzel aufs prächtigste ausgestatteten Kirchen und Klöster wurden geplündert und zerstört, die Bewohner verjagt oder niedergemacht. Erst kehrte sich die Wuth der Hussiten gegen ihre Feinde in Böhmen, dann fielen sie in die deutschen Länder ein. Rings um Böhmen entbrannte der Krieg immer heftiger, und wurde immer wilder geführt. Besonders grausam verfuhr man gegen die Gefangenen. Die Deutschen schnitten den Ketzern einen Kelch, diese jenen ein Kreuz aus der Stirnhaut, Mönche und Priester wurden ersäuft oder in Pechtonnen lebendig verbrannt. Endlich im Juni 1420 hatte sich ein Heer gesammelt. Von sämmtlichen Kurfürsten des Reichs, den mächtigen Herzogen von Bayern und Oesterreich, dem Meissner Markgrafen geführt, drang es verheerend in Böhmen ein. Mit ihm vereinigten sich die Schlesier und Mähren, an ihrer Spitze der Kaiser selbst. Erfolglos mussten sie von Prag abziehen. Waren die Hussiten auch im Innern gespalten, so handelten doch die beiden Haupt-partheien die strengen Taboriten unter Ziska und die mildern Calixtiner gemeinsam gegen den gemeinsamen Gegner. Mit ihren furchtbaren,

eisenbeschlagenen Dreschflegeln, mit ihren stachlichten Keulen brachen die Kelchner unwiderstehlich in die dichtesten Reihen ihrer Feinde. Ihre abgehärteten, wilden Gestalten, die langen Hacken, mit denen sie die Reiter aus dem Sattel rissen, ihr Schwur, nie Pardon zu geben, und alles auszumorden und niederzubrennen, liess sie überall als leibhafte Teufel erscheinen. Wenn sie im deutschen Blute badeten, riefen sie höhnisch den Unglücklichen zu: „Ihr habt die Gans gebraten, da habt ihr die Brühe dazu". Die Wagen, auf denen Weiber und Kinder dem Heere folgten, dienten, theils mit Ketten verbunden als Schutzwehren, theils wurden sie mit scharfen Sensen und Spiessen bespickt, gleich den Sichelwagen der Bibel, in die Feinde gejagt. Vor den Lücken ihrer Schlachtreihen waren Schilde, unten mit spitzen Eisen versehen, in die Erde gestossen, und gleichfalls mit Ketten verbunden. Dahinter sandten sie knieend ihre Geschosse hervor. So liessen denn ihre fanatische Tapferkeit und diese ganz neue Kampfesweise panischen Schrecken vor ihren Fahnen hergehen, und es kam so weit, dass die sonst so tapfern Deutschen schon bei Nennung ihres Namens flohen. Den aber trugen sie siegreich durch Franken, Thüringen und die Marken bis an den Rhein und die Gestade der Ostsee, aus der sie, zum Andenken für die Heimath, ihre Krüge füllten.

Nach Ziska's Tode 1424 ward Prokop Holy — der Geschorne, weil er früher Mönch gewesen — ihr Feldherr. Er führte seine Taboriten siegreich nach Oesterreich und Meissen. Bei Aussig erlagen 15,000 Deutsche der Wucht ihrer Flegel und Keulen. Auf der Flucht eingeholt, pflanzten vierundzwanzig Grafen und Herren ihre Banner in die Erde, knieeten im Kreise umher und ergaben sich. Sie, wie alle Bewohner von Aussig wurden erbarmungslos niedergemacht. Vergebens liess Martin V. durch den Cardinal von Westminster den heiligen Krieg gegen sie predigen, vergebens kam 1427 ein gewaltiges Reichsheer zusammen und drang, mehr denn zweihundert Dörfer niederbrennend, in Böhmen ein, es wurde bei Mies in regellose Flucht getrieben und über 10,000 Deutsche erschlagen.

Auch in die Oberpfalz fielen ihre Haufen mit Mord und Brand. Hier regierte der jüngere Sohn Kaiser Ruperts, Johann, und hatte seinen Sitz zu Neumarkt oder auf dem Schlosse zu Neunburg vor dem Walde. Von ihm sagt der gleichzeitige Ebran von Wildenberg: „Er war ein gar tapf'rer Herr, betete alle Tagzeiten wie ein Priester, dabei aber jähzornig und doch ganz fromm". Dess zum Beweise erzählt er folgende Geschichte: Einst sass der Herzog in Neumarkt zu Gericht. Da erschienen zwei Jungfrauen, die klagten, er habe sie ihres Erbgutes, eines herzoglichen Lehens so ihnen von den Vätern zugefallen widerrechtlich beraubt, und es andern verliehen. Der Pfalzgraf meinte, dass das Gut mit nichten ein Kunkellehen und er demnach berechtigt gewesen, es

als Mannslehen einzuziehen und einem tapfern Degen zu verleihen. Alle Räthe stimmten ihm bei, nur Ritter Zänger von Schneeberg eiferte: „Die so gesprochen seien des Teufels ewiglich". In jähem Zorne sprang der Herzog auf und rief: „Zänger, du hast mich und meine Räthe verdammt, darum sollst du hart bestraft werden". Alle erschracken, und seine Freunde hätten dem wackern Greise gerne zur Flucht verholfen. Der aber blieb. Indessen bedachte sich Johann und lud ihn zur Verantwortung vor. Unerschrocken sprach Zänger: „Gnädiger Herr, was ich geredet, bleibt geredet. Den beiden Mägdlein wurde ihr väterliches Erbe ohne Recht entzogen. Damit hätten sie wohl Männer bekommen und versorgt werden können. Jetzt haben sie nichts mehr, und da mag denn die eine gen Regensburg laufen und die andere gen Nürnberg, und was sie da sündlich Werk vollbringen, dess ist Ursach Herzog Johann". Nachdenklich sass dieser eine Weile, dann bot er Zänger die Hand und sprach: „Alter, die göttliche Gerechtigkeit ist in deinem Munde, und die Wahrheit und Milde geht vor dem weltlichen Recht. Sie sollen ihr Erbgut wieder haben."

Dieser tapfere Herr, der sich bereits in der Schlacht von Alling seine Sporen verdient, hatte zwar mit seinen wackern Oberpfälzern 1420 die Stadt Teinitz und bald darauf den Karlstein entsetzt, es gelang ihm aber nicht, die Gränzen des eigenen Landes zu wahren. Denn noch in demselben Jahre drangen die Hussiten in die Oberpfalz ein, wo sie Nabburg und Kloster Michelfeld niederbrannten. Zehn Jahre später überfiel ihr Führer Hinko von Schwanberg das reiche Waldsassen und plünderte es rein aus. Abt und Convent sperrte er in ein Zimmer, umschlichtete es mit Brandstoffen und erpresste so ein Lösegeld von 14,000 Dukaten, wofür die Stadt Eger Bürge ward. Eine schmachvolle Niederlage, welche die Hussiten den Deutschen im August 1431 beigebracht, hob ihren Uebermuth auf den höchsten Gipfel. Die feurigen Kreuzpredigten des Cardinals Julian, die grösste Anstrengung aller Reichsfürsten hatten endlich ein Heer von 130,000 Mann zusammengebracht. Die erste allgemeine Reichssteuer, der sogenannte gemeine Pfenning, machte dessen Unterhalt möglich. Von dem Kurfürsten von Brandenburg geführt, von dem Cardinal und vielen Fürsten begleitet, fiel es wie gewöhnlich mit Mord und Brand und Verübung aller Gräuel in Böhmen ein. Bei Tauss trafen sie auf das Hauptheer der Hussiten. Aber kaum erblickten die Deutschen ihre Gegner von Ferne, als sie trotz ihrer grossen Uebermacht von panischem Schrecken ergriffen, den Rücken wandten, zuerst die Niederbayern unter ihrem Herzog Heinrich, dann alle andern. Nur einen Augenblick brachten sie Julians Donnerworte zum Stehen. Kaum rasselten die Sichelwagen der Böhmen aufs Neue heran, als alle wieder in regellose Flucht zerstoben und sich widerstandlos niedermetzeln liessen. Nicht weniger als

einhundert und fünfzig Kanonen erbeuteten die Hussiten, auch den Hut des Cardinals und die Kreuzbulle des Pabstes. Alle erbeuteten Pulverwagen sprengten sie mit einemmale lachend in die Luft, um durch den ungeheuren Knall die Angst der Flüchtlinge zu steigern. Wüthend schoben Ritter und Knechte alle Schuld auf die Feigheit und zweideutige Haltung der Fürsten. Der wahre Grund mochte wohl in der Abneigung des gemeinen Mannes liegen gegen jene zu fechten deren Anschauungen und Grundsätze er im Herzen theilte. Nochmals wurden die Bayern, die sich im ganzen Reiche wegen ihrer feigen Flucht verhöhnt sahen, und im folgenden Jahre diese Scharte auszuwetzen suchten, bei Taucha völlig geschlagen, und erst dem Pfalzgrafen Johann, der kurze Zeit darauf bei Klattau einen Sieg über eine vereinzelte Schaar erfochten, gelang es, die Ehre seines Volkes und seines Hauses glänzend wieder herzustellen.

Im September des Jahres 1433 brach Ritka, einer der wildesten Hussitenführer, in die Oberpfalz ein. Schon sechs Tage hatte er allenthalben mit Raub und Brand gewüthet und zog nun gegen das Kloster Waldersbach heran. Der Pfalzgraf befand sich eben auf seinem Schlosse zu Neunburg, als jammernd und entsetzt Flüchtlinge die Kunde der Verheerung brachten. Bald wimmerte das Hussensglöcklein von allen Thürmen der Gegend, es rief den Landsturm und den umliegenden Adel zum Kampfe auf. Und rasch erschienen die Streiter, von den Rittern allein über zweihundert Rosse. So zog das kleine Häuflein voll Gottvertrauen den Böhmen entgegen. Bei Hiltersried, drei Stunden nordwestlich Cham, stiessen sie am St. Matthäus Tage den 21. September auf die Feinde, welche hinter ihren Kettenwagen und Setztartschen auf einer Höhe verschanzt stunden. Sie heisst noch heute der Hussenbühl und zeigt die Spuren der Schanzen. Mit dem Pfalzgrafen war sein sechzehnjähriger Sohn Christoph, der spätere Dänenkönig. Der Ritter Hynek Pflug von Schwarzenburg hatte den Oberbefehl, das pfälzische Hauptbanner mit dem Löwen und den Rauten gekreuzt trug Wilhelm Paulstorfer von Kürn, aus einer uralten bayerischen Adelsfamilie. An der Spitze des keilförmig geordneten Reiterhaufens befanden sich der siebzigjährige Hanns Zänger, dann Ulrich Warberger und Marquard Stör von Regenstauf, der Pfleger zu Cham. Albrecht Nothaft von Michelsberg, Friedrich von Wolfstein und Berchtold Raz von Reichenschwand führten den rechten, Jörg von Misselbach, Albrecht Nothaft zu Bodenstein und Hanns Sazenhofer zum Frauenstein den linken Flügel. Die edlen Herren Ulrich Türlinger von Türlstein, Peter der Chamerauer, Erasmus Sattelboger, Ulrich der Fronberger, Heinrich Härtenberger, Fritz Berchtoldsdorfer, Hanns von Rohrbach und noch viele Andere waren um das Banner geschaart. Heimeran Heuraus befehligte die Schützen, ihr Fähnlein trug Martin Armansberger.

Als man die Böhmen zu Gesicht bekam, liess der Pfalzgraf Halt machen, ergriff das Panier und betete laut zu Gott um den Sieg. Nun setzten ihm all die Seinen hart mit Bitten zu, sich nicht persönlich dem Kampfe auszusetzen. Endlich gab er nach, blieb aber bis zum Ausgang des Streites mit ausgebreiteten Armen vor dem Allerheiligsten liegen, das man in einer kleinen Feldcapelle ausgesetzt hatte. Der Angriff des Vortrabs, damals der verlorene Haufen genannt, misslang; er wurde wieder den Berg hinabgeworfen. Als diess der Gewalthaufe erblickte, stürmte er, das Hauptbanner hochflatternd in seiner Mitte, unter dem Schlachtruf: „Hilf uns o Gott zum Streit, all Waffen sind dir geweiht," die Höhe hinauf. Das Fussvolk erstieg die Schanzen, hieb die Ketten, welche die Wagenburg zusammenhielten, entzwei, riss mit den Hacken seiner Partisanen die Wagen auseinander und bahnte so den Reitern den Weg in's Innere. Wuchtige Hiebe schwirrten und schlugen prasselnd nieder, tödtende Pfeile und Bolzen pfiffen durch die Luft. Endlich bahnten sich die noch lebenden Böhmen verzweifelnd einen Ausweg und ergossen sich in tobender Fluth den Berg hinab. Weithin reichte wilde Flucht und erbitterte Verfolgung. Der Hussen deckten mehr denn zweitausend die Wahlstatt, ungezählt die, welche von den Bauern einzeln in den Wäldern erschlagen und später aufgefunden worden. Dreihundert und dreissig Gefangene wurden eingebracht. Von den Bayerischen lagen zehn Ritter, darunter Ulrich von Leublfing und 129 Bürger und Bauern erschlagen, unter ersteren allein zwölf aus Regensburger Geschlechtern. Der Träger des Hauptbanners war von einem Pfeile hart verwundet worden. Vor den annoch betenden Pfalzgrafen aber trat Wenzel von Rötz und übergab ihm das blutgetränkte Schwert des feindlichen Führers. „Er hat das Botenbrod gewunnen," sagt die alte Aufzeichnung, der wir die Einzelheiten dieser Beschreibung verdanken. Mit seinem Sohne zog hierauf der Pfalzgraf triumphirend in Regensburg ein, um dem Allmächtigen im hohen Dome daselbst für den wunderbaren Sieg zu danken. In der Stadtpfarrkirche des heiligen Georg zu Neunburg stiftete Johann eine Glocke und für sich und alle seine Mitstreiter einen ewigen Jahrtag mit feierlichem Umgang, und hing dort dankbar die Fahne, welche seiner kleinen Schaar zum Siege vorangeweht, an einer Säule auf. Sie hatte bei jenem Umgange immer ein Nachkomme der Ritter zu tragen, die an dem glorreichen Tage mitgestritten.

Die Fahne ist seitdem in Staub zerfallen, Jahrtag und Umgang in Vergessenheit gekommen. Zehn Jahre später starb Herzog Johann in seinem sechzigsten Jahre und fand vor dem Hochaltare jener Kirche seine Ruhestätte. Noch in demselben Siegesjahre machte das Basler Concil durch den Prager Vergleich den Hussiten Einfällen in Deutschland ein Ende. In Böhmen wüthete der Bürgerkrieg noch fünfzig Jahre

fort, bis erst 1485 der Kuttenberger Religionsfriede den unseligen Kampf beschloss, der des Landes Glanz und Blüthe auf immer vernichtet, seine Kraft erschöpft hatte.

Das Bild ist mit genauer Aufnahme der Gegend von Anton Bauer gemalt.

81. Kurfürst Ludwig III., der Bärtige, begibt sich mit mehreren Edelleuten 1426 auf eine Pilgerfahrt in das gelobte Land.

Es war am 18. Mai des Jahres 1291, als die letzte Burg der Christen im heiligen Lande, das feste Accon oder Ptolemais nach zweimonatlichem heldenmüthigem Widerstande in die Hände des Seldschuken Sultans Malek al Ashref fiel, und damit der Herrschaft des Kreuzes in jenen Gegenden ein Ende gemacht wurde. In denselben Tagen, in denen die Ungläubigen diese Pforte zu den Stätten des gelobten Landes erstürmten, räumten die Christen in Tyrus, Sidon, Beirut und Tortosa freiwillig den durch den Erdenwandel unseres Heilands und das Blut so vieler tapferer, für seine Lehre gefallener Streiter doppelt geweihten Boden. Das heilige Land war für die abendländische Christenheit verloren. Vergebens liessen mehrere Päbste das Kreuz predigen; der Feuereifer für den Glauben, mit dem so viele hoch und niedrig geborne Männer, Weib und Kind und all ihre Habe verlassend, in den Kampf für die Herrschaft des Kreuzes auf den hochheiligen Stätten zogen, wo der Welterlöser lehrte und starb, war mehr und mehr schnöder Selbstsucht gewichen. Nur wie ein ferner, leise verklingender Nachhall lebten noch im Volke die von so hoher Begeisterung erfüllten Lieder der edlen ritterlichen Sänger, die einst ihre Harfen erklingen liessen zum Ruhme der „seligen Meerfahrt," die sie meist in eigener Person unternommen hatten. Lebhafter blieben die wunderbaren Sagen erhalten, die sich an die Schicksale der Kreuzfahrer in der Heimath oder im fernen Morgenlande knüpften.

Darum aber hatten das heilige Grab zu Jerusalem, und alle die übrigen heiligen Stätten Palästinas ihr erhabenes Mysterium und ihre geheimnissvolle Anziehungskraft keineswegs verloren. Der Zug eines frommen, gläubigen Herzens, die Sühne für schwere Schuld, welche der strenge Ausspruch der Kirche nur durch Opfer und Gebet an jenen Orten als gelöst erklärte, wohl auch die Eitelkeit, sich den in der ganzen christlichen Welt als am höchsten geachteten Ritterschlag vor dem Altare der heiligen Grabkirche zu erwerben, trieben immer noch äusserst zahlreiche Pilgerschaaren über's Meer und nach dem fernen Morgenlande. Sie fanden dort, je nach dem Wechsel der Herrschaft unter den muhamedanischen Dynastien bald eine mildere, bald eine härtere Auf-

nahme. Demungeachtet mehrte sich ihre Zahl mit jedem Jahre und war schon in Mitte des XIV. Jahrhunderts in solchem Grade gestiegen, dass einer jener Pilger, der Westphale Ludolf von Suchen in seinem „Reissbuch“ sagen konnte: „Want mochte man dat graf ons heren af nemen un en wech brengen, an so cleinen stucken als ein sandes koern, et were lange en wech gedragen, al weert ein grot berch.“ Allmählig war diese fromme Sitte förmlich zur Mode geworden, und namentlich fürstliche Personen oder Mitglieder des ritterbürtigen und reichsstädtischen Adels unternahmen solche Pilgerfahrten nach dem Lande der Verheissung, mit denen man häufig auch den Besuch Constantinopels, das ja noch bis in die Mitte des XV. Jahrhunderts in christlichen Händen war, dann des schwarzen Meeres, oder Cypern's, des im Mittelalter vorzüglich zum Schauplatz romantischer Geschichten erwählten lieblichen Eilands und des wunderreichen Aegyptens verband. Lauter Gegenden, die durch den reichen Besitz, die zahlreichen und blühenden Factoreien der Venetianer und Genuesen und den hiedurch geförderten, überaus lebhaften levantischen Handel erneute Bedeutung für das Abendland gewonnen hatten. Immerhin aber führte eine solche Reise für jene Zeiten ganz andere Fährlichkeiten und Beschwerden in ihrem Gefolge als heutzutage eine Weltumseglung, und sie unternommen zu haben mochte desshalb wohl als ein frommes Werk gelten und der Seele zum Verdienste gerechnet werden.

So vertauschten denn auch Männer aus den edelsten bayerischen Geschlechtern den Harnisch mit dem bescheidenen Pilgerrocke, und namentlich Nürnberg sandte ein kleines Heer von Wallern nach Palästina, in dem Söhne der meist heute noch blühenden Patrizier Familien erscheinen. Dass das so fromme Geschlecht der Wittelsbacher unter diesen Pilgern nicht dürftig vertreten war, lässt sich denken. Ludwigs des Strengen unglücklichen Kreuzzuges nach Aegypten, und des ruhelosen, starken Christophs Wallfahrt nach dem gelobten Lande und seines rührenden Todes auf Rhodus, in den Armen der Schwester des Johanniter Grossmeisters, der Wittwe des von ihm erschlagenen Abensbergers, welcher That zur Sühne er eben den Zug unternommen, wurde bereits früher gedacht. Aus der ältern Pfälzer Linie war Ludwig III., der Beschützer des Constanzer Concils, der erste, welcher das heilige Land besuchte. Mitten in den Trubeln des Städtekrieges, der um jene Zeit am Oberrheine und an den Gränzen der Pfalz wüthete, verliess der Pfalzgraf Heidelberg. Es war das Jahr 1426 ein äusserst wohlfeiles, in dem man den Schäffel Spelt mit fünf und den Eimer Wein mit dreizehn Kreuzern bezahlte. Auch war es so ungewöhnlich warm, dass die Bäume um Martini aufs neue auszuschlagen und in der gesegneten Rheinebene am Nikolaustage zu blühen anfingen. Dem aber folgte eine furchtbare Pest, welche allerwärts in Deutschland und Frankreich zahllose Opfer weg-

raffte. Der Sage nach soll Ludwig einem Gelübde zufolge den langen Bart, der ihm auf der Reise gewachsen, nie wieder abgeschoren, und desshalb von seinen Zeitgenossen den Namen des Bärtigen erhalten haben. In seiner Begleitung befand sich, ausser vielen pfälzischen Rittern und Edeln, auch Graf Johann V. von Sponheim, ein gelehrter Herr, der sich in seinem mystischen Hange am wohlsten in der Gesellschaft von Astrologen und Goldmachern befand, und sich zuletzt, wie der berühmte Abt Trithemius berichtet, überredete, dass er das Gebell der Hunde und den Gesang der Vögel verstünde und zu entziffern wisse. Aber schon am letzten August war der Kurfürst wieder in seiner Heimath. Nicht unwahrscheinlich ist es, wie schon Zeitgenossen vermutheten, dass die Erblindung Ludwigs in seinen letzten Regierungsjahren eine Folge dieser, in so heisser Jahreszeit unternommenen Reise war. Er beschloss jedoch sein thätiges Leben erst zehn Jahre später am 30. Dezember 1436.

Der nächste Pilger aus dem Pfälzer Hause war Johann, ein Sohn des Pfalzgrafen Otto I. von Mosbach-Neumarkt, der als Augsburger Domprobst die Meerfahrt machte, 1486 in Jerusalem selbst verblich und dort bei den Franziscanern seine Ruhestätte fand. Wieder zehn Jahre später pilgerte Alexander von Zweibrücken-Veldenz dahin und noch 1521 unternahm der letzte der alten Kurlinie, Otto Heinrich im noch unvollendeten achtzehnten Lebensjahre vom frommen Eifer getrieben seine grosse Wallfahrt. In seinem ansehnlichen Gefolge befanden sich der noch um ein Jahr jüngere Vetter Georg von Zweibrücken, der Sohn Alexanders, ferner die Ritter Richard von Reineck, Jörg von Wemding, Engelhardt von Hirschhorn, Wilhelm von Leonrod, Bero von Hürnheim, Philipp Ulmer von Dieburg und Bonaventura von Breidbach. Von all diesen sahen im folgenden Jahre ausser den beiden jungen Pfalzgrafen nur die Herren von Wemding und Reineck ihr Vaterland wieder, die anderen fanden sämmtlich ihr Grab im heiligen Lande. Noch ist eine prächtige gewirkte Tapete, früher in der Residenz zu Neuburg befindlich und 36 Fuss in der Breite, 14 in der Höhe haltend, vorhanden, die, jetzt in den Sälen des Nationalmuseums aufgehangen, den Einzug Ottheinrichs und seiner Gefährten in Jerusalem darstellt.

Das Bild vom Auszuge Kurfürst Ludwigs III. nach Palästina, hat Weissbrod gemalt.

82. Pfalzgraf Christoph verlässt seine Heimath zur Uebernahme der Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen 1439.

Mehrfach ist schon der Versuch gemacht worden, Zweige des Stammes Wittelsbach in fremde Erde zu verpflanzen; stets ist er misslungen. Nach kurzer oder längerer Blüthe, selbst nach anscheinend

kraftvollem Gedeihen, verdorrten dieselben wieder oder wurden gewaltsam ausgerissen, und es scheint eine Bestimmung der Vorsehung zu sein, dass diese stolze deutsche Eiche nur in dem mütterlichen Boden, den sie nun schon nahezu siebenhundert Jahre lang mit ihren mächtigen Zweigen beschattet, wachsen und gedeihen soll.

Unser grosser Kaiser hatte seinem Hause durch weise Benützung der Umstände und kräftige Politik ein Gebiet erobert, dessen Ausdehnung und glückliche Lage, bei kluger Verwaltung und kräftigem Zusammenhalten, die Wittelsbacher unzweifelhaft zu den mächtigsten Fürsten Deutschlands erhoben hätte. Wie schnell durch des Kurfürsten Otto Leichtsinn und des Halbslaven Karl IV. Schlauheit das schöne Erbe Brandenburgs, wie durch die Intriken der habsburgischen Vettern das uralt bayerische Land am Inn und der Etsch, wie durch List und Gewaltthätigkeit des burgundischen Philipps die herrlichen Besitzungen an der Nordsee und das reiche Hennegau wieder für das Haus verloren gingen; wie früher schon ruhmlos die Krone des heiligen Stephan einem andern Otto wieder entrissen ward, ist bereits in diesen Blättern erzählt worden. Nicht minder wurde berichtet, wie der Antritt des überreichen spanischen Vermächtnisses, wie die gerechten Ansprüche auf das Erbe der ächten Habsburger auf, mindestens sehr räthselhafte Weise vereitelt wurden. Und noch wird später zu beschreiben sein, wie drei Heldenkönige aus demselben Hause für Schweden über ein halbes Jahrhundert lang eine weit über seine bescheidene Machtgränze reichende Stimme im Fürstenrathe Europa's errungen haben, bis in den Gräben von Friedrichshall auch dieser Glanz Wittelsbachs erlosch, wie ein rasch verschwundenes hellleuchtendes Meteor. Sollen wir noch auf ein Ereigniss der jüngsten Tage hinweisen, wo abermals ein Wittelsbacher, der jetzt in unserer Mitte ruht, durch die schmachvollen Ränke des perfiden Albions, durch eine Meuterei ohne Gleichen, von dem Throne gestürzt wurde, auf dem er bereits dreissig Jahre hindurch bemüht gewesen, ein verwildertes zuchtloses Volk voll der herrlichsten Anlagen, dem er die Blüthe seines Lebens geopfert, in den Kreis europäischer Cultur und Gesittung einzuführen?

Auch in der Pfälzer Linie des Hauses waltete früher schon das gleiche Verhängniss. Margaretha, die Tochter König Waldemar's III. von Dänemark, ward nacheinander von den Dänen, und, als Wittwe ihres letzten Königs aus Harald Harfagris Stamme, Hakon VIII. auch von den Norwegern zur Königin gewählt. Ihr, einer Frau voll Geist und Kraft, trugen nach Besiegung des verhassten Königs Albrecht von Meklenburg 1389 auch die Schweden die Krone ihres Landes an. Aber erst nach zehnjährigen innern Kämpfen vermochte sie die Abgeordneten der drei Reiche 1397 in Kalmar zu versammeln, wo jene berühmte Union geschlossen wurde, derzufolge unter Vorbehalt der eigenthümlichen

Rechte und Gesetze jedes Landes, die drei scandinavischen Reiche fortan ein Ganzes unter einem Oberhaupte bilden sollten. Noch bis 1412 regierte die grosse Fürstin, zu ihrer Zeit die nordische Semiramis genannt, und nach der Aeusserung des eigenen Vaters zum Manne bestimmt und nur aus Irrthum der Natur als Weib geschaffen. Im neunundfünfzigsten Lebensjahre nach siebenunddreissigjähriger Regierung ward sie zu ihren Vätern versammelt. Ihr folgte in den drei Reichen der Schwesterenkel Erich von Pommern, welcher durch Adoption, — ihr eigener Sohn Olav war jung gestorben, — die Krone gewonnen. Seiner langen Missregierung ist es gelungen, das schöne Werk Margarethens bis zu den Grundfesten wieder zu erschüttern. Endlich erklärten ihn die dänischen Reichsräthe am 28. October 1438 zu Korsör ihrer Krone verlustig, und riefen den Sohn seiner Schwester Katharina von Pommern, den damals zweiundzwanzigjährigen Pfalzgrafen Christoph herbei. Nur Reichsverweser nennt er sich, bis ihn die, zu Wiborg, versammelten Stände als König der Dänen, Wenden und Gothen begrüssen. Schweden huldigt ihm 1440 am 13. September bei den Morasteinen und krönt ihn am folgenden Tage. Die Krone Norwegens setzt er zu Opslo im Juni 1442 aufs Haupt. Kraftvoll schlug er schon im Jahre früher den von dem vertriebenen König genährten Aufstand der jütischen Bauern nieder. Dann aber suchte er, stets zur Milde und Versöhnung geneigt, allerorten die Ursachen der Unzufriedenheit zu entfernen und besänftigte selbst seinen Oheim Erich durch einen persönlichen Besuch auf der Insel Gothland. Mit Holstein hält er gute Freundschaft und ertheilt dem Grafen Adolph die Lehen über Schleswig. Im September 1445 erfolgte seine Vermählung mit Dorothea von Brandenburg, einer Tochter des Markgrafen Johann des Alchymisten, die wohl wegen grosser Jugend der erst fünfzehnjährigen Prinzessin kinderlos geblieben. Dorothea verband sich in zweiter Ehe mit Graf Christian von Oldenburg und brachte so die dänische Krone an dieses Haus. Alle Milde des jungen Königs vermochte ihn jedoch nicht vor so manchem Vorwurfe zu schützen, den die aufgeregten Partheien in den drei Reichen auf sein Haupt häuften. Wenn ihm aber die Schweden Hang zu Scherz und Spiel, zur Ausschweifung und zum Zorne zur Last legen, so loben die Dänen hinwieder sein leutseliges Wesen, seine Tugend und Mässigkeit. Man schalt über seine Sparsamkeit, diese galt aber vorzugsweise den stillen Rüstungen gegen die übermüthigen Lübecker, die er, verbündet mit den anderen Hansestädten gründlich zu züchtigen gedachte. Dem Begehren, seine unbeliebten pfälzischen Diener zu entfernen, willfahrte er, als endlich auch das nicht mehr genügte, und man durchaus keinen Deutschen mehr um ihn wissen will, reisst seine Geduld und zürnend beruft er einen Reichstag nach Jönköping. Auf der Reise dahin ereilt den jugendlichen Fürsten in seinem dreissigsten Lebensjahre zu Helsing-

borg am 6. Januar 1448 der Tod. Dass dieser so plötzlich an den kerngesunden Mann herangetreten, weckte begreiflicherweise den Verdacht einer Vergiftung, und die Partheisucht wies auf den Einfluss der Lübecker, seiner Todfeinde hin. Nichts ist erwiesen und wer vermöchte jetzt noch den Schleier zu lüften? Die Reste Christoph's ruhen in der Stiftskirche zu St. Lucii in Röskild, der alten Todtenstadt der dänischen Könige, sein Andenken aber steht trotz der kurzen Regierungszeit noch bis auf den heutigen Tag im ganzen Norden hoch in Ehren, und nächst Margarethen gilt er als wahrer König der Union, dem heissersehnten Glanzbilde aller patriotischen Scandinavier. Sein Stammland, die obere Pfalz, hatte er schon bei seinem Abgange der Verwaltung angesehener und redlicher Männer, der Ritter Hanns Jochim von Parsberg und Martin von Wildenstein übergeben.

Die Darstellung des Abzuges König Christoph's aus Heidelberg in sein neues Vaterland ist von dem Schlesier Wohnlich mit Sorgfalt und historischer Treue in Fresko gemalt, das Porträt des jungen Königs einer Abbildung in Rudhardts historischem Taschenbuch für vaterländische Geschichte für 1852/53 entnommen.

83. Friedrich der Siegreiche schlägt bei Seckenheim das Reichsheer 1462.

Als Ludwig der Sanftmüthige 1449 schon im fünfundzwanzigsten Jahre das Leben und die Herrschaft der Pfalz verliess, übertrug er die Vormundschaft über den einzigen, unmündigen Sohn Philipp seinem Bruder, dem Pfalzgrafen Friedrich, den später die Freunde den Siegreichen, die Feinde den bösen Fritz nannten. In weiser Erwägung, dass sein Regiment bei den allerorts aufgeregten Leidenschaften und Wirren nur durch eine gesicherte Stellung die nöthige Kraft erhalten könne, ergriff er, mit Zustimmung der edelsten Vasallen 1451 zu Heidelberg die Herrschaft für sich selbst, gelobte aber zugleich, sich niemals ebenbürtig zu vermählen; seinen persönlichen Antheil am Pfälzer Gute dem Ganzen zu überlassen, und seinen Neffen an Kindesstatt anzunehmen. Dessen eigene Mutter, der Pabst und alle Kurfürsten willigten ein, nur Kaiser Friedrich III., der seinen kräftigen Charakter fürchtete, war nicht zur Bestätigung zu bewegen. Doch das irrte den jugendlichen Kurfürsten wenig, und je mehr ihm Jener Gegner erregte, desto muthvoller behauptete er seine Herrschaft. Bei Pfeddersheim stürzte er mit dem Rufe: „Heut Kurfürst oder nimmermehr" mitten in die Feinde und erfocht einen vollständigen Sieg. Der mächtige Graf von Leiningen, der eigene Vetter Ludwig von Veldenz mussten sich unterwerfen; der bedeutendste Gegner, der Erzbischof von Mainz, Dietrich von Ysenburg, ein kräftiger, dem seinen verwandter Charakter, söhnte sich mit ihm aus und trat später selbst in ein engeres Bündniss mit dem Kurfürsten.

Bei dem damaligen jämmerlichen Zustande des Reiches vereinigten sich endlich die tüchtigsten Fürsten desselben, Friedrich, Diether, Ludwig von Bayern-Landshut und Albrecht Achilles von Brandenburg in Nürnberg 1461, um den Anmassungen Roms zu begegnen und den Kaiser, der unbeweglich in seinem Wien sass, in's Reich zu rufen, dass er seine Pflicht übe, die er der Religion und der deutschen Nation schuldig sei. Dieser träge, aber doch intrikenvolle Fürst, der zum Unheil Deutschlands ein halbes Jahrhundert hindurch dessen Krone trug, lag aber ganz in den geistigen Banden seines frühern Kanzlers Aeneas, Sylvius Piccolomini. Die Zeiten waren jedoch anders geworden. Die beiden thatkräftigen Wittelsbacher Friedrich und Ludwig stunden fest zusammen und bewiesen, was dieses Haus zu erreichen vermocht, wenn es immer einträchtig gehandelt hätte. Es entbrannte offener Kampf. Der Kaiser wusste den Kurfürsten Albrecht Achilles in sein Interesse zu ziehen und stellte ihn an die Spitze des Reichsheeres gegen Ludwig. Sein Schicksal ereilte ihn, wie bereits erzählt, bei Giengen. Dem Kurfürsten Friedrich erweckte er erbitterte Feinde in dem Grafen Ulrich von Würtemberg, Markgraf Karl von Baden, dessen Bruder Bischof Georg von Metz, dem Speierer Bischof und andern Fürsten und Grafen am Rheine.

Es war im Sommer des Jahres 1462. Der Markgraf von Baden hatte die falsche Nachricht erhalten, Friedrich sei zu seinem Vetter gen Landshut gezogen. Sogleich wurden die Bundesgenossen zum Ueberfalle der Pfalz aufgeboten. Rasch sammelten sie sich in Pforzheim und begannen am 25. Juni ihren Verwüstungszug von Bretten aus. Aeste, an die Schweife ihrer Rosse gebunden, mussten gleich Eggen das eben der Sichel harrende Getreide vollends verderben, welches die Hufe etwa noch verschont hatten. Von Heidelsheim tapfer abgeschlagen, gelangten sie, an Heidelberg vorüber, alles verwüstend und niederbrennend, und nur kleine Haufen Pfälzer vor sich erblickend, die sich stets zurückzogen, durch den Schwetzinger Wald gegen Sekenheim. Nun hatte sie der Kurfürst, wo er sie haben wollte. Alles war aufgeboten und vorbereitet, und nachdem Friedrich, der stets in der Nähe gewesen, ja selbst persönlich in Heidelsheim befehligt hatte, die Botschaft erhalten, dass die Gegner glücklich in dem Winkel angelangt den dort Rhein und Neckar bilden und ihm nicht mehr entrinnen könnten, brach er in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni auf, um ihnen den Rückweg zu verlegen. Die Flammen der brennenden Dörfer beleuchteten seinen Marsch. Alle edlen Geschlechter der Pfalz, des Odenwaldes und Kraichgaues waren in seinem Heere vertreten. Die Venningen, Sickingen und Gemmingen, die Helmstätt und Erbach, die Rosenberg und Stetten wie die Rüdt, die Schenken von Limpurg, die Schaumberg, die Zobel und noch viele Andere. Achthundert Reisige, zweitausend Fussknechte führte

er, stündlich und von allen Seiten mehrte sich aber diese Zahl durch wohlbewehrte Bürger und Bauern. Zuletzt stiessen auch noch mit dreihundert ausgewählten Reitern Diether von Ysenburg und der Graf von Kazenellenbogen zu ihm.

Am sogenannten Fronholze, da wo die Strasse nach Sekenheim aus dem Walde tritt, lagerte das pfälzische Heer, vor sich das offene Feld. In der Ferne mochte man das markgräfliche Volk in einzelnen Trupps zerstreut, sengend und plündernd erblicken, schlechte Wache haltend, und ohne Ahnung des nahen Feindes.

Der Kurfürst ordnete nun seine Schlachtlinien, liess sich von Wiprecht von Helmstätt, alter Sitte gemäss, den Ritterschlag ertheilen und gab ihn wieder an vierundvierzig Edle seines Heeres. Den Gewalthaufen in der Mitte, über dem das Hauptbanner wehte und neben welchem, alter Ueberlieferung nach, Friedrichs Wappenschild mit den Rauten und dem Pfälzer Löwen, auf einer Lanze getragen glänzte, befehligte er selbst; die Flügel bildeten leichte Reiterschützen, welche je einen Schützen zu Fuss hinter sich auf's Pferd genommen. Vorn in der Mitte stund das Spitztreffen mit dem Rennfähnlein. Sanct Peter war das Feldgeschrei, aufgestecktes Nusslaub das Feldzeichen.

Unter diesen Anordnungen war es Mittag geworden und mit dem Gesange:

„Mit Gottes Hilf' sey unser hart (Hort?)
Maria halt uns in der Wart,
Sankt Peter unser Hauptmann sey
Unser Sünd Herr Gott verzeih
Dass wir ewigen Todes frey
Kyrie Eleison"

setzte das Spitztreffen zwischen zwölf und ein Uhr in den Feind. Ueberrascht suchte dieser seine Schaaren zu ordnen und schnell erkannten die Führer, dass hier nur das Durchbrechen der Pfälzer ihnen Rettung bringen könne. Dicht schlugen die Kugeln und Bolzen derselben in ihre Reihen, während die ihrigen meist zu hoch gingen. Nach längerem „harzelieren" der leichten Reiter prallten endlich die Gewalthaufen mit eingelegten Lanzen aufeinander und als

da ward gebrochen mancher Schaft
Dass er zu Trümmern klobe
Und gein den Lüften stobe"

griff man endlich zu Schwert und Streitkolben. Und also erbittert und hart wurde der Kampf, dass, wie der Chronist meldet, man das Gebrause desselben und den Schall der Posaunen, Trompeten und der Heermusik über eine Meile weit hören mochte.

Im dichtesten Haufen stritt Friedrich als

„ein garmiger, grimmer Leu
Mit seinem vielscharfen Gecleu".

Das Pferd ward ihm unter dem Leibe erstochen und schon war er in Gefahr von Georg von Wallerstein, einem hessischen Ritter gefangen zu werden, als ihm die Seinen wieder auf ein frisches Pferd halfen. Langsam und geschlossen zogen sich endlich die pfälzischen Reiter zurück und schon den Sieg in sicherer Hand wähnend, stürzten die Gegner nach. Da brachen die Fussknechte, unter ihnen Hanns Waldmann mit den Schweizer Söldnern aus ihrem Hinterhalte hervor, hieben mit ihren Hellebarden in die Sehnen der Pferde, dass diese stürzten, rissen die Reiter zu Boden und stiessen sie mit ihren langen Spiessen vollends nieder. Und als nun in demselben entscheidenden Augenblicke auch die hinter den Flügeln der ersten Linie verdeckt gehaltenen Reiterhaufen unter Graf Hanns von Eberstein und Wilhelm von Rappoltstein hervorbrechen, und in Flanken und Rücken der Markgräflichen fallen, da war kein Widerstand mehr, und Alles wandte sich zur Flucht. Aber die Wege waren wohl besetzt, und nur dem Bischof von Speier mit Wenigen gelang sie; die Besatzung ihrer Wagenburg, an achttausend Fussknechte stark, bei der sie Schutz gehofft, hatte längst das Weite gesucht.

Der Markgraf und der Bischof, beide schwer verwundet, einhundert vier und zwanzig Ritter, zweihundert acht und dreissig Reisige und der ganze Tross fielen in die Hände der Sieger, die drei Hauptbanner von Würtemberg, Baden und Metz wurden erbeutet und auch Graf Ulrich musste an Hanns von Gemmingen seinen Commandostab übergeben und sich in dessen Hand liefern. Drei und vierzig Grafen und Edle lagen vom feindlichen, nur acht vom pfälzischen Heere todt auf der Wahlstatt, unter ihnen Wiprecht von Helmstätt, der Friedrich vor der Schlacht zum Ritter geschlagen.

Mit seinen Gefangenen auf dem Schlosse zu Heidelberg angekommen, liess ihnen Friedrich eine herrliche Tafel rüsten, das Brod aber fehlte. Als sie nun dessen verlangten, erhob er sich und sprach: „Ihr Herren, Fleisch und Wein konnten meine Bauern vor euch retten, die liebe Frucht aber habt ihr erbärmlich gewüstet; da seht nun selber zu, es ist keine für euch übrig geblieben". So die schöne, alte Ueberlieferung.

Die gewonnenen Trophäen wurden in der heiligen Geistkirche über Sanct Peters Altar aufgehangen, und auf dem Schlachtfelde ein Kreuz mit Inschrift aufgerichtet, zu dem jährlich am Siegestage Prozessionen stattfanden, wobei Seelenmessen für die Gefallenen gelesen wurden. Das Kreuz liess zwar ein badischer Beamter im Anfange des Jahrhunderts abbrechen, das Dorf Friedrichsfeld erhält dennoch das Andenken an den Namen des Siegers und den Ort des Sieges. Von den Gefangenen mussten sich Graf Ulrich und Markgraf Karl jeder mit einmalhunderttausend Gulden lösen; der Bischof wurde auf fünfundvierzigtausend gewerthet. Ihrem Schlachtgesange aber fügten die Pfälzer die Strophe bei:

„Heilige Dreifalt von den Thron
Gib Sieg dass wir mit Ehren bestohn
Und gib uns als du gabst den Tag
Zu Pfalzgraf Friedrichs Ritterschlag
Da er seinen Feinden oblag.
Kyrie Eleison.

Das Bild, in Fresko von Barth gemalt, stellt den letzten entscheidenden Moment des Kampfes und die Gefangennehmung der Fürsten dar.

84. Friedrich der Siegreiche nimmt Theil an den religiösen Uebungen der Barfüsser Mönche zu Heidelberg.

Nicht allein als Held auf dem Schlachtfeld, sondern auch als weiser, hochgebildeter Regent und Staatsmann, überhaupt als bedeutender Mensch ragt der streitbare siegreiche Friedrich von der Pfalz weit hinaus über das Mass des Gewöhnlichen. Es war die Zeit allgemeiner Gährung in den kirchlichen Verhältnissen Deutschlands, die Geister begannen zu erwachen und erkannten die tiefe Verkommenheit der Kirche, welche aus Herrschsucht und schnödem Interesse von Rom aus genährt wurde. Vergebens waren die geistlichen Kurfürsten 1457 zusammengetreten, auch sie trieb nicht die Verbesserung der kirchlichen Zustände, sondern nur die Abstellung der päbstlichen Gelderpressungen zu dieser Zusammenkunft, und bald wusste des Kaisers allmächtiger Rath, der redegewandte, schöngeistige Cardinal Aeneas Sylvius Piccolomini*) wieder Unkraut unter den Weizen zu säen. Vergebens hatte auch der Mainzer Kanzler Majer an ihn, als er Cardinal geworden, geschrieben: „Die Fürsten sind aus ihrem Traume erwacht, sie wollen ihr Joch abschütteln, Rom sinnt stets nur auf neue Wege uns des unsrigen zu berauben, so dass das mächtige Volk der Deutschen zur Magd erniedrigt und in schmutzige Armuth gestossen wird“. Der Wälsche verlachte den ehrlichen naiven Deutschen und seine warme Vaterlandsliebe, und intrikirte vor wie nach an den Höfen der mächtigen Reichsfürsten. Er wusste selbst den klarsehenden Friedrich zu gewinnen, dass er nichts gegen den apostolischen Stuhl unternähme, da ja die fürstlichen Söhne seines Hauses viel leichter durch den Pabst als durch die Domcapitel versorgt werden könnten. Als Piccolomini endlich den Stuhl Petri selbst bestieg, widerrief er feierlich alles, was er je

*) Er ist später unter dem Namen Pius II. selbst Pabst geworden, hat uns in seinem Romane Euryalus und Lukretia mit seltener Offenheit einen Theil seiner Jugenderlebnisse geschildert, und in den Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Deutschland höchst interessante und lebendig geschriebene Beiträge zur Culturgeschichte jener Zeit hinterlassen.

gegen des Pabstes Macht und Ansehen geäussert und suchte Roms Alleinherrschaft gegen die immer energischer werdenden Versuche einer Kirchenverbesserung mit List und Gewalt aufrecht zu erhalten. Er wagte selbst, entgegen den Beschlüssen der Concilien von Constanz und Basel, welche doch seine Vorgänger sanctionirt hatten, bei Strafe des Bannes jede Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung zu verbieten. Von Diether von Mainz forderte er für die Gewährung des Palliums gerade das Doppelte des früher üblichen Betrages, und beschied ihn binnen Jahresfrist nach Rom um dort Weisungen für sein künftiges Verhalten als Primas von Deutschland zu holen. Als dieser kräftige Reichsfürst wider eine so offene Verletzung der Rechte der alten Kirche und des Reiches Protest einlegte, bot er alle Ränke auf, ihn von seinem Stuhle zu stossen.

Friedrich und mit ihm der Kurfürst Albrecht von Brandenburg verhiessen Diether ihren Schutz, protestirten in nachdrücklichen Schriften an Kaiser und Pabst, und verlangten eine neue Kirchenversammlung. Wie gewöhnlich war der Anlauf kräftig und stark und das Ende verlief sich im Sande. Ausflüchte und Versprechungen ermüdeten und beschwichtigten die Kurfürsten, und brachten sie zum Nachgeben. Kaum war diess erreicht, als Pius, der nun die unbedingte Unterwerfung Diethers, aber vergebens, verlangte, diesen sofort absetzte und Adolph von Nassau zum Erzbischof ernannte. Der wetterwendische Albrecht war mittlerweile ganz in das Interesse des Kaisers gezogen worden, und so entbrannte endlich jener Krieg, der durch die herrlichen Siege bei Seckenheim und Giengen zum Ruhme der Wittelsbacher beendigt wurde. Wenige Monate später wusste aber Adolph, Nachgiebigkeit heuchelnd, sich mittels eines fälschlich von Friedrich herrührenden, unterschobenen Briefes in den Besitz von Mainz zu setzen und Diether zu vertreiben. Damals war es auch, wo die in jener Stadt bisher so geheimnissvoll betriebene Kunst des Buchdruckes ihre Fesseln sprengte und sich nach allen Orten verbreitete. Stieg damit ein neuer strahlender Morgen für die Welt empor? Ward eine zweite, schlimmere Büchse der Pandora über derselben entleert? Wir denken das Erstere, in Rom mochte man freilich das Letztere glauben.

Aber das Interresse seines Hauses gewann endlich auch den kräftigen Friedrich für den römischen Stuhl. Die Bestätigung der Wahl seines Bruders Rupert zum Erzbischof von Cöln erheischte die Freundschaft des Pabstes und des benachbarten Mainzers Adolph. Nur der Kaiser blieb unserm Pfalzgrafen stets feindlich gesinnt. Der kleinliche und schläfrige, steife und förmliche, dabei aber eigennützige und intrikenvolle, seine kaiserliche Würde über alles hochhaltende und ängstlich bewahrende Habsburger, der wohl fühlen mochte dass nur sie allein ihm Ansehen verlieh, war eben eine allzu verschiedene Natur von dem

offenen, feurigen Pfälzer, der im vollen Bewusstsein seiner Manneswürde und Manneskraft allerdings der äusseren Zeichen seines Ranges füglich entbehren konnte.

Der Kaiser gab sich stets den Anschein, Friedrich für einen Usurpator des Kurfürstenthums zu halten, und weigerte hartnäckig die Bestätigung, ob auch der Neffe, der inzwischen zu seinen Jahren gekommen, feierlich erklärte, dass er mit der Regierung seines Oheims völlig einverstanden sei. Erst forderte er in seiner nergelnden Weise jene Erklärung. Sie war erfolgt. Dann begehrte er Geld, machte immer neue Schwierigkeiten und brach endlich die Unterhanldung völlig ab. Friedrich hingegen focht diese Weigerung des alten Herrn in seiner Wiener Hofburg, in der ihn einmal seine eigenen Bürger belagert hielten, wenig an, und auf den Achtspruch den jener wegen beleidigter Majestät über ihn verhängte, antwortete er durch einen festen Thurm in seinem Heidelberg dem er den Namen „Trutz Kaiser" gab. Er waltete fort in grosser Herrlichkeit, strafte die adeligen Schnapphähne mit aller Strenge, zerstörte ihre Raubburgen am Rheine und in seinen oberpfälzer Landen an der Böhmen-Gränze, und führte, wie seines Amtes war, mit Kraft das Scepter des Reiches, während dessen eigentlicher, ohnmächtiger Träger in Italien weilte. Mit seinem gefürchteten Schwerte, mit einem, für jene Zeit ungewöhnlichen immer kampfbereiten Kriegsheere, schützte er all seine Nachbarn und hielt Ruhe weit hinab und hinauf am Rheinstrom. Verschwiegen in seinen Entschlüssen, rasch zur beschlossenen That, gewaltig im Kampfe, besonnen im Glücke, unverzagt im Unglück, den Feinden ein Schrecken, den Freunden ein treuer Hort, seinem Volke gerecht und mild, war er ohne Widerspruch der erste deutsche Fürst seiner Zeit und wäre wohl vor allen würdig gewesen zum Heile des Reiches dessen Krone zu tragen.

Als Friedrich die Verwaltung der Pfalz für seinen unmündigen Neffen übernommen, hatte er, wie bereits erzählt, geschworen sich niemals standesmässig zu vermählen. Getreulich hielt er das Versprechen und war ledig geblieben. Da lernte er auf einer Reise nach München die Hofjungfer*) der Herzogin Anna, Clara Dettin kennen. Wie einst, tausend Jahre früher, ihre Landsmännin Bissula, die schöne Tochter Alemanniens, das Herz des hochstehenden römischen Dichters Ausonius gewonnen, dass er sie über alle Puppen Latiums setzt, begeistert ihre glänzenden himmelblauen Augen, ihr goldröthlich schimmerndes Haar und ihr Antlitz schildert, auf dem sich Rosen und Lilien mischen, so gewann Clara durch ihr holdes Gesicht, die Reize ihrer Person, ihren hellen Verstand und ihr züchtiges Wesen, vor allem aber durch ihren

*) So wurde auch das adelige Frauenzimmer in einer Zeit genannt, in der Jungfer noch als Ehrenname galt.

lieblich klaren Gesang das Herz des vierunddreissigjährigen Fürsten, welches bis dahin der Frauenliebe unzugänglich geblieben. Der schöne, ritterliche Mann erwarb gar bald ihre Gegenliebe, sie gab sich ihm zu eigen, und folgte ihm nach Heidelberg. Mit stiller Wehmuth mochte der Herzog das glückliche Paar scheiden sehen. War doch dieser Herzog derselbe Albrecht III., dem einst die zarte Jugendliebe zu einer andern Landsmännin Clara's, der eben so schönen als unglücklichen Agnes Bernauer seiner ersten Gemahlin der harte Vater grausam zerstört hatte. Zwei hübsche, natürliche Söhne waren die Frucht ihrer Verbindung. Der ältere, nach dem Vater getauft, starb in seinem fünfzehnten Jahre als Canoniker von Worms und Speier, der jüngere, Ludwig wurde der Stifter eines noch blühenden, hochgeachteten und tapfern Geschlechts, das nach einem, ihm später verliehenen Besitzthum im heutigen Schwabenlande, von Löwenstein heisst. Nach Jahren erst, nachdem sich Clara „stets getreulich und ehrbarlich zu Uns und den Kindern gehalten" liess Friedrich dem Bunde der Herzen auch die kirchliche Weihe ertheilen.*)

Sehr irren aber würde, wer aus der in jener Zeit allerorten auftauchenden zornigen Opposition gegen den Clerus auf einen Mangel an innigem und wahren Christenglauben schliessen wollte. Jene Opposition damals, wie immer nicht dem Stande sondern dessen unwürdigen Mitgliedern geltend, erwachte mit der wieder erwachenden Wissenschaft, verbreitete sich mit dieser und galt nur der eingerissenen Sittenlosigkeit des Clerus und dem Formalitäts-Glauben, den dieser zu seinem Vortheil allenthalben weckte und nährte. Darum finden wir gerade die tüchtigsten Geistlichen, die frömmsten und gelehrtesten aus ihnen, in den Reihen der Gegner des eigenen Standes. Ihrer liesse sich, den berühmten Gregor von Heimburg an der Spitze, eine lange Reihe aufzählen. Mit dem Christenthume selbst hatte all dieser Streit nichts zu schaffen. Das stund hoch über demselben in heilig gehaltener, ruhiger Klarheit, und glühte sicherlich am lautersten und innigsten in den Herzen der heftigsten Kämpfer gegen die an Haupt und Gliedern verdorbene Kirche, in jenen energischen und kräftigen Naturen, denen es Ernst war mit ihrer religiösen Ueberzeugung, und die sich nicht abfinden liessen mit bequemem Formalismus.

Zu ihnen zählte auch Friedrich. Er zeigte stets die wahrste und tiefste Unterwerfung vor dem Gotte, gegen dessen anmassende und hochmüthige Priester er seine volle, fürstliche Würde geltend machte. Darum verbrachte er auch alle sogenannten heiligen Zeiten, besonders

*) Dass dieses geschehen, beweist die Aufnahme des Aeltern als Domherr, eine Aufnahme, welche namentlich im Wormser Capitel unehelichen Kindern, selbst kaiserlichen Geblüts, verweigert wurde.

die Gedächtnisswoche in der unser Heiland für uns gelitten und gestorben, in Mitte der demüthigen und weisen Söhne des heiligen Franziscus, deren einfache Regel das Priesterthum loslösen wollte von den Reichthümern und dem Glanze der Welt dem es so ganz verfallen war, und zurückführen und wahrhaft gross und erhaben hinstellen in der Reinheit der ersten Kirche. Mit ihnen machte er, gleich einem der Ihrigen, die Betrachtungen und Bussübungen durch, die der Orden seinen Söhnen als ein Bad der Seele vorschreibt. In der Kirche ihres Klosters zu Heidelberg, welches seine fromme Mutter Mechtild erbaut, liess er auch, noch bei seinen Lebzeiten als Mahnung an die Nichtigkeit alles Irdischen, und neben dem seines älteren Sohnes, jenes Grabmal errichten das leider schon im einundfünfzigsten Lebensjahre am 12. Dezember die irdischen Reste eines Fürsten aufnahm, der zu den trefflichsten des Pfälzer Landes, zu den Zierden des Hauses Wittelsbach gehört. Jenes Grabmal erlag, wie so manches andere, der tollen Bilderstürmerei die spätere reformirte Fürsten duldeten und damit die Reinheit des Glaubens herzustellen meinten, in Wahrheit aber nur der engherzigen Barbarei roher und hochmüthiger Prädicanten fröhnten. Die französischen Rotten Melacs erbrachen es vollends und streuten die Asche des trefflichen Fürsten in alle Lüfte.

Das Bild dieser Bussübungen, in Farbe und Anordnung wohl gelungen, hat Barth gemalt.

85. Philipp der Aufrichtige als Förderer des Humanismus, umgeben von Johann von Dalberg, Rudolph Agricola, Konrad Celtes und Reuchlin.

Wie ein warmer belebender Frühlingsmorgen nach langem Winterfrost fiel es gegen Ausgang des XV. Jahrhunderts auf die erstarrte Erde. Alle Keime regten sich und brachen hervor, alle Zweige trieben junge Sprossen, die Knospen sprengten ihre Hülle, und wie durch Zaubermacht stund endlich die Welt des Geistes frisch grünend und immer neue und reichere Blüthen treibend vor den Augen der erstaunten Menschheit. Es war die Sonne des Humanismus, welche all' diese Wunder wirkte, und besonders drei Ereignisse brachen seit der Mitte des XV. Jahrhunderts diesem Geistesaufschwunge Bahn. Durch die Eroberung Constantinopels 1453 und die von dort flüchtenden oder vertriebenen Gelehrten wurde die griechische Sprache, und mit derselben eine Menge bisher unbekannter literarischer Schätze über das Abendland ausgestreut; der Sinn für die Wissenschaft neu geweckt. Durch die Erfindung und die, mit Constantinopels Fall beinahe zusammentreffende, allgemeine Verbreitung der Buchdruckerkunst war das Mittel gegeben zur Vervielfältigung des neugewonnenen Wissens und seiner Ausdehnung in alle Schichten des Volkes. Das Monopol war gebrochen welches

bisher ausschliesslich der Clerus im Besitz gehabt. Durch die Fahrten der Portugiesen an Afrikas Ostküsten, die Umschiffung des Caps, die endliche Auffindung Amerikas und Indiens wurde der Unternehmungsgeist der Menschen in's Masslose getrieben, aber freilich auch die Phantasie auf's Aeusserste erhitzt und der Luxus bis zur Befriedigung der ausschweifendsten Forderungen gesteigert.

Allerdings war das Gefühl des Ungenügenden und Beengten schon seit längerer Zeit in der Brust denkender Männer rege geworden, und mancher jener Edlen hatte dem geistigen Fortschritte seine Existenz, seine Gesundheit, ja selbst sein Leben zum Opfer gebracht. Sie mussten erliegen, denn der Kampf war nur in der von der Kirche eng begränzten Arena auszufechten möglich, in welcher eben sie die unbedingteste Herrschaft übte. Wohl war sie der alleinige Stamm, aus dem damals jede Geistesblüthe hervortrieb, und desshalb gewissermassen berechtigt, alle Kämpfe des Geistes auf ihr Gebiet zu bannen. Hätte sie nur auch Licht und Raum redlich getheilt, und nicht von ihrer Uebermacht tyrannischen Gebrauch gemacht! Die bodenlose moralische Versumpfung und Indolenz der Kirche, ihre gänzliche Verweltlichung, die gewissenlose Vernachlässigung aller Wissenschaft, bis zur Schändung des gesunden Menschenverstandes mussten endlich aller Orten Eckel und Empörung erregen. Gegen die Allmacht jener geschornen Dummköpfe, die sich, gesteift auf ihre scholastische Klopffechter-Uebung, Professoren und Doctoren nannten, die Universitäten beherrschten, aber meist nicht einmal der Sprache Latiums ordentlich mächtig waren, in der sie ihre Plattheiten und Blasphemien lehrten, hatte schon Gerhard de Groote zu Deventer im XIV. Jahrhundert jene klösterliche Gesellschaft der „Brüder vom gemeinschaftlichen Leben“ gestiftet, welcher der tiefsinnige Tauler von Strassburg, der heiligfromme Suso von Constanz, der Karthäuser Rickel zu Lüttich, Dr. Ecstaticus genannt und vor allen der berühmte Thomas a Kempis angehörte, dessen herrliches Buch „von der Nachfolge Christi“ noch heute neben der heiligen Schrift mit Recht das verbreitetste unter allen christlichen Confessionen ist.

Mehr und mehr war das Streben nach Befreiung des Geistes von den scholastischen Fesseln ein allgemeines geworden. In die Fussstapfen jener Männer trat nun die jüngere Generation immer energischer, immer einflussreicher. Indem sie sich auf das Studium der alten Sprachen und mit ihrer Hilfe auf das der Bibel legte, trat sie mit den Waffen der Wissenschaft den Missbräuchen und Anmassungen der Kirche entgegen. Heidelberg gebührt der Ruhm, den ersten grossen Sprachkenner Johann Wessel, lux mundi genannt, den Seinigen nennen zu dürfen. Diese neue Weise der Geistesbildung, gestützt auf das Studium der Sprachen und die dadurch bedingte genauere Kenntniss der alten Griechen und Römer nannte man die humanistische, weil durch sie eine

allgemein menschliche, auf Geschichte, Aesthetik und Philosophie begründete Richtung im Gegensatze zu der bisher fast ausschliesslich theologischen zur Geltung kam. Hätte sich dieser Gegensatz nur nicht mit der Zeit gegen das Christenthum selbst gekehrt, und wäre die Anfeindung der Missbräuche der Kirche nicht in die der Kirche selbst umgeschlagen. Aber es charakterisirte den Humanismus ein überwiegend moderner, realistischer Geist, der durch das Anknüpfen an den ihm so nahestehenden antiken die das Mittelalter bezeichnende supranaturalistisch-mystische und speculative Richtung verdrängte, und dem ernsten deutschen Wesen ein ihm fremdartiges romanisches Gepräge aufdrückte. Ueberdiess waren sprudelnder Geist und immer schlagfertiger Witz auf Seite der Humanisten, Unwissenheit, plumpe Hoffahrt und Verfolgungssucht auf jener ihrer Gegner. Das brandmarkte sie mit dem Fluch des Lächerlichen; die berühmten epistolae obscurorum virorum des Crotus, die Libelle des geistig so glänzenden, moralisch freilich höchst anrüchigen Hutten, die classischen Spottgedichte eines Erasmus von Rotterdam, besonders seine colloquia und seine gegen den Augustiner Holzinger in Heidelberg gerichtete Comödie Sergius, ferner die Werke eines Olearius, eines Hartlieb, Mutianus und der „Triumphzug Reuchlins“ vernichteten sie in der öffentlichen Meinung.

Wie aber alles Menschliche den Stempel des Unvollkommenen trägt, so bargen auch diese glänzenden Geistesblüthen ein gefährliches Gift in ihrem Kelche. Seit die letzte Abendröthe des Alterthums verglommen war, hatte eine tiefe und lange Nacht alles umhüllt, was einst Rom und Griechenland Grosses und Unsterbliches für die Menschheit geschaffen. Mechanisch hatten wohl Mönche die halbvermoderten Reste alter Literatur copirt, aber nur selten vermochten deren sprühende Geistesfunken in einem verwandten Gemüthe zu zünden. Unverstanden prangten die ehrwürdigen Reste der Baukunst und des Meisels, das stumpfe Auge des Enkels glitt träge über die herrlichen Gebilde oder nützte sie zu seinen kleinlichen, egoistischen und barbarischen Zwecken. Nun weckte die neuerwachte Begeisterung für Erforschung der alten Sprachen und die damit verbundene genaue Kenntniss jener zaubervollen Welt des Alterthums zu Vergleichen, erzeugte Ueberdruss an dem einfachen heimischen Wesen, und reizte zur Nachahmung jenes entschwundenen Glanzes und jener bisher kaum geahnten raffinirten Ueppigkeit. Die lockende Sinnlichkeit des „schönen Heidenthums“ mit seinen lüsternen Gottheiten, die seit den ersten Glaubensboten nur als höllische Dämonen im Bewusstsein des Volkes lebten, rief zuerst Gleichgültigkeit gegen die ernste und strenge Moral des Christenthums hervor, endlich heimliche Verachtung und wohl gar offene Anfeindung desselben in seinem innersten Kerne, während man die unwesentliche Schale nicht nur sorgfältig

schonte, sondern auch die neugewonnenen glänzenden Edelsteine und Gemmen zu ihrem Schmucke einfügte. Hatte der Humanismus das grosse Verdienst, eine Menge herrschsüchtiger Doctrinen der Kirche entkräftet, eine Menge Unsinn und krassen unter ihrer Aegide wuchernden Aberglauben ausgerottet zu haben, hatte er viele wahrhaft fromme Männer einem geläuterten, seinem Ursprunge weit näher kommenden Christenthume gewonnen, so trifft ihn doch der gerechte Vorwurf, dass er seinen Geist des Spottes über gar manche Dinge ausgegossen, auf welche das Volk bisher mit Recht in scheuer Ehrfurcht geblickt. Was die Welt an Anmuth und Freiheit des geistigen Lebens gewonnen, verlor sie am Glauben. Sie war kritischer und frivoler, gewandter und geistreicher, aber wahrlich nicht frommer, ja die gebildete geradezu wieder heidnisch geworden.

Und abermals war Rom der Heerd, auf dem jenes Gift in seiner vollen Intensität sich entwickeln sollte. Wie mit Zauberbanden zog der Sirenengesang der neuerwachten Bildung die steifen, ehrlichen Deutschen über die Alpen und an den Tiberstrand. Verschwunden war dort längst die heilige Glorie des Martyriums, die einst die gläubige und dankbare Christenheit um die Stirne der ersten Vorsteher der Kirche gelegt; verschwunden der strenge Ernst, mit dem ein Gregor VII., ein Innocenz IV. die Welt rücksichtslos, eisern, aber mit der hohen persönlichen Würde eines gewaltigen Herrschers regierten. Verschwunden aber auch durch eigene Schuld die scheue Ehrfurcht, mit welcher die Augen der Gläubigen zu dem Statthalter Christi emporgeblickt. Waren doch in jenen Tagen kurz nacheinander die Träger der höchsten Krone der Erde: der ränkevolle treulose Pius II., der alles verhöhnende brutale Paul II., Sixtus IV., der fluchwürdige Schöpfer der Inquisition, der liederliche Innocenz VIII., der über alles ruchlose Alexander VI. und endlich der prächtigste und üppigste von allen, der feine, vielgefeierte Leo X. Dieser Mäcenas des Mittelalters liess das Extrem der humanistischen Richtung, einen wahren Cultus des Heidenthumes aufs neue in der Weltstadt aufleben, und schien nach seinem Gebahren und seinen Neigungen weit eher ein Pontifex Maximus des alten Roms als ein Vater der Christenheit zu sein, weshalb ihn das Volk auch allgemein den heidnischen Pabst nannte. Feierte man doch unter seinem Pontificat die Auffindung der berühmten Laokoon-Gruppe wie das Erscheinungsfest des höchsten, welterlösenden Geistes mit einer Pracht und einem nationalen Jubel wie nie zuvor ein christliches. Anfangs begrüsste man zu Rom die neue Richtung, welche beiläufig gesagt schon in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts in Italien Boden gewonnen und ein Bedürfniss aller Gebildeten geworden war, mit Wohlgefallen, versprach sie doch die Gelehrten angenehm zu zerstreuen und von der strengen Moral der Reformfreunde abzulenken. Wie sich vor der Revolution der Adel

Frankreichs an den Werken eines Beaumarchais ergötzte und in trostloser Verblendung seiner eigenen Persifflirung Beifall klatschte, so erfreuten sich damals in Rom Pabst und Cardinäle an den trefflichen Satyren welche den geistlichen Stand brandmarkten ohne durch Selbsterkenntniss aus dem verderblichen Leichtsinne geweckt zu werden. Man spielte dort wie hier mit der später so verheerenden Flamme. Erst als sich die Forschung immer mehr vertiefte, als auch der hebräische Urtext der Bibel mit in ihren Kreis gezogen worden, erschrak man und stempelte die vor allen gefährliche Kunst des Buchdruckes geradehin zu einer Erfindung des Teufels. Alles war zu spät; nichts Irdisches ist mächtiger als der Menschengeist, nichts vermag ihm, der von Gott stammt, Schranken zu ziehen, so lang er seines hehren Ursprungs eingedenk bleibt.

Die neuerwachte Richtung in seinem Lande, an seiner Universität Heidelberg zu fördern, liess sich Kurfürst Philipp, zubenannt der Aufrichtige, eifrigst angelegen sein. Es war diess jener einzige Sohn Ludwigs des Sanftmüthigen, der die Herrschaft des Pfälzer Landes seinem grossen Oheim und Vormund Friedrich auch nach seiner Mündigwerdung und auf so lange überlassen hatte, als derselbe sie in seiner kräftigen Faust zu halten vermochte. So übernahm denn Philipp erst in seinem achtundzwanzigsten Jahre die Regierung aus der Hand des Sterbenden. Eine stille, zurückgezogene Natur, war ihm innerliches Leben, ächter Geistesgenuss in friedlicher Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst vor allem theuer. Auch den Musen war er hold, und unter den von ihm gedichteten zierlichen lateinischen Versen befinden sich folgende, die sein ganzes Wesen bezeichnen und einem geschätzten Mönche in sein Gedenkbuch geschrieben wurden:

„Des Klosters Einfalt kann gar trefflich mir behagen,
Wenn unter dunklen Kutten reine Herzen schlagen.
Doch unter dunklem Kleid auch Falsches zu ersinnen,
Weh' welch' ein Ungethüm, schwarz Aussen und von Innen".

Noch war aber das eigensinnige Beharren auf dem Alten und Bequemen viel zu starr, wohl auch gewissenhafte Scheu vor der unter den Rosen lauernden Schlange noch zu mächtig, als dass der Kurfürst der humanistischen Richtung sogleich Eingang an seiner Hochschule verschaffen konnte. Ein längerer Gährungsprocess, manche harte Kämpfe machten Heidelberg erst dem classischen Streben geneigt. Um so eifriger huldigte Philipp dem Humanismus an seinem Hofe im Kreise gleichgesinnter gelehrter Männer. Die Seele dieses Kreises war Johann von Dalberg aus dem altberühmten rheinischen Geschlechte dieses Namens. Italien, die Quelle des neuen Strebens für Wissenschaft und Kunst, hielt anfangs seinen Geist auf längere Zeit gefesselt. Dort hatte er den unbefangenen freien Blick für die Verhältnisse seiner Zeit ge-

wonnen, dort auch den Frisen Rudolph Huysmann, der seinen Namen nach der Sitte jener Zeit in Agricola umgetauft und den gelehrten Dietrich von Plieningen kennen gelernt. Alle drei folgten gerne dem Rufe des pfälzischen Kurfürsten an seinen Musenhof in der reizenden Neckarstadt. Im Jahre 1483 zum Bischof von Worms erwählt und als solcher erblicher Curator der Hochschule, blieb Dalberg, fern von prunkender Eitelkeit und hohler Selbstüberhebung stets der treue Freund seiner Freunde, der begeisterte Anhänger eines edlen Humanismus dessen Förderung seine ganze Seele erfüllte. Diese Männer waren das Dreigestirn das den hochgesinnten Kurfürsten in ungetrübter Eintracht umgab, welcher, als Agricola schon 1485 starb, den weltberühmten Johann Reuchlin, den Sohn eines armen Dienstmannes im Pforzheimer Dominicaner-Kloster, unbedingt die grösste und bedeutendste geistige Persönlichkeit seiner Zeit, eines der beiden Augen Deutschlands wie ihn und Erasmus ihre begeisterten Anhänger nannten, an dessen Stelle berief. Politische Händel hatten ihn aus dem langjährigen Dienstverhältnisse des Grafen von Würtemberg vertrieben, der ihn zu seinem geheimen Rathe ernannt, und in dessen Gefolge er das Wunderland Italia kennen gelernt. Unerschrocken und segensreich hatte er als Haupt des schwäbischen Bundesgerichtes jahrzehntelang gewirkt. In Heidelberg, damals dem Centralpunkte aller hochstrebenden und feinen Geister, fand der Mann des eminenten Wissens, in dem sich alle geistigen Regungen des Jahrhunderts wie in einem Brennpunkte vereinigten, enthusiastische Aufnahme und sah bald den Kurfürsten selbst, Dalberg, Plieningen, Celtes, Trithemius und Wimpheling unter der Zahl seiner Schüler. Bald auch vermochte die noch grösstentheils scholastisch gesinnte Universität sich der kraftvollen Einwirkung des gewaltigen Restaurators nicht mehr zu entziehen. Ihn, einen der ersten Juristen seiner Zeit, ernannte Kaiser Max zu seinem Rathe und Pfalzgrafen, und bei alledem blieb dem tiefgelehrten Sprachforscher, der eine griechische Grammatik, ein lateinisches Wörterbuch verfasste, der, als der erste in Deutschland, das Hebräische lehrte, auch noch Zeit, poetische und selbst kabbalistische Werke zu schreiben. Als der friedliebende Philipp später durch pfäffische Verhetzung in den Bann fiel, ging Reuchlin nach Rom und bewirkte durch kluge und beredte Vertheidigung die Losprechung seines Gönners. Nach dessen Tode kehrte er nach Schwaben zurück. Neue politische Verwicklungen trieben ihn aus dem geliebten Vaterlande, und Herzog Wilhelm von Bayern berief ihn 1520 nach Ingolstadt. Von da floh er zwei Jahre später vor der ausgebrochenen Pest nach Tübingen, wo er dennoch bald erkrankte, und noch in demselben Jahre sein vielbewegtes Leben beschloss. Der Raum ist hier viel zu enge, um die vielseitige, segensreiche Wirksamkeit des ausgezeichneten Mannes, eines

der gewichtigsten Vorkämpfer der grossen Reformation auch nur einigermassen eingehend zu gedenken.

Konrad Pikel, lateinisch Celtes genannt, erblickte als Sohn eines Winzers zu Wipfeld bei Würzburg 1459 das Licht der Welt. Dem geistlosen Unterrichte eines Schwarzacher Mönches entlaufen, sass der talentvolle Jüngling bald als Schüler zu den Füssen Agricola's in Heidelberg. Alles Wissenswerthe wusste sein rastlos regsamer und empfänglicher Geist aufzunehmen. Nie ruhend trieb ihn derselbe von Ort zu Ort. Er lehrte in Ingolstadt und Mainz, in Heidelberg und Wien. Ueberall wirkte er anregend zur Gründung gelehrter Gesellschaften. Die werthvollsten Manuscripte grub er aus dem Staube vergessener Bibliotheken, so die lateinischen Comödien der Nonne Hrotswitha, so die, für die alte römische Geographie unschätzbare, später nach dem berühmten Peutinger benannte Reisekarte. Gedichte voll glühender Vaterlandsliebe entströmten seiner Leier, welche dem Kaiser Maximilian so wohl gefielen, dass er auf seinen Scheitel den Lorbeerkranz drückte. Solche Lebenskraft verzehrt sich aber bald. In seinem achtundvierzigsten Jahre starb Celtes zu Wien, lange vor Vollendung seines, in den letzten Tagen begonnenen historisch geographischen Werkes über Deutschland; weniger glücklich als Aventin, nach dessen Vorbild es entworfen. Dem Eifer dieser Männer, besonders Dalberg's und Agricola's, hat die berühmte Heidelberger Bibliothek, deren trauriges Schicksal bei einem frühern Bilde erzählt wurde, jene herrlichen Schätze zu danken, die sie zur berühmtesten Deutschlands, ja des ganzen cisalpinen Europa's machte.

Bis zum Jahre 1508 war es dem edlen Kurfürsten vergönnt, in gleichem Geiste, freilich oft verketzert und verläumdet, ja selbst, wie oben erwähnt, vom Bannstrahl getroffen, im Kreise jener Männer zu wirken und zu schaffen. Er hatte nicht mehr vermocht den scholastischen Geist der Hochschule zu brechen, und erst seinem Enkel sollte deren Reformation gelingen. Die von Dalberg veranlasste, von Celtes gegründete rheinische Gesellschaft hatte ihren fruchtbaren Samen in die Geister geworfen, der nun im Stillen keimte und endlich so mächtig emporwucherte, dass er das scholastische Unkraut zu ersticken vermochte.

Das Bild, eine Art von Symposion am Hofe darstellend, ist, zwar in eigenthümlicher Manier, aber fleissig und sorgfältig von Barth gemalt und besonders durch die angebrachten Porträts interessant. Hinter dem, auf dem Throne sitzenden Kurfürsten steht Dalberg im Bischofsgewande, neben ihm Plieningen, ober ihnen die Büsten von Plato, Aristoteles und Cicero. Rechts im Vordergrunde erblicken wir Reuchlin, links Celtes an der Leier kenntlich, vor ihm sitzt Agricola, den Homer vorlesend. Ueber den Köpfen der zuhörenden Jugend die Büsten Homers, Aeschylos und Sophokles.

86. Kampf und Sieg der Pfälzer vor Landshut geführt von Elisabeth, der Gemahlin Pfalzgraf Ruperts, Erbtochter Georg des Reichen 1504.

In weiser Sorgfalt das argzersplitterte Erbe ihres kaiserlichen Ahnherrn wieder zu vereinigen hatten die Fürsten Abrecht IV. von München und Georg der Reiche von der Landshuter Linie, welche am Ende des XIV. Jahrhunderts allein noch blühten, einen Vertrag geschlossen, gemäss welchem der überlebenden Linie das Gebiet der erloschenen ungeschmälert zufallen sollte. Nun besass Albrecht zwei blühende Knaben, Wilhelm und Ludwig, während Georg von der schönen polnischen Hedwig nur noch zwei erwachsene Töchter hatte, deren jüngere, Margarethe, den Schleier genommen, die ältere, Elisabeth aber in herrlicher Frauenschönheit erblühend, von männlichem Geiste beseelt, der Stolz ihres Vaters war. Ihr zu Liebe vergass er sein fürstliches Wort und die Gesetze des Reiches; ihr einen würdigen Gemahl zu wählen und ihm das reiche Herzogthum zuzuwenden, war seine stete Sorge. Diesen fand er in dem Sprossen eines anderen Wittelsbachischen Hauses, dem Sohne des Pfälzer Kurfürsten Philipp und seiner Schwester Margarethe, dem feurigen, ritterlichen Ruprecht. Am 12. Februar 1499 ward zu Heidelberg das herrliche Beilager gefeiert, aus dem so schweres Unheil für Bayern und Pfalz hervorgehen sollte. Die Braut zählte 21, Ruprecht erst 18 Jahre Georg kränkelte bereits. Ein allzu hastig genossenes Leben und die Folgen eines Lanzenbrechens hatten dem im besten Mannesalter stehenden Fürsten schweres Siechthum bereitet. Um so mehr drängte es ihn, trotz der beweglichen Vorstellungen seiner Räthe, besonders des Kanzlers Wolfgang von Kolberg, Ruprecht sein Herzogthum und den reichen Schatz, der im Schlosse zu Burghausen seit des bärtigen Ludwigs Zeiten aufgehäuft und vermehrt worden, zu verschreiben. Er liess dreitausend Briefe anfertigen, seinen Willen männiglich im Lande kund zu thun. Noch sollte alles Geheimniss bleiben, und Wolfgang, den er, wohl nicht grundlos, des Verrathes an Albrecht zieh, ward in den Thurm zu Winkelhofen geworfen, wo er verschollen ist. Aber mitten unter diesen Zurüstungen ereilte den erst achtunddreissigjährigen Georg am 1. Dezember 1503 der Tod in seinem Schlosse zu Ingolstadt. Er schied, den Hass gegen Albrecht auf der Zunge, den er seinen ärgsten Feind nannte, aus dem Leben. Neun Tage ward sein Ende verheimlicht, bis Ruprecht, herbeigeeilt, sich der vornehmsten Schlösser und des reichen Schatzes bemächtigt hatte.

Albrecht, von allem wohl unterrichtet, war nicht säumig geblieben. Von König Max, seinem Schwager, hatte er eine Urkunde erwirkt, die seine Erbfolge in Georgs Landen sicher stellte. Ueberdiess war er auf zwölf Jahre in den schwäbischen Bund getreten und sicherte sich

dadurch bedeutende Waffenhilfe. Frankreich und Böhmen hingegen erklärten sich zu Garanten von Georgs letztem Willen. Auf sie und seinen Reichthum gestützt, missachtete Ruprecht des Königs Verbot und liess sich im Lande huldigen. Ein Tag zu Augsburg sollte die Händel schlichten. Schon hier zeigte sich, dass der letzte Ritter, wie Max so oft euphemistisch genannt wird, ein gutes Theil wälscher Praktiken im Kopfe hatte. Vor allem seinen Vortheil beachtend unterhandelte er heimlich mit jedem der beiden Fürsten besonders, weckte Hoffnungen dort und hier und vereitelte dadurch alle Vergleichsvorschläge. Endlich riss dem jungen Pfalzgrafen die Geduld, anfangs April 1504 verliess er Augsburg. Der König erklärte sich jetzt entschieden für Albrecht und verhängte über Ruprecht und seine Anhänger die Reichsacht. Das Schwert musste entscheiden.

Mit Albrecht war das Heer des römischen Königs, die starke Hilfe des schwäbischen Bundes, von dem Augsburger Langenmantel geführt, der Herzog von Würtemberg und der Brandenburger Markgraf Friedrich. Endlich die Nürnberger, welche allein 5000 Mann mit zahlreichem Geschütz rüsteten, sämmtlich in roth und weisse Waffenröcke gekleidet und bei ihnen 800 der gefürchteten „Seeknechte,“ Söldner geworben unter dem streitbaren Volke am Ufer des Bodensees, das einst als Lentienser (Linzgauer) den Legionen der römischen Imperatoren so schwere Noth bereitet. Sie alle stritten in den oberen Landen. Am Rheine waren dem Vater Ruprechts in dem Landgrafen von Hessen, dem eigenen Vetter Alexander von Zweibrücken, dem Markgrafen von Baden und den Leininger Grafen lästige Feinde erweckt worden, die ihn sogar in seinem Heidelberg bedrohten. In Summa mochten wohl 60,000 Mann der Parthei Albrechts zu Gebote stehen. Sie waren aber auf zahllosen Punkten versplittert und so dem Pfalzgrafen gegenüber häufig in der Mindermacht. Auf dessen Seite stund vor allem die Streitmacht der Pfalz, dann die zahlreichen treuen Diener des verstorbenen Herzogs, da es Albrecht durch sein Auftreten gegen seinen Bruder Christoph und den Löwler Bund mit dem gesammten Adel, besonders in Niederbayern und auf dem Walde gründlich verdorben hatte; ferner die Grafen von Henneberg und Leuchtenberg, ein starker Zuzug geworbener Knechte aus Böhmen und eine Menge Heckenreiter aus Franken und Schwaben, die dem reichen Solde des Pfalzgrafen nachzogen. Der Bischof von Würzburg war ein offener, die von Bamberg und Eichstädt nur schüchterne Bundesgenossen. Das Heer, zwar viel schwächer als das gegnerische, besass in Ludwig von Eyb und Jörg Wispeck erprobte und kühne Führer aus des siegreichen Friedrich Schule die seine Kraft zusammenhielten und dadurch den Unterschied der Zahl ausglichen.

Vergebens ergingen des Königs Mahnbriefe, welche die den

Pfälzern verbündeten Edelleute mit dem Verluste ihrer Ehre und ihres Wappens bedrohten. Alles Silbergeräthe des überreichen Schatzes, darunter die massiv gegossenen lebensgrossen zwölf Apostel, hatte Ruprecht einschmelzen und daraus Münzen schlagen lassen, die im Gepräge zwei Knaben zeigten, einem Löwen den Rachen aufreissend. Zweiundsiebzig sechsspännige Wagen haben diese Schätze von Burghausen nach Neuburg a. d. Donau gebracht, die Kriegsknechte dieselben in ihren Pickelhauben aufgeladen, der Krieg aber nach allen Winden zerstreut.

„Bund heb stark und brich nit.
Römischer König du hast es nit,
Albrecht hat's in den Taschen nit.
Landgraf von Hessen schadt mir nit.
Würtemberg fleugt von mir nit. (?)
Nürnberg übergibt uns nit.
Brandenburg vermag es nit.
Ich will bleiben Pfalzgraw am Rhein,
Und widerstehn allen Feinden mein.
Landgraf von Hessen du kannst nit.
Alexander der gesieht es nit.
Böheim nimm zum Gehilfen ich.
Henneberg verlass nit mich.
Leuchtenberg das lobe ich.
Pfalzgraw Ruprecht bleibe ich.
Ein neue Münz vermag ich.
Der ganze Bund steht wider mich,
Dawider streit ich ritterlich."

Mit diesen Trutzreimen, die er auf dem Ritterbande in schwarzem Glas eingeschmolzen trug, höhnte der Pfalzgraf seine Feinde. Häufig sah man auch die muthige Elisabeth, obgleich gesegneten Leibes, hoch zu Ross im blau und weiss gerauteten Lendner über dem Ringharnische und einen zierlichen ungarischen Streithammer in der Hand die Krieger zum Kampfe anfeuern. Herzog Albrechts Commissarien dagegen gingen an alle wichtigen, unbesetzten Orte, um das Land für ihn in Pflicht zu nehmen. So hatten sie auch in Landshut, obgleich die meisten Bürger treu zu ihrer Herzogstochter hielten, die Stadt, die Pfälzischen die Trausnitz inne. Da erschien eines Tages plötzlich Elisabeth gerüstet in ihrer Mitte und forderte die Commissarien Angesichts der mitgebrachten Vollmacht auf, die Stadt zu verlassen. Mit ihr kam pfälzisches Volk, das auch aus der Burg herabbrach. Die bayerischen „Regenten" mussten fliehen. Vergebens war des Bürgermeisters Scharsacher mannhafte Gegenwehr, die Bürger huldigten ihrer schönen Fürstin; das wichtige Landshut war gewonnen. In ähnlicher Weise hatte Ruprecht früher das feste Neuburg überrumpelt und dort seine Schätze geborgen. Mit Macht zog er jetzt durch das offene Land an den Inn herauf, wo Georg der Preisinger, ein erklärter Feind Albrechts, ihm mit Wasser-

burg die Brücke über den Strom auslieferte. Dingolfing, Landau mit seinem festen Schlosse, Osterhofen und die Städte an der Rott folgten. Das schwer bedrohte Braunau jedoch wurde entsetzt. Wie ein Bleigewicht hatte sich Maxens Eigennutz an alle Bewegungen des alternden, bedächtig gewordenen Albrechts gehängt. Dem Könige lag vor allem daran, sich das, was seine Räthe bezeichnend „das kaiserliche Interesse“ nannten, für seine Hilfeleistung zu sichern. Es bestund diess aber in nichst Geringerem als den Aemtern Kufstein, Rattenberg und Kizbühel, dem ganzen Zillerthale, den schwäbischen Grafschaften Kirchberg und Marstetten und noch viel Anderem zur Ausrundung Habsburgischen Gebietes; dann der Vogtei über Salzburg und Passau zur Erhöhung der Würde seines Hauses; sämmtlich aus Herzog Georgs Erbe. Ein wilder Raubkrieg hatte begonnen, aber alles zersplitterte sich in kleinen Gefechten und nichts entscheidenden Rachezügen gegen abtrünnige Vasallen.

In den letzten Tagen des Mai brach endlich Albrecht mit 14,000 Mann auf, den Pfalzgrafen zur Schlacht zu zwingen. Der aber hatte den Inn wohlbesetzt und die Angriffe der Bayern wurden überall zurückgeschlagen. Braunau hielt sich, auch Landau fiel nach harter Gegenwehr in Albrechts Gewalt. Die Bürger zogen mit den Pfälzern ab. Sie zu verfolgen hinderte jedoch des Königs Hauptmann Eitelfritz von Zollern, „denn in Landau gewest die trefflichsten Leut' Herzog Ruprechts“ wie der Chronist Kölner berichtet und dadurch Maxens Absicht verräth, unter dem Schein der Grossmuth beide Theile zu schwächen.

Bei Landshut endlich kam es am 14. Juli zu einem bedeutenderen Treffen. Albrecht hatte sich an der Isar wieder aufwärts gezogen, und Ruprecht, der in Landshut lag, wollte ihn nicht unbehelligt passiren lassen. Er zog aus der Stadt und erwartete ihn in seinen Schanzen bei Seligenthal. Die Bayern griffen an, erst wurden die Pfälzer geworfen, lockten aber des Herzogs Vortrupp, der verlorene Haufe genannt, in einen Hinterhalt. Da geschah es, dass die zurückweichenden Reiter in die Schusslinie des eigenen, nürnbergischen Geschützes prallten, und dieselbe Karthaunenkugel, welche auf pfälzischer Seite Fabian von Walsdorf zerrissen, dem dreiundzwanzigjährigen Götz von Berlichingen auf Albrechts Seite die rechte Hand abschlug. Götz erzählt selbst, dass jene Kugel zuerst ihn getroffen, „also daz der arm hinden und vorn zerschmettert war, und wie ich so darsiehe, so hengt die hand noch ein wenig an der haut, unnd leit der spiess dem gaull under den füessen etc.“ Der schwerverwundete Gegner, der seinen Schaden in Landshut wollte heilen lassen, fand dort bei seiner fränkischen Freundschaft gute Pflege und warme Theilnahme von Seite Ruprechts. Die Pfälzischen übrigens waren in die Stadt zurückgeworfen worden, wo auch die rothe Ruhr herrschte. Zudem nahmen die Zwistigkeiten unter

den Hauptleuten kein Ende, und die wilden Raufereien zwischen den zuchtlosen deutschen und böhmischen Knechten gingen so weit, dass sich einmal der Pfalzgraf selbst vor ihren auf ihn gefällten Spiessen flüchten musste. Kummer und Sorge hatten ihn so weit heruntergebracht dass er kaum mehr zu erkennen war. Nun ergriff ihn noch die herrschende Ruhr. Dennoch verschloss er sein Ohr trotzig den erneuten Friedensanträgen Albrechts, an deren Misslingen wohl auch der Widerwille des Königs und der Alliirten schuld war, die sich erst sämmtlich der erstrebten Beute versichern wollten.

Der Krieg loderte in erneuten Flammen auf. Es kann hier der Ort nicht sein, jeden einzelnen Schachzug auf seinen verschiedenen Feldern zu verfolgen. Nur der wichtigsten sei gedacht. So streiften die Pfälzer sengend und brennend bis unter die Mauern Münchens. Auch Kufstein fiel damals wieder in ihre Hände. Den wichtigen Platz, zum „kaiserlichen Interesse" gehörig, hatte Hans Pienzenauer, den schon Herzog Georg dort eingesetzt, durch verrätherische Unterhandlung einige Monate früher an des Königs Rath Christoph von Leiningen übergeben, dabei Max gehuldigt und war als Pfleger bestätigt worden. Nun verkaufte er das Schloss um 30,000 Pfennige wieder an die Pfälzer. Zwei Monate später ereilte ihn die Strafe für den doppelten Verrath; wir werden sie weiter unten erzählen. Vor allem suchte jeder Verbündete Albrechts das zu erobern, was er sich zum künftigen Beuteantheil aus dem Landshuter oder Pfälzer Gute ausersehen hatte. Darum bemächtigten sich die Nürnberger der Städtchen Lauf, Hersbruck, Altdorf und Velden und mehrerer oberpfälzischer Burgen und Klöster, welche an ihr Gebiet stiessen. Würtemberg griff im nördlichen Schwaben um sich und besetzte hier die Grafschaft Löwenstein. Erbitterter Kampf entspann sich auf den Auen bei Mosburg. Vor Waldsassen wurden die Markgräflichen geschlagen und verloren wohl an tausend Mann.

Sulzbach hingegen vertheidigten für den Bayerherzog dessen Pfleger Albrecht Stüber und der Ritter Sigmund Paulstorfer aufs Tapferste gegen die Amberger und die ihnen zu Hilfe gekommenen böhmischen Söldner unter Guttenstein und Sternberg. Auf die Nachricht, dass der König und Albrecht zum Entsatze anrückten, zogen die Feinde nach einem, mit den Belagerten vor den Thoren gehaltenen freundschaftlichen Abschiedsmahle, eiligst ab.

Nicht minder heftig ward in der Rheinpfalz und längs der Bergstrasse gefochten; wo die Herren von Hessen, Zweibrücken, Veldenz und Leiningen den Kurfürsten von allen Seiten anfielen und wohlgelegene Stücke seines Gebietes an sich rissen. In diesem Kriege ging die herrliche Stiftung Konrad III., das reiche Limburg zu Grunde. Die Abtei stund unter des Kurfürsten Vogtschaft, und von dort aus hatten die Pfälzer Söldner monatelang das umliegende Leininger Gebiet

erbarmungslos geplündert und verheert. Nach ihrem Abzuge fiel nun Graf Emicho von Leiningen mit den ergrimmten Bauern von seiner nahgelegenen Hardenburg aus über die schutzlosen Mönche, her und begann ein Zerstörungswerk welches erst nach zwölftägigem Brande im Schutte des prächtigen Baues sein Ende fand.

Mitten durch all den Waffenlärm erscholl plötzlich die erschütternde Kunde, Ruprecht sei zu Landshut an der Ruhr verschieden. Schon am 13. August soll der lebenskräftige vierundzwanzigjährige Pfalzgraf vom Tode ereilt, der aber von seiner Wittwe acht Tage geheim gehalten worden sein. Die Kriegsfurie vermochte dieser Trauerfall nicht zu zügeln. Die Todtenfeier des Verblichenen begingen vielmehr die Burghauser mit der Erstürmung Braunau's, dessen Mauern Bürger und Weiber mit Streitkolben und siedendem Wasser heldenmüthig vertheidigten, bis sie zuletzt förmlich ausgeräuchert wurden.

Nun sollte ein entscheidender Schlag von dem vereinigten Heere des Kaisers und Albrechts gegen die bei Pfreimt lagernden und mit den Pfälzern Wispecks vereinigten Böhmen, an 8000 Mann stark, ausgeführt werden. Von Donauwörth her zogen die beiden Fürsten, allmählig verstärkt durch Markgraf Friedrich nebst seinen beiden Söhnen Georg und Casimir, Herzog Erich von Braunschweig und die Nürnberger, die allein mit zweiundvierzig Feldschlangen erschienen. Beim Schlosse Schönberg, hinter den Bergen nördlich von Donaustauf, ward Herzog Albrecht, der die Vorhut führte, am Morgen des 12. Septembers eines Theiles der Feinde ansichtig. Als diese, sie zählten hier nur 4000 Mann, das starke Heer erblickten, wollten sie Reissaus nehmen, aber Graf Andreas von Sonnenberg verrannte ihnen den Weg. Da bildeten sie ihre bekannte Schlachtordnung. Die hohen Setztartschen*), in die Erde eingestossen und mit Ketten verbunden, deckten dieselbe. Hinter ihnen, in erster Reihe „die Lichtschützen“ dann die Hellebardierer, Spiesser und Flegler. Auf der Krone des Wenzerberges, dem sogenannten Hafenreuterfelde war die von 800 Böhmen vertheidigte Wagenburg aufgeschlagen. Im Angesichte der Feinde hielt Max, um sein Fussvolk heranzuziehen. Da ging ihn Markgraf Casimir an, mit 400 Reisigen und acht Feldschlangen den Angriff wagen zu dürfen. Der ward gestattet, hatte aber einen üblen Ausgang. Die Reiter prallten vor dem Feuer der Schützen zurück, diese brachen hinter den Setztartschen hervor, warfen sechs Stücke um und jagten mit den Kugeln der beiden andern den Markgrafen in volle Flucht. Er und die Seinen kamen an dem Tage nicht mehr zum Vorschein. Mittlerweile war das Fussvolk nachgerückt, die Schlachtordnung gebildet. Jenes sollte, 4000 Mann stark,

*) Böhmisch pavzan, was die Deutschen in Pafesen corrumpirten. Den Namen trägt heute noch ein länglicht geformtes, gefülltes Backwerk.

in der Fronte, zwei Reiterhaufen in den Flanken angreifen. Die Trompeter bliesen „in St. Georgs Namen“, die Reiterhaufen, an deren Spitze der König, die Fürsten von Bayern, Brandenburg und Braunschweig, sprengten die Höhe hinan. Der Kampf entbrannte rasch auf allen Seiten. Die Böhmen suchten mit ihren Hackenspiessen die Reiter aus dem Sattel zu reissen, und schon wankte der König, scharf erfasst, in dem seinen, als Herzog Erich, der bereits durch den Arm geschossen war, ihn heraushieb. Gegen den wendet sich nun ein feindlicher Ritter in vergoldeter Rüstung und ersticht sein Ross, während ihn zwei Lanzenstiche in den Rücken treffen und ein Bolzen den gesunden Arm durchbohrt. Endlich kommen die Landsknechte herbei. Sie retten den Herzog, reissen die Setztartschen nieder und trennen mit ihren sechzehn Fuss langen Spiessen die Ordnung der Böhmen. Die aber stellen sich zu viert mit den Rücken zusammen und fechten so lang sie Athem haben. Jetzt erst baten sie um Gnade und riefen nach einem Fürsten, dem wollten sie sich gefangen geben. Darauf hin nahm Markgraf Friedrich sie in des Königs Haft mit Leib und Blut. Ihrer waren noch siebenhundert. Eintausend sechshundert und zweiundzwanzig wurden auf dem Schlachtfelde in neun Gruben eingezählt, viele Flüchtlinge von den Bauern erschlagen, der Rest sammelte sich bei Neunburg um den von Sternberg. Fünfhundert Wagen waren erbeutet worden. Von den Verbündeten fielen neun Edle, welche in Regensburg ihre Ruhestätte fanden, und nur wenige Knechte. Die Nürnberger, unter Andreas Tucher, Georg Fütterer und Wolf Pömer, hatten das Beste gethan und brachten sechs erbeutete Fahnen mit nach Hause. Auch die Augsburger unter Johann Ilsung und ihrem Bürgermeister Hanns Langenmantel hielten sich wacker, gewannen vier Fahnen, und Letzterer von Herzog Albrecht die Hofmark Iglingen zum Geschenke. Noch auf der Wahlstatt schlug nach altem Brauch König Max die anwesenden Fürsten und unter vielen Edeln die drei Nürnberger Hauptleute und den berühmten Georg von Frundsberg zu Rittern. Herzog Albrecht liess später dort eine Dankcapelle erbauen. Seinem Lebensretter dankte Max am folgenden Tage auf seinem Krankenbette zu Regensburg mit dem Ritterschlage und Verleihung des habsburgischen Pfauenschweifes in sein Wappen.

Drei Tage nach dieser unglücklichen Schlacht folgte die junge Herzogin Elisabeth zu Landshut ihrem Gemahle in die Gruft. Nagende Sorge, Erschöpfung und in Folge derselben eine verfrühte Entbindung von todten Zwillingen hatten das Ende der sechsundzwanzigjährigen Fürstin herbeigeführt.

Noch ward kein Friede, denn jetzt dauerte der Krieg im Namen der hinterlassenen unmündigen Prinzen Ott-Heinrich und Philipp fort. Bei Geisenfeld errangen die Pfälzer unter ihrem tüchtigsten Führer Wispeck einen ziemlichen Vortheil und wagten sogar vom Gasteigberge

aus am 12. Oktober Mittags einige Kugeln in das wohlbefestigte München zu schicken. Der Angriff wurde abgeschlagen, und auf dem Rückzuge nahm ihnen die Besatzung von Schwaben ihr Geschütz ab. Von Vilshofen, an dessen Mauern schon die Sturmleitern angelegt waren, musste Wispeck gleichfalls mit schwerem Verluste wieder ablassen.

Allmählig hatte sich auch der Kampf gegen das Gebirg hinauf gezogen. Dort war am 17. Oktober Kufstein nach achtzehntägiger Belagerung wieder in die Gewalt des Königs gekommen. Es wurde erstürmt. Der grösste Theil der Besatzung ward niedergeworfen und gefangen. Unter ihnen Pienzenauer, der Max noch höchlich dadurch gereizt, dass er bei Beginn der Beschiessung, die Unmacht seines zu leichten Geschützes verhöhnend, die Mauern mit Besen kehren liess. Alle sollten den Henkertod sterben und der König schwor, dem einen Backenstreich zu geben, der um ihre Begnadigung bitten würde. Der erste war Pienzenauer, er trank mit dem Henker St. Johannis Minne, dann fiel sein Haupt. Ihm folgten seine Pagen, ein Wambolt, ein Trautenberg und noch achtzehn Knechte. Ein böhmischer Ritter, an den jetzt die Reihe kommen sollte, riss sich los, und sein Ringen mit dem „Angstmann" bot einen scheusslichen Anblick. Den konnte Herzog Erich nicht länger ertragen, trat vor und bat in seinem und der Fürsten Namen um das Leben der Uebrigen. Max gab ihm „einen sächtlichen Backenstreich" willfahrte aber der Bitte seines Lebensretters. Anders berichtet eine schauerliche Sage. Ihr zufolge hätten vierundzwanzig Gefangene das Todesloos geworfen. Pienzenauer bat den König, allen das Leben zu schenken, an welchen er, nachdem sein Kopf gefallen, noch vorüberlaufen würde. Max sagte es zu. Nun stellte der Ritter seine liebsten Knaben sich zunächst und so fort die anderen Gesellen. Und als der Kopf gefallen, sprang der Rumpf auf, und lief noch an Sechsen vorüber bis er bei dem Siebenten zusammenbrach.

Noch ergaben sich Rattenberg und das ganze Ziller- und Brixenthal, Traunstein, Marquartstein und Trostberg den königlichen Obersten, während Adam und Seitz, die Törringer, auf ihrer Veste zu Stein die Pfälzer Fahne, das weisse Kreuz im rothen Felde aufzogen, und sie mannhaft für ihre jungen Herren vertheidigten. Selbst der Winter machte dem Verheeren und Blutvergiessen kein Ende, und das letzte grössere Gefecht dieses unseligen Krieges mahnt an die Kämpfe, welche uns in den Schriften der Alten und den Heldenliedern des Mittelalters geschildert werden. Die Reiter des Georg Seinsheim von Hohen Kottenheim und jene Wispecks stiessen bei Gangkofen aufeinander. Da liess letzterer den Seinsheim zum ritterlichen Zweikampf fordern, der ihn sofort annahm. Die Lanzen splitterten. Die Schwerter wurden blank. Unbeweglich stunden die Haufen. Plötzlich rennt des Wispeck Knecht von Kampfeslust erfasst oder seinen Herrn in Gefahr wähnend, heran,

und stösst dem arglosen Gegner unter dem Arme das Schwert durch den Leib, dass er todt vom Pferde fällt. Der Grimm der Bayern erwacht, und die Pfälzer mussten den tückischen Streich mit ihrer Niederlage, dem Verlust von dreissig der Ihrigen und der Gefangennahme von fünf Rittern und mehr denn fünfzig Knechten büssen. Der Rest floh gen Vilshofen. Nun ging es gegen die Böhmen und das Land ward von ihren wilden Horden gesäubert. Reinprecht von Reichenberg spielte ihnen den Kehraus. Sie erbaten und erhielten freien Abzug über den Wald.

Endlich siegte die „Allherrscherin Noth". Land und Leute waren zum Tode erschöpft, böse Seuchen nahmen schreckenerregend überhand. Da wurde am 5. Februar ein Waffenstillstand geschlossen, unterhandelt, und zu Cöln erfolgte am 30. Juni 1505 der Spruch des Reichstages. Wieder hatte ein unseliger Familienzwist der Wittelsbacher dem Lande Bayern tiefe Wunden geschlagen. Die erzreichen Aemter im Gebirge und alles Andere, was sich Maximilian von seinem Schwager beim Anfang des Krieges bedungen und er bereits erobert, dazu noch Kizbühel, Mondsee und Wildeneck bezahlten seine Hilfe mit Wucherzinsen. Nürnberg, dem alle eroberten Orte zugesprochen wurden, kam durch diesen Krieg erst zu seinem, von nun an behaupteten ansehnlichen Gebiete. Hessen und Württemberg, Zweibrücken und Veldenz rissen bedeutende Stücke von der Rheinpfalz, meist Erwerbungen des siegreichen Friedrich wieder ab, und selbst die Leininger, Oettinger und Ortenburger ja noch kleinere Dynasten entschädigten sich auf Kosten Wittelsbachs. Für die Waisen Ruprechts wurde die sogenannte junge Pfalz geschaffen, die später, wieder getheilt, die Herzogthümer Neuburg und Sulzbach bildete.

Nochmals drohte der Krieg auszubrechen. Aber der König, der ja hatte was er gewollt, hielt ihn mit Strenge hintan. Abrecht fügte sich wie immer und so endete der Zwist rechtskräftig im Juni 1507 durch Maxens Schiedspruch auf dem Reichstag zu Constanz.

Das Bild, den Kampf vor Landshut darstellend, ist von Barth. Künstlerischer Eigensinn beraubte die Herzogin ihres angeblich „unmalerischen" historischen Waffenrockes und steckte sie statt in ein Kettenhemd in einen goldenen Plattenharnisch, wie deren Damen niemals getragen.

87. Die treuen Bauern von Weilersbach und Ramstein nehmen die aufrührerischen Bauern des Kolbenhaufens für den Kurfürsten gefangen 1525.

Ludwig V., ein frommer, ernster, gediegener Fürst, sparsam in Worten, zuverlässig im Handeln, war 1508 in seinem dreissigsten Jahre Herr der pfälzischen Kurlande geworden. Sein Bruder Georg, wenige

Jahre jünger, hatte den Bischofstuhl von Speier inne. Kein deutscher Fürst ihrer Zeit kam beiden an Milde, Friedensliebe und wahrhaft väterlicher Gesinnung gegen ihr Volk gleich. Darum erhielt Ludwig auch den Ehrennamen des Friedfertigen und die Landsknechte waren so übel mit ihm zufrieden, dass sie den Spruch aufbrachten:

„Wenn die Hunde raufen
Und der Pfalzgraf kommt dazu
Dann wird's gleich Ruh'."

Dennoch ward auch er gezwungen, von der Schärfe des Schwertes Gebrauch zu machen. In Franken, Schwaben und am Rheine war mit dem Falle der Hohenstaufen auch die Herzogs-Gewalt untergegangen, und hatte der zahlreiche Adel um so mächtiger sein Haupt erhoben. Im Bunde mit den in denselben Ländern befindlichen wichtigen Reichsstädten hätte er vielleicht die Macht der benachbarten Fürsten brechen können, welche stets bemüht waren seine Kraft zu schwächen oder ihn ganz unter ihre Botmässigkeit zu bringen. Aber Eifersucht, Hochmuth und übermüthige Verachtung der demokratischen Kraft des Bürgers und Bauern liessen ihn einen solchen Bund verschmähen. Umsonst mahnte der weitsehende Ulrich von Hutten dazu, umsonst schrieb Hartmuth von Kronberg an den Kaiser, an der Spitze des Adels die Reformation durchzusetzen, und dadurch die Macht des Pabstes und der Fürsten zu brechen. Dem Kaiser mochte es sicherer scheinen, einen Wall zwischen sich und dem entfesselten Demos zu haben, an dem sich dessen Kraft erst brechen musste, als demselben unbeschützt gegenüber zu stehen und dann um so gewisser selbst niedergeworfen zu werden oder bessten Falles ein Spielball seiner Launen zu sein.

Da stellte sich der berühmte Franz von Sickingen an die Spitze des Adels. Anfangs mit Glück fechtend, brach doch bald Zwiespalt in dem vielköpfigen Bunde aus, die vornehmsten Glieder fielen ab und Sickingen, auf seiner Burg Landstuhl von dem Pfalzgrafen Ludwig, dem Kurfürsten von Trier und dem Landgrafen von Hessen belagert, ward bei der heftigen Beschiessung schwer verwundet. Das Schloss ging über und die Fürsten, von denen der Kurfürst von Trier den Unglücklichen erst heftig gescholten hatte, knieten endlich an seinem Sterbebette nieder und beteten laut für seine Seele. Diess geschah am 7. Mai des Jahres 1523. Mit seinem Tode war der Stern der Ritterschaft gesunken, der Rest schloss sich nun um so fester an die Fürsten an.

Es war für beide ein Gebot der Nothwendigkeit, um dem Sturme zu begegnen der sich gegen beide erhob. Diess war der bekannte Bauernkrieg, welcher die Grundfesten der damaligen socialen Verhältnisse aus den Angeln zu heben drohte. Gleichzeitig mit seinem Wüthen in Schwaben und Franken brach er auch über die Pfalz herein. Auf Ludwig setzten die benachbarten Fürsten all ihre Hoffnung, und schon

im Mai des Jahres 1525 sah das feste Heidelberg neben vielen Adeligen den Kurfürsten von Trier, den Meister des deutschen Ordens und den Bischof von Würzburg als Flüchtlinge in seinen Mauern. Bald zeigten sich die nahenden Vorboten des Sturmes am Rheine, und zwar im Bisthum Speier,¹ wo der milde Georg, Ludwigs Bruder, den Krummstab führte. Als dieser um die Osterzeit durch sein Dorf Stettfeld im Brurhein ritt, kam ihm einer der Haupträdelsführer Niklas Döpf höhnend entgegen und rief: „Nun Görg, wie gefallen dir die Sachen?“ „Gar wohl“, sagte lächelnd der Bischof. „Ja lass' dir's nur gefallen“ fuhr der Bauer fort, „du wirst doch nit lang mehr Herr bleiben.“ „Das stehe in Gottes Hand“ meinte Georg und ritt bekümmert auf sein Schloss Udenheim (nun Philippsburg) zurück. Erst gelang es ihm seine Bauern zu beschwichtigen. Als er jedoch selbst in das Lager der Empörer ritt um mit ihnen zu verhandeln, nahmen sie diess für Schwäche, wurden immer übermüthiger, und bald brach der Aufruhr im ganzen Bisthum links und rechts des Stromes aus. Bruchsal wurde erstürmt und auch Georg musste in Heidelberg Schutz bei seinem Bruder suchen.

Wenn in Schwaben und Franken der unleidliche Druck der Gewalthaber die Misshandelten endlich zwang zu Schwert und Spiess zu greifen, um sich seiner zertretenen Menschenrechte zu wehren, so war diess mindestens in den Ländern des milden Ludwig und seines Bruders nicht der Fall. Hier waren vielmehr rohe Genusssucht, der es besonders nach den gefüllten Truhen und Kellern der Geistlichen gelüstete — „nach denen schweisst ihnen der Zahn gewaltig“ sagt ein Zeitgenosse, — die in rohen Gemüthern stets schlummernde Zerstörungswuth, vor allem aber das schlimme Beispiel, die dumme Scham, nicht minder unternehmend, nicht minder tapfer, kein Pfaffenknecht sein zu wollen, die Ursachen, welche den Aufruhr angefacht und immer weiter verbreitet haben. Ludwig, von den edelsten Gefühlen beseelt und voll Einsicht wie gerecht so viele Forderungen der Bauern seien wollte, wie er sagte, nicht das Blut seiner Unterthanen vergiessen, und schrieb desshalb an Melanchton, den gebornen Pfälzer. Dieser bestärkte ihn in seinem Entschlusse und er blieb demselben sogar treu, als der Aufruhr immer weiter griff, als die reichen Klöster Klingenmünster, Hördt und Eusserthal geplündert, das kümmerlich wieder aufgelebte Limburg, die Veste Krobsburg ausgebrannt waren. Der edle Fürst liess sich sogar herbei, am 10. Mai zu einer Zusammenkunft mit den Aufrührern nach Forst zu reiten. Nur mit dreissig Begleitern kam er, Achttausenden gegenüber die in trotzigen Schlachtreihen mit fliegenden Fahnen vor ihrem Fürsten stunden. Mit aller Gelassenheit hörte der Kurfürst ihre Klagen an, verhiess die zwölf Artikel prüfen zu lassen, zog sogar ihre Anführer zur Tafel und wusste sie so zu beruhigen, dass sie nachgaben und auseinandergingen.

Nur zu bald schlugen sie ihre guten Vorsätze in den Wind. Da erhoben sich aber, wie in Oberbayern, die Bauern selbst gegen die Wortbrüchigen. In den Gerichten Kobelberg, Weilerbach, Ramstein und Steinwinden schaarten sie sich zusammen, zogen mit gewaffneter Hand gegen die Plünderer des sogenannten Kolbenhaufens, von ihrem rundgeschnittenen Haupthaar so genannt, überwältigten sie bei Einäscherung des Schlosses Hoheneck und machten sie alle zu Gefangenen. Diese und die gewonnene reiche Beute schickten sie dem Kurfürsten, der ihnen letztere zum Danke schenkte. Auch die alte und feste Reichsstadt Landau wies die Empörer kräftig zurück. Demungeachtet loderte der Aufstand an anderen Orten fort. Es wurden von einzelnen Haufen die Schlösser Wolfsberg und Winzingen, die altehrwürdigen drei Reichsburgen des Trifels, dann Scharfeneck und die Madenburg gebrochen und ausgebrannt, die Kestenburg zerstört. Vor allem aber hatten sie ihr Absehen auf des Bischofs von Speier Schloss zu Kirweiler, welches endlich auch mit den gesammten reichen Weinvorräthen in ihre Hände fiel. Das grosse Fass von hundert Fuder leerten sie in vierzehn Tagen. Wie übel diess nachmals den Bauern zu stehen kam hat Einer von ihnen in folgenden Spottversen selbst bekannt:

„Einsmals da ich ein Krieger was
Meins eignen Herren und eyds vergass,
Auch in guten wohn und ehren sass
Da trank ich zu Kirweiler was
Guten Wein auss dem grossen Fass,
Lieber rath' wie bekam mir das?
Gleich dem Hund da er isst das Grass,
Ein ort und dreyzehen guld die irten*) wass,
Der Teufel gesegen mir das! —"

Mit den furchtbaren Niederlagen bei Königshofen und Ingelstadt und mit dem schweren Gerichte zu Würzburg war dem Aufstande der Bauern diesseits, — mit dem erbarmungslosen Blutbade das Herzog Anton von Lothringen zu Zabern anrichtete, schien auch jenseits des Rheines der Nerv durchschnitten. Er hatte nämlich, sein gegebenes Wort unter dem schandbaren Vorwande brechend, Ketzern und Aufrührern sei man nicht schuldig es zu halten, achtzehntausend Wehrlose die sich ihm ergeben, von seinen wälschen Söldnerbanden niedermetzeln lassen. Diese Unthat fachte die Wuth und den Verzweiflungskampf allerorten wieder von Neuem an. Ludwig eilte aus Franken in sein Land zurück. In Neustadt hatten die Bauern ihr Hauptlager aufgeschlagen, von da aus Deidesheim, Lambsheim und Freinsheim eingenommen, die Schlösser Alt- und Neuleiningen erstiegen — in letzterem musste ihnen die Gräfin Eva von Leiningen-Westerburg in ihrer eigenen Küche kochen und bei

*) Zeche.

der Mahlzeit aufwarten — und das ganze Leininger Thal verwüstet. Von da zogen sie gegen Worms hinab und drohten dem Pfalzgrafen mit all seinen Reisigen einen sichern und martervollen Tod. Der Marschall von Habern, den dieser ihnen entgegenschickte, stiess endlich auf ihr Heer in dem Städtlein Pfeddersheim, welches sie stark besetzt hielten. Der Kurfürst folgte und im Uebermasse seiner Güte wagte er sich nochmals mit Lebensgefahr unter den wüthenden Haufen, zur Niederlegung der Waffen mahnend. Da trat einer der Bauernführer ihn frech an und schrie: „Ihr wart lange genug Herr, jetzt ist es Zeit dass wir es werden"! — Nun war das Mass voll. Mit Thränen in den Augen ritt Ludwig zurück. Kaum hatte er sein Heer in Schlachtordnung gestellt, als sich plötzlich die Thore öffneten und die Bauern, es sollen ihrer achttausend gewesen sein, zum Angriff hervorbrachen. Ihr Geschütz tödtete neben dem Kurfürsten seinen Geheimschreiber Sturm, das der Pfälzer aber schlug vom Galgenberge herab so hart in ihre Reihen, dass sie in wilder Flucht zur Stadt zurückliefen, auf der jedoch Viele durch die nachsetzenden Reiter niedergestossen wurden. In der Nacht ward das Städtlein umstellt. Da sank ihnen der Muth, sie ergaben sich und kamen jetzt um Gnade bittend aus den Thoren. Der Kurfürst gewährte diese unter der Bedingung, dass sie in die Stadt zurückkehren und bei Todesstrafe nicht wagen sollten zu fliehen. Dort wolle er über sie Gericht halten. Aber wie geblendet von Angst und Schrecken, fingen dennoch die letzten Reihen zu laufen an. Diess war die Losung zu einem allgemeinen Gemetzel. Vergebens rief der Kurfürst und gebot Schonung, vergebens warf er sich den Nachsetzenden entgegen. Achthundert Bauern fielen unter den Schwertern und Piken der ergrimmten Söldner. Ja, der Kurfürst von Trier der Ludwig zweitausend Reiter und Fussknechte zugeführt hatte, soll mit eigener Hand Mehrere niedergestossen haben. Die Rädelsführer, achtundzwanzig an der Zahl, fielen unter dem Schwerte des Henkers.

Aber selbst der Rädelsführer schonte der milde Georg von Speier. Jener Döpf, der ihm die freche Antwort gegeben, floh jetzt von Versteck zu Versteck und wusste sich zuletzt des Lebens nicht mehr sicher. Da schlich er in seiner Todesangst in das Schloss und warf sich dem Bischof auf dem Kirchgange zu Füssen, flehentlich um Leib und Leben bittend. „Nun," sprach gütig Georg, „die Sachen sind doch gut gangen, Paulus, wie's der Herr gewollt. Doch sei unbesorgt." Darauf nahm er ihn wieder zu Gnaden auf und liess ihn straflos zu den Seinen ziehen.

Das Bild ist in Fresko von Ferdinand Piloty gemalt. Ein gleichzeitiges, ausgezeichnet schönes Porträt des milden Georg bewahrt das Nationalmuseum.

88. Philipp, Pfalzgraf bei Rhein vertheidigt die Mauern Wiens gegen Sultan Solyman 1529.

Auf dem Blutfelde von Mohacs lag am 29. August 1526 der zwanzigjährige König Ludwig von Ungarn erschlagen, mit ihm die uralte Krone des heiligen Stephan im Staube zu den Füssen Solymans des Prächtigen. Der Grosstürke trat das unglückliche, in Partheien gespaltene Land zu Boden. Ein grosser Theil der Magnaten, sein freies Wahlrecht wahrend, hatte Johannes Zapolya den Wojwoden von Siebenbürgen zum Könige ausersehen. Eine andere Parthei, an ihrer Spitze der Palatin Stephan Bathori und die junge Wittwe des erschlagenen Königs, Maria, die Schwester Ferdinand I. von Oesterreich erkannte diesen, gemäss früherer Erbverträge und weil seine Gemahlin Anna die Schwester Ludwigs, als rechtmässigen König. Einen Antrag Zapolyas, Mann gegen Mann um die Krone zu kämpfen, hatte der Habsburger stolz zurückgewiesen. Aber Solyman nahm sich seines Schützlings kräftig an. In stolzem Selbstgefühle erwiderte er Ferdinands Gesandten: „Sagt eurem König, dass ich auf dem Mohacser Felde mit ihm schlagen will. Die Schlüssel der ungarischen Festungen werden an meinem Halse hängen. Besiegt er mich, so mag er mir den Kopf abschlagen und sie nehmen. Finde ich ihn nicht bei Mohacs, so soll er mir bei Ofen begegnen, ist er aber auch da nicht zu finden, dann werde ich ihn in seinem Wien selbst aufsuchen und sicher treffen". Er hielt Wort. Mitte August 1529, nachdem die Ernte eingebracht, erschien er mit 180,000 Mann auf dem Mohacser Felde. Dort stiess Zapolya mit 6000 Reitern zu ihm, und der Bischof von Fünfkirchen, ein Anhänger desselben, sendete dem Grosstürken durch den Kronhüter selbst die heilige Krone. Schon am 24. wurde Ofen berannt. Die feige Uebergabe des Schlosses, in dem 700 Deutsche unter den Hauptleuten Christoph Besserer und Hanns Traubinger lagen, bezahlte Solyman durch Niedermetzelung der Verräther. Gran übergab der Erzbischof, erschien im Lager und küsste dem Sieger demüthig die Hand. Auch Komorn, Dotis, Rab und Ungrisch Altenburg hatten die deutschen Besatzungen ohne Schwertstreich übergeben. Nur Neustadt, das allezeit getreue, hielt wacker aus. So wälzte sich das ungeheure Heer, allmählich bis auf 300,000 Mann lawinenartig angeschwollen immer weiter herauf und erschien, an der Donau bald bis in die Gegend von Krems streifend, am 25. September vor dem schlecht befestigten, nur von 21,700 Mann vertheidigten Wien, das schon am 26. ringsum eingeschlossen war.

Hier führte der sechsundzwanzigjährige Pfalzgraf Philipp, der Sohn des unglücklichen Ruprecht, der schon für Karl V. bei Pavia mitgefochten, den Oberbefehl. Der greise, siebzigjährige Graf Niklas Salm

hatte sich freiwillig dem fürstlichen Jünglinge unterstellt. Söhne der ersten Geschlechter Oesterreichs und des Reiches befanden sich unter den Führern, und die spanischen Edelknaben Ferdinands verliessen den flüchtenden Hof, um in Wien ihre Sporen zu verdienen. Noch am 25. waren zwei Fähnlein Nürnberger und Augsburger, bei den letztern der später so berühmte Schertlin von Burtenbach mit fliegenden Fahnen in die Stadt gezogen. Ihre Mauern und Thürme und die Dächer der Häuser krönten aber nur 72 Stücke. Mundvorrath war im Ueberfluss vorhanden, da mit dem Hofe die meisten, nicht streitbaren Einwohner die Stadt verlassen hatten. Leider wurde ein grosser Haufe der angesehensten und reichsten dieser Flüchtlinge, an 8000 Menschen, bei Tulln von den streifenden Türken und Tataren eingeholt, ausgeraubt und jämmerlich ermordet. Noch vor Erscheinen des Feindes hatte Philipp die weitschichtigen Vorstädte niederbrennen lassen. Allein sechs Spitäler und neun Klöster und Kirchen wurden damit in Asche gelegt. Die Befestigung, stellenweise nur aus schlechten sechs Fuss dicken Mauern, von einem elenden Zaune umgeben, wurde durch unausgesetztes Arbeiten bei Tag und Nacht, möglichst verstärkt.

Am 27. griff die aus einhundertdreissig Schiffen bestehende Flotille die Donaubrücke an. Sie ward zwar zurückgetrieben, da es aber den kaiserlichen Schiffen an Mannschaft fehlte, mussten Schiffe und Brücke den Flammen übergeben werden. Diess zwang die Oheime Philipps, die Pfalzgrafen Friedrich und Wolfgang, welche mit einem kleinen leider hier wie immer zu spät gesammelten Reichsheere auf der Donau herabgekommen, und sich noch mit einigen hundert Pferden in die Stadt werfen wollten, wieder nach Krems umzukehren. Zwei junge Grafen, von Oettingen und von Manderscheidt schwammen aber über die Donau, und wurden über den Wall hinaufgezogen. Studenten und Bürger stunden allerorten unter den Waffen. Zweckmässig hatte Salm die Besatzung vertheilt, am stärksten an der gefährlichsten Stelle zwischen dem Kärnthnerthor und den Augustinern, und erachtete es der alte Mann nicht zu beschwerlich, zur Beobachtung täglich den Stephansthurm zu ersteigen. Da sah man das Lager der Ungläubigen, ein Meer von Zelten, im weiten Umkreise von der Donau bis wieder zur Donau und über allen, weithin im Purpurschimmer, mit Gold und Sammet, Brokat und Edelsteinen geschmückt das herrliche Gezelt des Grossherrn, vor demselben, schwer im Winde wallend, die heilige grüne Fahne des Propheten. Ihr Belagerungspark, 300 Stücke zählend, war zur Sicherung mit einer 12 Fuss hohen Mauer umgeben worden.

Anfangs versuchten die Türken, welche treffliche Bergleute aus dem Norden von Kleinasien mit sich führten, ihr Glück im Minenkriege. Mehr denn zweiundvierzig Gänge hatten sie gegraben, um dann über

die gesprengten Mauern Sturm zu laufen. Die Belagerten aber hatten in ihren tiefen Kellern Trommeln mit Sand bestreut, und Wassergefässe aufgestellt, welche die leiseste Bewegung der Erde verriethen. Ueberdiess waren zwei, zu Ofen gefangene Christenkinder wie durch ein Wunder in die Stadt geflohen, und hatten dort die gefährlichsten Gänge entdeckt. Tyroler Knappen arbeiteten entgegen, verschütteten durch Druckminen die feindlichen Minirer, oder es kam, wo sie aufeinander stiessen, zum schauerlichen Todeskampfe in den Eingeweiden der Erde. Kleine Ausfälle fanden beinahe täglich statt, so ein sehr gelungener unter Hektor von Reischach, der besonders die Landsknechte in der Kampfweise gegen die Türken erfolgreich unterwiesen hatte. Dennoch rückte die Gefahr immer näher. Unausgesetztes Feuern donnerte Tag und Nacht gegen die Mauern und einige Minen waren trotz aller Vorsicht dennoch aufgeflogen und verursachten hauptsächlich an der Kärnthnerthor-Bastei grossen Schaden. Alle Anzeichen deuteten auf einen allgemeinen Sturm. Dem zu begegnen ward für die Nacht vom 6. auf den 7. October ein Ausfall von 8000 Mann beschlossen. Er fand, verzögert, erst am frühen Morgen statt; anfangs mit dem bessten Erfolge. Die Christen waren den Janitscharen bereits in den Rücken gekommen, und drangen unter entsetzlichem Morden gegen die Hauptbatterien am Kärnthnerthore vor, als das feige oder verrätherische Geschrei: „Wir sind abgeschnitten, rette sich wer kann“ aus ihren Reihen erscholl. Vergebens wollte der Hauptmann Wolfhager die Fliehenden halten, über seine Leiche weg rannte alles zur Stadt zurück. Ihnen nach bis an den Fuss der Mauer die Türken, an ihrer Spitze der Grossherr selbst. Gegen zweihundert Christen waren gefallen, von den Feinden wohl das Zehnfache. Desshalb heisse Rachbegier in ihren Reihen. Durch eine aufspringende Mine war die Mauer am Albertischen Palast auf dreissig Schritte niedergeworfen. Dort begann nun der Hauptsturm mit unglaublicher Raserei. Unter wüthendem Allahrufen rannten die Janitscharen an. Aber der Pfalzgraf, Salm und Reischach stunden, eine lebendige Mauer, in der Bresche. Sie und jeder einzelne Mann fochten als Helden. Schon waren die Türken auf der Krone des Walles, schon hatten sie dort zwei Rossschweife als Siegeszeichen aufgepflanzt; ein Regen von Kugeln und Pfeilen, Riesenschläge von Schwertern, Hellebarden und Morgensternen warfen sie wieder in die Gräben hinab. Nur wenige Stunden Rast und ganze Wälder wurden herbeigeschleppt, um diese zu erneutem Sturme zu füllen.

Der folgende achte October war wieder einer der heissesten Tage. Glücklicherweise hatte in der Nacht vorher ein Bote aus des Königs Lager die Donau durchschwommen, und Briefe von Ferdinand und dem Pfalzgrafen Friedrich gebracht, welche sichern Entsatz in längstens acht Tagen verhiessen. Das entflammte die Stadt mit neuem Muthe

und allgemeine Freudensalven gaben den Ungläubigen hievon die gebührende Kunde. Unaufhörlicher Kanonendonner erschütterte die Luft und bereitete einen neuen Sturm vor. Die Mauer am Kärnthnerthor drohte den Einsturz, das hölzerne Bollwerk vor demselben war in Brand gerathen. Man stützte erstere mit ungeheuren Bäumen, und hinter letzterem erhob sich, wie durch Zaubermacht, ein neues Bollwerk. Am Bürgerspital sprang eine Mine, und riss mehrere Klafter Mauer nieder. Der Mauerschutt war augenblicklich weggeräumt, die Bresche durch Bäume und Schanzkörbe gesichert, und hinter ihr eine neue Mauer aufgerichtet. So ward dem erneuten Angriffe auf allen Seiten siegreich begegnet, und vom Stephansthurme herab mit Trompeten und Heerpauken der abgeschlagene Sturm der ganzen Stadt verkündet.

Am Morgen des 9. begann wieder ein wüthender Angriff am Stubenthor, wo eine grosse Lücke in die Mauer gebrochen war. Nach dreistündigem Kampfe lagen dort über 1200 Leichen aufgethürmt. Mit derselben Furie, mit demselben Erfolge stürmten die Türken zwei Tage später dreimal an dieser gefährlichen Stelle. Unter strömendem Regen stunden die wetterharten Landsknechte Salms in der Bresche und würgten ihre Feinde nieder. „Nur her, her, mehr, mehr“ riefen sie in siegestrunkener Zuversicht. „Da was kayn vertzagt man in der stat vnd weren all dürgken angelauffen sy weren mit Gotteshylff an selbigen abent all erschossen vnd erstochen worden, dann es war yedermann lustig und girig wider sie“ meldet ein Augenzeuge. Solche beispiellose Gegenwehr erfüllte endlich die Ungläubigen mit panischem Schrecken. Kopflos flohen sie bis in die Weinberge und umsonst suchten ihre Offiziere mit Peitschen nnd Säbeln sie wieder hinauf in die Bresche zu treiben. Als endlich der Mond durch die Gewölke brach, geschah in später Nacht noch ein allgemeiner Anlauf gegen alle Breschen. Auch er wurde von der wachsamen Besatzung abgeschlagen.

An den beiden kommenden Tagen unausgesetzt-wiederholte Stürme. Wilhelm von Rogendorf und Eck von Reischach, Spanier und deutsche Söldner warfen sie zurück, mehr denn 2000 Feinde lagen getödtet in den Gräben. Trotz der fortwährenden Kämpfe war die Befestigung aller Orten noch möglichst verstärkt worden, so dass unser schwäbischer Berichterstatter freudig ausruft: „Dy Stat Wien ist auf den obgemelten Tag schon also verpolwerkt und bewart gewesen vnd wann all Dürgken auf erdtrich dauor weren gewest, sy hetten nichtes mügen schaffen, weren sy inner die maur hynein kommen, so weren sy erst recht in sack gelauffen wie dye heutling ihm Bodensee gefangen werden.

Des Sultans Grimm war masslos. Er berief all' seine Paschen in sein Zelt, drohte mit der seidenen Schnur, verhiess aber den Seinen hundertfachen Tagessold für den gelungenen Sturm. Ihm lag daran,

schnell zum Ziele zu kommen, denn die Lebensmittel begannen zu mangeln, weil aller Vorrath aus der Gegend in der Stadt aufgehäuft lag, um dieselbe aber alles wie von einem ungeheuren Heuschrecken-Schwarme kahl gefressen war. Am 13. kündete die völlige Ruhe im feindlichen Lager heisse Stunden für den kommenden Tag. Man kannte aber in Wien die Noth unter den Belagerern und fühlte, dass die Entscheidung nahe. Geistlich und weltlich, Mann und Weib, Greis und Kind legten unverdrossen Hand an die Arbeit, während die streitbare Mannschaft nicht von den Wällen kam.

Am 14. October, als das Primglöcklein des Stephansthurmes, das allein noch unter allen die Stunden anschlagen durfte, für die achte aushob, rückte das ganze feindliche Heer zum allgemeinen Sturme heran. Seit dem Morgengrauen war es rings um die Stadt aufgestellt worden. Voran, in mehreren Treffen die Paschen mit dem Kerne der Janitscharen, dahinter die Reiterei und das Geschütz. Wüthend war der Angriff, unter lautem Schlachtgebrüll stürzten sich die lohn- und beutegierigen Streiter in die Gräben, klimmten den Wall hinan. Dort aber wurden sie nicht minder heldenmüthig von den Bürgern und Landsknechten empfangen und erschlagen, blutend und verstümmelt in die Gräben zurückgestürzt. Der Sturm ward nicht mehr erneuert. Wiederholt ergriff die alterprobten, sieggewohnten Janitscharen panischer Schrecken. Sie warfen ihre Waffen von sich und rannten lieber rückwärts in die Säbel ihrer Offiziere, die Lanzen ihrer Reiter und die vollen Ladungen ihres Geschützes, das Solyman gegen ihre eigenen Reihen losbrennen liess, als nochmal die Tod und Verderben sprühende Mauer hinan. „Lieber wollen wir“ so riefen sie laut, „durch die Hände der unsern fallen, als durch die langen Rohre der Spanier und die deutschen Bratspiesse!“ wie sie die Schwerter der Deutschen nannten. — Nur um theuern Preis wurde aber dieser letzte Sieg errungen. Ein abgesprungener Stein zerschmetterte dem Heldengreise Salm den Schenkel und gab ihm im glorreichsten Augenblicke seines langen, thatenreichen Lebens die Todeswunde. Eine Stunde später beschloss Solyman die Aufhebung der Belagerung, sich das Ansehen gebend, als hätte der Stadt Eroberung nicht in seiner Absicht gelegen. Noch in der Nacht wurden die Zelte abgebrochen, alles übrige in Brand gesteckt. Alte Bauern und Priester wurden in die Flammen geworfen, an tausend Weiber und Kinder niedergehauen, was rüstig war wie das Vieh gekoppelt und mit fortgetrieben. Wien war gerettet; musste aber bei der Tageshelle des Lagerbrandes noch all diesen Jammer mit ansehen.

Philipp, dessen Wahlspruch „Nichts unversucht“ den ganzen Mann bezeichnet, und den schon seine Zeitgenossen, nicht unverdient, den Streitbaren nannten, ward von König Ferdinand zu seinem Statthalter

in Würtemberg ernannt, das kurz vorher durch die Vertreibung des wilden Ulrich in die Gewalt der Habsburger gefallen war*). Dort aber wurde er durch Philipp von Hessen, der den verjagten Ulrich wieder einsetzte, 1534 bei Laufen geschlagen, von einer Stückkugel schwer an der Ferse verwundet und gefangen. Später warb er am englischen Hofe vergeblich um die Hand Maria's, der Tochter Heinrich VIII., der ihn zum Capitän über 10,000 Mann bestellte. Er starb 1548 zu Heidelberg und ruht daselbst in der Kirche zum heil. Geiste.

Die Vertheidigung Wiens hat, frisch und lebendig in Farbe und Composition, Martin gemalt. Das Bild der Oertlichkeit ist treu wiedergegeben, das des Pfalzgrafen nach dem schönen gleichzeitigen Porträt, welches das National-Museum bewahrt.

89. Der vierzehnjährige Pfalzgraf Georg Johann von Veldenz hält 1558 die Dankrede bei der Reformation der Universität Heidelberg.

Längst schon hatte der neue Glaube in Deutschland Wurzel gefasst und sich so verbreitet, dass im XVI. Jahrhundert in gar vielen Gegenden, in denen sich heutzutage keine Ahnung mehr davon erhielt, ein rechtmässig beweibter Priester das heil. Abendmahl in beiden Gestalten, wie es der Erlöser eingesetzt ertheilte, und die Messe nicht in der todten lateinischen Sprache, sondern in deutscher gesungen wurde, die Jedermann verstehen konnte.

In der Pfalz war auf den sanften Ludwig V., den wir als einen denkenden, friedfertigen Herrn im Bauernkriege kennen lernten, dessen Bruder der unstäte und verschwenderische Friedrich II. gefolgt, den seine Zeit in tactloser Schmeichelei den Weisen nannte. Kaum desshalb, weil er das Gedeihen der Habsburger, der alten Feinde seines Hauses, trotz all der schlimmen Erfahrungen, die er von ihrem Undank gemacht, eifrigst förderte, Jugendkraft, Geld und Gesundheit für ihr Wohl opferte, und besonders durch seine und Ludwigs V. Bemühungen die Wahl Karl V. zum deutschen Kaiser zu Stande brachte. Ludwig blieb für seine Person noch dem alten Glauben treu, hinderte aber nirgends gewaltsam die Verbreitung der neuen Lehre, so dass dieselbe unter den aufgeweckten warmblütigen Pfälzern immer mehr Anhänger gewann. Wie er überall zur Mässigung und Duldung mahnte, so gestattete er auch seinen sieben oberpfälzischen Städten unbedenklich die Berufung

*) Hiezu bemerkt Ott Heinrich sehr naiv in seinem Tagebuch: „den 6. May 1532 hat der Kayser ihm sein gülden Schaf angehängt aber ihm dabey kein Gnad erzeigt", deren auch der arme Pfalzgraf für seine vielen Dienste von kaiserlicher Majestät sich nie zu erfreuen gehabt; während ihm doch in Frankreich und England reiche Geldgeschenke zu Theil wurden.

evangelischer Prediger. Mit allem Ernste verlangte er dem Luther zu Worms das sichere Geleite zu halten und seiner Bemühung vorzüglich war der erste Religionsfriede in Deutschland zu danken. Ihm folgte das schöne Zeugniss, dass mit seiner Leiche im März 1544 die Ruhe und der Friede Deutschlands in die Gruft gesenkt wurde.

Sein Nachfolger Friedrich II. gelangte erst nach einem abenteuerlichen Wanderleben im 61. Jahre zur Kur. Schon im ersten seiner Regierung bekannte er sich, von seinem Neffen Ottheinrich und dem berühmten Melanchton — eigentlich Schwarzerd und ein geborner Pfälzer aus Bretten — bestimmt, zur neuen Lehre, und empfing am Weihnachtstage 1545 mit der Kurfürstin und dem ganzen Hofe das heil. Abendmahl unter beiden Gestalten. Er hielt es mit den Fürsten des Schmalkaldischen Bundes, ohne demselben direct beizutreten; als diese aber am 24. April 1547 den furchtbaren Schlag erlitten, musste er sich zur Annahme eines Religionsvertrages bequemen, das Interim genannt, der den Extremen keiner Parthei gefiel, und nur die Lauen, wie jene sich ausdrückten, befriedigte. Weder der Pabst noch die Prädicanten, die sich bereits allerorten als kleine Päbstlein fühlten, traten ihm bei, und doch wäre vielleicht seine Annahme der einzige Weg gewesen, die gänzliche Spaltung in der Kirche zu verhindern, und den Frieden im Reiche wieder herzustellen. 1556 starb Friedrich zu Alzei in seinem 72. Jahre.

Um so energischer ergriff der vierundfünfzigjährige Ottheinrich, der Sohn Ruperts, der Bruder des kriegerischen Philipps, die Sache der Reformation. Interim und Katholicismus wurden abgeschafft in Stadt und Land, in Kirche und Schule sollte nur das reine Evangelium gepredigt und nach Lutheri Katechismus gelehrt werden. Bilder und Altäre entfernte man aus den Kirchen, und nur ein einziger mit dem Kreuze zur Begehung der heil. Abendmahlsfeier durfte stehen bleiben. Melanchtons Einfluss hatte den Kurfürsten zu einem begeisterten Anhänger Luthers gemacht und desshalb hatte er schon 1543 in seinen oberpfälzischen Herrschaften die neue Kirchenordnung eingeführt.

Dass bei solchem Feuereifer die Landesuniversität nicht in ihrem bisherigen Zustande bleiben konnte, war zu erwarten. Schon unter Friedrich hatte dessen Kanzler Hartmann von Eppingen auf Melanchtons Rath viele Verbesserungen durchgeführt. Die Bursen, die finstern Werkstätten mönchisch-scholastischer Bildung verschwanden, mit ihnen die Namen der Nominalisten und Realisten. Einzelne, tüchtige Kräfte wurden berufen, darunter selbst eine Frau, die ihrerzeit hochberühmte achtundzwanzigjährige und classisch gebildete Lombardin Olympia Sylvia Morata, die Gemahlin des Mediciners Gründler, welche mit ihm an die Hochschule zur Erläuterung des classischen Alterthums kam, aber bald nach ihrer Ankunft in Heidelberg starb. Ein Pädagogium

wurde errichtet, was besonders die Mehrheit der annoch scholastischen Glieder der Universität erschreckte, die darin und in der Bevorzugung der griechischen vor der lateinischen Literatur eine für sie gefährliche Neuerung erblickten. Das Interim begünstigte diesen Widerstand, Rom lockte durch unwesentliche Zugeständnisse und so kam es, dass sich Heidelberg für das Tridentinum erklärte, und zum Letztenmale in seiner Gesammtheit, die Autorität des Pabstes anerkannte. Aber erst mit Ottheinrich trat Melanchtons Wirken entscheidend in den Vordergrund. Der wohlwollende und gemässigte Charakter beider Männer war weit entfernt von der dogmatischen Starrheit ihrer Zeit. Ihre hohe Geistesbildung schützte sie vor dem leidenschaftlichen, theologischen Hasse gegen Andersdenkende und der alttestamentarischen Lebensanschauung vieler sonst trefflicher Menschen, die jedes Verständniss unmöglich machten. Hätte die Reformation im Geiste des weisen und milden Melanchton ihren Abschluss gefunden, der Welt wäre ein unabsehbares Meer von Elend und Jammer erspart geblieben und die Geschicke hätten sich in wahrhaft christlicher Weise erfüllt. Aber der Stolz und Starrsinn der römischen Curie, gleicherweise wie der Hochmuth der lutherischen und calvinischen Prädicanten, dann die Habsucht vieler Fürsten, die sich bereits mit dem grossen, freilich oft schmachvoll genug zusammengehäuften Gute der Kirche bereichert hatten, verhinderte jede Annäherung, welche die Weisen und Bessten von beiden Seiten anstrebten, und der unseligste Zelotismus behielt die Oberhand.

Im December 1558 war das Reformationswerk der Hochschule vollendet; sie erhielt eine neue Gestalt. Die theologische Facultät, fortan drei Lehrer zählend: für die Exegese des alten und neuen Testamentes und die Dogmatik, bekam die ausdrückliche Weisung, „in kein Weg mit unnöthigen, unnützen Fragen, geträumbten Opinionen, verwirrten Sophismaten noch weitläufigen Ausführungen und überenzigen Glossematen sich aufzuhalten, sondern den Text fleissig und verständig zu exponiren.“ Bürgerliches und geistliches Recht wurden vereinigt und die juridische Facultät besass vier Professoren, die über den Codex, die Decretalen, die Pandecten und die Institutionen zu lesen hatten. Die medicinische umfasste drei Lehrer. Sie sollten über Therapie, Pathologie und Physiologie lesen, mit der Theorie practischen Unterricht am Krankenbette, im Seciren und der Botanik verbinden, und mussten das Griechische gründlich verstehen. Die wichtigste Reform erfuhr die philosophische Facultät, da ganz im Sinne Melanchtons die humanistische Bildung die Basis der neu aufblühenden Studien werden sollte. An die Stelle der jetzt gründlich beseitigten scholastischen Richtung kamen fünf Lehrstühle für griechische Literatur, Ethik, Physik, Mathematik, Poesie und Rhetorik. Nicht mehr hölzerne Compendien missverstandener, zur Carricatur verzerrter aristotelischer Philosophie,

sondern die reinen und lebendigen Quellen der unsterblichen Alten selbst sollten zu ihrem Verständniss führen. Nicht mehr das wüste Mönchs-Latein des Mittelalters sollte Lehrsprache sein. Alle schlechten Uebersetzungen und barbarischen Bearbeitungen mussten verbannt, der unverfälschte Text wo immer zu Grunde gelegt werden. Der in alle theologischen Kämpfe jener Zeit verwickelte, streitsüchtige aber sehr gelehrte Thileman Hesshus, Wilhelm Holzmann, — Xylander gräcisirt — der Meister in griechischer Literatur, der als Dichter und Staatsmann wie als Arzt gleich hoch geachtete Lotichius Secundus, Christian Ehem, der classisch gebildete Jurist, und der vielgewanderte berühmte Pandectist Franciscus Balduinus waren damals Zierden der Universität.

Ottheinrichs lebendige Fürsorge für alles, was seine Lieblingsanstalt betraf, erstreckte sich natürlich auch auf die, schon damals berühmte Bibliothek. Er verwendete grosse Summen für den Ankauf orientalischer und griechischer Handschriften und schickte hiezu den tüchtigen Kenner Niklas Cissner in aller Herren Länder. Die ansehnliche Bücherei im kurfürstlichen Schlosse liess er mit jener der Universität, die im Chor der heil. Geistkirche aufgestellt war, in einem eigenen Gebäude, zunächst der Kanzlei vereinigen. Bald war durch seinen Eifer die pfälzische Büchersammlung die erste in Europa und Ottheinrich gebührt mit Recht der Name ihres zweiten Stifters.

Alle diese Verdienste um die Hochschule hob denn auch der damalige Rector derselben, der erst 15jährige Pfalzgraf Georg Johann von Veldenz, der erste pfälzische Prinz der diese Stelle begleitete in einer langen lateinischen Dankrede lebendig und kräftig hervor, welche er am 20. December 1558 hielt. Wenn er darin auch die Verdienste seiner Vorfahren dankbar erwähnte, so pries er doch vor Allen den Kurfürsten, der alle Gesetze der Hochschule auf das Weiseste reformirt und sie von den veralteten scholastischen Einrichtungen befreit habe, die der Würde des Gesetzes so ferne gestanden, wie dem wahren Glauben und dem Stande der Cultur.

Das trefflich gemalte Bild dieses Actes ist von der Meisterhand Ferdinand Piloty's. Die Porträts Ottheinrich's und Melanchtons sind mit einem leichten Anachronismus aus den jüngeren Jahren beider. Neben dem Prinzen steht, das Buch haltend, der Prorector Heylmann. In Vordergrunde von der Linken zur Rechten erblicken wir Probus, Ehem und Micyllus.

90. Kurfürst Ottheinrich erbaut den nach ihm benannten schönen Flügel des Heidelberger Schlosses 1557.

Da, wo der vielfach gewundene Neckar die letzten Berge des Odenwaldes verlässt um sich der weiten Rheinebene zuzuwenden, in

der Gegend, wo jetzt das reizende Heidelberg sich an seinen Ufern lagert, mochten wohl schon zur Zeit der Römer die benachbarten Berge Castelle zur Bewachung der Gränzen gegen die immer kampffertigen Germanen getragen haben, welche so häufig aus den finstern Schluchten ihres dem heimischen Odin geweihten Waldes hervorbrachen. Damals und bis in die ersten Jahrhunderte des Mittelalters herein soll sich aber der Lauf des Neckars noch viel weiter gegen Norden erstreckt und von Ladenburg dem alten Lupodunum an, fast parallel mit dem Rheine ziehend seine Wasser erst in der Nähe von Mainz mit ihm vereinigt haben. So waren denn die Burgen auf jenen Höhen doppelt zur Vertheidigung geeignet. Doch sind diess alles nur Vermuthungen, welche allerdings durch die besonders auf und an dem Heiligenberge gefundenen zahlreichen Römerreste, da wo die Forscher den zur Zeit Valentinians genannten Pirus mons suchen, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gewinnen.

Die erste urkundliche Erwähnung des heutigen Heidelbergs findet nahezu acht Jahrhunderte später statt. 1147 nämlich nahm Conrad der Hohenstaufe, der Bruder Friedrichs I., seinen Sitz in einem Castrum am Heidelberg, mitten inne liegend in den Stammgütern der Salier, deren ein Theil ihm aus der mütterlichen Erbschaft zugefallen. Der Sitz eines Pfalzgrafen, d. i. eines Hofrichters an Königs Statt am Rheine, welches Amt ihm bald darauf sein kaiserlicher Bruder verliehen, und der bisher wechselnd in Aachen, Cöln und Stahleck bei Bacharach gewesen, ward von ihm auf die neue Burg übertragen. In welch' romantischer Weise dieses Amt von seinem Hause an die Welfen und von diesen an die Wittelsbacher gekommen, ist bereits bei Nr. 20 dieser Bilderreihe erzählt worden. Jenes erste Castrum nun stand auf einer östlichen Vorhöhe des Geissberges, hoch über den Ruinen des herrlichen spätern Schlosses, an der Stelle wo noch heute spärliche Reste den Ort bezeichnen, der „das alte Schloss" heisst. Nach einer verheerenden Feuersbrunst, die es im Jahre 1288 nebst der Stadt zerstörte, wieder erbaut, erlag es endlich einem furchtbaren Naturereigniss. Am 25. April 1537 fuhr der Wetterstrahl in einen mit Pulver gefüllten Thurm. Dieser selbst und das ganze Schloss wurden in einem Augenblicke zerrissen, die Stadt und die Gegend wie von einem Erdbeben erschüttert, die auffliegenden Steine überall umher geschleudert und die Zimmer des Kurfürsten gänzlich verwüstet. Es blieb in Ruinen liegen.

Unter dem alten Schlosse befand sich aber ein wohlgelegener Hügel, von alten Zeiten her der Jettenbühel genannt. Dort soll in einer uralten Capelle, deren Substructionen noch gezeigt werden, eine Wahrsagerin, wahrscheinlich eine Reclusa Namens Jetta gewohnt haben, die ohne sich zu zeigen durch das Fenster heraus den Gläubigen ihre Orakelsprüche ertheilte. Auf diesem Hügel neben der alten Capelle

musste schon bald nach dem Brande von 1288 ein Schloss aufgeführt worden sein, da der Vertrag von Pavia ausdrücklich beim Antheil der älteren Linie eine obere und untere Burg nennt, deren letztere wohl als der eigentliche Hofsitz des Pfalzgrafen, die erstere als schützende, das Kriegsmaterial bergende, Veste betrachtet werden muss.

Der noch vorhandene älteste Theil dieses untern, eigentlichen Schlosses, der sogenannte Rudolphsbau, der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts angehörig, steigt im Viereck, fast thurmartig, mit epheuumrankter Aussenwand, an der Westseite des jetzigen Hofes auf. Er war wie besonders die herrlichen reichdurchbrochenen Fenster des Erkers bezeugen, in edlem gothischen Style gehalten. Nach Süden zu schliesst sich ihm der von Kaiser Rudolph aufgeführte Palast an. Im länglichen Rechteck erhebt sich derselbe in drei Etagen, die gegen Nord und Süd hohe Stufengiebel tragen. Das ganze hat den Charakter eines reichen Herrenhauses, gleichfalls in gothischem Style, an welchem jedoch der Reichsadler den königlichen Erbauer verkündet. Ein Meisterwerk der Plastik hat sich über dem Spitzbogen der Thürpforte erhalten, zwei zierlich gelockte Engel einen Kranz von fünf Rosen tragend, in dem sich ein halbgeöffneter Zirkel, wohl das Zeichen der alten Baugewerke zeigt. Im Innern trat man beiderseits in grosse von gewaltigen Pfeilern getragene Säle, deren einer noch erhalten und zum sogenannten Rittersaale umgewandelt worden ist. Im ersten Stocke befindet sich der, wegen seiner Pracht einst hochgerühmte Königssaal, von welcher die spärlichen Reste eines trefflich gearbeiteten Kamins ein sprechendes Zeugniss geben. Nördlich vom Rudolphsbau, wo jetzt das sogenannte Bandhaus, stund die dem heiligen Ulrich geweihte Schlosscapelle, welche, längst ihrer heiligen Bilder beraubt, Friedrich V. in einen Festsaal umwandeln und mit allegorischen Statuen schmücken liess. In dieser Capelle wurde in der katholischen Zeit jährlich die Todtenfeier für die bei Seckenheim Gefallenen festlich begangen, und sie selbst im XVI. Jahrhundert von Pius II. als die reichstdotirte in ganz Süddeutschland gerühmt.

Des siegreichen Friedrichs Thätigkeit war mehr dem Militärischen zugewendet. Seine vielfachen Kriege zwangen ihn dazu. Daher begann schon er die den neuen Feuerwaffen angepasste Befestigung, welche mit einem Kranze gewaltiger Bastionen die schönen gothischen Bauwerke seiner Vorfahren umfasste. Seiner Zeit eignet der sogenannte gesprengte Thurm der südöstlichen Ecke, dessen felsenhartes Mauerwerk die französischen Minirer nicht zu zerreissen, sondern nur in einer ungeheuren compacten Masse in den Graben zu stürzen vermochten. Hundert Jahre nach der Katastrophe fand man zufällig die Skelette von dreien derselben in einem verschütteten Gewölbe. Auch gehört ihm der Unterbau des achteckigen Thurmes, der auf der Jettencapelle

ruht, sowie, weit ausserhalb der Schlossmauern über dem westlichen Ende der Stadt auf einem Vorsprunge des Geissberges die bekannte Schanze „Trutz-Kaiser". Die Befestigungen setzten seine Nachfolger Philipp und Ludwig V. eifrig fort. Jener wegen der Kriegsgefahr im Landshuter Erbfolgekriege, dieser wegen des Bauern- und drohenden Religionskrieges. In jene Zeiten fällt namentlich das gewaltige Bastion des später sogenannten Stückgartens mit dem grossen Walle, der sich längs der ganzen Westseite und um den gleichfalls von ihm erbauten südöstlichen Eckthurm, später „Nimmersatt" genannt bis zur Brücke hinzog. Auch diese und der grosse viereckige Thorthurm waren sein Werk. Unter allen Bauten jener Zeit ragt aber der gleichfalls von Ludwig errichtete sogenannte dicke Thurm an der Nordwestecke des Schlosses hervor, der nun, ein riesiger Torso vor uns liegt. In sieben Abtheilungen erhob er sich bei einem Durchmesser von 90′ und einer Mauerdicke von 20′, 235′ hoch auf dem steil ansteigenden Felsengrunde über der Stadt. Im Innern füllten Ludwigs Bauten die ganze südöstliche Ecke. Besonders waren es ökonomische Gebäude welche wohl die Zerstörung des alten Schlosses und die gesteigerten Anforderungen des Hoflebens nothwendig machten. Auch die, annoch gothisch gehaltene Brunnenhalle, deren granitne Säulenschäfte aus dem alten Karolinger Palaste zu Ingelheim stammen, wurde von ihm errichtet. Alles aus dieser Uebergangs-Periode bis auf den Schwung der Bögen trägt einen wuchtigen, schweren aber kräftigen Charakter. Die noch vorhandenen beiden Schildknappen am Hauswappen über dem Thore repräsentiren trefflich Zeit und Baustyl.

Der weitgereiste, verschwenderische und unruhige Friedrich II., der sich früher über die Baulust seines Bruders tadelnd ausgesprochen, übertraf ihn noch in diesem allerdings fürstlichen Erbfehler der Wittelsbacher, der ihnen gleichsam im Blute sitzt. Sein grosser Palastbau an der Nordostseite des Hofraumes reichte weit über die alten Schlossmauern hinaus, und umfasste den anfangs zur Unterbringung der Bibliothek bestimmten und darnach benannten wie den achteckigen Thurm, von welchem herab er nach der Sitte jener Zeit ein Glockenspiel erklingen liess. Dieser Bau zeigt in bizarrer Weise die noch unvermittelte Mischung des aus Italien gekommenen wieder erweckten antiken Styles mit der in ihren Formen bereits völlig entarteten Gothik. Nur hie und da, besonders in dem noch erhaltenen höchst interessanten Pracht-Kamine tritt die Schönheit und Zierlichkeit der edlen Renaissance hervor. Das alles ist nun grösstentheils Ruine

„Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein."

Der schönste Theil des Heidelberger Schlosses gehört aber unbestritten der nur dreijährigen Regierungsperiode Ottheinrich's von 1556

bis 1559. Wohl niemals hat ein Fürst in so kurzer Zeit nach jeder Richtung hin so viel geschaffen als er. Reisen nach Italien und in den Orient,*) hatten schon frühzeitig seine grossartigen Anschauungen geweckt und seinen Geschmack gebildet, so dass der sichtbare Ausdruck desselben noch heute von dieser harmonischen Entwicklung des fürstlichen Erbauers das herrlichste Zeugniss gibt. Durchweht von einem wahrhaft südlich antiken Geiste, ein seltener schöner Fremdling auf germanischem Boden, steht das wunderbare Werk vor unsern Augen. Nach aussen ziemlich einfach, noch im spätgothischen Style aufstrebend, ist aller künstlerische Glanz auf die innere Hofseite gewendet. In trefflichem Quaderbau aus Heilbronner Sandstein erhebt sich die Facade, kräftig und leicht. Jonische Pilaster und korinthische Halbsäulen bilden die Gliederung; über eleganten Consolen sind die Nischen zur Aufnahme der Standbilder vertieft. Hohe, statuentragende Giebel schliessen den Bau nach oben, in den man durch ein reichgeschmücktes Portal, von vier kräftigen Männergestalten getragen, und sichtlich einen römischen Triumphbogen nachahmend, eintritt. Schöne, reiche Gesimse begränzen alle Etagen und besonders glücklich, ja mustergültig ist die Vermittlung des gothischen Fensterkreuzes mit der antikisirenden Form der Renaissance gelungen. Eine feine Meisterhand verräth sich an allem architektonischen Schmuckwerk, das, in staunenswerthem Reichthum, die ganze Facade gleichsam epheuartig überspinnt. Sechzehn Statuen in drei Etagen füllen die Nischen. In der untersten Josua, Simson, Hercules und David, vier Helden und Führer des Volkes. Ueber ihnen eine Reihe von Medaillons römischer Herrscher und grosser Männer der Republik. Allegorische Figuren christlicher und fürstlicher Tugenden; Liebe, Glaube, Hoffnung, Stärke und Gerechtigkeit äusserst lebendig entworfen, stehen in den mittleren Nischen. In der obersten Reihe endlich erblicken wir Saturn, Mars, Venus, Mercur und Diana, und über ihnen als Giebelschmuck Jupiter und den als Sonnengott aufgefassten Apoll. Sie repräsentiren die sieben mächtigen Gestirngötter, tiefgewurzelt im astrologischen Glauben aller Zeiten als Beherrscher des Lebensganges der Menschen. Auch das Innere ward, wechselnd in den zierlichsten Formen, von Hermen und Victorien, von üppigen Blumen und Fruchtgewinden, allerorten um Kamine, Thüren und Wappenschilder geschlungen, überreich geschmückt. Alles was noch vorhanden verräth fürstliche Pracht, vereint mit dem feinsten Geschmack des Anordners und der ausführenden Kräfte. Noch aber ist der jedenfalls auf der Höhe seiner Zeit stehende Künstler nicht ermittelt, der zu diesem harmonischen Prachtbau den Entwurf gemacht. Michel Angelo, den die Volksmeinung, für das schöne Werk den grössten Namen wählend, bezeichnet, ist es sicherlich nicht. —

*) Seiner Wallfahrt zum heiligen Grabe wurde oben gedacht.

Schweden und Franzosen haben die köstlichen Ueberreste geschont, nur die brutale Rohheit des aufgeklärt sein wollenden, reisenden Pöbels aller Stände und Nationen hat sie vielfach geschädigt.

Unter den ersten Regenten der simmerischen Linie, den Nachfolgern Ottheinrich's, ruhte von dem herrschend gewordenen theologischen Interesse verdrängt, die Bauthätigkeit bis zum Ende des Jahrhunderts. Erst unter Friedrich IV., als das politische und Cultur-Interesse das confessionelle wieder einigermassen überwog, entstund an der Stelle älterer abgebrochener Theile ein neuer Bau, der besterhaltene des ganzen Schlosses. Die Hauptmasse der Nordseite bildend, erhebt er sich, frei über die prachtvolle Terrasse hinaus blickend, im untern Gelasse die neue Schlosscapelle, auf derselben in zwei Etagen. Unruhiger, roher und weniger durchgebildet, erscheint das Ganze dennoch als eine Nachahmung des Ottheinrichbaues. Die seltsame Decorationsweise, dem holländischen Styl sich nähernd, sieht aus als wenn Schlosser und Riemer sie in Stein gearbeitet hätten. Einen Hauptschmuck der Facade bilden, neben den scharf geschnittenen, keck vom Giebel herabschauenden Köpfen von Landsknechten, Knaben und Mädchen sechzehn Statuen von Ahnherrn des Kurhauses, freilich theilweise arg von schwedischen Kugeln verstümmelt. Ihr Costüm ist mit eingehender Kenntniss sehr gut behandelt, Gesicht und Haltung von energischer aber derber Naturwahrheit.

Der liebenswürdig leichtsinnige, unglückliche Friedrich V. endlich liess auf den Grundlagen der von Ludwig V. angelegten grossen Vertheidigungswerke auf der Nordseite eine neue glänzende Wohnung für die schöne englische Königstochter Elisabeth errichten, die er im Sommer des Jakres 1613 heimgeführt. Von zierlichen Gartenanlagen umgeben, erhob sich dieser Bau, angelehnt an den dicken Thurm in dem gefälligen edlen Style Palladio's in zwei Stockwerken über den riesigen Untermauern. Wir vermögen die Feinheit der Anlage und Ausführung nur noch in seinen Trümmern zu bewundern, da gerade diese Seite durch die französischen Mordbrenner bei Sprengung des dicken Thurmes am meisten gelitten hat. Friedrich liess damals auch das Dach dieses Thurmes heben, die Tragsäule wegnehmen und einen hellen geräumigen Prachtsaal einschieben, der mit seinem sogenannten englischen Baue in Verbindung stand. Von den prächtigen Garten-Anlagen des Salomon de Caus die auf drei Seiten um die Burg liefen, steht noch wohl erhalten die äusserst zierlich in Spätrenaissance aufgeführte Elisabethen-Pforte, die Friedrich seiner in Wahrheit „geliebtesten Gattin“ errichten liess.

Noch müssen wir des weltberühmten grossen Fasses und der neben demselben stehenden Figur des Hofzwergs Clemens Perkeo, Clementel genannt, des Heidelberger Wahrzeichens aller wandernden Handwerksbursche, Erwähnung thun. Johann Casimir hatte das erste in dem

gesegneten Weinjahre 1589 zimmern lassen. Karl Philipp erneute es 1728 und von Karl Theodor aus dem Jahre 1751 stammt das gegenwärtige, welches 80,000 fl. gekostet, in der Länge 32′, im grössten Durchmesser 23′ misst und 236 Fuder oder 253,300 grosse Flaschen fasst, mit denen es einigemal in reichen Weinjahren wirklich gefüllt wurde.

Traurig sind die späteren Schicksale dieses Fürstensitzes. Schon im dreissigjährigen Kriege vielfach durch Beschiessung und Brand verdorben, liess es Karl Ludwig wieder möglichst herstellen, und auch seine Nachfolger besserten und bauten hie und da. In dem grausamen Orleanischen Kriege aber ward ihm durch den Schandbefehl des sogenannten grossen Ludwigs, dieser Incarnation eines modernen Despoten: „de brûler le Palatinat" der Todesstoss gegeben. Seine Mordbrenner-Banden unter Melac und Montclas, Namen, mit denen seitdem die rächende Volkswuth am Rheine und in Bayern die wilden, bissigen Fanghunde brandmarkt, fielen 1687 in die Pfalz und an den Tagen des 18. Januars und 16. Februars 1688 erlag das herrliche Schloss und mit ihm ein grosser Theil der Stadt der Zerstörungswuth französischer Kannibalen. Und was in diesem Jahre nicht geschah, holten sie 1692 nach, wo sie, wenn möglich, noch grausamer hausten und besonders die Grabstätten der alten Fürsten in der heiligen Geistkirche zerstörten. Der „allerchristliche" König hatte die Frechheit, Gottes Allmacht parodirend, eine Medaille auf diese Heldenthat mit der Umschrift: „Rex dixit et factum est" prägen zu lassen. Aber gerade hundert Jahre später ereilte das Gericht des Allmächtigen, der die Sünden der Väter an Kindern und Enkeln straft, den verfaulten Stamm der Bourbons. Ludwig XVI. blutete auf dem Schaffot, und die Volkswuth sprengte die Königsgruft von St. Denys, und riss höhnend die Reste des Verderbers von Heidelberg und seines Geschlechtes aus den Särgen.

Auch nach diesen Schreckenstagen wurde wieder Manches in wohnbaren Stand gesetzt. Das Interesse an dem Schlosse war aber geschwunden, seit Karl Philipp sich seine prächtige Residenz zu Mannheim erbaut hatte. Karl Theodor hingegen fasste den festen Vorsatz wieder zeitweise in Heidelberg zu wohnen. Es sollte nicht sein. Schon waren die Palastbauten Friedrich II. und Ottheinrichs wieder hergestellt, mit prächtigen gewirkten Tapeten geschmückt, und die Meubels hingeschafft: schon war der Tag der Abreise nach dem alten Herrschersitze anberaumt, als am 24. Juni 1764 ein Blitzstrahl herniederfuhr und alles wieder in Asche legte. Seitdem ist das Schloss Deutschlands schönste Ruine geblieben.

Das Bild ist von Martin gemalt. Ottheinrich und sein Bau sowie Melanchton sind getreue Porträts.

Pfalz-Simmern.

91. Kurfürst Friedrich der Fromme nimmt die aus den Niederlanden vertriebenen Calviner auf, und gründet durch sie die Neustadt Frankenthal 1572.

Das Haus Wittelsbach war im Laufe des XVI. Jahrhunderts abermals nahe daran, das mächtigste in Deutschland zu werden, als ein höchstverderbliches Geschick wollte, dass dessen beide Linien an die Spitze der sich bald auf's Feindlichste gegenüber stehenden Confessionen traten. Mit welchem Eifer die jüngere Ludwigische in Bayern die Sache des Katholicismus verfocht, hatten wir bereits Gelegenheit mehrfach zu schildern. Mit nicht minderem Eifer nahm sich die ältere, Rudolphische, in der Pfalz der Protestanten an. Besonders der nach Ottheinrichs Tode zur Regierung gekommene Simmerische Zweig lieferte deren rüstigste Kämpfer mit Wort und Schwert. So kam es, dass das Pfälzer Haus durch die persönliche Tüchtigkeit seiner Fürsten und die von ihnen geknüpften Verbindungen in jener Zeit eine weit über seine materiellen Mittel reichende Bedeutung gewann, und es den Anschein hatte, als wolle es mit den Habsburgern um den Primat in den germanischen Ländern ringen. Die Spaltungen zwischen Lutheranern und Reformirten, die Bedeutungslosigkeit Friedrich V. und das Unglück, welches Land und Regentenhaus während des 30jährigen Krieges traf, endlich die Folgen desselben, die schwer auf der Regierung des übrigens höchst energischen Karl Ludwig lasteten, liessen jene Führerschaft an die jüngere Kurlinie des sächsischen Hauses verloren gehen, die ihre Macht durch die undeutsche Treulosigkeit des noch vielfach weit über Gebühr gepriesenen Moritz erlangt hatte. Als dieses Haus aber, dem werthlosen Schimmer der polnischen Königskrone zu Liebe, wieder zum alten Glauben zurücktrat, ward Brandenburg-Preussen der mächtigste protestantische Staat, und wie dessen klug berechnender Friedrich II., freilich kaum Deist, und alle seine Nachfolger ihre religiöse Stellung in der Meinung des Volkes auszubeuten wussten, lehrte die Geschichte bis auf diesen Tag. Aufrichtigen Eifer für die „Sache Gottes“ — wenn man sich ohne Blasphemie so ausdrücken darf — besassen schwerlich alle Fürsten des Reformationszeitalters. Seitdem ist diese „Sache Gottes“ aber mehr oder minder nur als Deckmantel für persönliche oder Staatsinteressen missbraucht, und auf beiden Seiten zu Planen der Habsucht und des Ehrgeizes ausgebeutet worden.

Ottheinrich, der mit Widerwillen im Herzen gegen Luthers Lehre, die man ihm in seiner Jugend als eitel Ketzerei geschildert, zum Reichstage nach Augsburg gezogen, war durch die, von Melanchton verfasste Bekenntnissschrift der protestirenden Fürsten, rein auf die heilige Schrift und die Kirchenväter begründet, zu eigener Forschung erweckt worden. Nach dem in Regensburg 1541 stattgefundenen Religionsgespräch, trat er, von seiner Ueberzeugung bestimmt, wie bereits erzählt, öffentlich zur neuen Lehre über. Er blieb bis zu seinem Tode ein eifriger und aufrichtiger, aber duldsamer Anhänger Luthers. Wie sehr es ihm Ernst war mit seiner religiösen Ueberzeugung, und dass kein irdischer Vortheil ihn geleitet, bezeugt die eindringliche Mahnung an seinen Nachfolger Friedrich III., die eingezogenen geistlichen Güter nur zu kirchlichen und frommen Zwecken zu verwenden.

Dieser, der schon in seinem siebzehnten Jahre gegen die Türken gekämpft, war in Lüttich und am spanisch-habsburgischen Hofe zu Brüssel zum strengen Katholiken herangebildet worden. Er mochte aber daselbst gar manche Missbräuche gesehen und Maximen vernommen haben, die seinem hohen und ernsten Interesse für Glaubenssachen, wie seiner offenen, gewissenhaften Gesinnung widersprachen. So durfte es nicht eben schwer geworden sein, dass seine junge glaubenseifrige Gemahlin Maria, die Tochter Markgraf Casimirs von Brandenburg-Kulmbach ihn allmählig der neuen Lehre gewann. Schon damals war aber der Zwiespalt im Schoosse der protestantischen Kirche vorzüglich über die Abendmahlslehre ausgebrochen. Anfangs nur theoretische Meinungsverschiedenheit, ward der Riss durch die Heftigkeit, Rechthaberei und Verketzerungssucht der Prädicanten immer tiefer, bis sich die Anhänger Luther's, Calvin's und Zwingli's zuletzt gegenseitig mit dem Bann belegten und verdammten; und einander grimmiger hassten als selbst ihre gemeinsamen Gegner, die Katholiken. Friedrich suchte zu vermitteln, ein von ihm veranlasstes Gutachten Melanchtons, das sich der calvischen Anschauung näherte, erbitterte die eifrigen Lutheraner besonders den Hesshus, der in seiner kecken Weise so gerne den protestantischen Ketzerrichter spielte, und sie erklärten es geradezu für Teufelswerk. Um so mehr überzeugte es den Kurfürsten, der sich seitdem immer entschiedener dem Calvinismus zuwandte. Die Einführung desselben und die Verdrängung des Lutherthums gelang in den rheinischen Landen um so leichter, als ersterer ohnehin durch den regen Verkehr mit der Schweiz und den Niederlanden schon viele Anhänger zählte. In der Oberpfalz führte der Versuch zur Calvinisirung aber zu heftigen Reibungen. Dort waltete Friedrichs Sohn, der Kurprinz Ludwig zu Amberg als Statthalter. Selbst ein eifriger Anhänger der lutherischen Lehre ward er darin durch seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter des nicht minder eifrigen Lutheraners Philipp von Hessen, nur noch mehr

befestigt. Darum wollten die schon unter Ottheinrich als übereifrig bekannten Oberpfälzer von einer Religionsänderung nichts wissen. Die damals so häufig statt findenden Religionsgespräche und Einigungsversuche, die fast regelmässig in ärgerliche Zänkereien und unwürdige Rohheiten ausarteten, führten nicht einmal zu einem Compromiss, und erzielten keinen andern Erfolg, als dass die Kämpfer nur um so erbitterter und hartnäckiger auseinandergingen.

Der wichtigste Schritt der neuen Kirchenordnung war die Abfassung und Einführung des sogenannten Heidelberger Katechismus, der die Satzungen der Reformirten feststellte. Dieses Buch, gleichsam ihr Symbolum, wurde bald das Panier unter dem sich blutige Kämpfe entspannen. Ihn hatten der weitgereis'te und gelehrte Ursinus, eigentlich Beer aus Breslau, ein Schüler Melanchtons, gemeinsam mit Olevianus, einem begeisterten Calviner entworfen. Als einst auf einer Lustfahrt zu Bourges, durch junge, trunkene Adelige veranlasst, der Kahn umschlug, stürzte des Kurfürsten fünfzehnjähriger zweiter Sohn, sein Liebling Hermann Ludwig, welcher dort studierte, in die Loire. Sein zwanzigjähriger Freund und Begleiter warf sich ihm zur Rettung nach in die Fluthen. Vergebens. Dieser Jüngling war Olevian, später des Vaters vertrautester Rathgeber.

Alle Widerwärtigkeiten vermochten nicht, Friedrichs Gottvertrauen zu entkräften. Auf dieses gestützt schrieb er seinem Bruder Richard, der ihn vor dem Besuche des Augsburger Reichstages 1566 warnte: „Ich weiss, dass der Gott, der mich in rechter und wahrer Erkenntniss seines heiligen Namens erhalten, so mächtig ist, dass er mich armes einfältiges Männlein bewahren wird, ob es auch dahin komme, dass es Blut kosten müsse.“ Darauf trat der hart Angeklagte unerschrocken in die volle Reichsversammlung, seinen Sohn Johann Casimir, seinen geistlichen Waffenträger wie er ihn nannte hinter sich, die Bibel tragend. Er verwahrte sich feierlich gegen jede Verletzung des Gehorsams, den er dem Oberhaupte des Reiches schuldig, vertheidigte aber mit Wärme alle seine Schritte in kirchlichen Dingen und schloss mit den Worten: „Sollte diess mein Vertrauen fehlschlagen und man über mein christliches und ehrbares Erbieten im Ernste gegen mich handeln, so getröstet mich die Verheissung meines Herrn und Heilandes, dass alles, was ich um seine Ehr' oder Namens willen verliere, mir in jener Welt hundertfältig soll erstattet werden. Thue damit Ew. Majestät mich unterthänigst zu Gnaden befehlen.“ Seine einfache Rede verfehlte ihren Eindruck nicht. „Was fechtet ihr diesen Fürsten an, er ist frömmer denn wir alle,“ rief der Markgraf von Baden laut und Kurfürst August von Sachsen sprach gerührt: „Wahrlich Fritz, du bist besser als wir alle.“ Auf den Fall seiner Verurtheilung hatte Friedrich bereits das Bürgerrecht in Bern genommen. Er war bereit, seiner religiösen Ueber-

zeugung alle Ehren der Welt zu opfern. Aber Maximilian II. hatte ihn hochachten gelernt, und der Friede Deutschlands ward unter diesem milden und duldsamen Kaiser nicht gestört, der seinem Grundsatz, „dass Gott allein die Herrschaft über die Gewissen zustehe," niemals untreu geworden.

Desto heftiger loderten die Religionskämpfe in Frankreich und den Niederlanden. Wie hätte der eifrigste aller calvinischen Fürsten dabei kalt bleiben können? So gestattete Friedrich III. denn die Rüstung seines gleich eifrigen Sohnes Johann Casimir, der, erst 25 Jahre alt, mit einem Heere von 10,000 Reitern den bedrängten Hugenotten zu Hilfe zog. Er hatte den Frieden von Longjumeau erringen helfen, der von keiner Seite aufrichtig gemeint, bald gebrochen ward. Am neuen Kampfe betheiligte sich mit dem berühmten Oranier ein anderer Wittelsbacher, Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken-Veldenz, durch seinen Sohn Karl Stammvater unseres Königshauses. Er zog mit 17,000 Mann nach Frankreich, und bewies dort ein von Freund und Feind hochgeachtetes Feldherrntalent. Aber ehe es noch zur Entscheidung kam raffte ihn zu Nessun in Limousin ein bösartiges Fieber hinweg. Seine Leiche ward in Meisenheim bestattet, sein Heer focht tapfer aber unglücklich mit bei Montcontour unter Coligny am 3. Oktober 1569. Dem Lügenfrieden von St. Germain folgte die grässliche Bartholomäusnacht. Als Heinrich von Anjou, der Bruder des blutigen Karl IX. zur Uebernahme der polnischen Königskrone durch Heidelberg kam, hielt ihm Friedrich über der Tafel eine derbe Strafpredigt, die er später in der Gallerie, vor Coligny's Bilde stehen bleibend, wiederholte und mit den Worten schloss: „Der da hat sich vor allen Franzosen um die Ehre und den Namen seines Vaterlandes verdient gemacht, wahrlich, ich möchte um alles in der Welt nicht dessen Mörder sein." Und als sein dritter Sohn Christoph, der heitere Liebling des Pfälzer Volkes, im Freiheitskampfe der Niederländer, erst dreiundzwanzigjährig, auf der Mooker Heide an der Seite der beiden Nassauer Ludwig und Heinrich 1574 den Heldentod gefunden, erwiderte der greise Vater dem tröstenden Diener: „Seid guten Muthes, mir ist lieber, dass mein Sohn im Kampfe für die gerechte Sache Blut und Leben geopfert, als dass er zu Hause etwa müssig sitzend von Lastern überwältigt worden. Der Müssiggang ist des Teufels Ruhebank." Drei Jahre später starb auch Friedrichs hartgeprüfte Schwester Sabine, welche ihren Gemahl den hochherzigen Grafen Egmont unter Alba's Henkerbeil musste verbluten sehen. Friedrichs Tochter Elisabeth aber glänzt für alle Zeiten als eine der edelsten Frauen des Hauses. Herzog Friedrich von Gotha, die Hauptstütze des Landfriedenbrechers Grumbach, war nebst diesem in die Reichsacht verfällt und nach Wiener-Neustadt in harte Gefangenschaft abgeführt worden. Mit ihm war Elisabeth seit ihrem achtzehnten Jahre

vermält. Den unermüdeten Bitten der erst 27jährigen Frau gelang es endlich, sein Gefängniss theilen zu dürfen, und dieses Musterbild ehelicher Treue blieb nun 27 lange Jahre hindurch bis zu ihrem erst 1594 erfolgten Tode an der Seite des Gemahls, der ihr schon ein Jahr später in die Ewigkeit folgte.

Von einem zweiten Zuge zu Hilfe der französischen Reformirten, den Johann Kasimir abermals ohne entscheidenden Erfolg unternommen, kam derselbe gerade noch rechtzeitig heim, um seinen Vater zur Gruft zu geleiten. In ängstlicher Gewissenhaftigkeit, von ihm in den letzten Stunden zu religiösen Zugeständnissen gedrängt zu werden, war Ludwig seinem Sterbebette fern geblieben. Der alte Herr aber sagte in ahnungsvoller Hindeutung auf seinen zweijährigen gleichnamigen Enkel, den berühmten Stifter der Union: „Lutz will's nicht thun, aber mein Fritz wird's thun.“ Am 27. Oktober 1576 endete dieser treffliche Fürst sein wahrhaft gottseliges, thatenreiches Leben.

Die rege Fürsorge für seine Glaubensgenossen führt uns schliesslich zu dem Gegenstande unseres Bildes. Schon früher hatte Friedrich die junge Charlotte von Bourbon, des Herzogs von Montpensier Tochter, welche von ihrer Mutter heimlich der neuen Lehre gewonnen und desshalb, in's Kloster Jouarre gesperrt, demselben entflohen war, gastlich in Heidelberg aufgenommen. Da ihr Vater sie entweder katholisch oder nie wieder sehen wollte, so blieb Charlotte am Pfälzer Hofe, bis sie des berühmten Wilhelm von Oranien dritte Gemahlin wurde, ihm die edle Juliane, später Gemahlin Kurfürst Friedrich IV. gebar, aber schon nach sechs Jahren starb.

An gar vielen Orten der Pfalz, dem wahren Asyl aller verfolgten Reformirten, fanden sich schon aus Frankreich und den Niederlanden jene gottesfürchtigen, nüchternen und fleissigen Leute als Colonisten zerstreut. Die meisten sollten nun nach Frankenthal kommen. An diesem uralten seit dem VIII. Jahrhundert bekannten Orte befanden sich ein Manns- und ein Frauenkloster. Letzteres hob wegen des lasterhaften Wandels seiner Bewohnerinnen der Bischof von Worms im XV. Jahrhundert auf, und wies dessen reiche Gefälle den dortigen Augustinermönchen zu. Auch sie machte der gewonnene Reichthum verschwenderisch und üppig, auch sie ereilte ihr verdientes Schicksal. Nun hatten eine Anzahl von sechzig wohlhabenden reformirten Familien aus den Niederlanden, von den Spaniern vertrieben, in Frankfurt Schutz gesucht und einige Zeit gefunden. Als man sie dort zur Annahme der augsburgischen Confession drängte, bot ihnen Friedrich Frankenthal zum Aufenthalte an. Freudig ergriffen sie das Anerbieten und landeten, auf mehreren Schiffen den Rhein heraufkommend, in der Nähe des Klosters, wo sie unter Zelten ihre erste Herberge aufschlugen, bis am 15. Juni 1562 ihnen durch einen eigenen Vertrag das Kloster eingeräumt,

und ihrem Führer, dem energischen Peter Dathen, der schon in den Freiheitskämpfen der Niederländer eine hervorragende Rolle gespielt, die Schlüssel übergeben wurden. Unter eigener Verfassung lebend, mehrte sich von allen Seiten die Zahl der Einwohner so sehr, dass schon 1567 eine niederländische, eine französische und eine deutsche Kirche errichtet werden musste. Johann Kasimir liess den Ort mit Mauern und Thürmen umgeben und verlieh ihm Stadtfreiheit. Geschicklichkeit und Fleiss der unter ihm in grosser Anzahl eingetroffenen wallonischen Colonisten machten Frankenthal durch seine Tuch-, Sammet- und Seidenmanufactur immer blühender, und jeder folgende Kurfürst verlieh ihm neue Freiheiten. Viele Fabriken entstunden, der Handel hob sich, und ein Kanal, den Karl Theodor später von Grund aus erneute, verband die Stadt mit dem Rheine. So stund sie, wohlhabend und rührig eine Zierde der Pfalz, als der unselige dreissigjährige Krieg ausbrach. In diesem bewies Frankenthal, besonders von den Spaniern des Cordova hart bedrängt, durch Anhänglichkeit und aufopfernden Heldenmuth seinen Dank für die gastliche Aufnahme seiner Gründer. Kaum erholt stürzte die Brandfackel des orleanischen Krieges sie in ein noch tieferes Elend. Grossentheils in Asche gelegt, von vielen Bewohnern verlassen, vermochte die Stadt trotz aller Fürsorge der Kurfürsten aus dem Hause Neuburg, deren erster sie sogar zur dritten Hauptstadt seines Landes erklärte, sich nur langsam aus ihrem Verfalle zu erheben, und gedieh erst in langen Friedensjahren unter der erneuten Herrschaft des milden Scepters der Wittelsbacher wieder zu einer Blüthe, die der schönsten ihrer frühern Tage kaum nachstehen dürfte. Sie ist jetzt die zweitgrösste Stadt der Pfalz mit nahezu 14,000 Einwohnern.

Das von Thiersch glücklich entworfene, von Hövemeyer kräftig ausgeführte Bild hat die Landung der reformirten Niederländer zum Gegenstande. Der Kurfürst, ihm gegenüber Peter Dathen und der greise Jakob Libart sind Porträts.

92. Friedrich IV., der Aufrichtige, stiftet zu Auhausen bei Wassertrüdingen die evangelische Union 1608.

Ein jetzt wenig bedeutender Ort im Ries zwischen Oettingen und Wassertrüdingen, unmittelbar westlich von der Eisenbahn, war der Schauplatz einer der wichtigsten und folgenreichsten politischen Handlungen des XVII Jahrhunderts, der Gründung der protestantischen Union i. J. 1608. Der Ort heisst Ahausen oder Auhausen und war ein ehemaliges Benedictiner-Kloster, früher unter markgräflich ansbachischer jetzt unter öttingischer Hoheit. Das nicht unbedeutende Stift wurde in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts säcularisirt; seine Aebte

besassen von Karl IV. an den Vorzug, des Kaisers und des Reiches Capläne zu heissen.

Nach dem Hinscheiden des ausgezeichneten in Sachen seines reformirten Glaubens freilich manchmal blutig strengen Friedrich III., kam sein eben so eifrig lutherisch gesinnter Sohn Ludwig VI. zur Regierung. Er stürzte das ganze Gebäude Friedrichs wieder um. „Ich kann nicht zugeben, dass ein Zwingeler mit seiner Predigt meines Herrn Vaters Leiche besudle" war der Bescheid, den der reformirte Hofprediger Tossanus erhielt. Da wusste man, wessen man sich von dem neuen Herrn zu versehen hatte. Den Reformirten wurden ihre Kirchen entzogen, alle ihre im Amte stehenden Glaubensgenossen entsetzt, gegen alle Schöpfungen des Vaters wandte sich Ludwigs Groll. Sie sollten entweder lutherisch werden oder untergehen. Wer nicht seinen Glauben wechselte wie einen Rock, ward in's Elend gejagt. Und das alles geschah aus unbestreitbarer inniger Ueberzeugung, die der Sectenhass jener Zeit vergiftet hatte. Nur Johann Kasimir, der treue Freund der Reformirten, nahm sich ihrer an, und gewährte ihnen eine Zufluchtstätte in dem kleinen Gebiet von Kaiserslautern und Neustadt, das ihm als Deputat zugefallen. Die bessten Lehrer Heidelbergs fanden sich bald an der von ihm gestifteten Schule zu Lautern, dem Kasimirianum, wieder zusammen, und diese Anstalt der nur der Name einer Hochschule mangelte trat Heidelberg würdig zur Seite.

Ein immer giftiger werdender Sectengeist herrschte in der lutherischen Kirche. Da gab es Flacianer welche behaupteten, der Mensch sei von Geburt durch und durch schlecht, ein Ebenbild nicht Gottes, sondern des Teufels. Ihnen entgegen die Anhänger Osiander's und Agricola's, nach denen der Mensch, den einmal Gottes Gnade berührt, nie mehr sündigen könne, er möge thun was er wolle. Natürlich erklärten diese lutherischen Hofjesuiten ihre fürstliche Patrone sammt und sonders von dieser göttlichen Gnade berührt. Zwischen inne stund die Schule des vernünftigen sanften Melanchton in Wittenberg; die Philippisten. Und sie alle bewiesen aus ein und derselben Bibel ihre Lehren. Da blieb dann immer die letzte Entscheidung bei den Fürsten, besonders seitdem durch den augsburger Religionsfrieden 1555 der schmachvolle Grundsatz: „cujus regio, ejus religio" zur Geltung kam. Die wüthendsten jener Fanatiker, die Flacianer, wollten ein neues papiernes Pabstthum aufrichten. Verketzerungen, selbst Autodafés waren nach ihrem Geschmacke, gingen sie doch so weit, die guten Werke für verderblich zu erklären. Es sei am Glauben genug und der scheusslichste Verbrecher wenn er nur glaube, natürlich wie sie wollten, gelte bei Gott mehr als der tugendhafteste Ungläubige. Nochmals ward zu Naumburg 1561 ein Versuch zur Einigung der ganzen christlichen Kirche gemacht, wie es der innigste Wunsch des wahrhaft frommen, einsichtsvollen Melanchton war. Der

ruhig denkende Ferdinand I., der glaubensfeste Albrecht V. von Bayern wollten die Hauptstreitpunkte, die deutsche Messe, die Priesterehe und den Laienkelch zugeben, selbst Pius IV. sandte den geistreichen, milden Nuntius Commandone mit den versöhnlichsten Worten dahin. Von den wüsten Zeloten mit Schmähworten empfangen, entgegnete er ruhig und wahr: „Weshalb überhäuft ihr den, der im Dienste der christlichen Gesammtheit einen so weiten Weg zu euch gemacht mit so bittern Worten? Ich will euch zeigen, dass wir euch in Mässigkeit der Rede wie in der Gerechtigkeit unserer Sache überlegen sind. Wir sind einig in unserer Lehre. Aber wie viel Hader herrscht nicht über Luthers Lehre? Ganz Deutschland wiederhallt von theologischem Gezänk. Bei Trunk und Spiel streiten sie über das Verständniss der Schrift. Weiber und Kinder entscheiden leichthin über die höchsten Wahrheiten des Glaubens. Ihr könnt nicht einig werden, weil so gewiss falsche Sätze nicht stimmen, als wahre sich nicht widersprechen." Alles war umsonst. Auch der letzte Versuch Ferdinands, der die geistlichen katholischen Fürsten nach Wien berief, um wenigstens die Einheit der deutschen Kirche zu retten, schlug fehl; denn bereits hatte das ganz von Jesuiten geleitete Concil zu Trident, welches die Bande der alten Dogmatik schärfer denn je spannte, den Pabst über das Concil stellte und dessen Unfehlbarkeit in allen kirchlichen Dingen aussprach, mit dem Schlussrufe der Väter: „Fluch allen Ketzern" den grossen Riss in der deutschen Nation vollendet, aber auch die katholische Kirche, die ja ihrem Namen nach die „allgemeine" sein sollte, zur Partheistellung herabgezogen. Jetzt ward freilich an ernstliche Abschaffung der schreienden Missbräuche gedacht und die Beschuldigungen, welche Herzog Albrecht V. durch seinen Kanzler Baumgartner gegen den Clerus schleuderte, klangen um nichts milder als jene die einst Luther erhob und deren Abhilfe zur rechten Zeit die unheilvolle Spaltung der Kirche verhindert hätte.

Mittlerweile gingen lange Unterhandlungen zwischen den Fürsten hin und her, um wenigstens die Lutheraner — die Calviner hatte man bei Seite gelassen — unter einem Glaubenssymbol zu vereinigen. Es war diess die sogenannte Concordienformel. Bei ihrer Herstellung erwies sich besonders Ludwig, dem der Glaube Herzens- und Gewissenssache, nicht politisches Mittel war, äusserst thätig. Nach vielem Bedenken trat er derselben erst 1579 bei. Nun aber begannen auf sie gestützt, die Machinationen zur Ernennung eines General-Superintendenten, also eines neuen protestantischen Pabstes, gleichsam als deren Wächter; und zugleich ein Terrorismus der kirchlichen Ketzerrichter, dass selbst der so eifrige Kurfürst stutzig wurde und ihnen Einhalt that. So hatte sich des Kurfürsten Kraft und guter Wille in Zernichtung des Bestehenden verzehrt, während einer nur siebenjährigen Regierung schon die Zeit ermangelte, Besseres an dessen Stelle zu setzen. Seine kindlich fromme

Seele gab er, erst 44 Jahre alt, 1583 dem Schöpfer zurück. Sein Wahlspruch: „All Ding vergänglich“ bewährte sich vor allem an den eigenen, religiösen Einrichtungen. Ausser einer Tochter, Anna Maria, die als Gemahlin Karl IX. von Schweden, die Mutter des grossen Gustav Adolph geworden, überlebte ihn nur sein erst 9jähriger Sohn Friedrich.

Johann Kasimir, der Oheim, übernahm die Regentschaft und mit ihr des Knaben Erziehung. Dass diese wieder in rein calvinischer Richtung stattfand, lässt sich denken, dass der Prinz aber mit Schlägen zu dem neuen Glauben gezwungen worden, ist bei der Anhänglichkeit, die der Fürst später seinen Lehrern bezeigte, sicherlich eine Lüge der nunmehr unterliegenden Parthei. Und diess waren die Lutheraner. Ihnen wurde jetzt von den siegenden Gegnern im vollgerüttelten Masse vergolten, was sie früher an diesen verübt. Beide führten die kirchliche Freiheit im Munde, aber religiöse wie politische Partheien verstanden von jeher darunter nur die Freiheit für sich und nie für die Andersdenkenden. Doch traf jetzt die Austreibung und Verfolgung mehr nur die dem Volke aufgedrängten Prediger und der berüchtigte Vers:

„O Casimire potens servos expelle Lutheri
Ense, rota, ponto, funibus, igne neca“

beruht auf ärgster Uebertreibung eines solchen. Bei dem helldenkenden Pfälzer Volke sass die klare reformirte Lehre seit Friedrich III. allzu tief, als dass in der kurzen Regierungszeit Ludwigs das mystisch-dogmatisch durchsättigte Lutherthum der sächsischen Prädicanten hätte Wurzel fassen können*), und so wurde es Johann Kasimir verhältnissmässig leicht, alles wieder auf den alten Stand zu bringen. Dass es dennoch nicht ohne Gewaltschritte abging ist erklärlich, und auch die abermals versuchte Abhilfe durch eine Disputation endigte, wie immer, als wahres theologisches Stiergefecht mit gegenseitigen wörtlichen und thätlichen Rohheiten. Heidelberg aber erreichte damals seinen höchsten Glanz; es war, wie Ingolstadt für die Katholiken, der Centralpunkt geworden, dem alle jungen Calviner aus ganz Europa zuströmten.

Das conservative Lutherthum hielt es noch immer mit den Habsburgern, während der Calvinismus aus seiner Wiege einen guten Zusatz antimonarchischer aber besonders antihabsburgischer Tendenz mitgebracht. Selbst die eben nicht geheim gebliebenen Plane Philipp II. und des Pabstes, mit Hilfe der Guisen und der französischen Ligue den Protestantismus auszurotten, vermochten keine dauernde Annäherung der beiden grossen protestantischen Religionspartheien zu bewirken. Ein Heereszug den Johann Kasimir allein mit Hessen 1587 gegen Guise

*) Wir sehen diess heute noch an dem starken Widerstande des Volkes in dem bekannten Gesangbuchsstreite.

unternahm, endete unglücklich. Als aber 1589 Heinrich III., selbst wankend geworden, unter dem Dolche des Fanatikers Clement gefallen, und Heinrich IV. zur Regierung gekommen; als dieser im Interesse seiner deutschen Glaubensbrüder sich mit Elisabeth von England verband, und die Angelegenheiten eine günstigere Wendung nahmen, starb Johann Kasimir am 6. Januar 1592, kaum 49 Jahre alt, und hinterliess die Regierung seinem Neffen Friedrich IV.

Die angebahnte innige Beziehung zu Heinrich IV., den Generalstaaten und England stellten jetzt Kurpfalz an die Spitze des deutschen Protestantismus. Was alle Disputationen, Convente und Unterhandlungen nicht vermocht, das vermochte die Nothwendigkeit. Denn Kaiser Rudolph VI. war gewaltthätiger als sein Vater der milde Max, und überdem trieben seine jesuitischen Rathgeber beim Anblick des Zwiespalts im protestantischen Lager zum energischen Vorgehen. Da vergassen Jene endlich über der Einsicht, dass jetzt Einheit vor allem nöthig, ihre theologischen Spitzfindigkeiten und politischen Bedenken. Und der junge zwanzigjährige Fürst, der seinen Oberpfälzern erklärte: „Er wolle keinen seiner Unterthanen im Gewissen beschweren, in religiösen Dingen dürfe man Niemand zwingen und Jeder müsse selbst an seiner Seelen Seligkeit denken und Gott mehr gehorchen als den Menschen,“ der dabei auf die kirchlich getrennten aber politisch so eng verbundenen Eidgenossen hinwies, konnte wohl mit Recht die so wichtige Führerschaft übernehmen.

Noch war man seit länger als einem Jahrzehnt in endlos scheinenden Unterhandlungen begriffen, als die Wegnahme der protestantischen Reichsstadt Donauwörth durch Herzog Maximilian von Bayern i. J. 1607 allen protestantischen Fürsten die Augen öffnete. Sie war, wegen der unberechtigten Selbsthilfe gegen die Uebergriffe des Abtes am heil. Kreuz daselbst in die Reichsacht verfällt worden.

Da kamen endlich in Ahausen zusammen und schlossen am 4. Mai 1608 den ersten protestantischen Unionsvertrag zu Schutz und Trutz: der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, sein Vetter Philipp Ludwig von Neuburg, die Markgrafen Christian von Bayreuth und Joachim Ernst von Ansbach, Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und der feingebildete, staatskluge Christian von Anhalt, die Seele aller politischen Verhandlungen am Heidelberger Hofe. Noch in demselben Jahre traten Strassburg, Ulm und Nürnberg, im folgenden Landgraf Moritz von Hessen, Johann Sigmund Kurfürst von Brandenburg und der selten nüchterne Christian II. von Sachsen bei. Der Letztere aber mit so wenig Ernst, dass er ohne des Herzogs Julius von Braunschweig Abmahnen sich durch Rudolphs feurigen Tokayer in Prag beinahe ebenso leicht zum Anschluss an die Liga hätte bewegen lassen. Dass Sachsen und Brandenburg, dass der

streng lutherische Pfalzgraf von Neuburg sich anschlossen, lag jedoch hauptsächlich in ihrem Privatinteresse. Der letzte Herr von Jülich, Cleve, Berg, Mark und Ravenstein war nämlich 1609 gestorben. Auf diese schönen Provinzen längs des Niederrheines hatten Brandenburg und Pfalz-Neuburg gegründete Erbansprüche; Kursachsen erhob sie, der Kaiser wollte, im katholischen Interesse und weil sie den habsburgischen Niederlanden so trefflich benachbart, die Länder als eröffnete Lehen einziehen. Den Vorsprung zu gewinnen musste noch in demselben Jahre Erzherzog Leopold in Jülich einfallen. Nun trat Heinrich IV., der die Zeit zur Verwirklichung seines christlich europäischen Staatenbundes, der schönen Idee, welche der gequälten Menschheit den ewigen Frieden schaffen sollte, gekommen wähnte, aus seiner Passivität hervor, und sollte an die Spitze der Union gestellt werden. Besorgniss vor solcher Uebermacht, gerechter Unwille über die Eingriffe des Auslandes in deutsche Angelegenheiten, und glühender Eifer für die katholische Sache bestimmten hinwieder den Herzog Maximilian von Bayern 1609 zu München zur Stiftung der Liga. Dennoch versprach alles einen günstigen Erfolg für die Union, welche bereits auf eigene Hand losgebrochen war. Die Liga, ausser Maximilian, war noch wenig gerüstet und von geringem Eifer erfüllt; und das Haus Habsburg schien, in sich zerfallen, dem Untergange geweiht. Schon kämpfte man am Niederrhein, wo der Pfalzgraf zur Vertreibung Leopolds in Jülich einrückte. Der Markgraf von Ansbach lag gegen Würzburg und Bamberg, jener von Baden gegen Mainz und Speier im Felde, und Heinrich IV. Heer war bereit, über die Gränze zu rücken. Da zerschnitt Ravaillacs Dolch am 14. Mai 1610 den Lebensfaden des grossen und guten Königs und mit ihm den der Union. Den Zögling der Jesuiten hatte die scheussliche Lehre eines der Ihrigen, Mariana's vom Königsmorde, zu einer That ermuntert, die mit einem Streiche den gefürchtetsten Feind, nicht der Katholiken, sondern Roms und ihres Ordens vernichtete. Eines grossen Menschen grosse Idee war mit ihm untergegangen. Kleinliche Privatinteressen in vereinzelten Fehden, meist auf dem Papier ausgefochten, traten wieder in den Vordergrund. Aber die protestantische Parthei hatte sich als ein Ganzes fühlen gelernt und acht Jahre später beginnt jene grosse Tragödie, die unser armes Deutschland mit Blut überschwemmt, in Wohlstand und Gesittung um Jahrhunderte zurückwirft, den Fremden zur Beute überliefert und den Grund zu dem traurigen, missachteten Zustande legt, der heute noch im Auslande auf seinen Söhnen lastet. Ist doch die Geschichte von Deutschlands Schmach und Schwäche auch die Geschichte seines unheilvollen Particularismus, und steht es doch dann nur riesengross und unüberwindlich da, wenn eine eiserne Faust oder unerträglicher, gemeinsamer Druck es in ein Ganzes zusammenschmiedet!

Ein mitleidiger Tod schloss noch in demselben Jahre mit Heinrich auch Friedrich IV. müde Augen; ohne dass sie jenen Jammer sehen mussten. Hang zu dem allgemein verbreiteten Lieblingslaster seiner Zeit, dem unmässigen Trinken, soll das Ende des wenig kräftigen Fürsten beschleunigt haben, welches schon im 36. Lebensjahre eintrat. Ihm, den seine Zeitgenossen den Aufrichtigen nannten, folgte der Ruf eines „gesetzten, mannhaften Herrn" der, besonders in seinen letzten Jahren bemüht war, eine freie Vereinigung aller protestantischen Confessionen zu bewirken. Seine treffliche Gemahlin Juliana, die würdige Tochter des grossen Oraniers, wusste mit feinem, weiblichen Tacte sein oft heftiges Gemüth zu sänftigen, und die rohen Jagd- und Zechbelustigungen von denen damals fast alle Höfe erfüllt waren, von Heidelberg fern zu halten. Einer, für die Pfalz bedeutendsten Handlung seiner Regierung, der Gründung Mannheims, werden wir später noch begegnen.

Das Bild ist, nach dem ersten Entwurfe von Thiersch, von Hövemayer ausgeführt und gemalt, und besonders der vielen authentischen Porträts wegen bemerkenswerth. In der Mitte erblicken wir, die Union gleichsam beschwörend, Friedrich IV. Hinter ihm steht Markgraf Christian von Bayreuth. Im Vordergrunde links neben dem Pagen, Joachim Ernst von Ansbach, und rechts von vorne anfangend nach dem Grunde zu folgen sich der Herzog von Würtemberg, dann Christian von Anhalt, neben diesem der Pfalzgraf von Neuburg und endlich der Markgraf von Baden-Durlach.

93. Friedrich V. wird durch Oranien zur Annahme der böhmischen Königskrone bestimmt 1619.

Nachdem Ferdinand I. 1527 als Erbe seines bei Mohacs gefallenen Schwagers Ludwig von Ungarn auch den Thron Böhmens bestiegen, gewährleistete er den Ständen nebst den verbrieften Freiheiten und Rechten auch das der Wahl ihrer Fürsten. Bald jedoch kam es zu Streitigkeiten zwischen dem katholischen Herrn und dem zum grösstentheile protestantischen Lande. Die Czechen widersetzten sich nicht allein der Zumuthung im Schmalkaldischen Kriege gegen ihre Religionsgenossen die Waffen zu ergreifen, sondern machten selbst Miene ihnen Beistand zu leisten. Noch musste Ferdinand glimpflich verfahren. Mit dem Siege Karl V. bei Mühlberg jedoch gewannen seine Bestrebungen unerwarteten Erfolg, er trat mit aller Entschiedenheit auf und erklärte auf dem sogenannten blutigen Landtage 1547 ihre Rechte für erloschen und Böhmen als ein Erbreich des Habsburgischen Hauses. Allerdings wurden unter seinem milden Sohne Maximilian II. die Bande des Gehorsams schlaffer und wenn auch dessen Sohn Rudolph II., der sich den Jesuiten ganz in die Arme geworfen, durch diese wieder zu scharfen Massregeln

gedrängt werden wollte, so war die Furcht vor dem eigenen jüngern Bruder Matthias, dem er doch zuletzt alles abtreten musste, viel zu gross, als dass nicht die Uebermacht der Utraquisten ihm noch die Herstellung ihrer alten Rechte durch den sogenannten Majestätsbrief hätte abtrotzen können. Auch Matthias zeigte sich anfangs fügsam bis die Krönung seines Neffen Ferdinand II., des streng katholischen Erzherzogs Karl von der Steyrer Linie gleichgesinnten Sohnes, zu Prag 1617 durchgesetzt war. Der fromme Herr beschwor ohne Bedenken den Majestätsbrief, vermochte doch die bequeme Lehre seiner Gewissensräthe von der reservatio mentalis ihm über alle etwaigen Scrupel hinwegzuhelfen. Er und seine allmächtigen Jesuiten traten entschieden auf. Die Utraquisten hatten, gestützt auf den Wortlaut jenes Documents, zwei Kirchen zu Braunau und Heilig Grab erbaut. Das wollten des Kaisers Statthalter Slavata, ein ehmaliger Protestant und Martiniz wehren, wurden aber von dem, durch Graf Matthias Thurn aufgeregten Volke achtundzwanzig Ellen hoch aus dem Hradschin geworfen. Sie blieben, auf einen grossen Misthaufen fallend, unbeschädigt. Das geschah am 23. Mai 1618 und von da an datirt der dreissigjährige Krieg. Zur Wiedervergeltung brach nun durch ganz Böhmen, Mähren, Schlesien und Ungarn eine allgemeine Verfolgung und Austreibung über die Jesuiten und ihre Anhänger herein, und nur unter der Bedingung voller Religionsfreiheit wollten jene Länder Ferdinand II., der seine Eide gebrochen, fernerhin als König anerkennen. Und gerade diesen Ferdinand wählten selbst die protestantischen Kurfürsten, durch Intriken berückt und durch kleinliche Interessen geködert, nach Matthias Tode 1619 einstimmig zum Kaiser. Auch der junge Kurfürst von der Pfalz war unter ihnen. Am 28. August erfolgte die Wahl Ferdinands, und am 29. berichtete Friedrich seiner geliebten Gattin Elisabeth die auf ihn selbst gefallene zur böhmischen Krone.

Schon in seinem 14. Jahre zur Herrschaft gelangt, trat er dieselbe volljährig geworden, 1614 persönlich an. Ein Jahr früher hatten seine Mutter und die Räthe des jungen Fürsten ihn mit der gleich viele Jahre zählenden Elisabeth Stuart, der Tochter des wunderlichen, gelehrten Pedanten Jacob I. vermählt. Der Himmel fügte es, dass diese Vereinigung, die anfangs nur ein Werk der Politik war, gleichsam als Ersatz für die vielen Leiden, welche später die Gatten traf, in inniger, treubewahrter Liebe und stiller Häuslichkeit ihr ganzes ferneres Leben wie mit einem Rosenschimmer übergoss. Mit allem Pompe des reichen Hofes von St. James fand die Trauung in der Capelle desselben Palastes von Whitehall statt, vor dem, dreissig Jahre später, Elisabeths Bruder und Brautführer, der unglückliche Karl I., auf dem Schaffote starb. Festlich, ein ununterbrochener Triumphzug, von den reichen niederländischen Städten wie von allen, besonders den geistlichen Fürsten

längs des Rheines, mitgefeiert, war die Heimführung der „Perle von England" wie Elisabeth von ihrem Geburts- und bald auch von ihrem neuen Heimathlande genannt wurde. In Heidelberg hielt das junge Paar am 17. Juni 1613, eingeholt von einem grossen Gefolge, in dem sich allein zwölf Fürsten befanden, und geleitet von einer Schaar von 2000 Pferden der Ritterschaft und 38 Fahnen Fussvolks unter Glockengeläute seinen festlichen Einzug. Mit ungeheuchelter Freude empfingen die Pfälzer ihre junge Fürstin in dem herrlichen Garten Deutschlands. Heitere Lebenslust erfüllte den Hof, an dem ein ebenso geistreicher als anstandsvoller Ton herrschte und bald war die schöne und leutselige Elisabeth auch ihrem neuen Volke „die Königin der Herzen", wie noch später, fern von jeder frivolen Nebenbedeutung, ihre ritterlichen Paladine die unglücklich gewordene Fürstin nannten. Als den hocherfreuten Eltern schon 1614 ein Prinz geschenkt wurde, schien das Schicksal geneigt, die glanzvolle Wiege ihres blühenden Glückes mit allen Gütern der Erde zu überschütten. Leider währte dieser heitere Lebensfrühling nur fünf Jahre, und über seine ganze künftige Lebenszeit sah das hartgeprüfte Paar einen grauen, schwerumhüllten Himmel ausgespannt, den nur selten ein matter und spärlicher Sonnenblick durchbrach.

Friedrich V. galt, wie sein Vater, als das Haupt der Union, welche 1617 die Säcularfeier der neuen Lehre beging. Es war keine freudige. Innere Zwistigkeiten wie immer. Vielverheissende, grosse Worte wenn von Unternehmungen die Rede war, und kahle Ausflüchte wenn es zum Handeln kommen sollte. Und der Krieg mit den fest geeinigten Katholischen drohte immer näher. Selbst Maximilian, mit Recht unzufrieden über die Uebergriffe und Doppelzüngigkeit Ferdinands, vergass in edler Aufopferung für seinen Glauben allen Groll und rüstete mächtig. Moritz von Oranien, der Sohn des grossen Wilhelm, wie Christian von Anhalt verwickelten indessen den unerfahrenen Kurfürsten von der Pfalz immer tiefer in die Intriken gegen das Haus Habsburg. Vergebens warnte Maximilian bei einem Besuche, welchen ihm Jener 1618 in München abgestattet, um ihn zur Annahme der Kaiserkrone aus den Händen der Unirten zu bewegen. Der staatskluge Herzog, der die Zerfahrenheit im gegnerischen Lager gar wohl kannte, lehnte entschieden ab.

Da fielen die Würfel in Böhmen. Wie ein herrenloses Gut hatten nach dem Bruche mit dem Kaiser die Stände ihre Krone ausgeboten. Aber Maximilian, Karl Emmanuel von Savoyen, der Kurfürst von Sachsen, selbst der Siebenbürger Fürst Bethlen Gabor lehnten sie der Reihe nach ab. Man kam zu Friedrich. Einerseits riethen seine Räthe, riethen Oranien und Anhalt zur Annahme. „Setzen sich Ew. Liebden nur in den Stuhl", rief ihm der Letztere zu, „wer will Sie so bald heraustreiben?" Andererseits warnte Maximilian in einem eindringlichen und herzlichen Briefe, den ein Eilbote überbrachte, vor dem gefährlichen

Geschenke. Der Kurfürst wollte Bedenkzeit um die Zustimmung und Unterstützung der Unionsgenossen und seines Schwiegervaters zu gewinnen. Doch die Gesandten drängten und sein Hofprediger Scultetus machte es ihm zur Gewissenssache die Religionsfreiheit der Böhmen zu schützen. Auch Elisabeth eilte herbei. Ob sie dem, bis zum letzten Augenblicke ahnungsvoll Zaudernden das verhängnissvolle Wort: „Wer eine Königstochter gefreit, darf auch eine Krone nicht verschmähen" wirklich zugerufen? Ihre Enkelin Elisabeth Charlotte von Orleans widerspricht es ebenso bestimmt, wie sie den Prinzen von Oranien, den Oheim Friedrichs als Urheber des ganzen Projectes bezeichnet. Genug, Friedrich sprach das entscheidende Wort, und mit der Annahme der böhmischen Krone ward die Kriegsfurie entfesselt, welche nun dreissig Jahre lang unser armes Vaterland zerfleischte. Im Herbste 1619 verliess der neue König sein herrliches Erbland, um es nur noch einmal und als Flüchtling wieder zu sehen. „Ach nun geht die Pfalz nach Böhmen" hatte ihm seine tieferschütterte, schwererkrankte Mutter nachgerufen, und selbst Elisabeth, die ihr Vaterland trockenen Auges verlassen, zerfloss jetzt in Thränen.

In Waldsassen empfingen ihn Ende October, die böhmischen Abgesandten, an ihrer Spitze Graf Joachim Schlick. Am letzten desselben Monats erfolgte der feierliche Einzug in Prag. Nochmal warnten der Kurfürst von Sachsen, Maximilian, ja selbst sein greiser Erzieher der Herzog von Bouillon, wenigstens die Krönung nicht zu übereilen. Alles umsonst. Seine bösen Dämone der Oranier und Scultetus drängten unablässig. Und so wurde dann in der St. Wenzels-Capelle die des Königs am 4. und jene der Königin am 7. November vorgenommen. Wenige Wochen später ward ihr dritter Sohn, der berühmte Rupert, geboren.

Von nun an gestalteten sich die Dinge immer trüber. Mächtig rüsteten Ferdinand und die Ligisten. Dagegen auf Seite der Unirten nur Lauheit und böser Wille. Auf einem Tage zu Nürnberg, den Friedrich Anfangs December berufen, musste er von den wenigen Erschienenen statt Hilfe nur Vorwürfe erfahren. „Nicht um ihm eine Krone zu erobern", meinten sie, „sondern um ihre Rechte, ihr Gewissen und ihren Glauben zu wahren, wären sie in den Bund getreten." Tief erbittert über solche Enttäuschung schwang er sich auf sein Ross und stürmte in einem wilden Ritte ohne Rast nach Amberg zurück, wo das treue Thier todt auf der Schlossbrücke zusammenbrach. In Prag ging es nicht besser. Bei den finstern Czechen weckte die Heiterkeit des Hofes stete Missbilligung, und die prunkende Verschwendung, welche den Truppen das Nöthigste entzog um es in leeren Vergnügungen zu vergeuden, rief lauten Tadel hervor. Auch die Bevorzugung Anhalts im Commando des Heeres beleidigte ihren Nationalstolz. Am tiefsten aber verletzte, wie der fanatische Eifer des Hoftheologen Scultetus und seiner

puritanischen Gesellen die Gefühle des noch immer treu am Althergebrachten hängenden Volkes verhöhnte. Ihre wahnwitzige Bilderstürmerei und ihre frechen Blasphemien alles Heiligen und Ehrwürdigen empörten gleicherweise Katholiken, Lutheraner und Utraquisten und selbst die eigenen ruhiger denkenden Glaubensgenossen. Und ein ernster Aufruhr entstand, als Scultetus auch das Kreuz auf der Prager Brücke, als Palladium des Landes von allen christlichen Böhmen verehrt, wollte wegnehmen und in die Moldau werfen lassen. Geld floss nur höchst spärlich, und ein Friede, zwischen dem Heere der Union bei Ulm und der Ligisten bei Dillingen abgeschlossen, gab die Rheinpfalz preis, isolirte Friedrich völlig, und wies ihn allein auf seine eigenen Kräfte an. Gegen ihn wandte sich nun die gesammte Macht des Kaisers und Maximilians von Bayern.

Wie nun nach einigen, nichts entscheidenden Gefechten, gerade ein Jahr nach der Krönung Friedrichs, der bayerische Vetter vor Prag erschien, wie dort in einer Stunde die neue Herrschaft zusammenstürzte und Glück und Wohlstand des Landes unter ihren Trümmern begrub, wie mitleidlos auf dem Prager Ringe Ferdinand die Stämme uralter Geschlechter niederwarf um mit ihren Titeln, ihrem Range und ihrem Besitzthume neue Emporkömmlinge, und besonders seine geliebten Jesuiten zu begaben, ist bereits oben ausführlicher erzählt worden.

Friedrich und seine Familie flohen, von wenigen Getreuen begleitet, und unbelästigt von dem Sieger, über die schneebedeckten Berge durch Schlesien nach Küstrin zu kurzer Rast. Endlich von Herd zu Herd wandernd, überall unwillkommen und überlästig, wie meistens der Unglückliche, gewährten hochherzig oder berechnend die Generalstaaten, was deutsche Fürsten der deutschen Fürstin aus Furcht vor dem siegreichen Kaiser meinten versagen zu müssen; ein ruhiges Exil. Im Städtchen Rhenen nächst Arnheim schlug die Familie ihren kleinen Hof auf als Pensionäre Hollands, schlecht unterstützt von dem Schwiegervater, der Friedrich nur als Rebellen betrachtete und es ganz gelegen fand hinter solch' affectirter Gewissenhaftigkeit seinen Geiz zu verbergen. Jahre vergingen. Da erschien ein glänzender Hoffnungsstern für die beinahe zu Boden liegende Sache der Protestanten, Gustav Adolph als ihr Retter in Deutschland. Seine Strahlen drangen auch in die Einsamkeit der flüchtigen Familie des Winterkönigs, wie der wohlfeile Witz seiner Gegner den schwergeprüften Friedrich nannte. Er schloss sich den Zügen des siegreichen Helden an, und genoss das traurige Vergnügen, an seiner Seite am 17. Mai 1632 in das Schloss seines erbittertsten Gegners in München einzureiten. Aber auch dieser Hoffnungsstrahl erbleichte bald. Sechs Monate später lag Gustavs Heldenleiche auf dem Blutfelde bei Lützen und wieder dreizehn Tage nachher verschied der unglückliche Friedrich, der von Sorgen und bitter getäuschten

Hoffnungen gequält, vom Fieber durchschüttelt, ruhelos umherirrte, zu Mainz, erst 36 Jahre alt. Ihm hatte des Schwedenkönigs Tod vollends das Herz gebrochen. „Treu bis zum Grabe" waren die letzten, eben so wahren als ahnungsvollen Worte, die er an seine geliebte Elisabeth nach Rhenen schrieb. Seine Leiche, welcher der katholische Pöbel zu Metz als der eines Ketzers die Aufnahme weigerte, fand endlich zu Sedan, wo er einst glückliche Jugendjahre verlebt, in der Gruft der Herzoge von Bouillon ihre Ruhestätte; der Lebende hatte sie vergebens gesucht.

Die Tochter und Wittwe eines Königs blieb mit ihren zehn Kindern, ohne Hilfe aus England, von Schulden bedrückt, der Gnade hochmüthiger Krämer preisgegeben, von denen sie ihren Unterhalt erbetteln musste. Erst als ihr Neffe Karl II. den Thron von Grossbritannien bestiegen, betrat die vielgeprüfte Dulderin, nach vierzigjähriger Abwesenheit, im Mai 1662 den Boden ihrer Heimath wieder um dort im Kreise weniger alten Freunde die letzten Tage zu geniessen. Schon am 12. Februar 1663 verschied sie an der Abzehrung in den Armen ihres Lieblingssohnes Rupert im Alter von 66 Jahren und ward in Westminster in der Capelle Heinrich VII. beigesetzt. Von allen Kindern traf die jüngste Tochter Sophie das glänzendste Loos. Sie, 1630 geboren, vermählte sich erst in ihrem 28. Jahre mit dem Kurfürsten Ernst August von Hannover und wurde, nachdem Jacob II. aus England vertrieben und dessen beide Töchter Maria und Anna kinderlos verstorben, als der einzige protestantische Sprosse aus Stuartischem Blute, durch ihren Sohn Georg I. die Stammmutter des jetzigen Königshauses von Grossbritannien. Ihre Tochter Sophie Charlotte ward die erste Königin von Preussen.

Das gelungene, fein in Fresko ausgeführte Bild der Annahme der böhmischen Krone ist von Fortner's kunstgeübter Hand. Es enthält mehrere getreue Porträts. So Friedrich V. selbst, vor ihm Moritz von Oranien der freilich bei der Handlung nicht gegenwärtig war, und zwischen beiden Christian von Anhalt. Im Vordergrunde Bouillon und Scultetus; auf der Tribune die Mutter des Kurfürsten, seine junge Gemahlin und sein erstgeborner Prinz Heinrich der später, erst acht Jahre alt, bei einer unglücklichen Wasserfahrt an der Seite des Vaters, in den Wellen des Haarlemer Meeres sein Grab gefunden.

94. Pfalzgraf Rupert besiegt als englischer Admiral unter König Karl II. die Holländer in einer grossen Seeschlacht an der Themsemündung 1666.

Unter den vielen Generalen des beinahe unausgesetzt vom Waffengeklirr wiederhallenden XVI. Jahrhunderts, denen Pulverdampf und Lebensluft gleichbedeutend zu sein schien, ragt durch seine hohe Geburt,

seinen edlen, ritterlichen Character und seine wissenschaftliche Bildung nicht minder als durch seine oft wunderbaren Schicksale und sein bewegtes Leben hervor Rupert von der Pfalz, der dritte, allein im Purpur der kurzen böhmischen Königswürde geborene Sohn Friedrich V. Bei der übereilten Flucht aus Prag beinahe auf der Landstrasse verloren, reifte er gar bald kräftig heran, konnte schon mit acht Jahren reiten und fechten und handhabte Pike und Muskete wie ein geübter Soldat. Mit sechzehn Jahren betrat er im Heere Oraniens zuerst die Laufbahn des Kriegers, folgte ihr in drei Welttheilen, und verliess sie erst wieder in seinen letzten Lebensjahren. Nach Ferdinands II. Tode 1637 wagten er und sein älterer Bruder, der spätere Kurfürst Karl Ludwig, an der Spitze eines kleinen Heeres von 5000 Mann selbständig für ihre Sache aufzutreten. Sie erlagen den Kaiserlichen bei Gohfeld in Westphalen. Rupert ward nach verzweifelter Gegenwehr gefangen und nach Linz gebracht. Hier wiederstund er glaubensfest*) den Bekehrungsversuchen der Jesuiten und den allerdings weit gefährlicheren der jungen und schönen Tochter des Gouverneurs Grafen von Kuefstein, welche später dem berühmten Johann von Werth ihre Hand reichte. Nach längerer Haft entliess ihn Ferdinand III. gegen das Versprechen, nicht mehr gegen ihn zu fechten. Man hatte ein weitläufiges Instrument aufgesetzt. „Wenn mein Wort nicht genügt und es ein juristisch Werk sein soll,“ sagte der junge Prinz, „so seht euch wohl vor und vergesst keinen Punkt, ich will mich dann an jeden Strohhalm halten.“ Da liess man es bei Wort und Handschlag bewenden.

Nun trieb es den feurigen, thatendurstigen Rupert nach England, dem Schauplatz seines künftigen Ruhmes, wo eben der Kampf seines Oheims Karls I. mit dem Parlamente am Ausbruche war. Im Jahre 1642 begann derselbe, und der Prinz ward zum Führer der Reiterei der Cavaliere ernannt, wie die Anhänger des Königs hiessen, im Gegensatze zu den Rundköpfen, wie jene die puritanischen Soldaten des Parlaments schalten, weil sie ihr Haar „als Zeichen der Gottseligkeit“ rund abgeschnitten trugen. In dem nun folgenden vierjährigen Kriege war Prinz Rupert — der „Robber Prince“ der puritanischen Pamphlete — an der Spitze seiner wilden Reiter, die er bald auf eine Stärke von 5000 brachte, der Schrecken der Feinde geworden. Gleich einem Wildfeuer durchflog er die Insel von einem Ende zum anderen, und mit seinem Namen scheuchten Mütter die Kinder in den Schlaf, welche seine Leute wie die psalmenheulenden Prädicanten versicherten, sogar brieten und verzehrten. Aber eben der ungestüme Reitermuth, mit dem er alle Regeln der Klugheit niederstürmte, trug, trotz vieler einzelnen glücklichen Erfolge, doch vielleicht am meisten zum Untergange des

*) „Jesuitproof“ sagt der neueste Biograph Ruperts äusserst treffend.

unglücklichen Königs bei. So auf den Edgehills, wo er des Essex rechten Flügel gänzlich schlug, aber durch allzu hitzige Verfolgung die Niederlage des eigenen Fussvolkes veranlasste. 6000 Todte, mehr als ein Fünftel aller Streiter, wurden nach dieser beispiellosen Schlacht bestattet. Dann 1644 auf dem Marston Moor bei York, wo Cromwell zuerst seine furchtbaren „Ironsides" ins Feuer führte, die allein den Reitern Ruperts gewachsen, aber durch ihre eiserne Disciplin auch überlegen waren. Hier ebenfalls, wo der Pfalzgraf den Oberbefehl hatte, den linken Flügel jedoch persönlich führte, trieb die wahnsinnige Verfolgung der geschlagenen Schotten seine Reiter weit hinaus über das Schlachtfeld, das sie, bei ihrer vereinzelten Rückkehr, bedeckt von den Leichen der Ihrigen, in den Händen der Puritaner und ihres siegreichen Cromwell fanden. Alle Feldstücke, alle Fahnen waren verloren. Von den 50,000 Söhnen eines Landes, die hier gegeneinander gefochten, lagen 4000 auf dem Schlachtfelde. Der dritte Unglückstag in diesem Bruderkriege sollte bei Naseby sein. Auch hier verfolgte Ruperts Cavallerie, uneingedenk der zweimaligen Lehre, statt die Flanke zu decken, den geschlagenen feindlichen Flügel in vollem Jagen, während Cromwell in jene einbrach und alles niedermachte. Nun war der Kampfesmuth der Cavaliere gebrochen, diess war ihre letzte Anstrengung gewesen. Aber die Gegner selbst mussten ihnen das Zeugniss geben, dass ihrer beispiellosen Tapferkeit nichts gleichgekommen als, — ihr völliger Mangel an Disciplin.

Nach der Gefangennahme des Königs mussten Rupert und sein Bruder Moritz, der sich seit ihren Kinderjahren nie von ihm trennte, auf Befehl des Parlaments England verlassen. Darum aber verliess er den Dienst der Stuarts nicht. Nach kurzem Verweilen des Pfalzgrafen als Marechal de Camp im Heere Frankreichs, traten beide Prinzen wieder unter die Fahnen jenes Hauses. Bald sollte sich hier Ruperts Muth, seine Thätigkeit und später auch sein Feldherrntalent glänzend auf einem anderen Elemente entfalten. Zum Admiral der kümmerlichen Reste der königlichen Flotte ernannt, erfuhr er die, am 2. Januar 1649 erfolgte Hinrichtung seines Oheims und trieb nun, rächend, vier Jahre lang auf allen Meeren gegen die Schiffe der neuen Republik das kühne und abenteuerliche Freibeuterleben jener halbsagenhaften Wikinger, die einst das schöne Eiland erobert. Auf einer dieser Fahrten in den westindischen Gewässern ging, während eines der dort heimischen furchtbaren Orcane, sein Bruder Moritz nebst seinem Schiffe spurlos verloren.

Nach dieser Zeit kehrte Rupert, in Nantes gelandet, und von dem damals noch so ritterlichen Ludwig XIV. wie von seinem Monarchen Karl II., der als Flüchtling am Hofe zu Versailles lebte, glänzend aufgenommen, in seine Heimath zurück. Hier war unterdessen Karl Ludwig durch den westphälischen Frieden zur Regierung gelangt. Rupert

wollte sich nun einen eigenen Herd gründen. Der Kurfürst jedoch, die Schwächung des Landes durch die vielen Theilungen wohl erkennend, wies seine Forderung von Land und Leuten entschieden zurück. Er wich ihm sichtlich aus, und als der Heimgekehrte in das Schloss seiner Väter zu Heidelberg treten will, hatte ihm Karl sogar den Eingang verwehrt. Da nimmt Rupert den Hut vom Haupte, hebt die Hand zum Himmel empor und schwört mit Thränen in den Augen einen theuern Eid, die Heimath nie wieder zu betreten. Er hielt seinen Schwur. Denn als das Aussterben der reformirten Linie Simmern und der Anfall des Landes an die katholisch gewordenen Pfalzgrafen von Neuburg drohte, bat ihn Karl Ludwig dringendst heimzukehren und sich standesmässig zu vermählen. „Ich schwor auf Euer Liebden Veranlassung die Pfalz nie wieder zu betreten, und werde dem bedauerlich beschwornen Vorsatze treu bleiben“ war seine Antwort.

Kurze Zeit diente er noch dem Kaiser in Pommern gegen den eigenen Vetter Karl X. von Schweden, als ein folgenschweres Ereigniss eintrat, welches über seine ganze künftige Laufbahn entschied. Karl II. war nach Cromwells Tode im Mai 1660 wieder auf den Thron seiner Väter zurückgekehrt, rief nun den treuen Oheim, überhäufte ihn mit Titeln und Ehren und ernannte ihn unter anderm auch zum Gouverneur von Windsor. Dort soll er, in dem bekannten runden Thurme laborirend, die ihm zugeschriebene Entdeckung der aqua tinta Aetzung wenigstens vervollkommnet haben, und flösste überdiess durch manche andere chemische Erfindungen und Versuche dem wundersüchtigen Hofe Schrecken und geheime Scheu vor dem vermeintlichen Adepten ein. Bald jedoch führten die politischen Verhältnisse den Prinzen auf einen seiner würdigeren Schauplatz. Unter nichtigen Vorwänden, welche den Handelsneid der Engländer auf die Holländer schlecht verdeckten, begannen die Neckereien zwischen beiden Nationen, welche sich damals um die Herrschaft der Meere stritten. Sie führten 1665 zum offenen Kriege. Der Herzog von York, des Königs Bruder, als Jacob II. der letzte Stuart auf Englands Thron, führte die Engländer, Rupert commandirte unter ihm. An der Küste von Suffolk stiessen beide Flotten, welche zusammen 250 Kriegsschiffe zählten, aufeinander. Sieben Stunden wurde mit der grössten Hartnäckigkeit gekämpft, bis Wassenaar, der Admiral der Holländer, mit seinem Schiffe und 600 der bessten Seeleute in die Luft flog. Die Holländer unterlagen, 18 ihrer bessten Schiffe waren vernichtet, vier Admirale und 7000 Mann geblieben oder gefangen. Tromp rettete was noch zu sammeln und zu retten war. Dieser grosse Seesieg, erfochten am 13. Juni 1665, hatte den Engländern nur ein Schiff von 50 Kanonen und etwa 600 Mann gekostet. Dafür aber nahmen ihre Gegner im folgenden Jahre furchtbare Rache in der viertägigen Schlacht zwischen Nieuport und Dünkirchen. Rupert führte mit

Monk, jetzt Herzog von Albemarle, gemeinschaftlich das Commando, und da mittlerweile Ludwig XIV. sich mit den Holländern verbündet hatte, so war der Prinz mit einem Theile der Flotte den Franzosen entgegen gesegelt. Nun stund Albemarle mit viel geringeren Kräften der plötzlich erscheinenden Flotte der Holländer, geführt von ihren Seehelden de Ruyter, Evertson und Tromp, allein gegenüber. Zwei Tage stritt er unter grossem Verluste mit dem Muthe der Verzweiflung. Endlich am dritten gegen Abend tauchten die rettenden Masten von Ruperts Abtheilung am Horizont empor. Er hatte die Franzosen vergebens erwartet und der ferne dumpfe Kanonentonner ihn herbeigerufen. Am vierten Tage erneute sich die Schlacht, aber auch dieser Tag fiel unglücklich aus und nur ein dichter Nebel verhinderte die Verfolgung der Engländer, die sich an ihre Küsten zurückzogen. Sie hatten dreiundzwanzig hochbordige Schiffe und an 8000 Mann eingebüsst. Auch von den Holländern waren drei Admirale gefallen. Kaum zwei Monate später stunden sich die Flotten unter denselben Führern an der Küste von Kent wieder kämpfend gegenüber. Tromp griff die Vorhut der Engländer an, zerstreute sie, liess sich aber verleiten, sie weithin zu verfolgen. Rupert und Monk, die sich auf einem Schiffe befanden, stunden nun mit der vereinigten rothen und weissen Flagge dem alten Admiral Evertson gegenüber, der bereits vier Söhne, seinen greisen Vater und vier Brüder im Kampfe für das Vaterland verloren. Auch er fand jetzt den ersehnten Tod. Seine Schiffe flohen. Nun wandte sich Alles gegen de Ruyter. Er wich nach hartnäckigem Kampfe. Verzweifelnd rief er, von allen Seiten umringt: „Grosser Gott, ist denn keine dieser Kugeln für mich!“ Endlich zog er sich langsam fechtend zurück und fand hinter der Insel Wieringen einen sichern Zufluchtsort. Tromp war verschwunden. Auch er ward aufgesucht. Auf der Höhe von Harwich kamen seine Segel in Sicht. Er aber setzte alle bei und rettete sich in den Texel. Die jetzt erst erscheinenden Franzosen wurden aus dem Canal gefegt und nach Boulogne zurückgetrieben. Das war der bedeutendste Sieg in diesem Kriege; sein Jahrestag der 25. Juli. Die Holländer verloren 20 Schiffe, 4 Admirale, viele Offiziere und 4000 Todte, und erlitten einen Verlust von 11 Millionen Gulden. Die Engländer büssten nur ein Schiff und etwa 300 Mann ein. Jetzt war die See rein, und triumphirend fuhren Rupert und Monk als deren Herren sengend und brennend an den holländischen Küsten hin, des Feindes gebeugten Stolz verhöhnend. Der Grosspensionär de Witt, Augenzeuge der Verwüstung, schwor aber bei dem lebendigen Gott, Rache für diesen Schimpf zu nehmen.

Das geschah. Im Jahre 1667, kaum neun Monate nach dem ungeheuren Brande, der, ein furchtbares Warnungszeichen für den verderbten Hof, in London gewüthet und in vier Tagen zwei Drittheile

der Stadt mit unermesslichen Reichthümern verzehrt hatte, erschien der Admiral Van Gent plötzlich in der Themse selbst und segelte mit vielen Brandern stolz den Strom hinauf, verbrannte eine Menge Orte, Schiffe und Werften und sprengte die Kette, welche den Medway sperrte. London zitterte. Erst Ruperts energische Anstalten, der von vielen Landbatterien aus ein vernichtendes Feuer auf die ganz nahe gekommene Flotte richten liess, vertrieben dieselbe mit grossem Verluste. Und nun erst legten sich Van Gent mit de Ruyter vereinigt, den Fluss sperrend, vor die Mündung der Themse. Am 31. Juli endigte der Friede von Breda die Feindseligkeiten.

Nur auf kurze Zeit. Ludwig XIV., der gerne den Ruin beider Seemächte gesehen hätte, wusste Karl II. zu bestimmen, 1672 der Republik aufs neue den Krieg zu erklären. Rupert war durch Hofcabalen ohne Commando geblieben und die Schlacht in der Sole Bay endigte unentschieden. Im kommenden Jahre hingegen wurde ihm das Commando der ganzen Flotte als General-Admiral übertragen. Im Canal vereinigte er sich mit den Franzosen unter d'Estrees und die gesammte Flotte zählte 140 Segel. Ihnen gegenüber unter Tromp und de Ruyter die Holländer nur 109. Die Landungsversuche der Engländer in Seeland, um sich mit den in Holland stehenden Franzosen zu vereinigen, wurden abgeschlagen. Ein letzter entscheidender Streich sollte fallen und am 21. August ward die Schlacht bei de Helder an der Mündung der Südersee geliefert. Die Franzosen, welche sich, ihrer Instruction gemäss, möglichst zurückhielten, wusste Rupert geschickt in die Vorhut zu manövriren. Er selbst führte das Haupttreffen, Spragge die Nachhut. Ihm stand de Ruyter, letzterem Tromp gegenüber. Die Holländer, welche die Gesinnung der Franzosen kannten, stellten diesen nur ein kleines Geschwader entgegen und gingen vereinigt auf den Prinzen los. Und so entbrannte denn der Kampf im Angesichte der Küstenbewohner, die auf den Knieen lagen und zu Gott um den Sieg der Ihrigen flehten. Wirklich sah d'Estrees schmählicher Weise ganz unthätig zu, wie Rupert, von seinen übrigen Schiffen abgeschnitten, von den Holländern ganz umringt wurde. Aber wie in den Heldenkämpfen seiner Jugend steigerte auch jetzt wieder die Gefahr seine Tapferkeit. Rasch warf er mit einer plötzlichen Schwenkung die Feinde zurück, vereinigte sich mit seinen übrigen Schiffen und eilte Spragge zu Hilfe, der im hitzigen Gefechte mit Tromp lag. Das gleiche that de Ruyter, der zum Beistande des letzteren eilte und so sah man das seltsame Schauspiel, dass beide feindliche Flotten hart neben einander ohne zu feuern dahin segelten, wo ferner Kanonendonner den Kampfplatz verrieth. Spragge war gefallen, seine meisten Schiffe zu Grunde gerichtet. Die Franzosen blieben trotz aller Signale unthätig. Noch dauerte das Gefecht bis zur Abenddämmerung. Da trat der Prinz seinen ehrenvollen Rückzug

nach den Küsten Englands an. Ohne d'Estrees Treulosigkeit wäre es ein Siegeszug geworden. Mit dieser Schlacht, der letzten auf länger als ein Jahrhundert in der die beiden tapferen Völker sich massen, schloss Rupert sein langjähriges Wirken im Dienste Englands. Seine Aufklärung über das Benehmen der Franzosen führte zu dem Separatfrieden mit Holland, der im Februar 1674 in Westminster abgeschlossen wurde.

Noch acht Jahre sollte Rupert geehrt und geliebt von den Edlen jeder Parthei, besonders als Patron alter Soldaten und Seeleute und jedes geistbegabten, vielversprechenden Mannes, der wohlverdienten Musse eines Weisen, seinen Studien und seinen wenigen noch übrigen Freunden leben. Er verschied 1682 in seinem Hause in London im 63. Jahre. Seine sterblichen Ueberreste wurden in der Capelle Heinrich VII. in Westminster beigesetzt, wo sie nun, in dem stolzen Mausoleum der britischen Könige und der ersten Männer des gewaltigen Inselreiches, an der Seite Monks ruhen, gegen und neben dem er in so mancher Schlacht gefochten.

Zweiunddreissig Jahre später bestieg mit seinem Neffen Georg I. das noch heute regierende Welfenhaus den Thron von Grossbritanien.

Das lebensvolle Bild des grossen Seesieges Ruperts auf der Höhe von Nord Foreland hat Fortner gemalt. Rupert und Monk sind Porträts.

95. Karl Ludwig erhält die achte Kurwürde und nimmt 1649 wieder Besitz von seinen Erblanden.

Kein Bild aus dem langen, traurigen Kampfe, der auch unsere Pfalz so grausam verwüstete, fand Platz in dieser Reihe von Gemälden. Bietet dieselbe doch übergenug der Blutscenen, die leider noch immer unter den Marksteinen der Menschengeschichte die wichtigste Stelle einnehmen. Dagegen erfreut auf diesem Bilde der Glanz der Friedenssonne, welche noch dreissig langen, jammervollen Jahren der Pfalz, leider nur auf allzu kurze Zeit, aufging.

Das arme Land hatte im dreissigjährigen Kriege unsägliches Elend zu erdulden. Zuerst fiel Spinola mit 20,000 Spaniern ein, die dort mit allen den Gräueln haus'ten, die ihr bigotter Glaubenseifer gegen Ketzer sich zum Verdienste rechnete. Friedrichs von Oranien General Horaz de Veer vermochte nur noch die festen Plätze Heidelberg, Mannheim und Frankenthal zu besetzen. Auf Spinola folgte Cordova. Damals flohen aus Oppenheim alle Einwohner. Nur der Schafhirt Hanns Warsch blieb zurück und unterhandelte von der Mauer herab auf persönliche Sicherheit und freie Religionsübung. Als Cordova einzog, war er höchlich verwundert nur den einen Mann zu finden. Er belobte aber den wackern Warsch, lud ihn zur Tafel und stand Gevatter bei seinem neugebornen Kinde. Frankenthal wurde nach vierwöchentlicher

Belagerung und heldenmüthiger Gegenwehr durch Mannsfeld entsetzt. Das ganze Jahr 1621 rauften sich nun die Spanier und Ligisten unter Tilly mit dem Mannsfelder in der Pfalz. Neckargemünd ward von den Ligisten förmlich ausgemordet. Damals kam auch Friedrich V. aus den Niederlanden, verkleidet, mitten durch die Kaiserlichen, in sein Land zurück, wurde in dem treuen Germersheim jubelnd aufgenommen und erfocht, mit Mannsfeld vereint, bei Wisloch einen Sieg über die Bayern. Hierauf vereinigte sich auch Christian von Braunschweig mit ihnen. Leider liess sich aber der König durch die Vorspiegelung kaiserlicher Gnade verleiten, beide Feldherren zu entlassen und sich selbst nach Sedan zurückzuziehen. Alle Verheissungen erwiesen sich aber als nichtig, und Tilly trat nun, nach den Siegen bei Wimpfen und Höchst über Mannsfeld und Christian, energischer auf. Er belagerte Heidelberg vom 1. Juli bis zum 16. September 1622, an dem er es mit Sturm einnahm. Damals wurde die herrliche Bibliothek erbeutet und grossentheils nach Rom gebracht. Am 2. November fiel auch die Festung Mannheim, von de Veer übergeben, in Tillys Hände, nachdem seine Truppen die Stadt schon früher erstürmt hatten. Frankenthal widerstand tapfer einer neuen Belagerung. Erst im März des Jahres 1623 übergab die englische Besatzung die Hauptfestung, durch listige Unterhandlung getäuscht, an die Wallonen Verdugo's. So war und blieb nun 8 Jahre lang die Pfalz im Besitze der Katholischen, die auch hier das Bekehrungswerk nach damaliger Weise mit Jesuiten und Soldaten eifrigst betrieben und alle protestantischen Geistlichen verjagten.

Da erschien 1631 der Schwedenkönig, drang im unaufhaltsamen Siegesfluge an den Rhein, fegte die diesseitige Pfalz, und setzte am 7. December bei Oppenheim über den Strom. Germersheim und Neustadt, von den Spaniern besetzt, wurden erobert, und Mannheim mit seiner starken Citadelle Friedrichsburg, welches die Bayern inne hatten, fiel durch List am 29. December in die Gewalt Bernhardts von Weimar. Auch Kreuznach kapitulirte und glückverheissend schien die Uebergabe des wichtigen Frankenthals am 3. November 1632 an den Rheingraf Otto von Salm. Aber drei Tage später war der grosse König und wieder nur eilf Tage darnach auch Friedrich V. eine Leiche. Das, meinten die Leute, hatten die drei Sonnen, die man im März desselben Jahres gesehen, drohend geweissagt.

Für den minderjährigen Erben Karl Ludwig, der sich damals noch unter Leitung der trefflichsten Lehrer, besonders des berühmten Descartes auf der hohen Schule zu Leiden befand, übernahm der Pfalzgraf Ludwig Philipp, sein Oheim, die Vormundschaft. Heidelberg war noch immer in der Gewalt der Feinde, bis es endlich dem schwedischen General, Pfalzgraf Christian von Birkenfeld glückte, die Hauptstadt des Landes am 15. Mai 1633 ohne Verlust eines Mannes zu überrumpeln. Am 24.

capitulirte auch das Schloss nach harter Gegenwehr. Jetzt erhielten, bedingt durch die Anwesenheit der Schweden, auch die Lutherischen freie Religionsübung in der Pfalz.

Die gewaltige Niederlage der Protestanten bei Nördlingen am 6. September 1634 änderte mit einem Schlage wieder den ganzen Stand der Dinge, und nun kamen erst die schlimmsten Tage. Die geschlagenen Schweden flohen durch die Pfalz; ihnen nach, eine verheerende Fluth, die Kaiserlichen. Deutsche, Wallonen, Italiener und Kroaten überschwemmten das unglückliche Land und betrugen sich gleich wilden Thieren. Letztere erklärten unverholen, sie kämen nicht als Soldaten, sondern als Mörder, Plünderer und Brenner. Heidelberg wurde von Johann von Werth erstürmt und von den Schweden wieder gewonnen; das Schloss behaupteten sie unter Abel Moda standhaft bis zum 14. November 1635. Aber auch sie hausten, seit des grossen Königs Tode in Freundes Land so übel wie die Feinde. Ueberhaupt wurde der Krieg jetzt von beiden Seiten immer bestialischer geführt. 1634 war Wallenstein, keineswegs schuldlos, ermordet worden, und im folgenden Jahre überschwemmte Gallas, sein Nachfolger, der ihn mit Hilfe der Jesuiten und Wälschen, die stets die Schoosskinder am Wiener Hofe gewesen, verrathen hatte, mit seinen zuchtlosen Truppen die Pfalz. Von ihnen und den Spaniern wurde jetzt wiederholt das Land so verwüstet und ausgemordet, dass man nach gleichzeitigen Berichten kaum mehr 200 Bauern hätte zählen können. Die meisten hatten zur Muskete oder Pike gegriffen und wollten lieber Hammer als Amboss sein. Um dieselbe Zeit verständigten sich die Schweden mit den Franzosen. Noch bei Lebzeiten Gustav Adolph hatte sich Richelieu in den Kampf gemischt, der nun ein rein politischer wurde, besonders seit die protestantischen Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sich schmählichen Gewinnes wegen im Prager Frieden von dem Kaiser hatten abfinden lassen. In der Instruction des französischen Gesandten Feuquières stund deutlich der Zweck des Bündnisses: „que le dessin du Roy soit de dismembrer l'empire et de se prevaloir d'une partie". Ein „dessin", dem Frankreich, ob Kaiserthum, Königreich oder Republik bis auf diesen Tag treu geblieben, dem es Elsass und Lothringen, wir aber den Rheinbund und den, glücklicherweise todtgeborenen, süddeutschen Bund verdanken. Frankenthal ging, wie Heidelberg, gegen Ende des Jahres mit Accord über, und so wurde, von den Schweden gereinigt, die Pfalz im Prager Frieden an Maximilian von Bayern „auf ewige Zeiten" übergeben. Dass jetzt wieder alle lutherischen und reformirten Geistlichen aus dem Lande getrieben wurden, verstund sich von selbst.

Auf die Geisseln des Krieges und der gegenseitigen Religionsverfolgung kamen nun vier noch weit furchtbarere Jahre der Hungersnoth und der Pest. Haarsträubend sind die Greuel, welche uns von Zeit-

genossen berichtet werden. So erzählt Pfarrer Andreä: „Um die Cadaver gefallener Pferde stritten sich Menschen, Hunde und Raben. Die Kirchhöfe musste man bewachen, weil die frischbegrabenen Leichen in ihren Gräbern nicht mehr sicher waren; Ungeziefer, gekochte Thierhäute waren willkommene Speisen und man fand von Hunger Gestorbene, die noch Gras- und Baumblätter zur Stillung desselben im Munde hatten, ja selbst Lebende wurden ihres Fleisches wegen ermordet. Wie einst Josephus von Jerusalem gemeldet, gab es Megären welche fremde Kinder an sich lockten, tödteten und verzehrten. Zu Bergzabern erwürgte ein eilfjähriges Mädchen einen kleinen Knaben und genoss dessen Fleisch und bei Otterberg fanden streifende Soldaten einen Knaben an einem Feuer sitzend, der sich das Fleisch seines Schwesterleins briet!

Hatte der Kampf während der Hungerjahre in unserer Gegend einigermassen geruht, so entbrannte er 1638 aufs Neue. Vom Oberrhein her fielen schwedisch-weimarische Truppen in's Land, und ein wilder Kampf zwischen ihnen und den Bayern und Spaniern um den Besitz der festen Städte begann. Bernhardt von Weimar hatte indessen am Oberrhein Sieg auf Sieg über die Kaiserlichen unter Gallas und Götz erfochten, die Städte im Elsass und das überaus wichtige Breisach besetzt. Von Frankreichs Subsidien abhängig, trat er jedoch dort immer selbständiger auf, nahm von seinen Eroberungen in seinem und Deutschlands Namen Besitz und weckte dadurch den Verdacht Richelieu's. Mitten in seinem Siegeslaufe starb der wahrhaft deutsche Held im Juli 1639 zu Neuburg am Rheine, wie er selbst vermuthete, an französischem Gift. —"

Nach der oben erwähnten unglücklichen Schlacht bei Gohfeld 1638, in der Rupert gefangen worden, hatte sich der ältere Bruder und Kurerbe Karl Ludwig, an dem steilen Ufer der Weser emporkletternd, mit Mühe gerettet und war, nachdem er zwei Monate in Minden verborgen geblieben, über Holland nach England geflohen. Von dort aus sollte eine Gesandtschaft nach Wien an den neuen Kaiser Ferdinand III. dem Erben Friedrichs wieder den Besitz seiner Länder und Würden verschaffen und ihn, so meinten seine treuen deutschen Räthe, von den üppigen Vergnügungen des leichtfertigen Hofes Karls I. entfernen, in welche sich der neunzehnjährige Jüngling mit voller Leidenschaft gestürzt. Voll Hohnes wies sie Ferdinand zurück, der noch in dem schuldlosen Erben den ehemaligen Nebenbuhler seines Vaters um die böhmische Krone hasste. Jetzt aber eilte der junge Kurfürst, denn so nannte sich Karl Ludwig seit erlangter Volljährigkeit, auf den Rath des Oraniers wiederholt herbei um, reichlich mit englischem Gelde versehen, das verwaiste Heer Bernhardts zu gewinnen, und an seiner Spitze die Pfalz zu erobern. Die Unvorsichtigkeit Karls I. hatte dem französischen Gesandten Bellièvre den Plan verrathen. Dieser berichtete ihn dem

Cardinal, der ihn zu durchkreuzen wusste. Zu allem Unglück wählte der Kurfürst, um rascher an den Oberrhein zu kommen, seinen Weg durch Frankreich. Zuerst versuchte man ihn in Versailles durch Complimente und falsche Freundschaftsversicherungen hinzuhalten, dann verhaftete man ihn geradezu auf der Weiterreise in Moulins und brachte ihn nach Vincennes, wo er beinahe ein Jahr lang im strengsten Gewahrsam gehalten wurde. Mittlerweile gewann der Herzog von Longueville die Führer von Bernhardts Heer durch Bestechung; es ward, nebst den besetzten Festungen, für seinen Herrn in Pflicht genommen. Zum drittenmale, 1640, kehrte der getäuschte Fürst auf den gastfreien Boden der britischen Insel zurück. Bald darauf brach hier der traurige Bürgerkrieg aus, in dem jedoch der berechnende Karl Ludwig, ungleich seinen feurigen Brüdern Rupert und Moritz, nicht Parthei nahm, und desshalb unbehelligt in dem Hause seines Freundes, des Dechants Wren zu Windsor, in äusserster Zurückgezogenheit leben konnte. Doch kehren wir zur Pfalz zurück.

Hier löste sich allmählig der Krieg in Partheigänger-Kämpfe zwischen den weimarisch-französischen Truppen, Spaniern und Bayern auf. Städte und Schlösser wurden gewonnen und wieder verloren, dabei aber das platte Land völlig zur Wüste gemacht. Mit dem Jahre 1644 erschien der berühmte Turenne auf dem deutschen Kriegsschauplatze, eroberte, vereinigt mit dem nachmaligen grossen Condè im Fluge die Pfalz und den Mittelrhein und drang hierauf tiefer in's Reich. Mannheim wurde von den Bayern wieder mit stürmender Hand gewonnen; das starke Frankenthal aber hatte sich nicht nur gegen die Franzosen gehalten, sondern seine tapfere spanische Besatzung behauptete es noch acht Jahre und unternahm oftmalige glückliche Ausfälle gegen ihre Feinde, welche die festen Plätze ringsum besetzt hielten.

Da erschien endlich der gottgesegnete 24. October 1648. „Siehe auf den Bergen kommen Füsse eines guten Boten der den Frieden predigt". Das war der Jubeltext, der dem armen, zertretenen Vaterlande den Friedensschluss von Münster und Osnabrück verkündigte. Ein Riesenwerk, aber für reichlich fünf Millionen Menschen, die der Krieg hingemordet, zu spät. Eigentlich hatte in vielen Gegenden Deutschlands der Krieg im Kriege schon aufgehört, weil ausserhalb der Mauern der Städte nichts mehr zu verwüsten war. Karl Ludwig wurde wieder in die Pfalz am Rheine eingesetzt, und ihm eine neue, die achte Kurwürde verliehen. Die erste und die Oberpfalz hatte bereits Maximilian erhalten. Letzterer aber und der Kaiser zauderten noch immer, die Rheinlande zu räumen. Da trat des jungen Kurfürsten Vetter, Pfalzgraf Karl Gustav von der Kleeburger Linie, der die Schwester des grossen Gustavs zur Gemahlin hatte und später selbst als Karl X. eine Zierde von Schwedens Thron wurde, kräftig für ihn ein, und seine Drohung,

das Heer nicht eher zu entlassen, als bis die Landesübergabe vollzogen sei, wirkte mehr als jahrelange Verhandlungen. Die Kaiserlichen und Bayern verliessen die Pfalz, nur Frankenthal hielten vertragsmässig die Spanier noch bis 1652 besetzt, in welchem Jahre es erst im Austausch mit Besancon geräumt wurde.

Karl Ludwig verliess England, wo er noch das traurige Ende seines unglücklichen Oheims gesehen und kehrte durch die Niederlande und Hessen in seine Lande zurück, nachdem er sich, nicht zu seinem Heile, am Hofe der heldenmüthigen Landgräfin Amalia mit deren stolzer und unliebenswürdiger Tochter Charlotte verlobte, die ihm überdiess wenig Neigung bezeigte. Er hatte die Pfalz als dreijähriges Kind, blühend und glücklich verlassen, nun nach dreissig Jahren sah er sie wieder. Es war erschütternd dieses Wiedersehen. Elend, wohin sein Auge blickte. Einst wohlbevölkerte, gewerbreiche Städte halb in Trümmerhaufen verwandelt, durch deren Gassen hohläugige, halbzerlumpte Jammergestalten wanken. Wölfe in zahlreichen Horden, ja selbst Bären hatten wieder von ihrem ursprünglichen Gebiete Besitz ergriffen und brachen aus den ungeheuren Wäldern nicht selten in die elenden Lehmhütten der wenigen Bewohner des platten Landes. Die Weinberge, der Stolz und die Freudenquelle der einst so heitern Pfälzer, waren verwüstet, die Felder seit Jahren unbebaut und von Gestrüpp überwuchert. Nur Raubgesindel und abgedankte Strolche zeigten sich auf den verödeten Landstrassen. Des feinen, artigen Volkes Sitte war rauh geworden und verwildert, und bei dem häufigen Wechsel des Herrn und des Glaubens sein Charakter ohne moralischen Halt. Mit Thränen in den Augen begrüssten die treuen Unterthanen ihren heimgekehrten Fürsten. Zuerst kam er nach Mosbach. In Mitte der bewaffneten Bürger empfing ihn eine Schaar Knaben, die ihm unter allgemeiner Rührung laut zuriefen: „Gott sei Dank, dass wir unsern gnädigsten Herrn sehen! Gott lass ihn uns noch recht lang geniessen!“ Dort feierte er auch seinen ersten öffentlichen Gottesdienst. Am 8. October 1640 hielt Karl Ludwig endlich in der alten Pfälzer Residenz, unter Lösung der Geschütze, dem Läuten der Glocken, und den herzlichsten Zurufen des entgegengeströmten Volkes, seinen Einzug, empfangen von den Vätern der Stadt, den wenigen Professoren der Hochschule und den noch übrigen ergrauten Dienern seines Hauses. Das einst so herrlich prangende Schloss seiner Väter fand er aber so herabgekommen und verwüstet, dass er geraume Zeit ein Haus in der Stadt beziehen musste, bis es nothdürftig wieder in bewohnbaren Stand gesetzt war.

Das Bild des Einzuges in Heidelberg ist von Fortner. Der Kurfürst und das alte Schloss sind Porträts.

96. Karl Ludwig übergibt die, 1679 zu Mannheim erbaute, der Sancta Concordia geweihte Kirche dem katholischen, lutherischen und calvinischen Cultus.

Allmählig kehrten die flüchtigen und zerstreuten Bewohner der Pfalz wieder zurück und neue Einwanderer kamen von allen Seiten aus der Schweiz, den Niederlanden und Frankreich, ja selbst aus den Waldenser Thälern und England in die fruchtbaren Gauen am Rhein und Neckar und in das holzreiche Land der Vogesen. Sie gehörten nicht allein den beiden protestantischen Hauptkirchen an, sondern es befanden sich unter ihnen auch viele Anhänger der arbeitsamen, frommen und friedlichen Secte der Wiedertäufer und böhmischen Brüder. Da lernte sich die Toleranz von selbst, hätte Karl Ludwig nicht ohnehin schon in seiner Jugend freiere Anschauungen erhalten und den Unterschied zwischen engherziger kirchlicher Theologie und wahrer Religion erkennen lernen. Zu einer Zeit, wo so viele selbst protestantische Zeloten den Grundsatz predigten, dass es Pflicht eines Fürsten sei, jene aus dem Lande zu treiben, die sich nicht der herrschenden Kirche bequemten, erklärte er offen, dass er nicht allein die Duldung fremden Glaubens, sondern die Berechtigung jedes Menschen anerkenne, die volle Gewissensfreiheit zu fordern. Seine eifrigste Sorge war es, den alten Wohlstand des Landes wieder herzustellen und der heranwachsenden Generation eine glücklichere Zukunft zu gründen. Sein eigener geregelter, von aller Ueppigkeit entfernter Haushalt machte es möglich, in den ersten Regierungsjahren nur geringe Abgaben zu erheben, er suchte durch eigenes Beispiel die alte, sparsame Lebensweise der Pfälzer wieder zurückzuführen. Wer ein verfallenes Haus herstellte oder ein neues aufrichtete, wer einen verwilderten Acker oder verödeten Weinberg bebaute, erhielt Abgabenfreiheit auf mehrere Jahre. Die strengsten Gesetze schützten vor der Willkühr der Beamten um so gewisser, als der Fürst für jeden Unterthan zugänglich war. Weise Polizeiordnungen erhöhten die Sicherheit. Ihre allzueifrige Wachsamkeit führte einmal einen eigenthümlichen Beschluss Karl Ludwigs herbei. Als wegen des Streites über das Reichsvicariat nach Ferdinand II. Tode und über die Heftigkeit des Kurfürsten auf dem Regensburger Reichstage, wo er, wie erzählt, dem Gesandten Ferdinand Maria's das Tintenfass an den Kopf warf, ein Krieg zwischen beiden Fürsten auszubrechen drohte, hatte die Wirthin zum Bock in Weinheim laut erklärt: „Ey was Krieg! Ich will Kurpfalz eine Anzahl Gänse halten, da sollen die Herren lieber mit Federn als im Felde Krieg führen.“ Wenige Tage später erhielt die erstaunte Frau ein Decret, dass Serenissimus ihr patriotisches Anerbieten in Gnaden angenommen und sie künftighin alle Jahre auf Martini Dero Kanzlei mit Gänsekielen genügsam zu versehen habe.

Wie lang wohl das seltsame Servitut bestanden haben mag? — Da gewann denn ein so fruchtbares Land unter den Händen eines so fleissigen Volkes gar bald eine andere Gestalt, und mit dem wachsenden Wohlstande kehrte bei den leichtblütigen Pfälzern auch die alte Fröhlichkeit wieder ein.

Nur im eigenen Hause war es Karl Ludwig nicht vergönnt sie heimisch zu machen. Schon vier Monate nach seiner Rückkehr im Februar 1650 führte er die Braut von Kassel heim. Aber es war nur eine Convenienzheirath und wie diese nur zu oft, keine glückliche. Der edle, geistreiche und liebenswürdige Prinz, der noch vor wenigen Jahren so vielen Herzen am Hofe zu St. James gefährlich wurde, vermochte nie, die Liebe seiner jungen und schönen, erst dreiundzwanzig Jahre alten Gemahlin zu gewinnen. Dagegen sagte Charlottens abstossend kaltes, hochfahrendes und zänkisches Wesen der sanguinischen, leicht aufbrausenden Natur des Kurfürsten eben so wenig zu. Ueberdiess war ihre Geistesbildung weitaus der seinen nicht ebenbürtig. Jagen und Reiten machten ihre Hauptvergnügungen aus, und nachdem sie ihm zwei Prinzen und eine Prinzessin geboren, entzog sie sich noch überdiess unter nichtigen Vorwänden seinem näheren Umgange. Unter solchen Umständen erwuchs ein zärtliches Verhältniss zu der hochgebildeten, schönen, sanften und anmuthigen Luise von Degenfeld, dem Hoffräulein der Kurfürstin, bei der Karl Ludwig all die Eigenschaften fand, die er bei seiner Gemahlin vermisste. Die verschwiegenen Laubgänge und Gemächer von Schwetzingen bargen es anfangs, geschäftige Zwischenträger verriethen jedoch Charlotten gar bald den in lateinischer Sprache geführten Briefwechsel. Den Gemahl jetzt durch verdoppelte Zärtlichkeit wieder zu gewinnen lag nicht in ihrem stolzen Character, welcher vielmehr durch Scenen der peinlichsten Art den Bruch vollkommen machte. „Servate vostra parola“ rief ihm eines Tages Luise zu, als sich, freilich zu spät, die Kurfürstin mit ihren Kindern zu seinen Füssen warf. Karl Ludwig ging seufzend von dannen, die schwergekränkte Gemahlin aber holte, auf ihr Zimmer eilend, eine geladene Pistole, um ihre Nebenbuhlerin zu tödten. Glücklich entwand ihr noch Graf Wolf von Hohenlohe das Mordgewehr und schoss es durch das Fenster ab. Hierauf einige Zeit gefangen gehalten, entschloss sie sich zur Heimkehr nach Kassel, ohne jedoch den Kurfürsten frei zu geben. Luise weilte noch in Schwetzingen, ihr blinder Bruder Ferdinand aber — ihn, in venetianischen Diensten stehend, hatte eine türkische Kugel beider Augen beraubt, — ein Ehrenmann wie sein Name sagte, verlangte von Karl Ludwig mit Daransetzung seines letzten Blutstropfens, dass er der Schwester Ehre herstelle und ihr öffentlich die Hand reiche. Das geschah indem der Kurfürst am 15. Januar 1658 kraft seiner landesherrlich-bischöflichen Gewalt sich förmlich von Charlotte trennte

und seine „innigstgeliebte Degenfeldin,“ deren höchste Gunst er nur dadurch gewinnen konnte, förmlich vor dem Altare durch den Pfarrer Heyland eingesegnet, zur Gemahlin nahm. Am 13. October gebar sie, die ihm das vollste Glück der Häuslichkeit bereitete, von einer Reihe von vierzehn Kindern, die sämmtlich zu Raugrafen und Raugräfinnen erhoben wurden, das älteste, Karl Ludwig. Die wärmste Liebe vereinigte zeitlebens diese degenfeldischen Stiefgeschwisterte mit der eben so gemüthvollen als resoluten und gescheidten Tochter des Kurfürsten der bekannten Herzogin von Orleans. Sie war ganz das Ebenbild ihres trefflichen Vaters wie sie selbst ihn schildert: „Lustig und recht possirlich und immer von gutem Humor und weit vom Aberglauben.“

Ueberzeugt dass die grossen Entwürfe zur Beglückung seines Volkes nur gelingen könnten, wenn er in den künftigen geistlichen Führern und Beamten desselben taugliche Gehilfen fände, war er eifrigst bemüht, die Pflanzschule derselben, die Universität zu Heidelberg wieder zu neuem Flor zu erheben. Unter vielem Gepränge — der sparsame Fürst wusste wohl wo dieses am Platze — ward schon am 1. November 1652 die Einweihung der erneuten Hochschule begangen und bald schmückten Namen vom bessten Klange in Deutschland wieder die verödeten Katheder dieser Lieblingsanstalt all seiner Vorfahren. Und so wenig glaubte Karl Ludwig dem freien Ausdruck jeder Meinung wehren zu dürfen und so sehr zählte er darauf, dass eben durch ihn jeder Irrthum sein nothwendiges Correctiv finde, dass er selbst den berühmten Spinoza mit voller philosophischer Lehrfreiheit berief und nur die Hoffnung aussprach, er werde selbe nicht zur Störung der öffentlich eingeführten Religion missbrauchen. Vorsichtig lehnte der Pantheist ab: „Er wisse nicht, in welche Gränzen die Freiheit des philosophischen Unterrichtes müsse eingeschränkt werden, wenn sie nicht den Schein haben solle, die Religion zu beunruhigen.“ —

An der Landspitze zwischen Rhein und Neckar wird uns schon zu den Zeiten der Karolinger ein Dorf Manninheim genannt. Hart am Rheine, zunächst oberhalb, lag die feste Burg Eicholsheim, in welcher nacheinander dasselbe Gemach bewohnend, Pabst Johann XXIII. und der bei Seckenheim gefangene Bischof Georg von Metz sassen. Sie fand im Jahre 1622 ihren Untergang. An der Stelle jenes Dorfes Manninheim beschloss nun seiner günstigen Lage wegen Kurfürst Friedrich IV. eine mächtige Landesfeste zum Schutze der Pfalz zu gründen. Am 17. März 1606 fand die feierliche Grundsteinlegung statt und der junge Friedrich V. senkte die goldene Tafel ein, auf der die Geschichte der, nun Friedrichsburg genannten, neuen Feste eingegraben war. Ein furchtbarer Orkan begleitete die Feier, der Regen goss unaufhörlich nieder und die beiden Ströme brausten in hohen drohenden Wellen dahin, als wollte die Natur die Schicksale der künftigen Stadt vorher verkünden, die sich bald,

unter dem alten Namen, der Feste an der unteren Neckarseite anschloss. Volle Freiheit der Religionsübung, freie Baustellen und die ausgedehntesten Privilegien zogen rasch Einwanderer, besonders viele Franzosen und Wallonen herbei. Die Stadt war schon zu bedeutender Blüthe gelangt und zählte mehr denn 12,000 Bewohner, als der traurige dreissigjährige Krieg ausbrach, der auch sie mit dem Untergange bedrohte. Ihre Schicksale während desselben finden sich oben kurz zusammengefasst. Eine vorzügliche Sorge Karl Ludwigs war es jetzt, Stadt und Festung wieder herzustellen. Erstere erhielt viele Vortheile, deren bedeutendster eine auf dreissig Jahre gewährte Zollfreiheit war, welche den Grund zu dem, nun so bedeutend gewordenen Handel Mannheims legte. Letztere wurde nach den Regeln der neuern Kriegskunst angelegt und erweitert, und in derselben, an der Stelle des heutigen Schlosses, ein bescheidener Palast für den Kurfürsten erbaut.

So waren der Pfalz unter der weisen Regierung Karl Ludwigs fünfundzwanzig glückliche Friedensjahre beschieden, als schlimme Schicksalsschläge das Herz des alternden Fürsten trafen. Vergebens hatte er gehofft durch ein schweres Opfer sich die Freundschaft seines mächtigen Nachbars Ludwig XIV. zu erwerben. Die leichtfertige und intrikante, aber geistreiche Anna Gonzaga, des Herzogs von Nevers Tochter und Wittwe von Karls Bruder Eduard — seine Enkelin Wilhelmine von Braunschweig ward die Gemahlin Kaiser Joseph I. —, der in Frankreich katholisch geworden war, kam nach Heidelberg und wusste den Kurfürsten zu überreden, seine Tochter Elisabeth Charlotte, dem Bruder des Königs, Philipp von Orleans — dem Vater des Roué, dem Ahnherrn des Egalité — zu vermählen. Natürlich musste sie das glänzende Elend an der Seite eines, ihrer völlig unwürdigen, sitten- und gewissenlosen Gemahls *) auch noch durch den Wechsel ihres kirchlichen Bekenntnisses erkaufen. „So bin ich denn das politische Lamm, welches für das Land soll geopfert werden,“ sagte sie vorahnend, und die Ahnung ward um so furchtbarer erfüllt, weil das Opfer ein vergebliches gewesen, vielmehr gerade durch diese Heirath später der armen Pfalz die schrecklichsten Tage bereitet wurden.

Nachdem der übermüthige Ludwig XIV. von dem begeisterten Muthe der Holländer aus ihrem Lande gejagt worden, wandte er seine Waffen gegen Deutschland. Der Kaiser hatte ihm endlich, für seine unverschämten Eingriffe in die Rechte des Reiches, mit dessen einzelnen, verrätherischen Gliedern, besonders den geistlichen Fürsten am Rheine er sich verband, den Krieg erklärt. Rasch liess der König, uneingedenk der neugeknüpften Verwandtschaftsbande, den Marschall Turenne mit

*) Die erste Gemahlin desselben soll dem ihr durch seine Vertrauten beigebrachten Gifte erlegen sein.

seinen zuchtlosen Banden am Mittelrhein und in die Pfalz einbrechen. Der Kurfürst weigerte die Oeffnung der festen Plätze. „Comment“ rief der freche Franzose, „un petit Electeur Palatin oserait il bien s'opposer a un Roy de France?“ und wüthete nun mit aller ersinnlicher Grausamkeit im Lande. Wie leibhafte Teufel marterten seine und Luxemburgs Soldaten Weiber und Männer, Greise und Kinder aus blosser Mordlust zu Tode und waren ruchlos genug, wenn ein Anschlag misslang, ihre Gewehre unter gotteslästerischen Flüchen gegen den Himmel abzuschiessen: „C'est a Dieu, qui nous empêche notre dessin!“ Germersheim ward in die Luft gesprengt und die Flammensäulen von hundert Dörfern loderten rings um Mannheim racheforderd empor. Das musste der Kurfürst, dessen Macht zu gering war, um den Mordbrennern im freien Felde zu begegnen, aus seiner Residenz in der Friedrichsburg mit ansehen, und der unendliche Jammer seines armen Volkes ergrimmte sein tapferes Herz. Er sandte dem Marschall einen energischen Brief voll von Vorwürfen über seine Barbareien, sprach die Ueberzeugung aus, dass nur persönlicher Hass des Convertiten gegen den protestantischen Fürsten deren Veranlassung sei, und er darum wohl nicht säumen werde, sich auf edlere Art, als durch den Ruin seiner Unterthanen Genugthuung zu verschaffen. Desshalb fordere er ihn auf, Zeit, Art und Ort des Zweikampfes zu bestimmen. Kahle Ausflüchte und Phrasen waren die Antwort auf die ächt ritterliche Ausforderung, mit der einer der ersten Fürsten des Reiches den grossen General aber grausamen Diener des französischen Despoten beehrte. Deutsche Erbärmlichkeit stellte ihn lange Zeit zum Musterbilde unserer Jugend auf; er war ja ein Franzose! Noch einmal wurde, nachdem Turenne bei Sassbach gefallen, die Pfalz durch Montclas durchmordet, ausgeplündert und ausgebrannt, bis endlich der ehrlose und übereilte Friede von Nimwegen — Nimmweg sagte der Volkswitz, in Bezug auf die Verluste Deutschlands — 1678 dem Kriege ein Ende machte.

Mitten unter diesen Drangsalen traf das Herz Karl Ludwigs ein wo möglich noch tieferes Weh. Am 17. März 1677 entriss ihm der Tod seine geliebte Luise im vierzehnten Wochenbette. Sie fand ihre Ruhestätte an der Seite ihrer vorangegangenen Kinder in der Fürstengruft der heiligen Geistkirche. Der edlen Hingeschiedenen, die wie ein Friedensengel die oft so heftig aufbrausenden Wogen seines Gemüthes sänftigte, und die nur einen Kummer gekannt, ihm ihre Liebe nicht genug erzeigen zu können, errichtete er ein ihrer würdiges Denkmal.

Denn ein solches war offenbar jene, der „sancta Concordia“ geweihte Kirche, zu welcher er, zehn Tage nach ihrem Tode, in der Friedrichsburg den Grundstein legte. Sie wurde am 27. Juni 1680 für die drei christlichen Confessionen der Pfalz eingeweiht und war keine der grössten, wohl aber der zierlichsten und prächtigsten am ganzen

Rheinstrome.*) Unter trefflicher Musik und Absingung des 122 Psalmes in lateinischer Sprache traten der Kurfürst, der Kurprinz und dessen Gemahlin in den Tempel. Der Kirchenrath Dr. Fabricius, der Vertraute Karl Ludwigs, und durch seinen Charakter einer solchen Auszeichnung würdig, legte die Bibel und die gottesdienstlichen Geräthe jeder Confession auf den einzigen, gemeinsamen Altar nieder und verlas dann die Stiftungsurkunde. Der reformirte Hofprediger Langhanns hielt die Festpredigt, nach derselben wurden die Katechumenen, ein Jude, ein Mohr aus Guinea und ein schwarzgelber Knabe aus Ostindien unter Pathenschaft sämmtlicher fürstlicher Personen getauft. Dann las der lutherische Prediger Petri das Schlussgebet von der Kanzel und zuletzt trat der katholische Pfarrer von Handschuhsheim vor den Altar, hielt eine Rede zum Lobe der Eintracht und des preiswürdigen Unternehmens des Kurfürsten, und ertheilte dann den Segen.

Auswerfen von Gedächtnissmünzen, Hoftafel und Feuerwerk schlossen den festlichen Tag.

Wie die kirchliche Eintracht, so sollte auch ihr edles Symbol der Pfalz nicht lange erhalten bleiben. Im Jahre 1689 wurde im orleanischen Kriege die Concordienkirche nebst der Festung von den Franzosen gesprengt und in einen Schutthaufen verwandelt. Damals sind auch die Ueberreste Luisens zerstreut worden. Ihre Uebertragung aus der Fürstengruft in diese Kirche hatte der auch im Tode noch fortdauernde Hass der Kurfürstin, welche nach Karl Ludwigs Tode zu ihrem Sohne zurückkehrte, gefordert und erhalten. Sie selbst starb noch drei Jahre vor jener Katastrophe. In ihrem Testamente vermachte sie den Meisten aus ihrer Dienerschaft „ihren letzten Unwillen mit dem Befehle darüber zu weinen.“ Selbst ihren Sarganzug hatte sie vorher bestimmt, und ihre eigene Schwägerin sagte hierüber: „Ce sera la seule fois, qu'on l' habillera sans qu'elle gronde ou batte ses gens.“

Der ungeliebten Gemahlin war Karl Ludwig im Tode vorangegangen. Vom Fieber geplagt wurde ihm eine Luftveränderung angerathen. Er wollte sich desshalb in einem bequemen Lehnsessel aus dem niedrig gelegenen Mannheim nach dem luftigen Schloss zu Heidelberg tragen lassen. Im Dorfe Edingen überfiel ihn eine Ohnmacht. Er befahl den Sessel in dem Garten eines Bauern niederzusetzen, und hier unter freiem Himmel, in einer Rebenlaube, von einem Nussbaume dicht beschattet, und im Angesichte seines Stammhauses, das von der Abendsonne vergoldet ihm den letzten Scheidegruss sandte, verschied er am 25. August 1680 im dreiundsechzigsten Jahre. Ihn hatte das Unglück erzogen und zum Manne gereift.

*) Seltsamer Weise schmückten drei Kreuze ihren Giebel. Als ob wir nicht alle an einem wären erlöst worden?

Auf Karl Ludwig folgte sein Sohn Karl, der letzte der calvinischen Linie Simmern, welche der Pfalz ihre trefflichsten Fürsten gegeben. Karl war ein schwacher kränklicher Herr. Geistliche Betrachtungen, deren er selbst verfasste, und kostspielige, glänzende Hoffeste, Jagden und Soldatenspielereien wechselten an seinem Hofe. Letztere gingen so weit, dass er, um den Gegner recht täuschend nachzuahmen, ganze Regimenter in türkische Kleidung steckte. Die Regierung lag indessen in den Händen von Günstlingen, die sich bereicherten; ihr schlimmster der Hofprediger Langhanns. Glücklicherweise regierte Karl nur fünf Jahre und verschied 1685 erst dreiunddreissig Jahre alt. Ihn hatte seine junge und schöne, aber allzu beleibte Gemahlin Wilhelmine, eine Tochter Friedrichs III. von Dänemark, mit keinem Erben beschenkt.

Das Bild ist, nach dem ersten Entwurfe von Thierch, mit Benützung der Original-Porträts, von Hövemayer gemalt. Zunächst dem, in der Mitte stehenden Kurfürsten Karl Ludwig sitzt die Kurprinzessin Wilhelmine, hinter derselben ihr Gemahl der Kurprinz Karl. Neben ersterer sehen wir Elisabeth Charlotte von Orleans nach einem in Schleissheim befindlichen Porträt aus ihrer Jugendzeit, welches hinlänglich die eigene Schilderung dieser jovialen Dame von ihrer Hässlichkeit widerlegt, die offenbar nur für ihr Alter passt. Ihr zunächst steht Fabricius.

Pfalz-Neuburg und Sulzbach.

97. Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg erwirbt Jülich, Berg und Ravenstein und hält zu Düsseldorf seinen feierlichen Einzug 1666.

Die schönen und fruchtbaren Länder an beiden Ufern des Rheines, von dessen mittlerem Laufe abwärts bis an die Gränzen Hollands waren, mit Ausnahme des Cölner Kurfürstenthumes, im Laufe des Mittelalters in ein grosses, mächtiges Gebiet verwandelt, und in der Gewalt einer Dynastie vereinigt worden. Es war diess das Grafenhaus von der Mark und in seiner jüngeren Linie von Berg, welches nacheinander auch Cleve, Jülich und Ravensburg zu erwerben wusste und endlich von 1524 bis 1609 alle vereinigt besass. Des Herzogs Wilhelm von Jülich einzige Tochter Maria wurde der Ring, um als Gemahlin des Erbfürsten Johann III. von Cleve alle diese Länder zu verketten. Wilhelm der Reiche, dessen Sohn und Nachfolger, verfiel in Geistesnacht, ein Unglück, welches noch später in der Geschichte dieses Hauses eine eben so traurige als entscheidende Rolle spielt. Vorher noch hatte er von Kaiser Karl V. das Privilegium für die Erbfolge der Töchter in demselben erhalten, das Max II. und Rudolph II. bestätigten. So wurde denn von vier Prinzessinnen die älteste, Maria Eleonore 1573 an den, schon in seinem einundzwanzigsten Jahre wahnsinnig gewordenen Albrecht Friedrich von Brandenburg, Herzog von Preussen, und die zweite, Anna im folgenden Jahre an Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg vermählt. In den Ehepacten der ersteren fand sich, „dass bei Abgang männlicher Erben alle Länder des Hauses an sie, ihren Gemahl und ihre Leibeserben übergehen sollten." In jenen der zweiten stund, „dass, wenn die älteste Schwester ohne Leibeserben abgehe, sie die nächste Erbin der Länder sein solle". Die zwei noch übrigen Schwestern heiratheten den Pfalzgrafen von Zweibrücken Johann I., gleichfalls mit der Anwartschaft des Erbes, und die jüngste erst nach des Vaters Tode den Erzherzog Karl von Oesterreich, Markgrafen von Burgau, den Sohn der schönen Philippine Welser.

Noch folgte der letzte Herzog des altehrwürdigen Hauses, Johann Wilhelm der Gute. Er war, schwach an Geist und Körper, erst für den geistlichen Stand bestimmt, musste aber, weil sein älterer, hoffnungsvoller Bruder Karl 1575 in Rom gestorben, nach des Vaters Tode 1592 in seinem dreissigsten Jahre die Herrschaft übernehmen.

Ein überaus trauriges Stück Fürstengeschichte spielt sich mit seinem Leben ab. Die Quelle desselben war die schon 1585 bewirkte Vermählung des unglücklichen Erbherrn. Um die Hoffnungen der beiden protestantischen Fürsten von Brandenburg und Neuburg zu vereiteln, zwang man zu dieser Verbindung die junge geistvolle Jacobäa, die Tochter des Markgrafen Philibert von Baden-Durlach, deren noch erhaltenes Bild*) ihre eben so aussergewöhnliche Schönheit, als besonders anziehende unschuldvolle Anmuth verräth. Bereits mit einem Grafen von Manderscheid verlobt, der die zärtlichsten Briefe und Liebeslieder an sie richtete, kam sie, früh elternlos, an den Hof Wilhelm IV. von Bayern, ihres mütterlichen Grossvaters, wo die protestantisch erzogene Prinzessin, kaum freiwillig, dem alten Glauben wieder gewonnen wurde. Sie nun musste dem blödsinnigen Herzoge die Hand reichen. Der Pabst selbst segnete den Bund des armen Opfers der katholischen Politik, dem die Uebersendung der bekannten goldenen Rose kein Entgelt für ein vernichtetes Lebensglück bieten konnte. Manderscheid endete im Irrsinn. Der Zweck der Heirath ward nicht erreicht. Jacobäa blieb kinderlos und der Herzog verfiel bald nach der Vermählung in solche Raserei, dass er in vollem Harnisch und mit blossem Schwerte im Schlosse umherrannte, mehrere Hofleute verwundete, und eingesperrt werden musste. Ein in sein Wamms genähtes Evangelium Johannis hatte so wenig als die unter seine Speisen gemischten consecrirten Hostien den gewünschten Erfolg. Jetzt bildeten sich Partheiungen am Hofe. Des Herzogs Schwester Sibylla, eine siebenundzwanzigjährige, verbissene und hässliche Jungfer, darum steif auf Etikette haltend, und überdiess eifersüchtig auf die wachsende Macht der jungen lebenslustigen, freilich auch allzu unbesonnenen Schwägerin, verband sich mit einigen der einflussreichsten Landstände, und schleuderte die sinnlosesten und schmählichsten, alle weibliche Scham verläugnenden, völlig unerwiesenen Anklagen gegen Jacobäa. Sie gingen an Kaiser Rudolph II. nach Wien; und fanden, da man sie boshafter Weise auch der Begünstigung des Protestantismus beschuldigte, dort willkommenes Gehör. Ein kaiserlicher Commissär erschien, und — die Untersuchung verrann im Sande. Zwei Jahre quälte Sibylla ihre Schwägerin auf das Ausgesuchteste in ihrem Gefängniss und liess ihr unter anderm selbst den Schlaf durch beständiges Anrufen entziehen. Und als sich endlich der redliche Leibarzt Solimander standhaft des Ansinnens weigerte, sie mit Gift aus dem Wege zu räumen, fand man die Unglückliche, die am Abend vorher noch wohl gewesen, am 3. September 1597 todt in ihrem Bette. Sie sollte sich selbst erdrosselt haben; glauben mochte es Niemand. Auch eine zweite Gemahlin, der man Johann Wilhelm aufgedrungen, schenkte ihm keine Kinder, und so gab denn

*) Im Nationalmuseum.

sein 1609 erfolgter Tod das Signal zu dem länger als fünfzig Jahre währenden Erbfolgestreit.

Kursachsen gründete seine Ansprüche auf ältere kaiserliche Eventual-Belehnungen. Sie waren aber durch die von Karl V. genehmigte und später mehrfach bestätigte weibliche Erbfolge in den Hintergrund gedrängt worden. Nun hätte unbestritten die Gemahlin des preussischen Herzogs Albrecht das Alleinrecht auf das Erbe gehabt. Aber sie war schon vor ihrem Bruder, dem letzten Herzoge, mit Tode abgegangen und obgleich sie eine mit Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg vermählte Tochter hinterlassen, so nahm doch die nächstfolgende Schwester, die Pfalzgräfin von Neuburg, ihr Näherrecht vor der Nichte in Anspruch. Die beiden andern Schwestern verlangten Theilung der Länder. Aber auch Kaiser Rudolph II. trat auf, und nahm die reiche wohlgelegene Verlassenschaft als heimgefallenes Lehen oder mindestens zu einstweiliger Besetzung als strittiges Gebiet in Anspruch. So hätte er die Länder zu Gunsten der katholischen Sache und seines Hauses ausnützen und wieder durch Zwang zum alten Glauben zurückführen können. Rasch war des Kaisers Sohn Leopold aus den Niederlanden in Jülich eingefallen, aber eben so rasch sandte Pfalzgraf Philipp von Neuburg seinen Sohn Wolfgang Wilhelm, der für seine Mutter Anna die Huldigung in Düsseldorf, und Johann Sigismund von Brandenburg seinen Bruder Ernst, der Residenz und Huldigung in Cleve einnahm. Bald wäre es zwischen Beiden zum Kampfe gekommen, aber die protestantischen Fürsten, besonders Moritz von Hessen mahnten ab, und nun verständigten sich die Streitenden, um nicht dem dritten, gefürchtetsten Competenten den Weg zum Einschreiten zu eröffnen. In Dortmund traten die Prätendenten persönlich zusammen, und beschlossen einstweilen, bis zur Ausgleichung ihrer Ansprüche, die Länder gemeinsam zu besetzen und zu verwalten. Ein Mahnschreiben des Kaisers, welches die Angelegenheit vor sein Forum ziehen wollte, blieb unbeachtet. Moritz von Oranien rückt mit den deutschen Truppen der Union, mit Engländern und Holländern im Interesse seiner Glaubensgenossen im Jülich'schen ein, und am 1. September 1610 war der Erzherzog mit all seinen Commissarien aus dem Lande. Jetzt suchte sich auch Sachsen mit Hilfe Brandenburgs, dem es sich genähert, und des Kaisers, auf dessen Seite es sich, trotz seines Protestantismus immer geneigt, durch den Jüterbogker Vertrag in den Mitbesitz zu drängen. Der blieb zwar unfruchtbar, da ihn Pfalz-Neuburg entschieden verwarf. Nun erklärt sich der Kaiser direct für den Kurfürsten von Sachsen als rechtmässigen Erben der Länder und ertheilt ihm eventuell die Belehnung.

Drei Jahre scheinbarer Ruhe verfliessen, aber kleine Dissidien zwischen den beiden „Besitzhabenden", welche Bezeichnung Brandenburg und Neuburg statt der der Prätendirenden angenommen, liessen einen

endlichen definitiven Entscheid wünschenswerth erscheinen. Alles deutete auf eine dauernde Versöhnung und Wolfgang Wilhelm machte dem Kurfürsten von Brandenburg den Vorschlag, ihm die Hand seiner Tochter mit dem jülich-clevischen Landesantheile zu bewilligen. Beide Fürsten wollten in persönlicher Zusammenkunft die Sache rasch zu Ende führen. Man setzt sich zur Tafel, trinkt nach damaliger Unsitte des guten Weines zu viel, die Meinungen gehen auseinander, werden immer heftiger behauptet und bestritten, der Erbprinz wird immer dringender, und der trunkene Kurfürst versetzt ihm zuletzt — eine Ohrfeige. Diese entschied über das Schicksal der Länder, vielleicht über das von ganz Deutschland.

Jetzt beschleunigt Wolfgang Wilhelm, der Universitätsgenosse Maximilians von Bayern zu Ingolstadt, seine schon früher geplante Vermählung mit der schönen, rothlockigen Margaretha, der Schwester desselben*), und tritt, unterrichtet von dem Jesuiten Reigh, der aber später merkwürdiger Weise selbst Lutheraner wurde, erst heimlich, und im Mai 1614 zu Düsseldorf öffentlich zum katholischen Glauben über. Als der streng lutherische siebenundsechzigjährige Philipp Ludwig den Schritt seines Sohnes erfuhr, liess er öffentliche Gebete für den Schutz des protestantischen Glaubens anstellen. Ihm mag dessen Uebertritt wohl der letzte Nagel zum Sarge geworden sein, denn drei Monate später starb er.

Waren dem neuen Herrn auch Ligisten und Spanier unter Spinola willkommene Helfer, — das starke Wesel fällt erst nach heldenmüthiger Gegenwehr in seine Gewalt, — so stritt Moritz von Oranien dagegen für die Brandenburger, die sich auch der Grafschaft Mark bemächtigen, während die vereinigten Staaten Jülich in ihre Obhut nehmen. Vergebliche Ausgleichungsversuche gehen dem Ausbruche des dreissigjährigen Krieges vorher, der auch in diesen Gegenden seinen blutigen Schauplatz aufschlug. Am 10. Mai 1624 kam abermals ein Vergleich zwischen Wolfgang Wilhelm und Georg Wilhelm von Brandenburg, der seinem Vater gefolgt war, in Xanten zu Stande. Dieser theilte ersterem Jülich und Berg, letzterem Cleve, Mark und Ravensburg zu. Aber die Generalstaaten und die Spanier, die factischen Herren des Landes, achteten nicht auf diesen Vertrag, und zogen ihre Truppen nicht zurück. Nun wandten sich die Landstände in ihrer Rathlosigkeit an den Kaiser, und so nahet 1628 der siegreiche Tilly, und bringt das Land bis auf einige Festen in des Kaisers Botmässigkeit. Ein neuer Theilungsvertrag auf Grundlage des von Xanten wird 1629 zu Düsseldorf beredet; er bleibt

*) Ihr Bild im Nationalmuseum.

ein todtes Stück Papier, weil keines der kriegführenden Heere weicht. Spanier und Kaiserliche vereinigen sich vielmehr, um, 50,000 Mann stark, in die Generalstaaten einzufallen. Schon zitterte Amsterdam. Da entriss der Heldenmuth dreier Bürger von Wesel und die kühne Entschlossenheit von kaum 2000 Mann Niederländern den Feinden die feste Stadt und damit den Stützpunkt ihrer Operationen. Sie wurden zum Rückzug gezwungen, die kühnen Gegner verfolgten ihren Vortheil von Sieg zu Sieg und trieben die Kaiserlichen bis über Wetzlar in's Innere des Reiches. Mit dem Haager Vergleich 1630 schien ein Ruhepunkt eingetreten. Da geben Wolfgang Wilhelms katholische Uebergriffe dem Zwiste neue Nahrung; von Zeit zu Zeit berührten auch einzelne Corps der Kaiserlichen und Schweden die niederrheinischen Lande. Muthvoll erwehrt sich Xanten der Kaiserlichen und auf der Hilser Haide erlitt ihr General Lamboi von den Hessen und Weimaranern unter Guebriant 1642 eine bedeutende Niederlage.

Selbst der westphälische Friede vermochte noch nicht in diesen Gegenden einen bleibenden Ruhestand zu begründen. Diess gelang erst den kaiserlichen Abgesandten durch den im September 1666 zu Cleve abgeschlossenen Vergleich. Ihm zufolge behält jeder Theil Titel und Wappen aller Länder. Brandenburg bekam nun Cleve, Mark und Ravensburg, während nebst den Herzogthümern Jülich und Berg die zu ersterem gehörigen Herrschaften Winnendal in Flandern und Breskens in Seeland die in Brabant liegende Herrlichkeit Ravenstein und Herrschaft Gestel dem Kurfürsten von der Pfalz verblieben. Erst am 17. October 1678 besiegelte der Kaiser mit völliger Umgehung der sächsischen Ansprüche diesen Theilungsvertrag. Als die Neuburger Linie mit Karl Philipp 1742 erlosch, erhob Preussen Ansprüche an das Ganze. Friedrich der Grosse gab jedoch nach und Karl Theodor von Sulzbach empfing die Huldigung in den ihm ungeschmälert verbleibenden Gebieten.

Die französische Revolution riss alle diese Länder in ihren Strudel. Durch den Basler Frieden 1795 ging das linksrheinische Cleve, durch den von Luneville 1801 Jülich verloren. Seit 1803 regierte Herzog Wilhelm von Birkenfeld mit Halbsouveränetät in Düsseldorf, aber 1806 musste Bayern Berg gegen Ansbach und Preussen den Rest von Cleve gegen Hannover an Napoleon überlassen, der daraus für seinen Schwager Murat das Grossherzogthum Berg formte, dem auch noch andere kleinere Gebiete zugewiesen wurden. Die Willkühr des Gewaltigen erhielt aber alles im Fluss. Murat kam nach Neapel, den Titel von Berg erhielt des Kaisers kleiner Neffe Napoleon Louis, des jetzigen Kaisers älterer Bruder. Wieder ein Jahr und die nördliche Hälfte all dieser Länder wird zum grossen Kaiserreiche selbst gezogen, und wieder ein paar Jahre und

der ganze Niederrhein ist ein, bis zum heutigen Tage verbliebener Besitz Preussens.

Das Bild, der Huldigungseinzug in Düsseldorf, ist von Palme gemalt. Herzog Philipp Wilhelm von Neuburg und sein Erbprinz Johann Wilhelm sowie der Marktplatz von Düsseldorf sind Porträts.

98. Kurfürst Johann Wilhelm verschönert Düsseldorf, und legt daselbst die berühmte Gemälde-Gallerie an.

Die Liebe zu den Künsten war ein Erbtheil der Fürsten aus dem wittelsbachischen Hause, sowohl der ältern als der jüngeren Linie. Auch die neuen Herren der Pfalz hatten dieselbe überkommen, und wenn einigermassen die kriegerischen Verhältnisse ihre Kräfte nicht allzusehr in Anspruch nahmen, dieser edlen Leidenschaft, freilich nicht selten, wie wir bereits erzählt, weit über jene Kräfte hinaus gehuldigt.

Schon Wolfgang Wilhelm interessirte sich lebhaft für die Kunst und die Künstler. Als er, noch vor dem Anfall der Herzogthümer, während eines Aufenthaltes zu Madrid den Gesandten der Niederlande in einem Volksauflaufe lebensgefährlich bedroht sah, nahm er ihn auf offener Strasse rettend in seine Karosse. Diess war aber kein geringerer, als der berühmte Peter Paul Rubens, mit dem er von da an in stetem brieflichen Verkehr blieb. Schon seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts bestand in Düsseldorf eine Malerschule, an welcher tüchtige Künstler zu finden. Unter ihnen besonders Johann Spielberg, den Wolfgang Wilhelm später selbst zu Rubens in die Lehre schickte, und dessen Tochter Adriana, welche ihre Hand dem ausgezeichneten Landschafter Eglon van der Neer reichte. Ein eigentliches Kunstleben in Düsseldorf entstund aber erst mit dem Regierungsantritte des Erbprinzen Johann Wilhelm, dem sein Vater die selbständige Verwaltung der niederrheinischen Herzogthümer übertragen hatte. Zu seiner Zeit lebte in Düsseldorf der besonders im Porträtfache ausgezeichnete Van Douven aus Roermonde. Im Jahre 1682 zum Hofmaler ernannt, war er wohl der erste, welcher in dem kunst- und prachtliebenden Herrn die Idee zur Gründung einer eigenen Gallerie weckte. Allerdings waren schon eine bedeutende Anzahl der werthvollsten Gemälde unter seinem Vater in den Besitz des Hauses gekommen, so das berühmte jüngste Gericht, das Hauptbild Rubens', welches der Herzog in Antwerpen bestellte, mit 20,000 Thalern bezahlte, der Jesuiten-Kirche zu Neuburg übergab, von wo es endlich Johann Wilhelm wieder in seine Gallerie nach Düsseldorf bringen liess, so mehrere jener trefflichen Porträts fürstlicher Personen, die der Pinsel dieses Meisters geschaffen, so die herrliche Porträt-Figur Wolfgang Wilhelms selbst, von Van Dyck gemalt. Philipp Wilhelms

erste Gemahlin Anna Katharina von Polen brachte Bilder von Rubens und Correggio mit. In Wien hatte der Herzog, nebst andern Italienern, besonders mehrere Paul Veronese, und jene herrliche Madonna mit dem Jesuskinde von Carlo Dolce erworben, die jetzt eine Perle der Münchner Pinakothek bildet. Van Douven begleitete den Prinzen nach Wien. Mit diesem Hofe bestund seit Wolfgang Wilhelms Conversion das intimste Verhältniss. Seine älteste 21jährige Tochter Eleonore war seit 1676 Kaiser Leopolds dritte Gemahlin und die Mutter der beiden letzten deutschen Habsburger Joseph I. und Karl VI. geworden. Zwei Jahre später führte Johann Wilhelm aus wahrer Herzensneigung des Kaisers Schwester Maria Anna heim. Damals begründete Van Douven seinen Ruhm als Maler der hohen Aristokratie, so dass sein Pinsel allmählig das Conterfey von drei Kaisern und drei Kaiserinnen, fünf Königen und sieben Königinnen, und einer Menge fürstlicher Personen der Nachwelt überlieferte. Unter ihnen befand sich jenes der Schwester Johann Wilhelms, Maria Anna, der zweiten Gemahlin Karl II., des letzten spanischen Habsburgers, der, erst neununddreissigjährig, seinen Stamm kinderlos beschloss. Und in Wien starb auch der freundliche, wohlwollende und duldsame Philipp Wilhelm schon im fünften Jahre seines Regierungsantrittes in der Pfalz. Der 75jährige Greis hatte sich vor den französischen Mordbrennerbanden im orleanischen Kriege an den Hof seines Schwiegersohnes geflüchtet, wo er noch Zeuge der Krönung seines Enkels Joseph I. zum römischen Könige war.

Ein äusserst prunkvolles und verschwenderisches Leben entfaltete sich zu Düsseldorf, wo, wie erwähnt, Johann Wilhelm seit seinem zwanzigsten Jahre als selbständiger Regent der beiden Herzogthümer mit der erst sechzehnjährigen Gemahlin Hof zu halten begann. Hatte er doch auf seinen Reisen die damaligen Höfe Europas kennen gelernt, die alle, unbeachtet ihrer Mittel, die Prunksucht Ludwig XIV., freilich manchmal in den lächerlichsten Carricaturen, nachzuahmen strebten. Und als er nach dem Tode seines Vaters auch die Herrschaft aller Kurlande überkam, als der zweiunddreissigjährige, kinderlose Wittwer 1691 eine Medicäerin, Marianne Luise, die Tochter Cosmo des III. heimführte, wurde jene Prachtliebe nur noch mehr gesteigert. In zwanzig Wagen brachte man die Kunstschätze nach Düsseldorf. Unter ihnen befanden sich die schönsten Italiener, die wir jetzt in München bewundern: die Susanna des Domenichino, die beiden Madonnen Andrea del Sarto's, die heilige Familie und der Johannes von Raphael und Guido Reni's wundervolle Himmelfahrt Mariä. An der Seite dieser hochgebildeten schönen Fürstin, welche die Kunstliebe ihres Gemahls wo möglich noch übertraf, lernte Johann Wilhelm auf einer Reise nach dem Haag den damals hochgefeierten Adrian van der Werff, einen Schüler van der Neer's, kennen, dessen eben so fleissige als eigenthümlich

kalte, glatte und polirte Malweise, dem Geschmacke seiner Zeit vollkommen entsprechend, ihm zu grosser Berühmtheit verhalf. Mit einem damals höchst bedeutenden Honorar von 6000 Gulden nahm ihn, nur für sechs Monate des Jahres, der Kurfürst in seine Dienste. In dieser Zeit schuf er allmählig jene Bilder, welche noch jetzt ein ganzes Cabinet der Münchner Pinakothek füllen. Sie waren, 25 an der Zahl, im vierten Saale der Düsseldorfer Gallerie aufgestellt und enthielten neben andern die Lebensgeschichte des Heilands mit einem, gleichsam als Titel dienenden Widmungsbild, die Huldigung der Künste vor den Porträts seiner fürstlichen Gönner darstellend. Ferner eine büssende Magdalena, für welche allein 20,000 fl. und eine badende Diana, wofür 6000 fl. nebst einem kostbaren Silberservice bezahlt worden. Der Künstler starb aber auch 1720 als Millionär, und die Vorliebe des Kurfürsten für ihn ging so weit, dass er ihm den erblichen Adel verlieh und ein Viertheil des eigenen Wappens in das seine setzte. Die Bewunderung dieses poesielosen Meisters im Kleinlichen ist uns jetzt unbegreiflich. So findet gar oft das, was nur krankhafter Ausdruck einer Zeit ist, verschwenderische Bewunderung und Unterstützung der Fürsten, während der Cultus des wahrhaft Schönen, das sich ewige Geltung erwirbt, von ihnen unverstanden und ungeübt bleibt, weil dessen Priester es unter ihrer Würde halten, die Grossen der Erde durch Schmeicheleien zu gewinnen. Noch viele Niederländer wurden damals erworben, die bekannte Amazonenschlacht des Rubens, der Marktschreier von Gerhardt Dow, die noch in Düsseldorf befindliche Himmelfahrt Mariä von Rubens und um 30,000 fl. aus der Augustiner Kirche zu Brüssel das grosse Bild von Jasper de Crayer, Maria mit dem Jesuskinde auf dem Throne. Von Zeitgenossen beschäftigte Johann Wilhelm den Thier- und Blumenmaler Jan Weenix, den durch seine Lichteffekte bekannten Schalken, die Blumenmalerin Rachel Ruysch, dann die Italiener Belucci, Pellegrini, Zanetti, Milanese und Cignani.

Düsseldorf, der Geburtsort Johann Wilhelms blieb auch seine beständige Residenz, für deren Erweiterung und Verschönerung er unablässig Sorge trug. Anfangs waren die Bilder in einem langen, niedern Gange des Schlosses höchst unzweckmässig aufgestellt. Als aber durch die Reisen, welche Van Douven zum Ankaufe von kostbaren Gemälden im Auftrage des Kurfürsten unternahm, die Sammlung immer mehr anwuchs, beschloss dieser 1710 das noch heute als solches verwendete Gallerie-Gebäude zunächst seines Schlosses aufzuführen. Dasselbe besteht aus einem Erdgeschosse das, neben einigen Diensträumen, Säle zur Aufstellung antiker Statuen und sonstiger Kunstgegenstände enthält. Ueber denselben erhoben sich durch grosse Bogenfenster nach Innen erleuchtet, drei grosse und zwei kleinere Säle. In der Mitte des, nach einer Seite offenen Baues prangt, von Boskets umgeben, die Statue des Stifters in

weissem Marmor. In diesem Gebäude nun musste Van Douven die ganze Sammlung zweckmässig ordnen und vertheilen. Als Pigage, der General-Director der Bauten Karl Theodors 1778 sein grosses Werk über die, mit Recht in ganz Deutschland und weiterhin berühmte Gallerie herausgab, enthielt sie von hervorragenden Meistern nur allein 46 Rubens, 21 Van Dyck, 9 Rembrandt, mehrere Breughel, 22 Van der Werff, 4 Snyers, 3 Honthorst, aber nur einen Dürer. Von berühmten Italienern war Raphael, Guido Reni und Andrea del Sarto je mit 2, Michel Angelo und Tintoretto mit je 3, Paul Veronese mit 6, Titian mit 5, Luca Giordano mit 16 und Carlo Dolce mit 4 Bildern vertreten. Dagegen fanden sich von Wouvermans und Teniers, Salvator Rosa, Guercino, Domenichino, Correggio, Giulio Romano, Spagnoletto und dem Spanier Velasquez nur je ein Bild in der Sammlung. Für die altitalienische und altdeutsche Kunst fehlte jener Zeit alles Verständniss, sie war desshalb auch nicht vertreten. Weitaus die meisten und schönsten dieser Stücke zieren jetzt die weltberühmte Münchner Pinakothek, wo sie uns, durch Pettenkofer's unschätzbare Erfindung, nach und nach wieder zu neuem Leben erweckt, in ihrer ursprünglichen Herrlichkeit, wie eben erst aus der Hand des Meisters hervorgegangen, an den Wänden entgegenleuchten.

Man hat in neuester Zeit die schon früher erhobenen Ansprüche auf diese Kunstschätze, welche angeblich aus den Mitteln der Lande Jülich und Berg sollen erworben worden sein, wieder erneuert. Ich denke wir Bayern dürfen ruhig die Beweise jener Behauptung erwarten, die ja bekanntlich in jedem Rechtsstreite dem Prätendirenden obliegen. Und da hoffen wir denn, dass Preussen seinem alten Motto: „suum cuique“ treu bleiben und es nicht gegen das zweideutige „Meine Stärke ist mein Recht“ vertauschen werde. Was darüber weiter zu sagen, findet sich, wie wir denken bündig und überzeugend in einem Artikel, der durch mehrere October-Nummern der Allgemeinen Zeitung von 1866 läuft.

An diese grosse Kunstsammlung, die unter allen folgenden Pfälzer Fürsten erhalten blieb, und erst nach dem Verluste des Landes als offenbares Hausgut nach München kam, knüpfte Karl Theodor seine 1767 gestiftete und grossmüthig dotirte Akademie der bildenden Künste. Die Landstände erkauften für sie eine herrliche Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen, welche noch eine Zierde derselben bildet und zu den vorhandenen Antiken kamen viele, von Winkelmann besorgte Gips-Abgüsse berühmter Kunstwerke des Alterthums. Unter der französischen Herrschaft wurde das Akademie-Gebäude der Sitz des Landesministeriums, die Anstalt selbst fristete sich absterbend fort. Friedrich Wilhelm III. von Preussen erweckte sie 1822 zu neuem Leben. Auf Niebuhrs Anrathen erhielt der berühmte Peter Cornelius die Direction.

Er war der Anstalt und seinen Schülern ein wahrer Vater. Aus ihr ging auch Kaulbach hervor, der würdig, mit seinem Meister, den Kranz der Unsterblichkeit hält. 1826 wurde Schadow Director der frisch erblühenden Kunstschule.

Johann Wilhelm, der auch das Schloss von Bensberg von Grund aus neu aufführen und mit trefflichen Fresken hatte ausschmücken lassen, starb ohne Leibeserben 1716. Ihm folgte der letzte Neuburger, sein Bruder Karl Philipp, früher für den Dienst der Kirche bestimmt, später ein tapferer Herr, der sich in kaiserlichen Diensten gegen die Türken, namentlich unter seinem Vetter Max Emmanuel von Bayern beim Sturm auf Ofen 1686 viele Lorbeeren errungen. Sein anfangs gezeigter edler Wille, dem Lande aufzuhelfen ging gar bald unter dem viel mächtigern Willen seiner Hofgeistlichen zu Grunde. Er überliess seinem Beichtvater dem Jesuiten Seedorf alle Regierungsgeschäfte, und dieser, der vertraute Freund des berüchtigten Paters Stadler, war sein eigentlicher Conferenzminister. „Hätt'" schreibt die derbe Elisabeth Charlotte, „mein Leben „nicht gedacht, dass Churpfalz sich den Pfaffen so unterwerfen würde, „hat ja vor raisonable passirt, und sich durch Pfaffen regieren zu lassen, „ist gar nicht raisonable. Aber Leute so in ihrer Jugend nicht gar „ordentlich gelebt haben und alt werden, denen machen die Pfaffen die „Hölle heiss und weiss, dass alles wieder gut gemacht würde, wenn „sie nur gegen Reformirte und Lutherische sein und sie plagen; das „Hirn schwächt mit der Zeit und mit dem Alter — so geht es Chur„pfalz auch". Karl Philipp hatte auch, in kirchlichen Zwist mit Heidelberg gerathen, das Pfälzer Versailles, jenes ungeheure Schloss zu Mannheim mit seinen 1500 Fenstern erbauen lassen, dessen linker Flügel 1795 von den Neufranken zusammengeschossen wurde. Der Kurfürst war 81 Jahre alt geworden und starb 1742. Seine einzige grossgewordene Tochter Elisabeth, welche 1728 vor ihrem Vater starb, und die an Joseph Karl von Sulzbach vermählt war, hinterliess nur drei Töchter: Elisabeth Auguste welche ihrem Vetter Karl Theodor und Maria Anna welche dem Herzog Clemens von Bayern, beide am 17. Januar 1742 die Hand reichten. Die dritte Franziska Dorothea verband sich 1746 mit Pfalzgraf Friedrich Michael von Zweibrücken-Birkenfeld und ist die Stammmutter des bayerischen Königshauses.

Hatten auch die niederrheinischen Herzogthümer viele Ursachen, die beiden letzten neuburgischen Regenten, besonders Johann Wilhelm, der sie so auffallend begünstigte, besonders hoch zu halten, das Pfälzer Hauptland hatte deren um so weniger. Ungemessene Prachtliebe und Verschwendung mochten in den Augen lobpreisender Höflinge, Künstler und Kunstenthusiasten, Unduldsamkeit und Verfolgungssucht Andersgläubiger in den Augen der Jesuiten als fürstliche Grossmuth, Kunstsinn und Religionseifer, und darum als hoch zu preisende Vorzüge

gelten; uns erscheinen sie, wie der grossartige Stellenschacher, den schamlose Günstlinge offen trieben, als finstere Schatten die über der Regierungsperiode dieser beiden Fürsten liegen. Ihre Missregierung trieb 30,000 der bessten und fleissigsten Unterthanen aus dem Lande und „in die neue Welt", so dass im achtzehnten Jahrhundert der Name Pfälzer gleichbedeutend mit Auswanderer wnrde. Dort haben sie Pennsylvanien bevölkern helfen, ihre Nachkommen sind aber schon längst yankeeisirt. Ein Theil hingegen blieb in der irischen Grafschaft Limerik, wo sie, ihre Muttersprache sprechend, sich, „Palatiner" genannt, noch bis heute unter den Eingebornen unvermischt erhielten. Reisende aus jener Zeit können nicht genug von dem Glanze und der byzantinischen Etikette des Düsseldorfer Hofes erzählen, aber auch die bittern Klagen sind uns aufbehalten, welche die Herzogin von Orleans, die mit diesem Hautgout des Hofes aus erster Hand an der Pariser Quelle übersättigt worden, über jene sinnlose Verschwendung in Düsseldorf erhebt, „während die arme, ausgesaugte und verwüstete Pfalz im tiefsten Elende schmachtet und ihr liebes Heidelberg in Trümmern ligt".

Das Bild ist von Palme gemalt. Der Kurfürst in der Mitte mit seiner charakteristischen grossen Unterlippe, vor ihm Van Douven und hinter ihm Van der Werff sind Porträts. Ebenso der neben diesem rechts stehende Chevalier Grupello, von dem die schöne eherne Reiterstatue Johann Wilhelms auf dem Marktplatze zu Düsseldorf herrührt, deren Modell auf dem Bilde neben ihm ersichtlich ist.

99. Mannheim, ein Hauptsitz der Kunstbildung unter Kurfürst Karl Theodor.

Als Karl Theodor 1777 den Thron Bayerns bestieg, war er bereits ein Herr von dreiundfünfzig Jahren, und die schönere Zeit seiner Wirksamkeit lag hinter ihm. Diese ist seinen rheinischen Landen zu Gute gekommen. Dort war er nach dem Abgange seines Pathen Karl Philipp, des letzten Pfälzer Kurfürsten von der Neuburger Linie, 1742 zum Besitz eines der schönsten Länder des deutschen Reiches gelangt, nachdem er schon neun Jahre lang Sulzbach, das kleine Erbe seiner Linie, regiert hatte. Wenige Monate vor Kurfürst Karl Philipps Ende — er konnte nur im Rollstuhle Zeuge sein — fand die oben erwähnte Doppelheirath, und vier Jahre später die Vermählung der jüngsten Prinzessin statt. Der bibelfesten, frommen Marie Eleonore von Sulzbach, der Grossmutter der Prinzessinnen, soll einst bei hellem Tage in einem Gesichte der künftige Glanz ihres Hauses enthüllt worden sein.

Der Ingolstädter Jesuit Seedorf, der allmächtige Günstling Karl Philipps, ist Karl Theodors Mentor gewesen, und seine Jugenderziehung war getheilt zwischen den üblichen Schulstudien im Sinne des Ordens,

die er auf den Universitäten zu Leiden und Löwen vollendete, und einer feinen französischen Hofbildung. Darum blieb er, wenn auch mit Voltaire, dem Modegötzen seiner Zeit, in glatten, zierlichen Phrasen briefwechselnd, dennoch ein Freund der Jesuiten, für welche sein Beichtvater und ihr Ordensbruder, der später in Bayern so verhasst gewordene Pater Frank, eifrig sorgten. Hatte auch dieser ihm die Gewissenspflicht auferlegt, in dem nur zur Hälfte katholischen Lande dennoch alle öffentlichen Stellen „allmählig und auf glimpfliche Weise“ nur mit Katholiken zu besetzen, so blieb der Fürst doch im Ganzen duldsam gegen seine protestantischen und reformirten Unterthanen und war selbst kaum mehr als strenger Formkatholik. In seinen spätern Jahren ist er bigot geworden und lag ganz in den Fesseln Frank's, dessen gefällige Casuistik dem alten Herrn wohl so manchen Gewissens-Scrupel hinwegdisputiren musste.

Mit vielen Kenntnissen, die das Leben veredeln und verschönen, verband Karl Theodor die gewinnendsten Formen, war angenehm und leutselig im Umgang, besonders mit Gelehrten und Künstlern, und ein gewisser literarischer Dilettantismus hatte ihm den Ruf der Gelehrsamkeit erworben. Dabei war er eifersüchtig auf seine Würde, prachtliebend, bequem, wodurch das Land mit der damals grassirenden Soldatenspielerei verschont blieb, sorgte aber dennoch für die Bedürfnisse des Kriegswesens, besonders wenn es seiner Baulust fröhnte, und hielt es in gutem Stande. Dass ein Prinz, dem sein Mentor die Lehre einprägt: „Die Fürsten können mit grösstem Fug die Götter dieser Welt genannt werden“ jeder Neuerung in Staatssachen abhold bleiben, und völlig absolut regieren würde ist erklärlich, und nur seinem natürlich guten Herzen zu danken, dass dieses in milder Form geschah. Darum blieb von ihm unbegriffen der Geist einer neuen Zeit, der zerstörend aber reinigend über Europa hinfegte, und vor dem alles Veraltete und morsch Gewordene erbarmungslos zusammenkrachte. Und als das Wetter näher und näher braus'te, als der Greis über den Rhein her die verhängnissvolle Lehre vernehmen musste: „Die Fürsten sind nur gross, weil wir vor ihnen knieen, stehen wir auf,“ da erschrack er zum Tode und meinte den furchtbaren Orcan durch ohnmächtige Schranken aufzuhalten, die diesen nur zu erbittern aber nicht zu hemmen vermochten. Ist es doch die wahre Kunst des Regierens, den Pulsschlag der Zeit zu fühlen und darnach die richtige Diagnose zu finden. In unserer unvollkommenen Welt haben es die Regierungskünstler ja stets mit einem Patienten zu thun.

Da die Gemahlin des Kurfürsten schon nach ihrer ersten, schweren Entbindung von einem todten Kinde sich seiner Umarmung entzog, so dürfte es dem jungen, heissblütigen Fürsten kaum zum Vorwurfe gereichen, wenn er Entschädigung bei anderen willfährigen Schönen

suchte, desto mehr aber dass er über den Kindern dieser Verbindungen seine Landeskinder vergass und ihr Wohl oft auf ziemlich gewissenlose Weise hintansetzte, um das jener Sprösslinge zu fördern.

Noch jung und rührig, vom Schaffenstrieb beseelt, noch ungeschwächt von Sinnlichkeit, und freier von unmittelbarem, pfäffischen Einfluss, führte, wie seine Schmeichler rühmend verkündeten, Karl Theodor ein augusteisch Zeitalter für die Pfalz herauf. Ja, selbst der klarblickende und scharfsinnige Lessing nennt Mannheim eine Vorhalle der Kunst und Kunstbildung. Kunst und Wissenschaft freilich galten mehr nur als schmückendes Beiwerk zum Glanze des Hofes, aber neben gar manchem Prunkenden und Hohlen, was dessen Treibhauswärme erzeugte, rief ihre Förderung doch Viel des wahrhaft Guten in's Leben. So entstund vier Jahre nach der bayerischen eine pfälzische Akademie der Wissenschaften, die besonders für Bearbeitung der älteren Geschichte des Landes, die trefflichsten Arbeiten hervorrief. Aber — ein Zeichen des waltenden Geistes — unter ihren Mitgliedern finden wir Lessing, ja selbst Voltaire und Holbach, während der Beitritt jedem nicht katholischen Inländer verschlossen blieb. Früher schon hatte sich eine physikalisch-ökonomische Gesellschaft gebildet, welcher der Kurfürst eine prächtige Sternwarte erbauen liess. Ein gelehrter Zeitgenosse schreibt: „Es wird schwer halten vor dem Jahre 1760, ich will nicht sagen ein in unserer Muttersprache richtig und mit Geschmack geschriebenes Werk, sondern auch nur ein einziges, erträgliches Gedichtchen, ja nur ein einziges Blatt in reiner der Sache angemessener Schreibart aufzufinden, das in der Pfalz wäre gedruckt worden.“ So weit hatten es hier der ganz verkümmerte Volksunterricht, die Scheu der Jesuiten vor nationaler Bildung, die rein gelehrte Richtung aller bessern Köpfe und der französirende Ton des Hofes gebracht. Dieser schreienden Vernachlässigung der eigenen Sprache zu begegnen, wurde um dieselbe Zeit, durch Klopstock angeregt, die deutsche Gesellschaft gegründet, unter deren ordentlichen Mitgliedern die beiden Dalberg, Lessing, Sambuga, Klopstock, Wieland nebst seiner Jugendfreundin Sophie Laroche, die damals berühmte Karschin, Schiller, Babo, Kästner, Adelung und andere namhafte Deutsche prangen. Das Vorbild ihrer Statuten bot die Academie française, und seltsam ist es, dass gerade von diesem halbjesuitischen, halbfranzösischen Hofe eine solche Förderung der deutschen Bildung ausging. Auch für die Landesuniversität sorgte Karl Theodor mit fürstlicher Munificenz durch reiche Mehrung der Attribute, Erweiterung der Lehrthätigkeit, Creirung neuer Lehrstühle und Heranziehung frischer jüngerer Kräfte. Demungeachtet blieb in Heidelberg der geistliche Einfluss massgebend und neben den die ganze theologisch-philosophische Facultät beherrschenden Jesuiten finden wir unter den Lehrern noch Carmeliter, Franciscaner und Dominicaner. So kam es, dass die Hochschule sich gegen jede geistige

Bewegung ängstlich absperrte und deren Censoren Wedekind und Flad in den „poetischen Schriften, die das Publicum mehrentheils als sinn- und geistreich verehret, nur schlechte und liederliche Bücher erkennet, in deren wenigsten einige Moral aber desto mehr Freigeisterei stecke,“ womit sie jedoch über gar viele, damals hochgepriesene nun längst vergessene Werke ein vollkommen gerechtes Urtheil fällten. Die bändereiche Hofbibliothek wurde durch kostbare Handschriften, namentlich durch die Sammlung des Camerarius vermehrt, das Münzcabinet ansehnlich bereichert, ein Antiquitäten-Cabinet und naturhistorische Sammlungen angelegt.

Noch weit mehr geschah für die Kunst. Wie alle wittelsbachische Regenten hegte auch Karl Theodor eine grosse Baulust. Bibiena musste die prächtige Jesuitenkirche zu Mannheim im Style des Vaticans und das grosse Kaufhaus am Paradeplatz erbauen, ebenso den rechten Flügel des Schlosses, dessen Prunksaal ein grosses treffliches Fresko von Krahn schmückt. In Heidelberg liess der Kurfürst das stattliche Karlsthor und die neue Neckarbrücke erbauen, in Frankenthal den Rhein-Kanal graben, der für den Handel dieser, durch seine Fürsorge äusserst gewerbthätigen Stadt, von den wohlthätigsten Folgen war.

Schon 1757 war in Mannheim eine Zeichnungs- und Bildhauer-Akademie errichtet, und zu deren Director der tüchtige, in Italien gebildete Hofbildhauer und Architekt Peter von Verschaffelt aus Gent ernannt worden. Er hatte auch das grosse Zeughaus in Mannheim und die freundliche Loretto-Kirche in Oggersheim erbaut, welche Karl Theodor so gefiel, dass er den Meister in den Adelstand erhob. Unter ihren Professoren sind besonders nennenswerth der berühmte Landschafter Ferdinand Kobell, ein Meister im Radiren, der 1799 als Galleriedirector in München starb, dann Lorenz Quaglio, der Stammvater einer Künstlerfamilie, die besonders im Decorationsfache Treffliches leistete, und Joseph Brouillot, ein beachtenswerther Historienmaler. An die Akademie schloss sich das Kupferstich- und Zeichnungen-Cabinet, unter dem Hofmaler und Architekten Krahn, welches vierhundert Mappen voll der seltensten Stiche und mehrere tausend Handzeichnungen, darunter von den ersten Meistern enthielt. Es bildet den Grundstock der Münchner Sammlungen, die sich jetzt, dem gelehrten Dr. von Hefner-Alteneck anvertraut, der umsichtigsten und bessten Leitung erfreuen. Der 1767 errichtete Saal der Statuen, dessen herrliche Gypsabgüsse der antiken Meisterwerke den Kunstbestrebungen in Deutschland so reiche Nahrung gegeben, und deren Eindrücke Lessing und Goethe so lebhaft angeregt, war ein Attribut der Kunst-Akademie.

Auch die von seinen Vorfahren angelegte und erweiterte Gallerie zu Düsseldorf, welche Perlen aus allen Schulen zählte, in der aber vorzüglich die niederländische überaus reich vertreten war, wurde durch

neue Erwerbungen ansehnlich gemehrt. Sie kam bei der Abtretung des Herzogthums als Familien-Fideicommiss nach München, wo dieselbe nun, vereint mit den Gemälden, welche die bayerischen Kurfürsten schon seit Albrecht V. gesammelt, die alte Pinakothek bildet.

Dass die Lieblingsunterhaltung jener Zeit, das Theater, von dem prachtliebenden Fürsten nicht unbeachtet blieb, ist wohl selbstverständlich. Bibiena hatte für die italienische Oper einen prachtvollen Saal erbaut, wo sie und die reichen französischen Ballete mit so viel Aufwand und solidem Pomp wie nirgendwo in Deutschland in Scene gesetzt wurden. Karl Theodor hielt es jedoch, wie die meisten Fürsten jener Zeit, unter seiner Würde den Eintritt bezahlen zu lassen und gewährte ihn unentgeldlich für geladene Gäste aus allen Schichten der gebildeten Gesellschaft. Um die Mitte der siebziger Jahre spielte die deutsche Truppe des Theobald Marchand in Mannheim. Der Kurfürst, dem sie gerühmt worden, überzeugte sich „incognito“ selbst von ihrer Güte, und beschloss dem Geiste der neu erwachten National-Dichtung in Deutschland eine Stätte zu gründen. Wieland und Lessing wurden persönlich zu Rathe gezogen, die französischen Schauspieler entlassen, der Bau eines, des jetzt noch stehenden Hauses durch Quaglio begonnen und dasselbe am 7. October 1779 von Marchands Gesellschaft eröffnet. War auch der Hof bereits nach München übergesiedelt und der Versuch Lessing zu gewinnen gescheitert, so wurde doch unter der im Ganzen verständigen Leitung des Freiherrn Heribert von Dalberg *) die neue Schöpfung bald die erste in Deutschland. Ein glücklicher Fall, die Auflösung des Theaters zu Gotha, führte des unvergesslichen Eckhoff's Zöglinge, Iffland, Beil, Böck, Backhaus und Beck, die Kummerfeld und Wallerstein, das Meyer'sche Ehepaar und andere nach Mannheim.

Hier begann auch Schillers dramatische Muse ihren Triumphzug über die Bühnen der Welt, hier gingen seine „Räuber“ 1782 zuerst in die Scene. Es ist aber kein erfreuliches Bild, wie Dalberg in kleinlicher, höfischer Bedenklichkeit sich stets herausnahm den Meister zu meistern, und immer Bleigewichte an die Schwingen des Genius hing, der jetzt auch seinen Namen gleichsam am Saume des Gewandes mit in die Unsterblichkeit trägt. Peinlich ist es zu vernehmen, wie die Excellenz dem jungen, vertrauensvoll entgegenkommenden Dichter einen elenden Vorschuss von hundert Gulden weigert, ihm anfangs kalt und zurückhaltend entgegentritt, und ihn dann mit knickerigen Verträgen — er sollte binnen Jahresfrist drei Stücke liefern — und mit „entsetzlichem Drängen“ auf's Krankenbett wirft. Im Jahre 1785 verliess Schiller Mannheim und lös'te seine pfälzischen Verhältnisse für immer.

*) Einem älteren Bruder des allerdings weit höher stehenden Karl von Dalberg, des spätern Kurerzkanzlers und Grossherzogs von Frankfurt.

Vorzüglich hob sich unter Karl Theodor die Musik, in welcher er selbst nicht gewöhnliche Kenntniss und Fertigkeit besass. Bald hatte sein Hof den Ruhm, das erste Orchester in Deutschland zu besitzen, und dem Musikdirector Stamitz aus Böhmen gebührt das Verdienst, der Schöpfer desselben gewesen zu sein. Was er für die Instrumental-Musik und deren Ausübung, das leistete der berühmte Abt Vogler, ein Würzburger, für den Unterricht. Im Jahre 1775 nach Mannheim berufen gründete er dort als erster Capellmeister eine Schule, aus der die tüchtigen, damals weitberühmten Tondichter Winter, dessen unterbrochenes Opferfest noch heute unvergessen ist, und Danzi, dann dessen Tochter, die treffliche Sängerin Franziska Lebrun, die reizendste Bühnenerscheinung ihrer Zeit, und Raff, damals Deutschlands erster Tenor, hervorgingen.

Den noch immer vielbesuchten und vielbewunderten, mit seinen Wasserfällen, Tempeln, Moscheen, Burgen und Ruinen freilich in grossartige Spielereien ausartenden Schlossgarten zu Schwetzingen, liess gleichfalls der Kurfürst durch seinen Oberbau-Director Pigage anlegen.

Nach noch vorhandenen Rechnungen hat Karl Theodor die ungeheure Summe von fünfunddreissig Millionen Gulden für Förderung von Kunst und Wissenschaft verwendet. Aber trotz dieser, wahrhaft kaiserlichen Munificenz finden wir, jedoch schwerlich von ihm selbst ausgehend, Belege kleinlicher Knickerei und es kommt, so recht im Geiste der Grand-Seigneur-Wirthschaft vor, dass während der Leibkutscher dreihundert Gulden erhält, ein Professor der Philosophie, wie Häusser klagt, sich mit zweihundert Gulden begnügen muss. Möglicher Weise war aber die Philosophie darnach, und jeder bekam dann doch was er verdiente. Auch lastet, ungeachtet des, von feilen Federn hochgepriesenen geistigen Schutzes, auf allen literarischen Bestrebungen der erdrückende Alp pfäffischer Censur, dem nur hie und da der unverwüstliche Mutterwitz des Pfälzers ein gelungenes Schnippchen schlägt.

Das fleissige Bild Palme's bietet, schon wegen der vielen angebrachten Porträts eine anziehende Composition. Der Künstler wählte Schiller's Eintritt unter Dalberg's Führung in eine Versammlung der Kunstnotabilitäten von Mannheim zum Vorwurfe. Den Eintretenden zunächst kniet Brouillot, mit einer Mappe beschäftigt. Ihm gegenüber sitzt die schöne und liebenswürdige Franziska Danzi am Klavier. Sie, die schon mit fünfzehn Jahren ganz Mannheim entzückte und sich später mit dem Hoboe-Virtuosen Lebrun vermählte, feierte in Italien, England und Frankreich die grössten Triumphe, starb aber, erst fünfunddreissig Jahre alt, plötzlich zu Berlin. Neben ihr sitzt Kobell und hinter diesem, in einer Gruppe vereinigt stehen, von der Rechten zur Linken zuerst Iffland, dann Verschaffelt, Beck und Stamitz. Zunächst der Danzi sitzt Karoline Ziegler, Becks erste vielgefeierte Gemahlin,

neben ihr der berühmte Vogler, neben diesem die hochgebildete Josepha Schäfer, die mit ihrer wunderbar seelenvollen Stimme noch im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zu München, besonders in Mozartischen Opern, glänzte, und neben dieser endlich die ausgezeichnete Blumenmalerin Katharina Treu aus Bamberg, welche schon mit zehn Jahren sich mit Glück ihrer Kunst widmete, bis sie der Kurfürst als Cabinets-Malerin anstellte.

100. Herzogin Maria Anna bestimmt den Herzog Karl von Zweibrücken den Verzicht auf die bayerischen Lande zu Gunsten Oesterreichs, zu verweigern 1778.

Die Ehe Max III., wie jene seines Vetters, des Herzog Clemens, war kinderlos geblieben, und der Kurfürst hegte für das Schicksal Bayerns um so mehr Sorge, als ihm die Bemühungen Oesterreichs besonders wegen Niederbayerns nicht unbekannt waren. Desshalb wurde schon, besonders auf Betrieb der Herzogin Clemens, der gescheiten hochgebildeten und energischen Maria Anna, 1752 bei Anwesenheit ihres Schwagers Karl Theodor in München, Einleitung zum Abschluss eines Haus-Unions-Vertrags getroffen, dem 1766 ein Erbverbrüderungs-Vertrag und eine gegenseitige Successions-Ordnung folgte, bis endlich, bei abermaliger Anwesenheit des Kurfürsten von der Pfalz am 26. Februar 1771 der so wichtige Haus- und Successions-Vertrag wirklich abgeschlossen wurde, welcher als Grundlage jenen von Pavia feststellend, die gegenseitige Verpflichtung enthielt, demselben als einem unwiderruflichen pragmatischen Hausgesetze treu zu bleiben, und die Freiheiten der einzelnen Landestheile ungeschmälert zu belassen. Auch sollte München für ewige Zeit die Residenzstadt des jeweiligen Herrn sein. Bei den damals stattgefundenen Festlichkeiten wurde auch ein Kammer-Concert veranstaltet, in welchem Max Joseph, ein Meister auf dem Violoncell, sich zu Ehren seines Gastes hören liess. Der wollte an Aufmerksamkeit nicht zurückstehen, griff sogleich zur Flöte und secundirte, worauf der eben anwesende Kurfürst von Trier, Clemens Wenzeslaus eine Violine nahm und auf derselben mitspielte. Wahrlich, ein seltenes Concert von drei Kurfürsten ausgeführt.

Maria Anna, die aufrichtige Freundin ihres Vaterlandes und desshalb die entschiedene Gegnerin der österreichischen Politik, war die Seele all dieser Unterhandlungen, deren endlichen Abschluss sie um so dringender erachten mochte, als durch die 1765 erfolgte Vermählung Josephs II. mit des Kurfürsten einziger Schwester Josephine, ein weiterer Ring zu der Kette von vermeintlichen Ansprüchen auf Bayern oder einzelne Theile desselben gefügt worden war, die man am Wiener Hofe stets bei passenden Gelegenheiten zum Vorschein brachte. Darum ver-

ursachte sie auch dem kaiserlichen Gesandten zu München, Baron Widemann schwere Bekümmerniss, und war ihm ein steter Stein des Anstosses. Er klagt in seinen Depeschen über ihren grossen Einfluss auf den Kurfürsten, der selbst die Eifersucht seiner Gemahlin erwecke, und wie sie alle gut, d. h. natürlich österreichisch, Gesinnten von ihm zu entfernen suche. Sie besitze die Kunst der Verstellung in der grössten Vollkommenheit. Ihr Favorit sei ihr Schwager, der Pfalzgraf Friedrich von Zweibrücken, der alles über sie vermöge. Dagegen erwähnt Graf Lynar in seinem Reisejournal, dass sie durch ihren liebenswürdigen Charakter und ihr leutseliges Wesen alle Herzen gewinne, und ihn durch ihre gefühlvolle, geistreiche und gebildete Unterhaltung mit der grössten Hochachtung erfüllt habe. Dieser trefflichen Fürstin, der Freundin des grossen Friedrich, war es vorbehalten, die Retterin ihres Vaterlandes zu werden.

Als Karl Theodor am Neujahrabend die Nachricht von dem kinderlosen Tode Max III. zu Mannheim erfuhr, flüsterte er einem seiner Vertrauten zu: „Leb' wohl, schöne Pfalz, jetzt sind meine guten Tage vorbei", fuhr aber doch noch in derselben Nacht nach München ab. Dort trat ihm sein Resident Freiherr von Hammerer mit der Meldung entgegen, dass dem Vertrage gemäss, bereits die sämmtlichen Lande für ihn in Besitz genommen seien. „Als zu hastig, als zu hastig!" fuhr er ihn an, „das kann mir und Bayern mehr schaden als nützen". Das räthselhafte Wort erfüllte alle Umstehenden mit Schrecken; es sollte sich bald in schlimmster Weise aufklären. Karl Theodor ratificirte nämlich am 15. Januar einen, wohl längst schon vorbereiteten Vertrag mit Oesterreich, der nur seinem Minister von Beckers und seinem Gesandten in Wien dem Freiherrn von Ritter bekannt war, und in welchem er die geltend gemachten Ansprüche des Hauses Habsburg auf Niederbayern, von einer 1426 geschehenen Belehnung Kaiser Sigmunds für seinen Schwiegersohn Albrecht V. herrührend, als rechtskräftig erkannte. Das Haus Habsburg war aber 1740 erloschen und Albrecht hatte überdiess wenige Jahre später 1429 gegen reichlichen Entgelt einen besondern Verzichtbrief ausgestellt. Dieser jedoch, früher im Münchner Archiv vorhanden und dem Kurfürsten von der Pfalz wohl bekannt, weil er bei den oben erwähnten Verträgen noch vorgelegen hatte, war jetzt nirgends mehr aufzufinden. Ein schwerer Verdacht, ihn nebst noch vielen andern, Oesterreich nachtheiligen Urkunden, den Flammen übergeben zu haben, ward auf den, jenem Hofe völlig ergebenen Archiv-Vorstand Grafen von Zech gewälzt, der mit dieser Procedur sein Haus beinahe in Brand gesteckt hätte. Erst später entdeckte, Oesterreich zu grossem Verdruss und sich selbst zu schwerer Ungelegenheit, der Freiherr von Senkenberg eine alte, beglaubigte Abschrift davon in seines verstorbenen Vaters Papieren.

Dem Vertrage zufolge rückten nun wieder, zum drittenmale innerhalb siebzig Jahren, die kaiserlichen Truppen in Niederbayern und die Oberpfalz ein, und erzwangen die Huldigung. Sie waren längst vorbereitet, denn bei der ersten Kunde von der gefährlichen Erkrankung Max III. hatte der Freisinger Domherr Graf Lehrbach einen eigenen Kurier nach Wien mit der hochwichtigen Nachricht abgeschickt. Grabesruhe deckte das Land, welches seine Blicke stumm, erwartungs- und vorwurfsvoll auf den neuen Herrn richtete. Er schwieg. Da wandte sich auch Maria Anna, bisher seine treueste Freundin, nachdem sie ihn vergebens gemahnt und beschworen, kalt von ihm ab; mochte er doch in dem, ihm verliehenen Orden des goldenen Vliesses Ersatz für die verlorene Liebe seiner Unterthanen finden. Treu schlossen sich die bewährten Freunde Bayerns aus Max Josephs Tagen Lori, Obermaier, Kennedy, Graf Leiden und Andere an sie, rastlos für dieselben Zwecke, die Erhaltung des geliebten Vaterlandes und des alten Regentenstammes arbeitend. Herzog Karl von Zweibrücken, Friedrich Michaels ältester Sohn und der muthmassliche künftige Erbe, wie dessen Gesandter in Wien, Freiherr von Hofenfels, wurden dringend gemahnt, jene sicheren Hoffnungen nicht für das Gold und die Versprechungen des Wiener Hofes zu opfern. Aber wohl erwägend, dass Proteste nur zerbrechliche Waffen gegen offene Gewalt, schrieb die Herzogin heimlich, ein vertrauter Geistlicher besorgte durch Kennedy's Vermittlung den Brief, an den grossen Preussenkönig, der Macht und Willen vereinigte, den Uebergriffen Josephs II. Halt zu gebieten. „Ich altes Weib" sagt sie, „muss jetzt ein Mann sein, weil aus allen unsern Männern alte Weiber geworden sind". Den geschwornen Feind der Lothringer erfreute ihr Vertrauen, und schon am 13. Februar 1778 ruft er in einem eigenhändigen Briefe: „Ah Madame, que n'étiez vous Electeur!" und tröstet sie dann, dass wenn nur Herzog Karl standhaft aushalte, er fest hoffe, dass mit Gottes Hilfe die Urheber dieses unerhörten Gewaltschrittes ihrer Strafe nicht entgehen würden. Es war die höchste Zeit. Schon war, durch Karl Theodors und Oesterreichs Drängen eingeschüchtert, der Herzog nach München gekommen, schon wankte er, und nur der Muth und die ehrenhafte Unbestechlichkeit Hofenfels', der für seine Unterschrift in Wien ein Geschenk von 400,000 fl. ausgeschlagen, die Zureden Maria Anna's, und jene des, von König Friedrich in heimlicher Sendung in München anwesenden Grafen Görz, nicht minder ein Brief seines zweiundzwanzigjährigen Bruders, des in Strassburg liegenden französischen Obersten Max Joseph, vermochten ihn wieder mit neuem Muthe zu erfüllen.

So traten denn, am 6. Februar 1778 Abends fünf Uhr in der Herzog-Maxburg, welche Maria Anna bewohnte, heimlich eingeführt durch ihren treuen Zahlmeister André, der Herzog Karl, begleitet von

seinen Staatsdienern Hofenfels und Esenbeck, und Görz, der im Herzoggarten, dem jetzigen Kadetencorps, gleichfalls einem Besitzthume Mariannens versteckt wohnte, mit ihr zusammen, und hier wurde Karl zur Unterschrift jenes folgenschweren Protestes bestimmt, der Bayern vor Oesterreichs Herrschaft rettete und seinem alten, angestammten Regentenhause erhielt. In Wien ahnte man den Vorgang nicht, ja Riedesel, der preussische Gesandte daselbst, war sogar von seinem schlauen Könige angewiesen, dem Kaiser zu der bayerischen Erwerbung zu gratuliren. Graf Lehrbach, des Kaisers Gesandter zu München, sollte den Herzog ebenfalls mit dem goldenen Vliess schmücken. Karl lehnte es ab, als solcher Auszeichnung noch nicht würdig. Der Kurfürst und Lehrbach stutzten. Neue Anerbietungen, die Zahlung seiner Schulden, die Grafschaft Falkenstein, an Zweibrücken gränzend, sollten seine Zustimmung erwirken. Er kehrte nach Zweibrücken zurück und von dort aus, wo nun Görz offen als Gesandter Friedrichs auftrat, verweigerte er entschieden seinen Beitritt. Zornerfüllt rief Karl Theodor: „Will Mir der die Hände binden, der da, und Mich schon jetzt bei lebendigem Leibe beerben?“ Seinen Hass gegen die Zweibrücker Vettern vermochte fortan nichts mehr zu versöhnen.

Ueber Bayerns Schicksal sollten abermals die ehernen Würfel entscheiden. Schon am 10. April brach Friedrich mit einem Heere von 100,000 Streitern in Böhmen ein. Die Oesterreicher stunden, unter Lascy und Joseph selbst, mit mehr denn doppelt so viel, ihnen entgegen. Sie hatten aber, um jeden Angriffspunkt zu sichern, nach ihrem beliebten Cordonsystem, die Linien viel zu weit ausgedehnt. Es kam zu keiner Hauptschlacht. Wahrscheinlich mochte der alternde Held seinen erworbenen Kriegsruhm nicht auf's Spiel setzen, und so zog er sich, nach einigen unbedeutenden Gefechten und vielen Hin- und Hermärschen wieder nach Schlesien in die Winterquartiere zurück. Die 17,000 Bayern, welche brannten für die Unabhängigkeit und Ehre ihres Vaterlandes zu streiten, mussten knirschend dem Kampfe für dasselbe unthätig zusehen, ja Oesterreich hatte sogar die Stirne, ihre Absendung gegen Friedrich zum kaiserlichen Heere nach Böhmen zu verlangen. Da erklärte im December 1778 Katharina von Russland — „cette femme“, wie sie ihre bitterste Feindin Maria Theresia immer nannte — dass sie, wenn kein Vergleich erfolge, dem Könige von Preussen die verlangte Waffenhilfe leisten werde. Das war ein Donnerschlag für Oesterreich; es gab nach und der Krieg, gemeiniglich nur der Kartoffelkrieg oder der bayerische Rummel genannt, wurde am 13. Mai 1779 durch den Frieden zu Teschen geendigt. Er kostete Bayern sein, jenseits des Inn gelegenes Land, das sogenannte Innviertel, mit mehr denn 100,000 Einwohnern, garantirte aber auch die Untheilbarkeit des

Restes der pfalzbayerischen Besitzungen und die Erbfolge der Zweibrücker, und dann der Birkenfelder Linie.

Oesterreich vertagte seine Wünsche auf gelegenere Zeit. Karl Theodor aber, welcher der Welt das kaum noch dagewesene Schauspiel eines Regenten bot, der nicht nur im Kampfe um sein Eigenthum müssiger Zuschauer geblieben, sondern dem Sieger, der ihm dasselbe erhalten, nicht einmal Dank wusste, warf seinen Zorn auf die ihm erreichbaren Freunde des Zweibrückers. André ward von der Strasse weg, ohne Untersuchung und Rechtsspruch entführt, und in eine unterirdische Kasematte des Rothenbergs gesperrt, von wo er nach Jahren erst mit gebleichtem Haar und zerrütteter Gesundheit zum Aufenthalte in strenger Abgeschiedenheit auf seinem Gütchen am Staffelsee begnadigt wurde. Dort soll er sogar noch in heimlicher Ehe durch die Hand seiner fürstlichen Gönnerin beglückt worden sein. Sie selbst schloss ihre thätigen, für das Vaterland so heilbringenden Tage am 25. April 1790. Obermaier und Lori wurden pensionirt, ersterer nach Amberg, letzterer nach Neuburg an der Donau verbannt. Er hatte es durch sein redliches, unerschrockenes Wirken wohl verdient, dass er mit den Worten: „Es ist halt doch gut sterben, wenn man ehrlich gelebt hat" aus diesem Leben scheiden konnte.

Der Versuch, Bayern in anderer Weise dem grossen, österreichischen Staate einzuverleiben war, wie gesagt, nicht aufgegeben. Schon im Rastadter Friedens-Instrument hatte der kluge Eugen den 18. Artikel einzuschalten gewusst: „Wann das Haus Bayern, nach seiner völligen Wiedereinsetzung, für gut befinden sollte, ein und anderes seiner Länder an andere zu vertauschen oder zu verwechslen, wird Sr. allerchristlichste Majestät daran kein Hinderniss verursachen". Max Emmanuel hatte sich in einem Briefe an seine Gemahlin sehr unverhohlen dahin geäussert, dass er im Allgemeinen in einen solchen Tausch nicht willigen werde, fährt aber fort: „Mais s'il s'agissoit de quelque Convention de Territoyre par ou je pouvois acquerir touts les Pays-bas, ce seroit autre chose". Für diesen Preis wolle er alles, was jenseits der Donau und des Inn liege dem Erzhaus cediren, in jedem Fall aber durch den Rest und die Behauptung der Kurwürde festen Fuss in Deutschland behalten. Den alten Plan liess Kaiser Joseph II. durch seinen Gesandten in München, den Grafen Lehrbach, 1785 wieder in Anregung bringen*). Jetzt war

*) Zu gleicher Zeit wurde ein ähnlicher mit Herzog Karl von Würtemberg angebahnt. Dadurch wäre denn der ganze Süden Deutschlands österreichisch geworden, und nicht allein die Verbindung zwischen Böhmen, Tyrol und Niederösterreich hergestellt, sondern auch dem slavisch-romanisch-magyarischen Völkergewimmel ein alle beherrschendes deutsches Element gewonnen worden. Es wäre Thorheit, Oesterreich diese Bemühungen verübeln zu wollen. Es thut was

aber das Opfer grösser, der Preis kleiner geworden; denn für die gesammten altbayerischen Staaten wurden nur die Niederlande mit Ausnahme von Namur nnd Luxemburg, jedoch unter dem prunkenden Titel eines Königreichs Burgund geboten. Karl Theodor, der nie ein Herz für Bayern gehabt, der dem Volke immer fremd geblieben und es los sein wollte, gab freudig seine Einwilligung zu diesem neuen, verrätherischen Abkommen; Frankreich und Russland hatten gegen den friedlichen Austausch nichts einzuwenden und des Letztern Gesandter Graf Romanzow übernahm es, die immer mit Geldverlegenheiten kämpfenden Zweibrücker Prinzen Karl und Max Joseph, deren Ersterer im verflossenen Jahre seinen einzigen, achtjährigen Sohn verloren hatte, Letzterer noch unvermählt war, mit dem Anerbieten einer ganzen und einer halben Million Gulden zur Einwilligung zu vermögen. Das wäre, bemerkte er, übrigens nur ein don gratuit, der Vertrag würde auch ohne ihre Einwilligung vollzogen. Diese aber liessen sich nicht blenden, und gaben Bayerns Geranten, dem greisen Friedrich, rasch Nachricht von der abermals drohenden Gefahr. Das Geheimniss war entdeckt. Nun allgemeine Bestürzung, drohende Gährung im Lande. Vorstellungen über Vorstellungen bestürmten den Kurfürsten, der sich durch die Erklärung zu helfen suchte, die ganze Verhandlung sei ohne sein Wissen gepflogen worden. Niemand glaubte ihm. Friedrich aber vereinigte die meisten der übrigen, durch Josephs ehrgeizige und gewissenlose Absichten, gleichmässig bedrohten deutschen Fürsten in den bekannten Fürstenbund, gestiftet um künftighin ähnliche Plane selbst mit Gewalt der Waffen zu hindern.

Die Intriken ruhten aber keineswegs. Denn wieder neun Jahre später hatte sich Thugut sogar mit Robespierre, dem Mörder seiner eigenen Kaisertochter, verständigt, das ohnehin unhaltbare Belgien für die Erwerbung Altbayerns zu opfern. Hätte sich dieser Blutmensch nicht selbst exequirt, so würde Oesterreich vor dem vielgeschmähten Basler, seinen eigenen Separatfrieden gemacht haben. Und als der letzte „Mehrer des Reiches“ im Frieden von Campo Formio das ganze linke Rheinufer, „das ihm nicht gehörte,“ gegen reichliche eigene Entschädigung in Italien an die französische Republik hingab, bedingte er sich in einem geheimen Artikel zum Danke für Bayerns alleiniges treues Aushalten an seiner Seite, nachdem Würtemberg und Baden bereits ihren Separatfrieden geschlossen, alles Gebiet dieses Landes

ihm frommt, und die Politik rechnete von jeher mit andern Factoren als die Sittlichkeit. Aber Verrath am bayerischen Vaterland ist es, diese Plane nicht offen hinzustellen, ihnen nicht in Wort und Schrift entgegenzuwirken oder gar sie absichtlich oder unbewusst zu fördern. Und dürfen unsere Ultramontanen, die Hand aufs Herz, behaupten, dass sie ihr Partheiinterresse stets dem des Vaterlandes nachgesetzt, für welches sie nur dann so grossen Eifer zeigen, wenn es mit jenem Hand in Hand geht?

östlich des Inn, Wasserburg mit eingeschlossen, einen Besitz, der das Ganze willenlos seiner Gnade überliefert hätte. Bonaparte's Scharfblick vereitelte den Plan. „Warum nicht gar bis an den Rhein!" herrschte er den geschmeidigen Cobenzl an, als dieser mit dem Project herausrückte. Von dieser Zeit, unmittelbar vor Karl Theodor's Tode verräth uns Chasteler's Memoire: „Deux fois ce pauvre prince consentit a l'échange de Bavière, et pour empêcher qu'une troisième convention y relative ne fut signée. au mois de Février de l'année 1799, il ne falut rien de moins qu'un coup d'apoplexie, survenu fort mal à propos sans doute pour Mrs. Thugut et Lehrbach etc.", deren ersterer sich bei der Kunde von Robespierres Ende allerdings durch den Schreckensruf verrieth: „Quel malheur pour nous, que Mr. Robespierre est mort." Und zum schlagendsten Beweise für all diese Thugutischen Umtriebe erklärt endlich Frankreich bei den Luneviller Friedensunterhandlungen unumwunden, dass die bisher gemachten geheimen Eröffnungen und Anträge des Wiener Hofes nur dahin gegangen, sein Gebiet bis an den Lech vorzuschieben und so Bayern aus der Zahl der Mächte ganz auszutilgen. *)

Und wenn sich dann auch, im Begeisterungsjahre 1813 selbst Metternich vernehmen liess: der seit mehr als einem Jahrhundert (nicht länger?) bald offen bald heimlich mit abwechselndem Erfolge zwischen den Höfen von Wien und München obschwebende Kampf müsse endlich aufrichtig und gründlich beschwichtigt, Süddeutschlands Verhältnisse müssten so geregelt werden, dass Bayern als ein wahrer Mittelstaat nimmer nöthig haben sollte, gegen Oesterreich den Schutz Frankreichs anzurufen, so tauchten doch, wieder nach des wohlunterrichteten Hormayr's Bericht, schon auf dem Wiener Congresse neue Verstümmelungsprojecte Bayerns auf. Die von Oesterreich für die Abtretung seines früheren Besitzes ausdrücklich zugesagte Wiedergabe der ganzen alten Pfalz, der Zusammenhang mit den rechtsrheinischen Landen, der Besitz von Mainz blieben unerfüllt und das Benehmen des Wiener Hofes in der badischen Erbfolge-Angelegenheit vermochte wahrlich für die Dauer jener noblen Gesinnung keine felsenfeste Garantie zu bieten. Weit sicherer traf, im directen Gegensatze zu des Staatskanzlers süssen Worten, Chasteler die unwiderstehliche Logik der Thatsachen, wenn er in jenem Memoire mit soldatischer Offenheit sagt: „La Bavière fut tonjours un Etat, dont le voisinage nous paraissait

*) Der Rastadter Gesandtenmord, nach Hormayrs Versicherung von Lehrbach angezettelt, um die vermuthete Correspondenz des Kurfürsten Max Joseph mit Frankreich in die Hände zu bekommen, hatte gerade für den, den er schwer compromittiren sollte, ein günstiges Resultat. Man fand nichts, aber der Krieg mit der Republik begann aufs neue und so unterblieb jede geheime Stipulation des Friedens von Campo Formio.

gênant et plus ou moins dangereux." — Alle diese österreichisch-bayerischen Verhältnisse sind in dem trefflichen Werke: „Bayern und Pfalz, Gott erhalts", welches 1848 erschien, mit einer Menge von Urkunden und Belegen tausendmal besser dargestellt, als es hier geschehen konnte. Es dürfte aber erspriesslich sein, diese Dinge den allzu Vertrauensseligen vor die Augen zu rücken, mag die Luft scheinbar noch so ruhig und der Himmel noch so klar werden. Darum „Caveant Consules!" *)

Das besonders in der Farbenwirkung höchst gelungene Bild ist von Doepler. Die Herzogin, Herzog Karl und die übrigen Anwesenden sind Porträts.

101. Karl Theodor lässt durch Rumford den englischen Garten bei München anlegen.

Karl Theodor war mit einem grossen Gefolge nach München gekommen, und immer mehrere seiner rheinischen Unterthanen folgten ihm dahin nach. Aber die derben, altmodischen und wortkargen Altbayern mit ihrem grobkörnigen Idiom, dessen sich damals sogar die Damen und Herren des höchsten Adels befleissigten, vertrugen sich schlecht mit den artigen, gewandten, witzigen und zungenfertigen Pfälzern mit ihrer kurzangebundenen schrillen Sprache. Jene hassten gründlich die Ankömmlinge von „Unneruf", welche sich an ihren Kurfürsten drängten, die bessten Stellen wegschnappten und von denen sie überdiess häufig gehänselt wurden. Karl Theodor selbst liebte das neuerworbene Bayern nicht und war stets voll Sehnsucht nach seinen schönen Rheinufern. Darum liebte auch ihn das Volk nicht, dem er durch seine volle Hingebung an Oesterreich, „den Erbfeind, dem er sogar das Land verschachern wollte," täglich mehr verhasst wurde, und darum fand er auch für manches Gute das er gethan und veranlasst weder Anerkennung noch Dank. Milderte auch die so wohlthätige Einführung des gefreiten Erbrechtes und die allgemeine Freigabe der Cultur des eigenen Grundes und Bodens diese Abneigung bei dem, vor allem auf seinen Vortheil bedachten Landvolk, so schärfte dieselbe besonders in den höheren Kreisen um so mehr die alle Rücksicht hintansetzende Begünstigung seiner Maitressen und seiner unehelichen Kinder. Die

*) Diese Zeilen sind vor dem unseligen Kriege des Jahres 1866 geschrieben. Man kannte jene nie schlummernden Gelüste unseres Nachbars und knüpfte doch unser Schicksal an das Seine. Nun hat der Nikolsburger Friedensschluss, in dem wir von unserm Alliirten völlig preis gegeben wurden, uns abermals die Augen geöffnet — und wie Vielen noch nicht!

Bäckerstochter Huber aus Mannheim wurde zur Gräfin Bergstein erhoben und ihre Tochter ward die Gemahlin eines Fürsten von Isenburg, die Schauspielerin Seyfert, spätere Gräfin von Heydek, beschenkte Karl Theodor mit einem Sohne, dem Grafen von Bretzenheim und drei Töchtern, welche sich in die Familien Holnstein, Westerholt und Leiningen verheiratheten. Späterer, minder einflussreicher Gunstdamen, wie der Freiin von Kastel, nicht zu gedenken, welcher ein Baron Bettschart, um sich wegen seiner colossalen Betrügereien vom Henkertode zu erretten, seine Hand unter der Bedingung reichte, ihr stets ferne zu bleiben. Der saubere Patron wurde ihr aber, selbst in diesem Verhältnisse, so verächtlich, dass die Frau Gemahlin ihn erst wollte gehenkt wissen und dann aus Gnade auf dem Rothenberge einkerkern liess, von wo ihn erst des Kurfürsten Tod erlöste. Sie alle sah man mit Ehren und Reichthümern überschüttet, ihnen wurden stattliche Paläste erbaut und aller Einfluss lag in ihren Händen. Besonders zu Bretzenheims Gunsten entzog der Kurfürt die ehmaligen Güter der Jesuiten, welche Max III. den Schulen zugewiesen, diesen wieder und dotirte damit die bayerische Malteserzunge, eine Sinecure für einige Günstlinge aus dem Hofadel, deren Grossprior Bretzenheim unter gleichzeitiger Erhebung in den Reichsfürsten-Stand wurde. Die Lehrstühle der Theologie und Philosophie zu Ingolstadt, jene der Lyceen, Gymnasien und Seminare übergab man gegen geringes Entgelt wieder den Klöstern, und wenn auch nicht zu läugnen, dass aus ihnen eine ziemliche Anzahl gelehrter und tüchtiger Professoren hervorging, deren mehrere Zierden der Münchner Akademie geworden, so musste man es doch nur dem unter Max III. neuerwachten wissenschaftlichen Geiste danken, dass diese Männer überhaupt vorhanden waren und es desshalb nicht gelang, Bayern ganz wieder auf den Standpunkt herabzudrücken, von dem es der treffliche Max emporgehoben. Geschadet hat die Massregel immerhin genug. „Gottlob", jubelten die Finsterlinge, „die gute alte Zeit ist wieder da," hoben neu ermuthigt das Haupt und Aberglaube und Unduldsamkeit hielten triumphirend ihren Einzug. „Diese Fremdlinge" zürnt der so gemässigte Westenrieder, „betrachten Bayern wie ein erobertes Land, stürzen es absichtlich in die alte Finsterniss und höhnen dann: da seht die Bayern, wie dumm sie sind und wie abergläubisch." Der Wiederabdruck von Zaupsers schöner Ode gegen die Inquisition, welcher der edle Max seinen vollen Beifall gezollt, wurde verboten und die Weisung ertheilt, den Herrn Hofkriegsrath nur recht mit Arbeiten zu überhäufen, damit ihm zu derlei „ausschweifenden Schreibereien" keine Zeit mehr übrig bleibe.

Kein Wunder, dass bei so allgemeiner Unzufriedenheit im Lande und in einer Zeit, in welcher die Geheimbündelei zu den Modethorheiten gehörte, eine den Freimaurern und Rosenkreuzern ähnliche Gesellschaft

sich bildete. Professor Adam Weishaupt in Ingolstadt, einer der freisinnigsten aber auch unruhigsten Lehrer, der als Mitglied von drei Facultäten sehr grossen Einfluss besass, und überdiess durch seine Reden in den Kneipen die Studenten für seine kirchlichen und staatlichen Grundsätze warb, war deren Stifter, die Mitglieder nannten sich die Erleuchteten, Illuminaten. Bald zählte der Orden Männer aus allen Ständen und selbst vom höchsten Range. Neugierde, Ehrgeiz und weltlicher Vortheil, Furcht vor den neuaufstrebenden Jesuiten, Hass gegen geistlichen und weltlichen Druck, warben die Mitglieder dieser Gesellschaft. Aber so widerspruchsvoll ist der Menschengeist, dieselben Männer, die im Namen der Freiheit und Aufklärung sich vereinigt, unterwarfen sich ruhig den drakonischen Gesetzen einer Verbindung, die bei Todesstrafe unbedingten Gehorsam gegen unbekannte Obere vorschrieben und, in Einrichtung und Endzweck dem Jesuitismus gleich, Wahrheit und allgemeine Menschenliebe nur im gleissenden Aushängschilde, in der That aber einzig das Besste des Ordens als höchstes Ziel verfolgten. Bald jedoch, nachdem die Tendenz und die verwerflichen Absichten desselben ruchbar geworden, zogen sich viele Redliche zurück, der Kurfürst bekam, abermals durch die um Bayern so viel verdiente Herzogin Marianne, Kenntniss von der Sache, und erliess im Mai 1785 ein strenges Mandat gegen die Gesellschaft. Die Statuten und Originalschriften wurden gefunden, und Weishaupt und seine vertrautesten Anhänger flohen. Aber der Geist des Ordens war damit nicht ausgerottet. Die zum Theile hochgebornen Männer, welche im Anfange unseres Jahrhunderts in Bayern und seinen neuerworbenen Provinzen wie Erzdemokraten und Jakobiner gegen alles wütheten, was den Menschen heilig, oder alt und ehrwürdig war in Kirche und Staat, hatten ihm notorisch angehört.

Den greisen Karl Theodor erfüllten solche Erfahrungen und die ersten Blitze des im Westen aufsteigenden Gewitters mit immer grösserem Misstrauen. Er wurde von Tag zu Tag unzugänglicher und war ganz in der Gewalt seines gewissenlosen Schwiegersohnes Leiningen, des geistlichen Rathes Lippert, eines wollüstigen Schleichers, der als geheimer Referent fungirte, und seines gleich schlechten Beichtvaters Pater Frank. „Nun sehe man,“ redeten sie dem Kurfürsten ein, „wohin die liberalen Ideen führten, die man mit so viel Feuer empfehle und so eifrig zu verbreiten trachte, und wie ungleich sicherer ein Fürst unter dem fürsorgenden Schutz der so schwer verkannten und schuldlos verläumdeten Gesellschaft Jesu zu regieren vermöge.“ Das saubere Kleeblatt brachte unter dem Vorwande des Illuminatismus die redlichsten Männer zur Anklage und das von geheimnissvollen Schauern umgebene gelbe Zimmer der Residenz zu München war der Schrecken des

Volkes.*) Kant wurde verboten, der Lehrstuhl der Geschichte der Philosophie aufgehoben, weil Weishaupt ihn inne gehabt, die griechischen Classiker verpönt, weil er sie empfohlen. Noch ehe die drei geistlichen Kurfürsten des Reiches im Verein mit dem Salzburger Erzbischof auf dem Emser Congress bemüht waren, der Bischofswürde die, seit der ältesten christlichen Kirche zukommenden Rechte wieder zu gewinnen, und sich von Roms angemasster, vorzüglich auf den falschen Decretalen fussender, Oberherrlichkeit theilweise zu emancipiren, und während jeder klarblickende Katholik deutscher Zunge sich an der geistvollen und schlagenden Deduction eines Hontheim erfreute, war dem Pabste in Bayern ein willkommener Anhalt zu neuer Festigung seiner Herrschaft geboten worden. Auf Frank's Betrieb und des Kurfürsten Verlangen, errichtete Pius VI. eine Nuntiatur in München. Unter ihrer Protection konnten nun Frank und Lippert mit jedem missliebigen Geistlichen nach Belieben verfahren, sein Bischof durfte ihn nicht mehr schützen.**) Nur Lippert's und Frank's feile Creaturen, oder Dummköpfe und Heuchler waren Nachts noch in ihren Betten sicher. Die Inquisition, die einst Pater Jost gewünscht, war zur Wahrheit geworden. —

*) Es ist noch, in seinem alten Zustande, zunächst der alten Hofcapelle vorhanden. Hieher und in den nun abgebrochenen Jungfernthurm — nach einer der Sage nach dort befindlichen, sogenannten eisernen Jungfrau benannt — nächst der griechischen Kirche, verlegte man den Schauplatz verübter Torturen und geheimer Justizmorde jener Camarilla. So soll ihr, unter andern, der Hauptmann von Unertl, ein Enkel des verdienstvollen Kanzlers, erlegen sein, den man frivoler Aeusserungen über die Fronleichnams-Procession wegen, geheimnissvoll aus einer Abendgesellschaft abrief, und der seitdem spurlos verschwunden war. Seinen Leichnam, an den noch vorhandenen Knöpfen der Uniform kenntlich, wollte man beim Abbruche des Franciskaner-Klosters 1802 — es stund an der Stelle des jetzigen Hoftheaters — in einer unter einem Beichtstuhl versteckten Gruft gefunden haben.

**) Wer denkt nicht der neuesten Vorkommnisse in Bayern und der alten Lehre, dass jede kräftige Regierung stets gegen Roms Uebergriffe gewaffnet sein müsse, und jeder Friedensschluss mit jener Macht eine Niederlage der eigenen sei? Wann wird wieder ein Emser Tag erscheinen, wann werden die deutschen Bischöfe die sich jetzt mit gebundenen Händen der geistigen Herrschaft der Wälschen überliefert haben, die ihrem Volke und ihrer Stellung gebührende Macht wieder in Anspruch nehmen? Und wann wird unsere deutsche, katholische Kirche endlich ihre Stütze in der deutschen Wissenschaft suchen statt in der bequemen Autorität Roms, dessen prahlerisches „non possumus" im geistlichen, wie weltlichen Absolutismus mit jedem Tage der eisernen Consequenz der Thatsachen mehr Platz räumen muss? Sollte er allein in der Kirche fortblühen, nachdem ihn die ganze gebildete Welt abgestreift? Darum jene Feindseligkeit gegen die Wissenschaft, besonders gegen die Naturkunde, jene antihistorische, antiexegetische Tendenz des Syllabus, weil eben Kunde der Natur, Geschichte und Exegese dem Autoritätsglauben und damit dem Absolutismus die tiefsten Wunden schlagen.

Aber: „Sunt mala mixta bonis.“ Für Gewerbe und Handel, für Fabriken und Bergwesen, für die Schifffahrt wurde unter Karl Theodors Regierung viel geleistet, und der Reichthum des Landes sehr gehoben. Die Unterrichtszweige, welche auf den praktischen Vortheil zielten, wurden auf die liberalste Weise gefördert, den Goldquellen Bayerns, den Salinen, die grösste Sorgfalt zugewendet, ein rationeller Betrieb des Forstwesens angebahnt und von des Kurfürsten Sorgfalt für den Strassenbau zeugen noch heute vorhandene, ehrende Monumente. Die Austrocknung der Moore ist trotz mancher Hindernisse energisch durchgeführt worden und bei seinem Tode waren auf dem grössten derselben, dem Donaumoose, achtzehn neue Ortschaften gegründet, und mehr denn anderthalbtausend Menschen, meist unternehmende und rührige Pfälzer angesiedelt. Für das Heerwesen, für die öffentliche Wohlfahrt wie für die leidende Menschheit entstunden durch seine Fürsorge viele gemeinnützige Anstalten.

Die Seele der meisten dieser Einrichtungen war der, zu Woburn im Staate Massachusets 1753 geborene Ritter Benjamin Thompson, der schon im amerikanischen Kriege an der Spitze eines Reiterregimentes gefochten, und sich später als tüchtiger Physiker in London einen Namen gemacht hatte. Auf Empfehlung des kurbayerischen Gesandten, Grafen Haslang, wurde er 1784 von Karl Theodor nach München berufen, zum Leibadjutanten, Obersten und geheimen Rath ernannt, und von der Akademie zu ihrem Mitgliede gewählt. Sechs Jahre später war er schon Generallieutenant und zum Reichsgrafen von Rumford erhoben. Aber Missgunst und schleichende Verleumdung trieben ihn 1798 wieder aus Bayern. Er starb, in zweiter Ehe mit der Wittwe des berühmten Lavoisier verheirathet, von Napoleon und König Max Joseph hochgeachtet zu Auteuil bei Paris im Jahre 1814. Sein Standbild, auf Anordnung König Max II. von Zumbusch trefflich modellirt, harrt seiner Aufstellung vor dem National-Museum.

Den nie erlöschenden Dank Münchens verdiente sich Rumford durch Anlage des englischen Gartens, eines Parkes, wie ihn in solcher Ausdehnung und bei solcher Nähe, wohl keine Stadt Europa's mehr aufzuweisen hat. Vor dessen Anlage fanden die Münchner, wenn sie die Thore ihrer Festungsmauern verliessen, um sich im Freien zu ergehen, ringsum nur staubige Wege durch schattenlose Krautgärten und Getreidefelder, deren Einförmigkeit hie und da ein Hopfengarten malerisch unterbrach. Traurige Tannenwälder begränzten die Aussicht nach drei Weltgegenden, und nur nach Süden deckte die Höhen bei Harlaching das freundliche Grün der Buchen und Birken, hinter denen die blinkenden Häupter der Alpenkette all' die, damals noch unentdeckten Herrlichkeiten der Natur ahnen liessen, welche sie längs jener blauen Bergkette und in deren wundervollen Thalgründen so verschwenderisch ausgebreitet.

In und neben dem völlig fessellosen Laufe der Isar unterhalb München, in der sogenannten Hirschau, einer traurigen weiten Oede, theils mit Sumpf, theils mit endlosem Gerölle bedeckt, theils mit verwahrlosten Erlen- und Weiden-Gestrüpp bewachsen, wurde unter Rumfords Leitung im Jahre 1789 die Anlage des „Theodorparkes" begonnen. Kanäle wurden gegraben, dem Wasser bestimmte Bahnen vorgezeichnet, Dämme aufgeworfen und Wege gezogen, und tausende und aber tausende jener Bäume gepflanzt, die jetzt ihre mächtigen Kronen in den blauen Himmel emportragen. Hier prangt eine weitgedehnte Wiese im saftigsten Grün, welche ein Kranz von Gebüschen in malerischer Schattirung umschliesst; dort führt ein tiefschattiger Weg am Ufer eines pfeilschnell dahin schiessenden Baches entlang. Seine kräuselnden Wellen werfen die blitzenden Sonnenstrahlen zurück, und lassen uns hier die labende Kühle doppelt dankbar geniessen. Alles wimmelt, besonders an schönen Sonntagen, von fröhlichen, geschmückten Wanderern, von Wagen und Reitern, die den hie und da zerstreuten Belustigungsplätzen zueilen, unter denen an gewissen Tagen der vierstöckige chinesische Thurm noch immer neben dem entfernten Aumeister, die meiste Anziehungskraft ausüben. Links, auf sanfter Höhe, begleiten uns die freundlichen Villen der Königinstrasse bis gegen Schwabing hinab da, wo früher, im sogenannten Schönfeld, die ebenfalls durch Rumford angelegten Militärgärten sich ausdehnten, in welchen jedem Soldaten der Garnison ein kleiner Raum zum beliebigen Anbau überlassen war. Ein grosser Vorzug dieser Parkanlage ist, dass die Natur hier Herrscherin blieb, und nicht wie in Schwetzingen, ein buntes Durcheinander von Künsteleien sich jeden Augenblick zwischen den reinen Geist derselben drängt. Die Länge des Ganzen beträgt bis zum Aumeister anderthalb Stunden, der Flächenraum des eigentlichen, obern englischen Gartens an siebenhundert Tagwerke. Jeder von Bayerns nachfolgenden Königen machte sich um diesen Glanzpunkt Münchens verdient. Max Joseph liess durch den General Werneck den sogenannten See ausheben und durch Skell eine Menge fremder Gehölzarten anpflanzen. Ihm eine Freude zu machen, legten die Münchner einmal, während seiner fast alle Jahre stattfindenden Abwesenheit in Baden, den Wasserfall an und führten den heimgekehrten König triumphirend an ihr Werk. Die drastische Bemerkung des jovialen Herrn, welche er über die ziemlich mesquine Verschönerung, neben dem gebührenden Danke, den verblüfften Vätern der Stadt zu hören gab, lässt sich nicht wohl niederschreiben. Auch die schöne Marmorstatue am Eingange des Parks, eine Arbeit von Franz Schwanthaler, dem Vater des berühmten Ludwigs, nach dem Anfangsworte der vom Minister Grafen Morawitzky verfassten schönen Inschrift von den Münchnern gewöhnlich der „Harmlos" genannt, wurde unter seiner Regierung errichtet. König Ludwig schmückte den Garten mit schönen

Monumenten. Den imposanten Tempel auf künstlicher Höhe, Monopteros genannt, errichtete er dem Andenken des Gründers und seines Vaters, die kolossale Gedächtnisstafel am Ufer des Sees widmete er dem General Werneck.

Eine leider nur aus Holz gebaute Brücke führt über die Isar nach den neuen Anlagen auf der sogenannten Gasteighöhe. Auch sie sind, wie so vieles Andere in München, ein herrliches Denkmal Max II., des wärmsten Freundes der Natur, der diese ganze Schöpfung aus seiner Privatkasse bestritt. An ihrem Eingange schon begrüsst uns eine Erinnerung an sein edles, menschenfreundliches Wirken. Es ist jener von der Höhe herabblickende Prachtbau, den er, gleichfalls aus seiner Privatkasse durch Riedel für unbemittelt hinterlassene Töchter geringbesoldeter Staatsdiener errichten liess, und so reichlich dotirte, dass dort fünfzig derselben lebenslang ihr anständiges, sorgenfreies Unterkommen finden werden. Schon jetzt gewähren die Anlagen, von der Meisterhand des jüngern Effner ausgeführt, welchen der König desshalb weite Reisen unternehmen liess, eine herrliche Aussicht, sind der Lieblingsspaziergang der Münchner und werden, wenn einst die vielen, mitunter sehr seltenen fremden Bäume*) ihr volles Wachsthum erreicht haben, ein würdiger Nebenbuhler des englischen Gartens werden. —

Karl Theodor schied, vom Schlage am Spieltische getroffen am 16. Februar 1799 aus dem Leben. Er starb unbeweint von seinem Volke, kaum betrauert von Jenen, für die er allein gesorgt. Nicht sterben zu können ist ein Tribut, den die Fürsten ihrem Range schulden, sei es unter dem Segen, sei es unter dem Fluche der Nachwelt, und über Karl Theodor hat sie gerichtet.**) — Ein düsteres, schicksalschweres Jahrhundert für Bayern, von Max III. Lichtgestalt nur allzu kurz erhellt, sank mit ihm in die Gruft; eine bewegte, glanzvolle Zeit stieg mit dem Hause Zweibrücken für unser Vaterland herauf. Noch in seinem einundsiebzigsten Jahre hatte der greise Wittwer aus Hass gegen jenes Haus eine zweite Ehe mit der siebzehnjährigen Leopoldine von Oesterreich-Este geschlossen, kaum ohne politische Nebenabsicht

*) Unter ihnen befinden sich californische Tannen, welche in ihrem Vaterlande zu einer Kirchthurmhöhe von mehr denn 350 Fuss emporragen.

**) Wem mein Urtheil über so manchen Fürsten in diesen Blättern ein allzu strenges scheint, der möge bedenken, dass mir das seltene Glück zu theil geworden, die neun letzten Regierungsjahre in der nähern Umgebung des trefflichen Max II. zu verleben und nicht nur seine Handlungen zu beobachten, sondern auch die edlen Motive derselben häufig aus seinem eigenen Munde zu vernehmen. So lernte ich einen Fürsten kennen, welcher in der nie rastenden Sorge für das wahrhafte Heil des ihm von Gott anvertrauten Volkes seine heiligste Pflicht, und in der grossmüthigsten Förderung alles Nützlichen und Schönen sein edelstes Vergnügen fand. Was Wunders dann, wenn ein solches Vorbild zur Anlegung des höchsten Maassstabes verleitet.

des speculativen Wiener Hofes. Er hoffte vergebens dem abgestorbenen Stamme ein neues Reis zu erwecken. Als es, zo erzählten alte Hofdiener, mit ihm zum Sterben kam, eilten des Kaisers Gesandter von Sailer und Bretzenheim herbei, um rasch noch eine Schrift unterzeichnen zu lassen.*) Leopoldine aber, in hohem Pflichtgefühl ihr neues Vaterland über das Interesse ihres Hauses setzend, stemmte sich energisch gegen die Thür, bis die Hand des Dahingeschiedenen erkaltet auf die Decke sank. Nun öffnete sie beide Flügel weit, und rief den Hereinstürzenden höhnisch zu: „So jetzt lasst's unterschreiben". Auch die öfter wiederholte Anfrage des Gesandten, ob sie sich denn gewiss nicht guter Hoffnung fühle wies sie in der derbsten Weise zur Ruhe.**)

Das Bild ist von Palme gemalt, der Kurfürst und der ihm zunächst stehende Rumford sind Porträts. Mit einem leichten Anachronismus hat der Künstler auch Werneck hinter Rumford und zwischen beiden Skell in sein Bild aufgenommen.

*) Diess war jener Vertrag, auf welchen Chasteler in seinem Memoire anspielt. Bretzenheim und sein Schwager, der Gesandte von Sailer, hatten ihn durch Lippert aufsetzen lassen. Nach demselben sollte ganz Bayern abgetreten, und sogleich 30,000 Mann ausgehoben werden. — Man erinnerte sich wahrscheinlich des Jahres 1705. — Der Kurfürst sollte mit grossen Einkünften versehen, seine alten Tage in Oesterreich verleben. Nun wollte aber weder Vieregg, der Minister des Aeussern, noch der Kanzler von Hertling, sei es aus Scham, sei es aus Furcht vor dem Agnaten Max Joseph, contrasigniren. Karl Theodor verlangte Lippert solle es thun. Der aber meinte: „dass die Kaiserlichen kaum mit der Unterschrift eines Cabinets-Secretärs zufrieden sein würden. Ja wenn er Kanzler wäre . . ." Der Kurfürst fing den Gedanken auf und rief: „Nun denn so soll Er Kanzler sein, und Jener in die Ruhe kommen." Die Hand der Vorsehung vereitelte den schmachvollen Handel.

**) Diese Treue, in einem Augenblicke wo ein Wort unsägliches Elend über Bayern heraufbeschwören konnte, hat ihr der dankbare Max Joseph nie vergessen und war immer höchst zuvorkommend und nachsichtig gegen die seiner Nachsicht manchmal sehr bedürftige, hohe Dame. Das ganze Bayerland ist ihr desshalb zu höchstem Danke verpflichtet, und sollte stets ihr Andenken segnen. Sie starb erst 1848 durch einen Sturz mit dem Wagen und hinterliess ein colossales Vermögen.

Die Wittelsbacher auf dem schwedischen Königsthrone.

102. Karl X. Gustav zu Upsala zum König von Schweden gekrönt 1654.

Während der grosse Schwedenkönig Gustav Adolph seine Lorbeeren auf den Schlachtfeldern Deutschlands sammelte, lebte in dessen Landen einfach und selbst beschränkt ein Zweig des zahlreichen pfälzischen Hauses zu Stegeborg, einem nun in Ruinen liegenden Schlosse auf einer Insel der Ostsee bei Söderköping, oder in dessen Nähe zu Skenäs am Brawicken. —

Johann, dieses Namens der Erste, hatte in den mannigfachen Theilungen seines Hauses die zweibrückischen Lande erhalten. Bei seinem Tode zerfielen sie abermals unter drei Söhne, und auf den Jüngsten derselben, Johann Casimir, geboren 1589, kam von den zerstreuten Landestheilen des Herzogthums ein sehr bescheidenes Gebiet in den Bergen des Niederelsass, eine Stunde von Weissenburg gelegen, nach dem Schlosse Kleeburg genannt, und aus diesem, einem kleinen Marktflecken und zehn Dörfern bestehend. Der junge und rüstige Fürst suchte desshalb, wie damals viele seines Gleichen, sein Glück in fernen Landen und kam so nach Schweden. Dort am Hofe Gustavs, mit dem er überdiess verwandt war, erwarb er sich die Hochachtung dieses feinen Menschenkenners, wurde bald sein vertrauter Freund und steter Begleiter und gewann endlich, wie früher schon die Neigung, 1615 auch die Hand Katharinens, der Halbschwester des Königs. Jene Schlösser, ihr Brautschatz, wurden des jungen Paares Aufenthalt, und selten nur das deutsche Gebiet besucht, wo Johann Casimir das Schloss Katharinenburg erbaute, zertreten erst von dem ehernen Fusse der französischen Freiheitsgöttin.

Katharina beschenkte ihren Gemahl mit acht Kindern, darunter zwei Söhnen, deren älterer Karl Gustav von der Vorsehung bestimmt war, der Stammvater eines Königsgeschlechtes zu werden, das zwar nur in drei Generationen blühte, aber während dieser Zeit Schweden zum Range einer Grossmacht erhob und Europa theils mit Bewunderung theils mit Schrecken erfüllte. Er ward am 8. November 1622 zu Nyköping geboren, und wie die grossen Männer des Alterthums ihren künftigen Glanz schon prophetisch vorherstrahlten, so wollte auch der

Priester bei seiner Taufe eine Flammenbinde um das Haupt des Kindes gesehen haben. Unter Leitung der Mutter einfach erzogen und, wie Heinrich IV. unter seinen Bearnern, in stetem Umgang mit den rauhen aber biedern Söhnen des Landes, genoss er den Unterricht trefflicher Lehrer, der ihn befähigte, schon im sechzehnten Jahre Upsala zu beziehen. Hier, kein Schmeichler ahnte seine künftige Grösse, lebte er bürgerlich, ja beinahe ärmlich, im Hause des Professors Lenäus nur den Wissenschaften. Livius und Xenophon waren seine Lieblingsschriftsteller, seine unzertrennlichen Begleiter aber blieben Hugo Grotius „über das Naturrecht,“ Cäsars Commentarien und Lenäus Buch von der Wahrheit des Christenthums. Sie bildeten den wahrhaft frommen Mann, den erfahrnen Regenten und den umsichtigen und kühnen Feldherrn. Ernst, Mässigkeit und Einfachheit verläugnete er nie, soll er ja selbst in freien Stunden bei Lenäus Holz gesägt haben zur Stärkung seiner Muskeln. Doch blieb auch die sanftere Regung der Liebe dem Prinzen nicht fremd, und zwischen ihm und Gustavs einziger Tochter Christine, die dieser während der Abwesenheit des königlichen Paares in Deutschland der Mutter des Pfalzgrafen anvertraut hatte, mochte sich damals schon eine kindliche Zuneigung, dann aber jene Liebe entsponnen haben, auf die später der Jüngling seine Bewerbung um ihre Hand gründete.

Der grosse König hatte seine Heldenseele auf dem Blutfelde von Lützen ausgehaucht und die Missgunst der herrschsüchtigen Aristokratie gegen das pfälzische Haus, besonders die Oxenstierna's, des Hauptes der Vormundschaft über die Erbin der Krone, die damals sechsjährige Christine, schienen alle Aussichten desselben auf den schwedischen Thron zu vernichten. Da entschloss sich Karl Gustav, bestimmt durch den Rath des weisen Grotius, den er als schwedischen Gesandten am Hofe zu Paris persönlich kennen gelernt, rasch und begab sich 1642 als einfacher Volontär zum Heere Torstensons. Als solcher focht er mit in der zweiten Leipziger Schlacht und trug durch seine Geistesgegenwart, mit der er sich, nach dem Falle der Führer, an die Spitze des schwedischen Centrums stellte und selbes auf's Neue in den Kampf führte, nicht wenig zum Siege bei. Bald erkannte der erfahrene Feldherr den Werth des Prinzen und übergab ihm das Commando der kurländischen Dragoner. „Sieh“, rief ihm einmal einer dieser ergrauten Krieger zu, indem er sein Lederkoller aufriss, und auf die tiefen Narben seiner Brust zeigte, „was ich für den grossen König erlitten, und dennoch schuldet mir die Krone einen mehrjährigen Sold.“ „Du sollst ihn bei mir zu gute haben,“ erwiederte Karl. „Wenn du einmal unser König sein wirst,“ meinte der Alte. „Ja, und dann soll er dreifach dein sein.“ An der Spitze dieser alterprobten Schaaren, die ihn wie ihren Vater liebten, trug er im Winterfeldzuge 1645 das Meiste zum Siege der Schweden bei Jüterbogk und zu der gewonnenen Schlacht bei Jankau

in Böhmen bei, in welcher sein Hut und Mantel von Kugeln durchlöchert und selbst die, auf seine rechte Schulter herabflatternden Haare von einer Kugel so weggerissen wurden, als wären sie mit der Scheere abgeschnitten.

Nun kehrte er nach Schweden zurück, und seine Bewerbung um die Hand der jetzt zwanzigjährigen Königin schien anfangs nicht ohne Erfolg. Sei es aber, dass ihr später so unumwunden ausgesprochener Widerwille gegen das Band der Ehe jetzt schon in ihrem Herzen wach geworden, sei es, dass die vielleicht allzu dringlichen Bewerbungen ihres Vetters sie verletzten, sie fing bald an, seinen Anträgen auszuweichen und ihn auf die Zukunft zu vertrösten. Wer vermöchte auch zu entscheiden, ob der Grund seiner Bewerbungen wirkliche Liebe zu Christinen, oder nur die Furcht gewesen, durch eine anderweitige Verbindung der launenhaften Königin seine Aussicht auf den Thron zu verlieren?

Auch hierüber sollte er beruhigt werden. Als ihn Christine 1648 zum Generalissimus des Heeres in Deutschland an des heimgekehrten Torstenson Stelle ernannte, versprach sie ihm, dass, sofern sie jemals sich vermähle, kein anderer als er ihre Hand besitzen solle, nahm aber dabei die bindende Zusage ihrer Jugendjahre völlig zurück. Dagegen gab sie ihm einen sprechenden Beweis ihrer Achtung und ihres Vertrauens durch die Zusicherung, dass sie bei den Reichsständen auch keinen Andern als ihn zu ihrem Nachfolger beantragen werde. Karl Gustav ging nach Deutschland. Der Abschluss des westfälischen Friedens jedoch liess ihn nur noch die Eroberung Prags durch Königsmark mitfeiern, wo er, eine seltsame Fügung des Schicksals, das Ende des blutigen Krieges in demselben Hradschin vernahm, aus dem der Anfang desselben seinen unglücklichen Vetter Friedrich V. vertrieben hatte.

Die Königin hielt Wort. Während der Abwesenheit Karls in Deutschland hatte sie es bei den Ständen mit all ihrer dialektischen Gewandtheit durchgesetzt, dass diese ihn schon jetzt zu ihrem Nachfolger wählten. Sein alter Lehrer Lenäus, mittlerweile Erzbischof von Upsala geworden, war gegen des greisen Oxenstierna Willen, der Hauptbeförderer des glücklich hinausgeführten Planes der Königin. Klug wusste diese dem stets wiederholten Andringen des Reichstages auf ihre Vermählung auszuweichen. „Ich bin ganz eurer Meinung, dass der Prinz kein Recht hat, die Krone anzusprechen, aber ich fordere seine Erwählung als einen Beweis eurer Ergebenheit für mich. Es ist möglich," setzte sie klug berechnend hinzu," dass ich ihn heirathe, wenn er erklärter Thronfolger wäre, aber dazu zwingen soll mich Keiner weder im Himmel noch auf Erden." „Was wollt ihr," rief sie ein andermal derb und voll Unmuth, „ich kann und will es nicht ertragen, dass ein Mann mit mir umginge wie ein Bauer mit seinem Acker!"

Drei Tage nach der wichtigen Entscheidung des Senats am 8. October 1650 kam der nun erklärte Thronfolger nach Schweden zurück, um der Krönung Christinens beizuwohnen. Sein Einzug in Stockholm glich einem Triumphzuge; alle Ehren der neuen Würde wurden auf ihn gehäuft, die kluge Königin umgab ihn mit allem Glanze derselben, die Macht aber behielt sie für sich. Im Schlosse Borgholm auf Oeland nahm er seinen Aufenthalt, wo er seine Zeit mit ländlichen Beschäftigungen zubrachte, die freilich seinem hochstrebenden Geiste wenig zusagen mochten.

Christine, begabt mit allen grossen Eigenschaften eines Herrschers, aber auch mit allen Leidenschaften und kleinen Launen eines Weibes, konnte auf die Dauer dem ernsten und gemessenen Volke der Schweden nicht genügen. Ihr selbst wurde die Last der Regierung immer schwerer, ihrem phantastischen, ungebundenen, zu masslosen Verschwendungen geneigten Geiste immer unerträglicher. „Meine ich doch", rief sie eines Tages beim Eintritt der Staatssecretäre, „ich sehe drei Teufel, wenn ich diese Kerls mit ihren Papieren kommen sehe! Da soll regieren wer es auszuhalten vermag." Diese Gesinnung befestigte mit jedem Tage mehr ihren Entschluss, der Krone zu entsagen.

Im Mai des Jahres 1654 endlich eröffnete die Königin selbst ihren entschiedenen Willen, das Scepter in die Hände des Thronfolgers zu legen, vor den in Upsala versammelten Ständen und den, eigends dahin geladenen Gesandten. Vergebens waren alle Versuche, sie von ihrem Vorsatze abzubringen, vergebens die Bitten des mittlerweile angelangten Prinzen. Sie hatte ihren Entschluss bereits so unabänderlich gefasst, dass schon am Anfange des Jahres ihre reiche Bibliothek und alle ihre kostbaren Sammlungen von Gemälden, Münzen und Antiken in Gothenburg waren eingeschifft worden.

Am 6. Juni endlich erfolgte die feierliche Abdankung selbst. Nachdem Christine im grossen Saale zu Stockholm Krone, Scepter und Hermelin abgelegt und vom Throne herabgestiegen war, hielt sie eine oft von innerer Rührung unterbrochene, treffliche Rede, in der sie unter Anderm Gott für die vielen ihr und ihrem Hause erzeigten Gnaden dankte, das Reich der treuen Sorge des Prinzen und diesen, als ihren neuen König, der Liebe und dem Gehorsam des Volkes empfahl. Dann traten die Sprecher der verschiedenen Stände vor, und küssten ihr zum Abschiede die Hand. Jener des Bauernstandes aber bat sie noch einmal inständig ihren Entschluss zu ändern, ergriff dann ihre Hand, schüttelte sie herzlich und küsste sie mehrmals unter strömenden Thränen. Alle Abgesandten der Nation sahen in diesem Augenblicke nicht das unter schweren Lasten seufzende Volk, nicht Christinens Fehler und Schwächen, sondern die bei alledem grosse Tochter des grossen Gustav, den letzten, directen Spross des vielgefeierten Hauses der Wasa, dem sie ihre Unab-

hängigkeit verdankten. Nun folgte die förmliche Uebergabe des Reiches an Karl Gustav und nach diesen ergreifenden Ceremonien verliessen der König und Christine den Reichssaal Hand in Hand, sie in schneeweissem Gewande, er in Schwarz gekleidet zu ihrer Linken schreitend. Am Nachmittage desselben Tages ward Karl Gustav als der Zehnte seines Namens von dem Erzbischofe von Upsala, nachdem er die Reichsgesetze beschworen, gesalbt und gekrönt. „Nun wird kein Holz mehr gesägt, lieber Lenäus", soll er diesem während der feierlichen Handlung lächelnd zugeflüstert haben. Dann ritt er, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand durch die Reihen des jubelnden Volkes in das Schloss zum Krönungsmahle. Sein deutsches Ländchen überliess er dem jüngeren Bruder Adolph Johann. Christine verliess am folgenden Tage von dem jungen Könige und fast von der ganzen Bevölkerung geleitet Schweden, einem wechselnden abentheuerlichen Geschick entgegengehend und selbst noch in demselben Jahre das Bekenntniss abschwörend, für welches ihr grosser Vater in den Heldentod gegangen.

Dankbar liess Karl auf den ausgeworfenen Schaumünzen die drei schwedischen Kronen mit der Devise umgeben: „Von Gott und Christinen."

Das Bild ist in Fresko von Pixis gemalt. Der König ist Porträt.

103. König Karl Gustavs Zug über den gefrorenen Belt 1657.

Mit voller Kraft erfasste Karl X. die Zügel der Herrschaft, und schon am Tage nach seiner Krönung fühlte der trotzige Adel, dass sie nun in der Hand eines Mannes lagen. Christine hatte ihrem Stallmeister Steinberg, einem deutschen Edelmanne, der sie einst mit eigener Lebensgefahr den Wellen entrissen, die Grafenwürde ertheilt. Der Adel weigerte sich, ihn als solchen in seiner Mitte aufzunehmen. Als nun Karl die Huldigung der Stände empfing, erklärte er, dass er die des Adels nicht eher annehmen, aber auch dessen Lehen nicht eher bestätigen werde, bis nicht der Wille seiner „Mutter", wie er Christine nannte, vollzogen sei. Sie erschraken und gehorchten.

Wie im Innern zeigte er auch nach Aussen das volle Bewusstsein seiner Herrschergewalt. Ihm gelüstete nach voller Herrschaft über die Ostsee, deren Ostküsten damals noch im Besitze Polens waren. Die Schwäche des Sarmatenreiches, wo, Dank der unbegränzten Adelsherrschaft und einer unsinnigen Verfassung, gemäss welcher das einfache Veto des geringsten Edelmannes die bessten Beschlüsse des Reichstages unausführbar machte, lag klar vor allen Augen, und forderte einen eroberungssüchtigen Nachbar stets zum Angriffe heraus. Unbeirrt durch herrschenden Geldmangel rüstet er gegen Polen, dessen König Johann Casimir, früher Jesuit und Cardinal, und nun seit dem westphälischen Friedensjahre Nachfolger seines Bruders Ladislaus, als directer Nach-

komme Gustav Wasa's, dessen Enkel Sigismund 1587 die polnische Krone erworben hatte, Ansprüche auf den schwedischen Thron oder wenigstens auf einzelne Theile des Reiches geltend machen wollte. Unterhandlungen hierüber wurden zuerst absichtlich gedehnt, dann ganz abgebrochen, jeder Widerstand im Reichsrath durch des greisen Oxenstierna Tod zum Schweigen gebracht, jener selbst endlich gewonnen.

Am 15. Juli 1655 lässt Karl sein Heer, siebzehntausend Mann stark, von Pommern aus in Polen einfallen, er selbst folgt mit fünf und zwanzig tausend auf der Ferse, und die polnischen Gränztruppen, die sogenannten Quartianer theils niederwerfend, theils vor sich hertreibend nimmt er schon, überdiess begünstigt durch den Verrath der Starosten von Kalisch und Posen, zehn Tage später die Huldigung Grosspolens zu Gnesen ein. Am 30. August öffnet Warschau seine Thore dem Schwedenkönig, am 17. October wehen dessen Fahnen vor der alten Königstadt Krakau. Sie fällt, und Johann Casimir flüchtet nach Schlesien in sein Fürstenthum Oppeln. Alle seine Friedensanträge werden zurückgewiesen, übermüthig, ja höhnend jede Verhandlung abgelehnt, der Kranz des Sieges sollte jedes Unrecht bedecken, die Krone Polens der Preis desselben sein.

So ist denn auch Karl, mit Ausnahme von Danzig und Marienburg, im Anfange des Jahres 1656 Herr des Landes und selbst letztere Stadt fällt noch im März. War jedoch die Besitznahme Polens leicht und rasch vor sich gegangen, die Behauptung des ausgedehnten, von Wäldern bedeckten Landes war um so schwerer.

Noch einmal raffte sich Polen auf und Johann Casimir wagte, vor Allem gespornt durch seine energische Gemahlin, die Wittwe seines Bruders Luise Marie aus dem Hause Nevers-Gonzaga, wiederholt den Kampf gegen die Schweden und die mit ihnen verbündeten Brandenburger, deren Kurfürst, da ihm Karl Posen und Gnesen zugesagt, sich mit ihm vereinigt hatte. Der Sieg blieb abermals den Schweden und der blutigen Schlacht bei Warschau am 18. Juli folgte die Plünderung der reichen Stadt. Danzig allein hatte sich heldenmüthig gehalten und allen Lockungen und Drohungen des Königs widerstanden. Nun beginnt sich die Eifersucht der benachbarten Fürsten zu regen. Die Russen fallen in Liefland ein, Kaiser Leopold verbündet sich mit den Polen und selbst Kurfürst Friedrich, Karls einziger Bundesgenosse, zieht seine Truppen zurück. Der Lohn hiefür war das, jetzt von Polen als unabhängig erklärte Herzogthum Preussen. Da lässt der König von Polen ab, und wendet seinen bittersten Groll gegen die Dänen. Der Untergang ihrer Dynastie war beschlossen. Falsche Gerüchte von einer Niederlage Karls in Polen hatte sie nämlich, nach längern Verhandlungen ermuthigt, diese abzubrechen, den Krieg an Schweden zu erklären und in das, diesem gehörige Herzogthum Bremen einzufallen. Wie ein Blitz fährt

Karl unter sie, vertreibt die völlig Unvorbereiteten, jagt sie wie Schafe vor sich her durch Holstein und Schleswig, und steht Ende Januar 1658 bereits Fühnen gegenüber. Noch war Admiral Wrangel beschäftigt, Schiffe zu sammeln um die Ueberfahrt zu bewerkstelligen, als die Natur selbst eine Brücke schlug. Der harte Winter hatte nämlich den kleinen Belt mit einer festen Eisdecke überspannt. Wo sich noch Risse zeigten, liess Graf Dahlberg sie mit Stroh verstopfen, worauf man Wasser goss, welches alsbald zu Eis wurde. Am 30. Januar betritt Karl beim Vorgebirge Ivernaes südlich Middelfahrt beim anbrechenden Morgen eines klaren Wintertages die Meerenge. Nur neuntausend Reiter und dreitausend Mann Fussvolk zählte das Heer, bestimmt ein Königreich zu erobern; und die Dänen stunden, sie erwartend, in voller Schlachtordnung. Anfangs führten die Reiter ihre Rosse am Zügel, dann, die gefährlichsten Stellen hinter sich, schwangen sie sich in die Sättel, und vorwärts ging's, ohne das Fussvolk zu erwarten, gegen den Feind Der König, stets an der Spitze, nur seinen Commandostab in der Hand, gerieth mehrmals mitten unter die Dänen und auf dem, unter den aufschlagenden Kugeln und der Schwere der Reiter berstenden Eise in die grösste Lebensgefahr. Endlich erklimmte er das steile, dichtbewachsene Ufer, warf sich mit seinen Reitern auf die linke Flanke und in den Rücken der Feinde, welche nun, mehr denn fünftausend Mann stark, umgangen und entmuthigt, die Waffen streckten. Fühnen ward erobert, Odense besetzt. Nur die andern kleineren Inseln, Langeland, Laland und Falster; nur Seeland mit der Hauptstadt Kopenhagen waren noch übrig. Wiederholt sollte das Heer, Schwedens einziger Schutz, den trüglichen Elementen anvertraut werden. Der gesammte Kriegsrath war dagegen. Aber Karl entschied auf sein Glück bauend, und diess steht immer dem Muthigen zur Seite. Ein geheimer Bote des englischen Gesandten in Kopenhagen hatte den Weg über das Eis gefunden. Seiner Spur folgend sandte Karl einige Reiter voraus und diese gelangten ungefährdet über die Inseln bis nach Seeland, ein paar gefangene Bauern mit zurück bringend. Da setzte sich der König wiederholt an die Spitze seiner Reiter. Es war ein tollkühnes Unternehmen. Die Kälte hatte nachgelassen, und der grosse Belt war zum Theil offen, überdiess war ein dichter Schnee gefallen und das Wasser stund hie und da fusshoch auf dem Eise. Jedermann war in Gefahr, bei dem nächsten Schritte zwischen die theilweise lose hintreibenden Eisschilde zu gerathen und in die Tiefe zu versinken. Doch gelang das Unternehmen. Der Weg ging über Langeland, Laland und Falster, und am zwölften wehten die schwedischen Fahnen vor Wordingsborg auf Seeland. Unaufhaltsam rückte Karl gegen Kopenhagen vor, und namenloser Schreck erfüllte die überraschten Bewohner der Insel, welche von allen Seiten hilfeflehend nach der

Hauptstadt flohen. Dort herrschte rathlose Verwirrung und der König war zu jeder Friedensbedingung bereit. Schon am 26. Februar 1658 kam der glorreiche Friede von Roeskilde zu Stande, der den kaum vierwöchentlichen Krieg beendete, und im Glanze des höchsten Heldenruhmes kehrte Karl in sein Reich zurück, dem er die reichen Provinzen Halland, Schonen, Blekingen nnd Bohus, welche dessen Südrand umschliessen, erworben, und dadurch erst Schweden zum Herrn des ganzen schwedischen Bodens gemacht hatte. Auch Bornholm und das kupferreiche Drontheim vergrösserte damals den Umfang des Reiches, welches auf dem Gipfel seiner Macht und Grösse stund. In Gothenburg erwartete den Sieger seine junge Gemahlin Hedwig Eleonore von Holstein-Gottorp, welche er erst vor vier Jahren heimgeführt.

Ehrgeiz und Thatendurst liessen jedoch den nordischen Löwen nicht lange ruhen. Veranlasst durch verdächtige Bewegungen der Dänen und ein geheimes Bündniss derselben mit den Holländern, fasste er nach seiner Weise einen raschen Entschluss, und genau fünf Monate nach dem Roeskilder Friedensvertrage steht er wieder auf Seeland und belagert Kopenhagen. Doch sein Glück schien ihm untreu zu werden. Die Bewohner der Hauptstadt, begeistert durch ihren König, der treu bei ihnen ausharrte, wehrten sich heldenmüthig und schlugen drei Stürme ab. Es folgte Schlag auf Schlag. Die Holländer sandten Hilfe, und blutig erkämpfte ihre Flotte, in welcher der berühmte de Ruyter als Viceadmiral commandirte, die Einfahrt in den Hafen, und versorgte die hartgeängstete Stadt mit Lebensmitteln und Schiessbedarf. Der Kurfürst von Brandenburg zog mit seinem Heere gegen Holstein heran, unter ihm Spork mit siebentausend kaiserlichen Truppen. Durch die Schlacht bei Nyborg, in welcher der junge Pfalzgraf Philipp von Sulzbach, ein Vetter des Königs, die Schweden commandirte und unterlag, fiel Fühnen in seine Hände. Auch Drontheim und Bornholm gehen durch Aufstände verloren. Am Neujahrstage 1659 kehrt der Polenkönig Johann Casimir in sein Vaterland zurück und Curland, das General Douglas erobert hatte, geht wieder an die Polen und Litthauer über. Mittlerweile wogt der Kampf vor Kopenhagen hin und her, bis endlich nach einem letzten misslungenen Hauptsturme am eilften Februar Karl das Feld räumt. Wenige Tage vorher war ein Abgesandter des Dänen königs im schwedischen Lager erschienen, und forderte ihn zum Zweikampf. Karl wies ihn, auf dringendes Bitten der Seinen mit dem Bescheide ab: „Könige schlagen sich nie anders als in starker Compagnie. Dazu sei er jeden Augenblick bereit.“

All diese Unfälle hatten nicht vermocht, seinen starken Geist zu beugen. Auf die Anträge seiner Gegner, sich den Bedingungen des Haager Vertrages zu bequemen, gab er die stolze Antwort: „Nicht

meine Unfälle, sondern mein freier Wille soll den Frieden bestimmen. Habe ich erst das Verlorene wieder gewonnen, dann bin ich bereit zu unterhandeln."

Aber seine Tage waren gezählt. Noch wandte er die Waffen gegen Norwegen, wo seine Feldherrn bereits vor der Feste Friedrichshall mehrere Vortheile errungen. Von da eilte er nach Gothenburg zurück. Am 4. Januar 1560 versammelte er dort die Stände, erhielt von ihnen neue Bewilligungen an Geld und Truppen, und liess noch seinen erst vierjährigen Sohn Karl zum Nachfolger erklären. Die Vormundschaft sollte die Königin und vier Reichsräthe führen. Sechs Wochen später stund sein Sarg vor dem Hochaltare der Ridderholms-Kirche in Stockholm. Ein schlecht behandeltes Fieber rief den kräftigen erst sieben und dreissig Jahre zählenden Fürsten in der Mitternachtsstunde des 13. Februars aus dem Leben ab. Noch in der Todesstunde tröstete er sich mit der Ueberzeugung, seinen königlichen Beruf nicht vergessen, ihn zu erfüllen keine Gefahr und Beschwerde gescheut, und nur das Wohl seines Reiches und Volkes vor Augen gehabt zu haben.

Das Bild, den Uebergang des Königs über den gefrorenen Belt bei Middelfahrt darstellend, ist mit frischem, kräftigen Colorit von Pixis ausgeführt. Die Gegend und der König sind Porträts.

104. König Karl XI. besiegt die Dänen in der Hauptschlacht bei Lund 1676.

Betäubend hatte der Todesfall Karl X. auf ganz Schweden gewirkt. Er war das Signal zum raschen Abschlusse des Friedens von Oliva am 3. Mai 1660, welcher jener Krone, mit wenig Ausnahmen alle ihre Eroberungen sicherte. Kleine Kämpfe folgten nun während der Minderjährigkeit Karls, so die, jedoch nur kurze Zeit dauernde Besitznahme der Stadt Bremen, in welcher die Schweden selbst die Huldigung einnahmen. Auch die, 1668 geschlossene, gegen Frankreich gerichtete Allianz mit England und Holland löste sich nach vier Jahren wieder und wich der alten Verbindung mit dem mächtigen Hofe der Tuilerien. Mittlerweile war Karl volljährig geworden und trat die Regierung am 28. December 1672 an. Ringelrennen wurden veranstaltet und Feuerwerke abgebrannt, aber die Erziehung des jungen Prinzen hatte man so schamlos vernachlässigt, dass er nur mit Mühe lesen gekonnt. Nicht ihr, sondern seinem eignen Geiste und seinem eignen Herzen hatte Schweden den trefflichen Fürsten zu danken, der nach dem Unwesen der vormundschaftlichen Regierung der Retter des Landes geworden. „Habe ich doch", pflegte er später zu sagen „im Feldlager das gelernt, was Andere zu vergessen pflegen, selbst lesen und schreiben".

Französische List und französisches Geld, reichlich seiner Umgebung gespendet, wussten jedoch schnell den unerfahrnen Karl in die Schlingen Ludwig des XIV. zu locken. Um den grossen Kurfürsten von Brandenburg, der treu zum Reiche haltend sich gegen den Erbfeind waffnete, vom Rheine abzuziehen, musste Karl mit aller Macht in Pommern rüsten und der Krieg beginnt in den letzten Tagen des Jahres 1675 mit dem Einfalle Wrangels in die Ukermark. Diessmal aber verliess das gewohnte Kriegsglück die Waffen der Schweden. Zwar hatten sie anfangs einigen Erfolg und eroberten und verbrannten selbst der Kurfürstin Lieblingsschloss Oranienburg. Dann aber fuhr das deutsche Wetter auf ihre Köpfe nieder. Bei Rathenau überfällt Friedrich Wilhelm die sorglosen Feinde, jagt sie, nur an der Spitze einer geringen Anzahl seiner Reiter, von Ort zu Ort vor sich her bis an den Rhinpass bei Fehrbellin, und schlägt sie dort am 18. Juli vollständig auf's Haupt. Der Opfertod seines treuen Stallmeisters Froben zeichnet diesen Namen unauslöschlich in die Annalen des preussischen Volkes.

Während nun ein Schlag nach dem andern die Schweden auf deutschem Boden trifft, ein fester Platz nach dem andern in die Hände der siegreichen Brandenburger fällt, und der kriegerische Bischof von Münster in's Bremische eindringt, feiert Karl seine prunkvolle Krönung zu Upsala, unterbrochen von der dänischen und bald gefolgt von der moskowitischen Kriegserklärung. So hatte das Festhalten an Frankreich das Land von allen Seiten mit Feinden umgeben.

Nachdem die schwedische Flotte unter der Südspitze von Oeland von den Dänen und Holländern am 1. Juli 1676 gänzlich geschlagen und zerstreut worden, — das Admiralschiff, die Krone genannt, das grösste Fahrzeug der damaligen Welt, war mit dem Admiral Kreuz und tausend Mann in die Luft geflogen — hinderte nichts mehr die Landung der Dänen. Ihr Heer, etwa sechzehntausend Mann stark, betrat bei Ystadt den Boden Schwedens, und verbreitete sich in dem erst kürzlich verlorenen Schonen, dessen Bewohner noch treu an ihrem alten Herrn hingen. Gegen sie wandte Karl zuerst seine Waffen. Es war ein kühnes Unternehmen. Nach Abzug der Besatzungen blieben ihm nur siebentausend Mann übrig, überdiess so von aller Nothdurft entblöst, dass sie genöthigt waren, die eigenen Unterthanen zu plündern, um ihren Hunger zu stillen. Allerorten, wohin die Dänen kamen, war die Huldigung für den angestammten Erbkönig Christian V. mit Freuden geleistet worden; ein pomphaftes lateinisches Distichon, mit dem ein Professor der von Karl neu gegründeten Universität Lund denselben begrüsste, kostete später dem unglücklichen Dichter den Kopf.

Schon drohte die Vereinigung des in Schonen eingefallenen mit dem aus Norwegen heranrückenden Heere, da warf sich Karl, um den tödtlichen Schlag zu verhindern, unerwartet auf den Feind, und zum

erstenmale lachte das Glück wieder den schwedischen Waffen. Am 17. August wurden bei Halmstadt viertausend Dänen überfallen und gefangen, kaum dreissig vermochten zu entrinnen. Es war der Vorbote eines grössern Sieges. Die Kälte war bereits eingetreten. Die Dänen, keines Angriffs mehr gewärtig, hatten bei Lund ihre Winterquartiere bezogen. Nur ein Flüsschen trennte sie von den Schweden, in deren Lager die Noth immer grösser wurde. Der Kriegsrath stimmte einmüthig für den Angriff, und freudig folgte der König seinem Rathe. Am Morgen des 14. Decembers ging er in grösster Stille über den Fluss. „Bursche schlagt die Eier entzwei, dann kommen keine Jungen aus" rief er den Seinen zu, und führte, sich muthvoll an die Spitze setzend, den rechten Flügel gegen die Dänen. Im heissen Kampfe ward ihm das Pferd unter dem Leibe getödtet, schon war er in der grössten Gefahr, in die Hände der Feinde zu fallen; da eilte Holmfeld, der unter ihm befehligte, zu seiner Rettung herbei, die auch gelang und dem entschlossenen Generale die Grafenkrone einbrachte. Auf diesem Flügel wurden die Dänen völlig geschlagen. Weniger Glück hatte der linke. Sein Angriff war auf einen überlegenen Feind getroffen, dem er mit schwerem Verluste weichen musste. Da kam endlich der König den Hartbedrängten zu Hilfe, und erfocht auch hier einen glänzenden Sieg, dessen Andenken der tief religiöse Fürst, so lange er lebte, jährlich in stiller Andacht in seinen Gemächern feierte. Noch in der Nacht flohen die Dänen an die Küste nach Landskrona, ihr Lager und sämmtliches Geschütz zur Beute hinterlassend. Zehntausend Todte von beiden Seiten, ungefähr der dritte Theil aller Streitenden, waren in der blutigen Schlacht gefallen, die dennoch keinen nachhaltigen Erfolg hatte. Die Dänen blieben auf der schwedischen Halbinsel, und durch einen ihrer Streifzüge kam der König einmal in die grösste Gefahr, gefangen zu werden. Er übernachtete bei dem Prediger Rönnow in Ahus, als plötzlich der Feind, dem sein Aufenthalt verrathen worden, das Haus umstellte. Da kroch Karl in den Schornstein, und hielt sich dort, obgleich die kochenden Dänen ihn beinahe im Rauche erstickten, so lange verborgen, bis sie wieder abzogen. Noch ehe der Nymweger Friedensschluss am 5. Februar 1679 auch dem Kampfe im Norden ein Ende machte, vernichteten am Unglückstage des 1. Juli 1678 in der Kjöge Bucht Dänen und Holländer geführt von Juel und Tromp den grössten Theil der schwedischen Flotte unter Heinrich Horn. Die Erfolge des grossen Kurfürsten waren ebenfalls die glänzendsten gewesen. Stettin und Stralsund waren gefallen, und die Art wie dieser rasche Feldherr den Anfall Horns auf Preussen zurückweist, und noch im Januar 1679 dessen stets fliehendes Heer in Szamaiten aufreibt, fügte zu dem Unglück selbst noch die Schmach.

In jenem Friedensschlusse hatte sich aber Ludwig der XIV. redlich

des treuen Alliirten angenommen, und Schweden ging aus dem höchst unglücklich geführten Kriege nur mit dem Verluste eines Theiles von Vorpommern hervor. Desto tiefer aber waren die Wunden, welche derselbe dem Lande im Innern geschlagen. Während der Minderjährigkeit Karls war Alles in Verfall gerathen, und der hohe Adel hatte fast alle Krongüter theils als Geschenke, theils durch Scheinkäufe an sich gerissen. Der lange Krieg hatte die Noth noch vermehrt. Da verleitete das Beispiel Frankreichs, und wohl mehr noch die Eifersucht der untern Stände und des Clerus den König, in einem Umsturze jeder Schranke seiner Macht das Heilmittel für des Reiches Gebrechen zu finden. Auf zwei Reichstagen 1680 und 1682 wurde der gewaltige Reichsrath, die Stütze der schwedischen Aristokratie, in einen königlichen Rath verwandelt, die Wiedereinziehung der entfremdeten Krongüter beschlossen und das Recht der weiblichen Thronfolge aufs Neue bestätigt. Ja 1693 ward Karl nebst allen seinen Nachfolgern ausdrücklich für einen monarchischen, Allen unbeschränkt gebietenden Herrn erklärt, der nur allein Gott für sein Handeln verantwortlich sein solle. Der übermässig gespannte Bogen war zerbrochen, dahin war es mit der beinahe souveränen Herrschaft des hohen Adels gekommen. Nicht weniger als zehn Grafschaften, siebzig Baronien und eine grosse Anzahl adliger Sitze fielen durch jene Beschlüsse der Krone zu. Freilich ging die Ausführung derselben nicht ohne Härte und Ungerechtigkeit ab, Privathass und Partheigeist hatten freien Spielraum gewonnen und viele der edelsten Häuser sanken in bittere Armuth. Diess weckte den Hass des hohen Adels, und schwerlich dürfte der Mordanfall mehrerer Vermummter auf den König, als dieser Nachts von Königsoer nach Stockholm heimritt und den er nur mit Mühe abschlug, einer andern Quelle zuzuschreiben sein.

Von nun an hielt Karl den Frieden aufrecht und weihte dem Wohle des Landes seine unablässige Sorge. Weise stellte er den Staatshaushalt wieder her, und tilgte nicht allein die Kronschulden, sondern sammelte selbst einen ansehnlichen Schatz, so dass er in den Hungerjahren der Wohlthäter seines Landes werden konnte. Er gründete die Universität Lund, erbaute die meisten schwedischen Festungen, die Docks und Werfte zu Karlskrona, brachte die Flotte, besonders durch die Bemühungen des alten Grafen Wachtmeister wieder in achtunggebietenden Stand, und ward der Schöpfer der noch heute bestehenden und für ein so dünnbevölkertes Land trefflichen Heereseinrichtung, die es möglich machte, bereits wenige Jahre nach dem Kriege wieder sechs und siebzigtausend wohlgerüstete und geübte Männer auf die Musterplätze zu stellen.

Schwergekränkt durch den Hochmuth Frankreichs, — seine Sprache hasste er längst — wandte sich Karl von dem alten Alliirten Schwedens ab und hielt nun, trotz eifriger Gegenbemühungen Ludwigs XIV., treu

zum Kaiser. Diesem sandte er als deutscher Reichsfürst 1686 vier Regimenter Schweden zu Hilfe, die den glorreichen Sieg bei Mohacz unter Karl von Lothringen erfechten halfen. Auch später stunden seine Truppen mit den Reichsheeren vereint gegen Franzosen und Türken.

Voll wahrhaft tiefer Religiosität beseelte auch Karl der Gedanke Heinrich IV., einen allgemeinen Frieden in der Christenheit herzustellen. Vergebens bot er sich zum Vermittler an. Die niedern Leidenschaften der Menschen, Habgier, Ruhmsucht und Misstrauen werden wohl nie den wohlwollenden Träumen der Chiliasten und den edlen Regungen wahrhaft guter Fürsten den Sieg überlassen.

Auch Karl XI. brachte sein Leben nur auf zwei und vierzig Jahre. Am 2. Ostertage, den 5. April 1697 verschied er, zu früh für das Wohl Schwedens, das unter ihm herrlich emporgeblüht war. Der Verdacht einer Vergiftung ward rege, und die Antwort seines Arztes umhergebracht der, auf die Frage des Königs nach der Ursache seines schleichenden Uebels, mit Bezug auf die massenhaften Gütereinziehungen, erwiedert haben soll: „Eure Majestät haben zu viele Seufzer auf sich geladen". Beweis fand sich keiner. An seinem Sarge trauerten neben seiner Gemahlin Ulrike Eleonore, der Tochter seines frühern Gegners Friedrich III. von Dänemark, der fünfzehnjährige Karl, nun der Zwölfte seines Namens und zwei Töchter, von denen die jüngere, welche den Namen der Mutter führte, bestimmt war, nach dem Tode ihres Bruders die schwedische Krone in das Haus Hessen-Kassel zu bringen. Zweibrücken, das deutsche Gebiet seines Stammes, war bereits 1681 an Karl gefallen, und kein geringer Grund seiner Erkaltung gegen Frankreich war die brutale Weise, mit der Ludwig des XIV. Satrapen das arme Ländchen behandelten.

Das Bild, die Lebensrettung Karl des XI. in der Schlacht bei Lund darstellend, ist von Pixis gemalt; der König und Holmfeld sind Porträts.

105. König Karl XII. in der Schlacht bei Narva 1700.

Als der junge, kaum sechzehnjährige Karl XII. 1698 die Regentschaft seiner Grossmutter Hedwig Eleonore entrissen hatte und, im Gefühle seiner Kraft, am 24. December desselben Jahres die Krone der Schweden und Gothen auf sein jugendliches Haupt setzte, fand er sogleich drei mächtige Feinde, die von der Jugend des neuen Königs gelockt, sich gleichsam zu seinem Untergange verschworen hatten. Friedrich IV. von Dänemark, der Schweden zürnte, weil es sich des Herzogs von Holstein gegen seine Uebergriffe angenommen, Friedrich August von Polen, der, durch die Vorstellungen des liefländischen Adels bewogen, diese Provinz

wieder zu gewinnen trachtete, um welche hundertjährige Kämpfe entbrannt waren, und welche Polen erst im Frieden von Oliva genöthigt worden war an Schweden abzutreten, und endlich Peter der Grosse, der Ingermannland, jenen Küstenstrich am finnischen Meerbusen wieder erobern wollte, den einst Gustav Adolph seinem Reiche entrissen hatte, und der vielleicht schon damals im Geiste von ihm bestimmt war, die künftige Hauptstadt des Weltreiches, ein nordisches Venedig in seinen Sümpfen erstehen zu sehen.

Erschrocken und unentschlossen berieth der Staatsrath über die Abwehr der drohenden Gefahr, von welcher dunkle Gerüchte bis nach Stockholm gedrungen waren. Der junge König aber erklärte: „Nie meine Herren werde ich einen ungerechten Krieg anfangen, aber auch einen gerechten nie anders endigen, als durch die Vernichtung meiner Feinde.“ Er hielt Wort. Alle Vorbereitungen wurden getroffen, und von diesem Augenblicke an entsagte er jeder Zerstreuung, jedem Vergnügen, dem Weine und den Frauen. Spartanisch hart gegen sein Heer war er diess in noch höherem Maasse gegen sich selbst. Der einfache dunkelbaue Soldaten-Rock mit grossen kupfernen Knöpfen blieb sein einziges Kleid, Wasser und geringe Kasernenkost seine Nahrung; seine Ruhestätte während weniger Stunden ein hartes Lager, seine Decke der Mantel. Zwei Jahre nach der Krönung verliess er Stockholm; die Stadt sah ihn nur wieder als Leiche.

König Friedrich war der erste, bestimmt seinemHeldengeiste zu unterliegen. Der König hatte Holstein angegriffen. Auf die Nachricht davon bestieg Karl das Schiff, und die schwedische Flotte erschien vor Kopenhagen. Hier war es wo er, seinen Kriegern ein leuchtendes Beispiel zu geben, in die See sprang und bis zum Gürtel im Wasser unter dem Kugelregen der Dänen, der erste an's Land stieg. „Was pfeift mir so um die Ohren?“ fragte er den Oberstwachtmeister Stuart. „Die dänischen Kugeln Sir, die uns gelten.“ „Gut denn,“ erwiederte der König, „das soll künftig meine Feldmusik sein.“ Am achten Mai hatte sich Karl eingeschifft und schon am neunzehnten August war Dänemark zum Frieden gezwungen; kaum zwölf Wochen hatte der ganze Feldzug gedauert.

Nun kam der Czar an die Reihe. Mit mehr denn fünfzigtausend Mann war er in Ingermannland eingedrungen, den Riga belagernden Polen zu Hilfe.

Am ersten October desselben Jahres 1700 erschien er vor Narva. Die Stadt, nur von tausend Schweden unter Horn vertheidigt, hatte sich sechs Wochen lang gewehrt. Da landet Karl am siebzehnten October mit zwanzigtausend Mann bei Pernau. Aber sein Feuereifer treibt ihn mit nur Achttausend den Russen entgegen, die vor Narva verschanzt und von einhundert und fünfzig Feuerschlünden vertheidigt

waren. Hier kömmt es am dreissigsten November zur Schlacht. Kaum den Feinden gegenüber angekommen, befiehlt der König den Aufmarsch und setzt sich selbst an die Spitze der Seinigen zum Sturm auf die russischen Schanzen. General Reinschild macht ihn auf den dichten Nebel und die Schneewirbel aufmerksam, die das Heer umhüllen und leicht Unordnung veranlassen könnten. „Es ist so besser," meinte Karl, „so können uns die Russen nicht zählen." Endlich theilten sich die Nebel und als die Feinde nun dennoch das kleine Häuflein überblickten, eröffneten sie ein mörderisches Feuer. Aber unaufhaltsam drangen die Schweden vor, an der Spitze ihren jungen König. Leicht am Arme verwundet, achtet er dessen nicht. Zwei Pferde werden ihm schnell nacheinander unter dem Leibe getödtet; gleichmüthtig schwingt er sich auf das dritte. Er verliert im Sumpfe den einen Stiefel und gönnt sich nicht die Zeit, ihn wieder an den Fuss zu bringen. Immer vorwärts, er voran, ihm nach mit den aufgepflanzten Stosseisen, einer damals neuen Erfindung, seine begeisterten Schweden. So waren nach dreistündigem Gefechte alle Schanzen der Russen erstiegen, ihr Heer vollständig geschlagen. Der greise Fürst Karl Eugen von Croy, ihr Oberfeldherr — der Czar war seinen Verstärkungen entgegen geeilt — mit ihm Dolgoruki, Golowin und noch zwanzig Befehlshaber legten ihre Degen, besiegt aber auch bewundernd zu den Füssen des achtzehnjährigen Siegers nieder. An zwanzigtausend Russen waren erschlagen oder hatten fliehend ihren Tod in den Wellen gefunden.

Das geschah auf dem rechten Flügel. Noch war der linke nicht völlig getrennt. Karl brach, nachdem er sich auf der gefrorenen Erde, in seinen Mantel gehüllt, nur wenige Stunden Nachtruhe gegönnt, mit grauendem Morgen auch gegen diesen auf. Aber General Weide, der ihn befehligte, und des Königs Milde gegen die gefangenen Feldherrn vernommen hatte, bot seine Unterwerfung, die Karl annahm. So zogen dreissigtausend Russen mit blossem Haupte mitten durch siebentausend Schweden — tausend hatte der Sturm gekostet — und auch sie streckten Waffen und Fahnen vor dem Könige. Dieser behielt nur die Generale und Offiziere als Gefangene, den Rest liess er über den Strom setzen und sandte ihn in die Heimath. Hätte er sie zurück behalten, so würde die Zahl derselben mehr denn dreimal grösser gewesen sein als jene der Sieger.

Der Künstler Hauschild hat den letzten Act der Unterwerfung zu seiner Darstellung gewählt. Der König, Croy und Golowin sind Porträts, die Ansicht von Narva gleichfalls; Uniformen, Waffen, Fahnen mit strengster Treue wieder gegeben.

106. König Karl XII. in der Schlacht bei Pultava 1709.

Karl flog von Siegen zu Siegen. In nicht vollen fünf Jahren hatte er sich Polen unterworfen, August den Starken entthront und Stanislaus Leszinsky die alte Krone der Piasten aufs Haupt gesetzt. „Ich will lieber Königreiche verschenken als gewinnen“ antwortete er dem Grafen Piper, welcher ihm rieth, das Land für sich zu behalten. Der Friede von Altranstädt setzte Stanislaus durch den förmlichen Verzicht Augusts in ruhigen Besitz Polens, und nur die Russen standen, um Letztern wieder einzusetzen, drohend an dessen Gränzen. Mit 40,000 Mann wandte sich nun Karl gegen sie, das Ziel war Moskau und die Entthronung des Czars. Im Januar des Jahres 1708 brach er in Litthauen ein und auch hier knüpfte sich der Sieg unlösbar an seine Fahnen. An der, für unsere Väter so unheilvoll berühmt gewordenen Beresina, drang er zu Fuss durch gefrorne Sümpfe und verfolgte die fliehenden Russen. Da bot Peter den Frieden. Uneingedenk des weisen Spruches der Alten — unser Jahrhundert sah ihn zweimal schrecklich erfüllt — „Wen die Götter verderben wollen, den berücken sie mit dem Wahne ihnen gleich zu sein“ — schlug ihn Karl mit den Worten aus: „Nur in Moskau will ich Frieden mit dem Czar machen.“

Dieser Uebermuth war der Wendepunkt seines Glückes. Wie hundert Jahre später zogen sich die Russen langsam in ihre unwirthbaren Wälder und Steppen zurück, unbedachtsam folgte der König auf der grossen Heerstrasse nach Moskau, damals der einzigen des unermesslichen Reiches. Sie ward unwegsam gemacht, die Lebensmittel begannen zu mangeln, wieder nahte der Winter. Da beschloss der König unglücklicher Weise auf den Rath des früheren polnischen Edelmannes Mazeppa, seinen Marsch gegen Süden zu wenden. Mazeppa war nämlich durch das bekannte Abenteuer Hetman der urkränischen Kosaken geworden und wollte diese von der russischen Herrschaft befreien, um für sich ein kleinrussisches Reich zu gründen. Aber sein Verrath war von den Russen entdeckt worden und er erschien statt mit Lebensmitteln und einem zahlreichen Heere nur mit wenigen Getreuen als Flüchtling im schwedischen Lager. Damit mehrten sich die Hindernisse. Karls Heer schwand und die Hilfe, die ihm General Lewenhaupt zuführen sollte, fiel nach dreitägigen blutigen Kämpfen in die Hände Peters. Nur mit einem kleinen Reste der Schweden kam Lewenhaupt zu seinem Könige. So begann das Jahr 1709. Ein Winter, streng wie der des Jahres 1812, und der bitterste Mangel hatten Tausende getödtet. Schwarzes verschimmeltes Haberbrod war des Soldaten, aber auch ihres Königs einzige Nahrung. Das Heer war auf 18,000 Mann herabgekommen, zu denen sich noch einige Tausende flüchtiger Kosaken gefunden hatten. Mit

diesen Truppen wandte sich Karl endlich im Ausgange des Mai gegen Pultava, wo reiche russische Magazine ihm das Ende seines Elends versprachen. Mit vier eisernen Feldstücken versehen bestürmte er tollkühn den von sechs Schanzen umgebenen, tapfer vertheidigten Platz. Da zerschmetterte ihm eine Flintenkugel das Schenkelbein. Noch blieb er während sechs Stunden zu Pferde, bis ihn endlich der unerträglichste Schmerz übermannte. Nur die Geschicklichkeit seines deutschen Wundarztes Neumann rettete das, bereits vom Brande ergriffene Bein. Mit eiserner Geduld ertrug Karl die Operation, ja gab sogar Befehl zum erneuten Sturme für den nächsten Tag, weil die Meldung eingetroffen war, der Czar rücke mit seinem ganzen Heere zum Entsatze heran.

Es war der achte Juli des Jahres 1709, an dem die zwei grössten Krieger der damaligen Zeit die Entscheidungsschlacht bei Pultava schlugen. Um halb sieben Uhr Morgens führte der König, von zwei Pferden auf einer offenen Sänfte getragen, die Schweden, kaum 25,000 Mann stark, worunter nur 12,000 regelmässige Truppen, gegen die russischen Schanzen heran. Kleine Reitergefechte waren bereits zu ihrem Vortheil entschieden, aber der heissersehnte Angriff der Russen, den jene Reiterangriffe hervorrufen sollten, erfolgte nicht; sie regten sich nicht hinter ihren Verschanzungen. General Kurtz hatte sich verirrt, der Reiterführer Schlippenbach war gefangen worden, und ein rascher Angriff Menzikoffs hatte selbst die Schweden von ihren, vor Pultava stehen gebliebenen Brüdern getrennt. So ward es acht Uhr, und das immer vorrückende Heer kam nun in den Bereich der sechs feindlichen Schanzen und wurde von dem Feuer ihrer zwei und siebzig Geschütze empfangen. Jetzt endlich entwickelten die Russen unter deren Schutz ihre langen Schlachtreihen in der Ebene. Karl wollte nun zu Pferde steigen, unleidlicher Schmerz trieb ihn wieder auf die Sänfte zurück. Ein allgemeiner Kampf begann. Einer der ersten Schüsse tödtet die beiden Pferde, der König sinkt, die Schweden wanken, sie halten ihn für todt. Wieder rafft er sich auf, vier Grenadiere nehmen die Sänfte auf ihre Schultern und zitternd vor Schmerz und Wuth führt er die Seinen zum nochmaligen Angriff. Aber ihre Kraft war erschöpft. Die Russen, immer heftiger vordringend, schwenken im weiten Bogen ein und bedrohen Flanken und Rücken. Da wendet sich endlich das ganze Heer zur Flucht. Zu spät. Der Prinz von Würtemberg, die Generale Reinschild, Hamilton, Stakelberg, Graf Piper mit der ganzen Kriegskanzlei wurden gefangen. Karl wollte noch immer nicht weichen. Endlich setzten den völlig Erschöpften Graf Poniatowsky und sein eigener Kammerdiener fast mit Gewalt auf ein Pferd, etwa fünfhundert Reiter sammelten sich um ihren König und schlugen sich mit ihm bis an den Dniepr durch. „Wo ist Piper?" war das erste Wort, welches er sprach. „„Gefangen,"" und Reinschild und der Prinz?" „„Gefangen"".

„Gefangen bei den Moskowitern!“ rief er, „fort, fort, lieber zu den Türken.“ So setzte er mit Mazeppa und etwa zweitausend Mann, die sich mittlerweile zu ihm gefunden nach drei Tagen voll Mühsal und Gefahr endlich über den Strom. Lewenhaupt mit dem Reste des Heeres, etwa noch achtzehntausend Mann, ergab sich an Menzikoff.

Reiche Beute, darunter allein sechs Millionen an gemünztem Gelde wurde gefunden. Die berühmte Sänfte und der Stiefel des unglücklichen Königs befinden sich nun, nebst den schwedischen Fahnen und Heerpauken im Museum zu Petersburg. Karl gelangte endlich unter vielen Gefahren an die Ufer des Bug und warf sich hier seinen Alliirten, den Türken in die Arme, die ihn unter festlichem Gepränge nach Bender einholten.

Hauschild hat den letzten Moment der Schlacht gewählt, und ein überaus kraft- und lebenvolles Bild dieses so verhängnissschweren Kampfes entworfen, dem, neben der schönen Composition und Ausführung die gewissenhafteste Treue in Darstellung selbst der kleinsten Beiwerke nur einen um so höheren Werth verleiht.

107. Karl XII. Kampf mit den Janitscharen, und Gefangennehmung in Varnitza 1713.

Während Karl, reichlich von der Pforte unterstützt und königlich gehalten, in der Türkei weilte, erlosch Schwedens Glanz und Bedeutung, die Schlacht von Pultava strich es aus der Zahl der europäischen Grossmächte. Wirft auch der Muth der Bauern ein eingedrungenes Dänenheer in die Ostsee zurück, die deutschen Provinzen gehen verloren, und August von Sachsen besteigt mit Peters Hilfe wieder den Thron Polens. Karls Starrsinn verdarb alles. Nur an der Spitze eines türkischen Heeres wollte er, mitten durch das Land seines Erbfeindes des Czars, in das hartbedrängte Vaterland zurückkehren. So wurden zwei unersetzliche Jahre mit fruchtlosen Intriken hingebracht, in denen Friede und Krieg und wieder Friede zwischen Russland und der Pforte wechselten. Endlich schien des Königs Wunsch erreicht. Peter war im Juni 1711 mit einem Heere von 80,000 Mann bis an den Pruth vorgedrungen. Elend und Mangel hatten es bald auf dreissigtausend herabgebracht, und an zweimalhunderttausend Türken und Tataren hielten es zwischen Faltschy und Husch am Pruth bereits völlig umschlossen. Rachedürstend eilte Karl in einem Ritte von Bender herbei und — fand Peter und sein Heer befreit, den Frieden geschlossen. Die Klugheit Katharina's I. und ihr Gold hatten über den habsüchtigen Grossvezier diesen Erfolg errungen. Grollend und immer trotziger weist der König nun alle Anträge des Sultans zur Abreise zurück, und baut sich selbst, als ob er für immer bleiben wolle, ein festes, steinernes, prächtig ausgeschmücktes

Haus zu Varnitza in der Nähe von Bender. Vergebens wurde ihm die Erlaubniss zur Rückkehr durch Polen und Deutschland in voller Sicherheit erwirkt, vergebens eine halbe Million Thaler zu derselben ausbezahlt. Er schützte vor, dass man ihn verrathen wolle und verlangte noch mehr Geld. Auch das bekam er und — reiste doch nicht. Da war die Geduld des Grossherrn erschöpft, und der Pascha von Bender erhielt den Befehl ihn mit Gewalt aus dem Reiche zu schaffen. Kaum erfuhr er diese Absicht, so warf er und seine dreihundert Schweden — es war die ganze Umgebnng die ihm geblieben — rings um sein Haus Schanzen auf, befestigte und verrammelte es und setzte sich dann, während die Türken schon anrückten, mit seinem Günstlinge Grothusen, als wäre Alles in tiefster Ruhe, ans Schachbrett. Vergebens waren die Vorstellungen seiner treuesten Diener, „der Eisenkopf" — so nannten ihn die Türken, — blieb unbeweglich. Da donnerten zehn Kanonen gegen seine Schanzen, im Augenblicke waren sie von dem feindlichen Heere, — es sollen zwanzigtausend Mann gewesen sein, — genommen, und Karl konnte sich nur mit sechzig seiner Getreuesten, darunter die Generale Hand, Dahldorf und Sparre in das verbarricadirte Haus retten. „Jetzt fechten wir erst recht pro aris et focis" sagte er unbeirrt und lachend zu diesen. Die Türken warfen Feuerpfeile in das Haus, das bald in hellen Flammen stund. Aber wie staunten sie, als plötzlich die Thüren aufsprangen und der König und sein Gefolge mit Degen und Pistolen bewehrt daraus hervor und mitten unter sie stürzten. Ein wüthendes Handgemenge begann, und sicher war es um sein Leben geschehen, wenn er sich nicht mit einem seiner grossen Sporen, die er nie ablegte, in das Gewand eines gefallenen Feindes verwickelt hätte und zu Boden gefallen wäre. Nun stürzten sich die Janitscharen über ihn, entwaffneten ihn und trugen den Gefangenen, der mit einemmale sanft und ruhig geworden, ehrfurchtsvoll und wie im Triumphe unter lautem Allahrufen zu ihrem Feldherrn. Diess geschah am 12. Februar 1713.

Nach Demirtasch bei Adrianopel gebracht, verfiel Karl, in Allem excentrisch, auf den Gedanken, sich krank zu stellen, um einer, nach seiner Meinung entehrenden Zumuthung des Grossveziers zu entgehen, und brachte acht Monate im Bette zu. Die Nachricht, dass man in Schweden einen Reichsverweser wählen wolle, und die gewonnene Ueberzeugung, dass von der Pforte keine Hilfe zu erwarten, brachten ihn endlich am 1. October zur Abreise. Am vierten verabschiedete er an der Gränze Siebenbürgens sein Gefolge, stieg zu Pferde und ritt, ohne Rast, Tag und Nacht, nur von dem jungen Oberst Düring begleitet, unerkannt mitten durch Ungarn und das Reich, erschien mit einemmale in Zweibrücken, wies dort dem vertriebenen König Stanislaus seine Wohnung und die Einkünfte dieses Herzogthums, das seinem Hause geblieben war, an, und klopfte endlich in der Nacht des 22. Novembers

an Stralsunds Thore. Jubelnd aufgenommen, vertheidigte er die Stadt gegen die belagernden Dänen, Preussen und Sachsen und rettete sich erst auf inständiges Bitten der Seinen in der Nacht vor ihrer Uebergabe am 12. December nach Schweden hinüber. Die See wimmelte von feindlichen Schiffen und auf seiner kleinen Barke tödtete ein dänischer Kanonenschuss zwei Mann an seiner Seite.

Nach kurzen Friedensjahren, in denen er ruhiger geworden, ward durch seinen Minister Görz ein Bund zwischen ihm und seinem Hauptgegner eingeleitet der all die Uebrigen in den Staub werfen sollte. Schon war Peter gewonnen, die Dänen wiederholt geschlagen und halb Norwegen erobert, als in den Laufgräben vor der norwegischen Festung Friedrichshall am 30. November 1718 eine Kugel, ob aus den feindlichen Schanzen, ob von Verrätherhand, bleibt wohl auf immer unentschieden, seinem Leben rasch ein Ende machte. In seiner Tasche fand man nur das Bild Gustav Adolphs und ein Gebetbuch. So erlosch das glänzendste Meteor des Nordens. — Karl, ein Fürst, gross in Tugenden und Fehlern eines Helden, war nur sechs und dreissig Jahre alt geworden.

Auch dieses Bild ist von der Meisterhand Hauschild's, der vorzüglich hier bewiesen hat wie weit in der Darstellung der Details auch im Fresko ein fleissiger Künstler zu gehen vermag.

Franken.

108. Kampf der Hermunduren und Katten um die Salzquellen bei Kissingen 58 nach Christus.

Im Jahre 58 nach des Weltheilands Geburt fällt der erste Lichtstrahl der Geschichte in das Dunkel unserer fränkischen Wälder. Um jene Zeit, so berichtet uns Tacitus, waren die Hermunduren — ihre Wohnsitze reichten damals von der Elbe herein über das ganze Maingebiet bis zum Gränzwall des römischen Reichs an der Donau und Altmühl — stolz auf den jüngst errungenen Sieg über den Gothenkönig Katualda, mit ihren nordwestlichen Nachbarn den Katten in Zwist gerathen, über den Besitz eines reichlich Salz führenden Flusses, an welchem sich ihre Gränzen berührten. Diess kann, nach Lage der Dinge, wohl kaum ein anderer als die fränkische Saale sein, in deren Bette noch jetzt Salzsprudel emporsteigen. Jene Gegend, so war ihr angestammter Volksglaube, sei vor allen den Göttern nahe, dort würden der Sterblichen Gebete am liebsten von ihnen vernommen und erhört, und darum erzeuge hier, in diesen Quellen, in diesen Wäldern, ihre Huld das herrliche Geschenk des Salzes, verdichtet durch die sich widerstrebenden Ur-Elemente des Feuers und Wassers.

Desshalb entbrannte der Kampf jener beiden deutschen Hauptstämme um die heiligen Quellen. Er ward jedoch den Katten zum Verderben, weil sie, im Falle des Sieges, die feindlichen Gefangenen als Opfer dem Mars und Mercur geweiht hatten,*) durch welches Gelübde Rosse und Mannen, kurz alles Lebende der Vernichtung bestimmt ward. Aber der unheilvolle Schwur fiel auf sie selbst zurück. Die Hermunduren siegten, und übten an den Ueberwundenen, was diese ihnen als Sieger zugedacht. — Vielleicht mag dem benachbarten Grabfelde sein Name von den Gräbern der erschlagenen Katten geworden sein.

Das Bild, welches mit historischer Treue die hügelige Gegend um Kissingen so wie die erste, kunstlose Weise der Bereitung des Salzes und dessen Aufbewahrung in jenen grossen Thonkrügen darstellt, deren Reste schon mancher geöffnete germanische Grabhügel lieferte, ist von Hiltensberger jun. ausgeführt.

*) Nach dem Begriffe des Römers. Es sind diess die deutschen Gottheiten Thor und Wuotan. Noch im VIII. Jahrhundert zeugt von der Uebung von Menschenopfern das Gelübde der Sachsen im Kriege mit Karl dem Grossen.

109. Der heilige Bonifaz gründet auf der Salzburg oberhalb Neustadt an der Saale die Bisthümer Würzburg und Eichstädt 741.

In der ältesten Geschichte der Völker und Staaten ragen einzelne Punkte, wie lichte Höhen aus dem Nebelmeer empor, welches alles Uebrige noch mit seinen Schatten umhüllt. In den germanischen Urwäldern sind diess gemeiniglich die ersten Stätten, von denen die Cultur, und was dasselbe sagen will, das Christenthum seinen Ausgang nahm. Solche Stätten sind für unser Ostfranken, das früher mit zu dem alten grossen Thüringen zählte, die Castra Virteburc, wo die Herzoge des Landes Hof hielten und wo der erste Glaubensbote desselben, der heilige Killena mit seinen Genossen den Martyrtod erlitt; und Babinberc, unter den Karolingern der Sitz der mächtigen sorabischen Markgrafen, deren letzter, Adalbert, unter dem Beile des Henkers fiel. Beide Orte, später Sitze bedeutender Bisthümer; ferner das ehrwürdige Kloster zu Fuldaha, wo zur Zeit Karl des Grossen der heilige Sturmius wirkte, und Eichstädt an der Gränze von Bojoarien, wo der heilige Willebald als erster Bischof die Lehre Christi verkündete.

Auch das Castrum Salz gelangte schon im VIII. Jahrhunderte zu hoher Bedeutung. Auf steiler, rebenbewachsener Höhe an der Saale liegen dessen stolze Ueberreste, herabblickend auf die Neustadt zu seinen Füssen, auf das von der Saale, der Brend und der Streu bewässerte Wiesenthal und weit hinaus über die rauhen, waldbedeckten Basaltkuppen der Rhön, wo nach Westen hin der König derselben, der über 3000 Fuss hohe Kreuzberg, gleichfalls eine uralte Stätte christlicher Gottesverehrung, den Horizont begränzt. Mächtige Ringmauern, Warthürme, Hallen und Gewölbe bekunden die einstige Festigkeit und Pracht; der Styl der Thore und Bogenfenster das hohe Alter dieser Ueberreste. Jetzt nistet kleineres Gevögel in dem einstigen Adlerhorste; fleissige Landleute haben ihre Hütten zwischen den Ruinen aufgeschlagen.

Als der halb mythische Faramund im Jahre 420 das sogenannte salische Gesetz für seine Franken durch die Primaten des Volkes entwerfen liess, soll, so meldet die völlig unverbürgte Sage, unser Königspalatium an der Saale der Ort der Zusammenkunft gewesen sein. Gegen die Mitte des VIII. Jahrhunderts breitet aber die Geschichte ein helleres Licht über diese Gegenden als die zweifelhafte Sage. Damals regierte Karl, der Sohn Pipins von Heristal, als Majordomus Dietrich IV. das Reich der Franken. Er hiess von seinem grossen 732 erfochtenen Siege über die Araber bei Poitiers, der Westeuropa vor dem Islam bewahrte, Martellus oder der Hammer. Schon unter ihm erscheint in den Urkunden das Palatium Salz, die Salzburg im Gaue Grabfeld, als königliche

Wohnstätte. Nachdem er vierundzwanzig Jahre lang das Frankenreich und dessen ohnmächtige, merovingische Könige mit Glück und Kraft regiert, schied er 741 aus dem Leben; wie ein Eigenthum die Herrschaft seinen beiden Söhnen Karlmann und Pipin hinterlassend. Noch unter Karl Martell erschien der heilige Bonifazius in Deutschland. Geboren um 680 aus adligem Geschlecht, an dem alten Bischofsitze Cridiantum jetzt Crediton in der zu Westsex gehörigen Grafschaft Devon in England, landete Winfred, das war sein angelsäxischer Name, schon 716 in Frisland zur Verbreitung des christlichen Glaubens. Von da durch König Radbod vertrieben, durchwandert er mit seinen Genossen 719—22 Hessen und Thüringen, ausgesandt, „die äusserst wilden Völker Germaniens“ dem Glauben zu gewinnen. Ueberall predigte er, unerschrocken und voll apostolischen Eifers die Lehre des Heilandes, stürzte die Götzenbilder, so unter andern zum Entsetzen der heidnischen Priester die heilige Wodanseiche bei Geismar, taufte die Neubekehrten und gründete aller Orten christliche Gemeinden. 723 abermals nach Rom gekommen, ertheilt ihm Gregor II. bei seiner Weihe den ebenso bezeichnenden als durch sein Wirken hochverdienten Namen Bonifazius d. i. des Wohlthäters. Ihm genügte aber nicht, den Samen des Heiles an vielen Orten auszustreuen, um ihn dann wieder von heidnischem Aberglauben und ketzerischen Irrlehren überwuchern zu lassen, oder vereinzelte christliche Pflanzungen zu begründen, damit der Strom der Zeit sie wieder spurlos hinwegspüle. Von der weisen Ueberzeugung erfüllt, dass Körper und Geist der Kirche sich durchdringen, dass diese darum eine feste Basis haben müsse, welche nur in der Vereinigung der fränkischen Staatsgewalt und des römischen Primats zu finden sei, war er, der erste unter allen Bischöfen, der dem Pabste Gehorsam schwor, der eigentliche Begründer der für den Bestand und die Reinheit des Christenthums in jener Zeit so höchst nothwendigen Hierarchie und Einheit mit Rom, welcher Einheit er sogar die Landessprache für die lateinische als Kirchensprache opferte. Wenn der Heilige gegen die krassesten Ketzereien, die sich aus dem noch vielfach heimlich genährten Heidenthume in die christliche Lehre gemischt, mit vollem Rechte eiferte, so hat doch sein orthodoxer Kampf gegen den gelehrten Bischof Virgil von Salzburg,*) der schon im VIII. Jahrhunderte die Existenz von Antipoden behauptete, wie männiglich bekannt, nicht das Imprimatur der Wissenschaft erhalten. Diese hat seitdem schon manche für unantastbar erachtete Schranke biblischer Behauptungen siegreich niedergeworfen, ohne dass sie die heilige, über alle Menschenweisheit leuchtende Klarheit des Christenthumes im mindesten zu trüben vermochte oder

*) Diess ist wohl der „Zauberer Virgilius“, des Mittelalters, welches aber den altrömischen Dichter mit ihm verwechselte.

auch nur versuchte. Der Menschengeist in seinem Triumphzuge ist unwiderstehlich, er läst sich nicht hemmen und nicht dienstbar machen! Er ist aus Gott und Gott hat ihm diesen unbesiegbaren Drang des Vorwärtsstrebens eingehaucht. Nur der Lügengeist der Selbstüberhebung bringt ihn zum Falle, und nicht die wahre Wissenschaft, sondern Aberglaube und Afterweisheit unter dem Deckmantel des Glaubens, haben der Kirche die tiefsten Wunden geschlagen.*)

So hatte Bonifazius unermüdet, besonders mit mächtiger Hilfe der Sendschreiben des bei den thüringischen Grossen eben so hochgeachteten als gefürchteten Majordomus, an der Verbreitung des Christenthums gearbeitet, heilige Männer und Frauen aus Britannien und von den fernen westlichen Eilanden Schottlands als Gehilfen bei seinem gottseligen Wirken berufen und im Verein mit ihnen allerorten den Grund zu Kirchen und Klöstern gelegt. Kitzingen, Ochsenfurt, Bischofsheim an der Tauber verdankten ihnen jetzt, wie früher schon Hammelburg, Amorbach und Onolzbach ihre Entstehung, und nur den Bemühungen des Heiligen und Karls war es, wie Gregor III. sagt, gelungen: „Hunderttausende von Seelen der Gewalt des Heidenthumes zu entreissen und in den Schooss der heiligen Mutter der Kirche zu Rom zu führen.“ Solcher Verdienste wegen, und wohl auch um dem so fest an dem heiligen Stuhle hängenden, vielvermögenden Manne die Gewalt zu sichern, seine gewonnene Heerde dem obersten Hirten treu zu erhalten, sandte ihm der Papst 732 das Pallium, ernannte ihn zum Erzhirten der deutschen Kirche in den neubekehrten Gegenden, und ermächtigte ihn zur Ordination von Bischöfen für dieselbe.

Ein fester Grund zur deutschen Kirche war nun gelegt, und um deren Zusammenhang mit Rom zu festigen, war noch die Ausführung jener Ermächtigung, die Anordnung und Besetzung bischöflicher Sprengel nothwendig. Dieses Geschäft führte Bonifazius im Jahre 738 in Begleitung mehrerer seiner Jünger zum Drittenmale nach Rom. Ein Jahr später kehrte er durch Bojoarien, wo er auf den Wunsch des Herzogs Utilo die Bisthumsgränzen von Salzburg, Freising, Regensburg und Passau bestimmte und geistliche Hirten auf deren Stühle setzte, wieder nach Frankonien zurück, versehen mit dem schriftlichen Mahnbriefe des heiligen Vaters, ihm als seinem Stellvertreter allen Gehorsam zu leisten.

Jetzt wurden auf den Wunsch Karlmanns auch die kirchlichen Einrichtungen für die Länder nördlich der Donau bis zur Saale hin

*) Darum dünkt es uns eine ihren Zweck ganz verfehlende Maassregel, wenn man einer momentanen Anschauung nachgebend versucht, Dinge in das Dogma einzuschieben, welche voraussichtlich gar bald mit der wahren Wissenschaft oder der unausbleiblichen Consequenz der Thatsachen in Conflict kommen müssen. Man erschüttert dadurch in unserer leider nur allzu sceptischen Zeit auch den Glauben an die Unantastbarkeit der ewig bleibenden Wahrheiten.

getroffen. Auf einer Synode, welche Bonifaz als Legat des Pabstes im October 741 auf der Salzburg hielt, weihte er aus seinen Genossen den heiligen Willebald zum ersten Bischof von Haegstadt (Eichstädt) und den heiligen Burghardt zum Bischof von Würzburg ein. Des ersteren Sitz stattete der Gaugraf jener Gegend, Suitger mit einem Landgebiete vier Meilen in der Runde aus, Burghardts Kirche wurde schon beim Beginn durch reiche Schenkungen Karlmanns aus dem Gute des alten thüringischen Herzogshauses, das an die Pipiniden gekommen, bedacht. Auch den Stammsitz auf dem Castrum, den bisher noch des letzten Herzogs Erb-Tochter Irmina mit ihren Jungfrauen in klösterlicher Einsamkeit bewohnt, räumte die fromme Frau dem heiligen Burghardt freudig ein, und zog als Abtissin nach dem von Karl Martell erbauten Castell zu Karlburg am Maine, wo sie ihre Tage 750 beschloss. Für eine zu Buraburg, südlich Fritzlar, am Ufer der Schwalm beabsichtigte bischöfliche Kirche wurde Witta ausersehen, ihr Gebiet ward aber bald mit Mainz vereinigt, wo der heilige Bonifaz seinen erzbischöflichen Sitz nahm. Noch 752 weihte er zu Soissons Pipin zum Könige der Franken, und nun trieb den fünfundsiebzigjährigen Greis sein heiliger Hirteneifer nochmal an die Küsten des nördlichen Oceans, wo er und seine Begleiter bei Doccum nächst Leuwarden unter den Beilen einer Schaar heidnischer Frisen die Martyrkrone erwarben. Seine Leiche wurde in seinem Lieblingsstifte zu Fulda beigesetzt.

Karl der Grosse weilte oft auf der Salzburg. Seine erste Reise dahin hatte er nach dem ausdrücklichen Berichte seines Biographen Eginhardt zu Wasser von Worms aus auf dem Rheine, dem Maine und der Saale gemacht. Für letzteren Fluss ist diess nicht unglaublich, wenn man bedenkt, dass damals der grossen, weit gedehnten Wälder wegen, die Wasser sich viel reichlicher ergossen als heutzutage. Hier empfing Karl die Gesandten des byzantinischen Kaisers Nikephoros, und hier wurde 803 nach 33jährigem blutigen Kampfe mit den endlich besiegten Sachsen der berühmte Friede geschlossen, der dieses tapfere Volk zu Christen und Unterthanen Karls machte. Ludwig I., sein Sohn Ludwig der Deutsche, Arnulf und die ersten Ottonen weilten gerne auf der Salzburg. Mit dem dritten derselben endete jedoch ihre glanzvolle Zeit. Der schenkte sie im Schlussjahre des ersten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung mit dem ganzen ungeheuren Salzforste dem Bischofe Heinrich von Würzburg, welcher dort als Vögte ein Geschlecht des benachbarten niedern Adels einsetzte, das noch heute unter dem Namen der Voite von Salzburg blüht, und in dem mannhaften kräftigen Melchior Otto von 1642—53 dem Hochstifte von Würzburg einen seiner tüchtigsten Fürsten gab.

Das Bild hat der jüngere Hiltensberger gemalt.

110. Einweihung des Domes zu Bamberg in Gegenwart Kaiser Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunegunde. 1007.

Von Heinrich, dem Grafen des Volkfeldgaues wurde an der Ostgränze desselben, auf dem Berge, auf dem sich jetzt die Domkirche und die Residenz zu Bamberg erheben, eine Gränzfeste gegen das slavische Volk der Soraben erbaut, die er zu Ehren seiner Gemahlin Baba, der Schwester des städtegründenden Heinrich I., des Finklers, Babinberg nannte. Aus ihren Thoren zog Beider unglücklicher Sohn, Adalbert, der Markgraf der sorabischen Mark um Blutrache zu nehmen für den Tod seiner jüngeren Brüder. In einer Familienfehde gegen Bischof Rudolph von Würzburg und dessen Brüder, die mächtigen Grafen in der Wetterau, die Stammväter der salischen Kaiser und muthmasslich auch der Hohenlohe, waren nämlich beide, Heinrich auf dem Schlachtfelde, Adalhart als Reichsfeind unter dem Henkerbeile gefallen. Adalbert siegte. Bei Fritzlar auf der Wahlstatt weinte des einen Gemahlin an dessen Leiche, und Rudolph floh vor der Rache des Babenbergers aus seinem Lande, das dieser grausam verheerte. In die Reichsacht erklärt, soll Adalbert, wie das Volkslied erzählt, durch eine schändliche List des Erzbischofs Hatto von Mainz seinen Untergang gefunden haben. Eng belagert in der Burg Babenberg bot dieser seine Vermittlung an und gelobte, ihn unverletzt wieder auf die Burg zurückzubringen, wenn er sich dem bei Sintherishusen, jetzt Theres, lagernden Könige, — es war Hattos Zögling, Ludwig das Kind, der letzte Karolinger, — zum Vergleiche stellen wolle. Arglos traute Adalbert den Worten des falschen Mannes und verliess mit ihm die Veste. Noch im Angesichte derselben schützte Hatto Unwohlsein vor und verlangte die Umkehr, um sich durch einen Becher Weines zu stärken. Es geschah und sie ritten nach Theres. Dort aber wurde Adalbert sofort festgenommen und ihm, auf Geheiss des Königs vor versammeltem Heerbanne der Kopf abgeschlagen. Sein Wort, höhnte der Bischof, habe er ja treulich gelöst, da er ihn unverletzt auf seine Burg zurückgebracht. So endete 905 der „Stolz und der Schutz Frankenlands, der Normannen und Slavenbesieger“ wie ihn die Chronisten nennen. All sein Gut verfiel dem Reiche und kam durch Otto II. an das Geschlecht der sächsischen Herzoge, die in Bayern geboten und so an Heinrich II., dem letzten ihres Stammes.

Eines der folgenreichsten Ereignisse für das Frankenland nicht allein, sondern auch für die Verbreitung deutscher Herrschaft, Sitte und Sprache gegen Osten hin, war die Errichtung eines neuen Bisthums, das seinen Sitz eben auf dieser Burg zu Babenberg erhielt. Vor dessen Gründung lag die Gegend vom obern Maine und seinen Zuflüssen bis über die Saale hin meist verödet, das wenig fruchtbare Land war nur

mit einer spärlich verbreiteten, armen, slavischen Bevölkerung bedeckt um deren geistiges Wohl sich die Würzburger Oberhirten, zu deren Sprengel sie gehörten, blutwenig kümmerten. Da aber in jener Zeit nur geistliches Wirken deutscher Bildung und damit deutscher Herrschaft unter den, weit in's Herz des Landes vorgedrungenen, halbwilden Slaven Eingang verschaffen konnte, so dankte diese neue, weit nach Osten vorgeschobene Stiftung nicht etwa der frömmelnden Laune eines bigotten Fürsten ihre Entstehung, sondern war vielmehr der wohlberechnete Entschluss eines staatsklugen Herrschers. Erst war Babenberg das Leibgedinge seiner Gemahlin Kunegunde von Lützelburg. Als dem Könige die Hoffnung schwand, Leibeserben zu erhalten, wusste er sie, die ganz nur seinem Dienst und Willen lebte, und welcher er selbst, mit den Worten des Evangeliums*) das schöne Zeugniss gibt „sie seien zwei in einem Fleische“ leicht für seine Absicht zu gewinnen, an diesem Orte sein Bisthum zu gründen. Schon 1004 begann sich ein majestätisches Gotteshaus mit zwei Crypten zu erheben, und mehrere andere Anstalten wurden sorgsam vorbereitet. Das Schwierigste stund aber noch bevor. Um Bamberg einen genügenden Sprengel zu bilden, mussten die benachbarten Oberhirten zu Würzburg und Eichstädt zur Abtretung eines Theiles des ihrigen vermocht werden. Ersterer wurde durch die Ueberlassung der Meininger Markung als Eigenthum des heiligen Kilian und durch die Zusage gewonnen, ihm die erzbischöfliche Würde zu verschaffen. Er übergab, als Zeichen seiner Einwilligung, seinen Stab in die Hände des Königs. Letzterer versagte hartnäckig jede Abtretung.

Zwei Capellane wurden von der, eigends berufenen Synode zu Mainz an Pabst Johann XVIII. gesendet der keinen Anstand nahm, Heinrichs Stiftung zu genehmigen, dieselbe aber, kaum ohne Veranlassung des Königs, als ein von jeder auswärtigen Gerichtsbarkeit befreites, nur dem heiligen Stuhle untergebenes Bisthum erklärte. Damit war die Erwartung des Würzburgers getäuscht, und als der König i. J. 1007 auf den 1. November eine grosse Reichsversammlung, die stattlichste die Deutschland je gesehen, nach Frankfurt lud, um sein Lieblingsproject endlich in's Leben zu rufen, erschienen fünfunddreissig Erzbischöfe und Bischöfe und eine Menge Grosse des Reichs; der tiefgekränkte Heinrich von Würzburg hatte aber nur seinen Caplan Berengar gesandt, um die entschiedenste Einsprache zu erheben. Das versetzte den König in eine sehr peinliche Lage, und nur durch ein Zeichen der tiefsten, christlichen Demuth durfte er hoffen, die auf ihre hohe Stellung so eifersüchtigen, stolzen Kirchenfürsten seinen Wünschen geneigt zu machen. Er, dem der vorgesetzte Zweck mehr galt, als kleinliche Rücksichten auf seine hohe Würde, die man überdiess in jener Zeit auch durch die tiefste

*) Marcus X. 8.

Demüthigung vor einem Diener der Kirche nicht für erniedrigt hielt, warf sich plötzlich wie ein Schutzflehender zur Erde nieder, und bat die versammelten Väter mit beredter Zunge, seine Stiftung, für welche er, auf leibliche Erben verzichtend*), nun den Heiland zum Erben erwählt, nicht an der Einsprache eines aus ihrer Mitte scheitern zu lassen. Allerdings sei eine der Bedingungen für dessen Einwilligung unerfüllt geblieben, deren Erfüllung wäre aber nicht in seiner Macht gestanden, und dadurch zeige sich eben klar, dass der Bischof nicht aus Gewissensbedenken, sondern nur aus gekränkter Eitelkeit seiner Absicht widerstrebe. Erzbischof Willigis von Mainz hob den König auf, die Versammlung ward durch seine wohlberechnete Rede ergriffen, und gab schriftlich ihre Zustimmung zu dem Privilegium des Pabstes. Hocherfreut ernannte Heinrich seinen Kanzler Eberhardt zum ersten Bischof von Bamberg und schenkte dem Stifte zugleich eine Anzahl bedeutender Güter. Erst die eindringlichen Mahnungen des Erzbischofs Heribert von Cöln, seines Bruders und des Bischofs Arnold von Halberstadt vermochten den Würzburger Oberhirten in die Abtretung des östlichen Theiles seiner Diöcese zu willigen. Hartnäckig aber bestand Megingaud, ein Vetter des Königs, auf der Weigerung, den von der Pegnitz nordwärts liegenden Theil seines Eichstädter Sprengels an Bamberg zu überlassen. Als er 1014 die Augen geschlossen, ernannte Heinrich, auf dessen Dankbarkeit zählend, einen Cleriker geringer Abkunft, Gundekar mit Namen, zum Nachfolger im Bisthume. Der liess sich, kaum belehnt, gleichfalls zum Widerstande verleiten. Nun war der König ein Anderer. „Was vernehme ich von dir“, herrschte er ihn an, „wie kannst du, ein Mann niederer Abkunft dich unterstehen mir zu weigern, was dein Vorfahr nur wagen durfte, weil er mein Verwandter gewesen? Füge dich, wenn du dein Bisthum und meine Gunst behalten willst.“ Gundekar verstummte und gab auch ohne Zustimmung seiner Geistlichen und Mannen dem Könige nach. So sprach ein Heiliger zu einem Bischof.

Schon vorher ward die Cathedrale, welche endlich 1012 fertig geworden, auf die glänzendste Weise eingeweiht. Der König hatte hiezu seinen vierzigsten Geburtstag, den 6. Mai bestimmt. 45 Erzbischöfe und Bischöfe kamen nach Bamberg zu dieser hehren Feier. Nicht minder fanden sich Kaiser Otto's III. Schwestern Sophie und Adelheid und eigene Abgesandte des Pabstes ein. Bischof Eberhardt, den der Kaiser zur Erhöhung seiner Würde zum Erzkanzler des Reiches in Italien bestellte, weihte den westlichen Hauptaltar, jene diesem zur Seite die Erzhirten von Trier und Köln und den Kreuzaltar an der

*) Diese Erklärung erschüttert freilich die in der Legende behauptete immerwährende „virginitas“ der heiligen Kunigunde und ihres Gemahls.

westlichen Unterkirche der Patriarch von Aquileja. Den Hochaltar im östlichen Chor weihte der Erzbischof von Mainz. die Seitenaltäre der von Salzburg und Magdeburg, den der östlichen Unterkirche der Erzbischof von Ungarn. Eine Menge kostbarer Reliquien waren in den Altären niedergelegt worden, und als Patrone der Kirche und des Bisthums wurden die beiden Apostelfürsten und der heilige Georg erwählt. Nachdem das fromme Kaiserpaar von Pabst Eugen III. heilig gesprochen, wurden beide gleichfalls den Patronen des Bisthums beigesellt.

Damit es seiner Lieblingstochter nicht an weltlichem Glanze fehle, ernannte ihr der Kaiser noch vier Fürsten des Reiches zur Verwaltung der Hofwürden. Es sollte der Markgraf von Brandenburg als oberster Kämmerer, der Pfalzgraf bei Rhein als Truchsess, der Herzog von Sachsen als Marschall und jener von Böhmen als Schenke am bischöflichen Hofe walten. Ersterer ernannte aber die reichsfreien Ritter von Schweinshaupten, Pfalz die von Pommersfelden, Sachsen die Rotenhan und Böhmen die von Kunstadt zu ihren Stellvertretern. Auch für das geistige Gedeihen Bambergs sorgte der grossmüthige Stifter. In der Bücherei des Domes waren bald die kostbarsten, kaiserlich ausgestatteten Handschriften zu finden, die Heinrich theils mit grossen Kosten erworben theils eigends für Bamberg hatte abschreiben lassen. Bald gelangte auch die Schule des Stiftes zu hohem Rufe, und vom Fusse des Domberges bis zur Regnitz hin, über welche eine Brücke führte, entstund in wenig Jahren eine neue Stadt, deren Umwallung bereits 1020 eine Urkunde erwähnt. Aus ihren Thoren zog der zweite Bischof Suitger von Mayendorf nach Rom, um dort als Clemens II. den Stuhl Petri zu besteigen, starb aber schon neun Monate später muthmasslich an Gift*) im Kloster des heil. Thomas zu Pesaro. Bamberg sah nur seine Leiche wieder, die im Hauptthor in einem altitalischen weissen Marmorsarge liegt.

Heinrich starb 1024, drei Jahre später folgte ihm seine treue Gemahlin Kunegunde die in stiller Zurückgezogenheit in ihrem Lieblingskloster zu Kaufungen, das Ende ihrer Tage erwartete. Beider Asche ruht nun vereinigt in einem prächtigen von dem Würzburger Künstler Tilman Rimenschneider 1513 gefertigten Marmorsarge in der Mitte ihrer Stiftung**). Am Charsamstage des Jahres 1081 brannte Heinrichs Bau zum grössten Theile ab, wurde aber schon unter Bischof Otto dem Heiligen, dem Apostel der Pommern 1110 zumeist wie er jetzt besteht, wieder hergestellt.

Die Einweihung der Kirche hat der jüngere Hiltensperger gemalt.

*) Wie denn überhaupt den deutschen Päbsten die Luft am Tiberstrande schlecht bekam.

**) Einen Abguss besitzt das Nationalmuseum.

111. Kaiser Heinrich IV. besiegt in der Schlacht bei Melrichstadt am 12. August 1078 seinen Gegenkönig Rudolph von Sachsen.

Es war in den heissesten Tagen des Jahres 1078 als zunächst Mellrichstadt in Franken die erste blutige Schlacht in dem langen Kampfe geschlagen wurde, der zwischen der Gewalt des Kaisers und der des Pabstes in unseren deutschen Gauen entbrannt war, das Vaterland im eilften Jahrhundert bis in's Innerste zerriss und die traurigen Parteinamen der Welfen und Waiblinger schuf, die, wenn auch in ursprünglicher Benennung und selbst Bedeutung wechselnd, noch bis in unsere Tage in bald schwächern, bald stärkern Schwingungen nachzittern.

Der Sohn Heinrich III., des mächtigsten Kaisers der je auf deutscher und wälscher Erde geboten, jener übelerzogene, üppige, heissblütige und unglückliche Heinrich IV., von seinen Anhängern über Gebühr entschuldigt wie von den Gegnern maasslos geschmäht und verläumdet, war von seiner erniedrigenden Bussfahrt nach Kanossa, wo der gewaltige Gregor VII. der Macht der Kirche den grössten Triumph bereitet und den ersten Herrn der Christenheit zu seinen Füssen gesehen, mit dem tiefsten Groll im Herzen über die Alpen zurückgekehrt. Aller Orten loderte hier der innere Kampf, selbst die Kirchenfürsten stunden sich feindlich gegenüber, und fast in jeder Bischofstadt fanden blutige Fehden zwischen einem Anhänger des Pabstes und dem kaiserlich gesinnten Gegner statt. Eben so waren die weltlichen Fürsten und der Adel getheilt, nur die Städte und die Centen der freien Bauern hielten ausnahmslos zu ihrem Kaiser, in welchem sie den natürlichen Schirmherrn gegen fernere Vergewaltigung durch ihre geistlichen und weltlichen Dränger, den Beschützer ihrer Rechte und Freiheiten erkannten. Augsburg verjagte höhnend die Priester die es gewagt für den Gegner zu predigen aus seinen Mauern, Würzburg vertheidigte sich im verzweiflungsvollen Kampfe. Selbst Mainz, wo Rudolph von Sachsen, spottend der Pfaffenkönig genannt, von einigen Fürsten gewählt worden war, vertrieb ihn und seine Anhänger nach einem schrecklichen Blutbade und Worms verschloss den Flüchtigen seine Thore.

Von beiden Seiten ward zum Entscheidungskampfe gerüstet. Heinrich zog aus Schwaben herauf, mit ihm die Söldner seiner Anhänger und die treuen Bürger der Städte. Von Norden her kam Rudolph, mit den Sachsen und Thüringern, den alten Feinden der Salier, und zahlreichen Schaaren der rheinischen Bischöfe. Die uralte Trennung Deutschlands bezeichnend, stunden sich wieder einmal Nord und Süd, Sachsen und Franken feindlich gegenüber. Ihre Heere prallten endlich am siebenten Tage des Augustmonats in dem von waldigen Höhen

begränzten Wiesgrund südlich von Mellrichstadt, zwischen den Dörfern Ober-, Mittel- und Heustreu aufeinander. Ein regelloser, erbitterter Kampf entbrannte, in dem auf Heinrichs Seite von den schwäbischen Edlen der Graf Eberhardt von Nellenburg und zwei Grafen von Lechsgmünd, von den Franken Graf Poppo von Henneberg erschlagen wurden und dessen Schlachtreihen selbst, durch den Grafen Otto von Nordheim, dem treuesten Anhänger Rudolphs erschüttert, zu weichen begannen. Als aber neue Schaaren Heinrichs in's Gefecht geführt wurden, wandte sich das Glück. Die Bischöfe mit den Ihrigen flohen zuerst, und so unaufhaltsam drangen Schwaben und Franken vor, dass der Erzdiacon des römischen Stuhles, Bernhardt, die Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg, die Bischöfe von Merseburg und Worms gefangen und Rudolph selbst mit zur Flucht fortgerissen wurde. Mehr und mehr hatte sich der Kampf verwirrt, und war in ein gegenseitiges Morden der verschiedenen Fürsten und ihrer Gefolge ausgeartet, so dass sich die beiden Heere, in einzelne Haufen zerstreut, ohne bestimmten Plan, ohne Leitung eines Oberfeldherrn weit im Thale und über die Höhen hin ergossen, und Jeder nur auf das achten konnte, was gerade vor seinen Augen vorging. Da konnte geschehen, dass der Erzdiacon und Sigfried von Mainz wieder befreit wurden, ehe sie noch vor Heinrich gebracht worden waren; da wurden Konrad von Magdeburg und Werner von Merseburg, in den Wäldern umherirrend, von dem erbitterten Landvolke ergriffen, ersterer durch einen Pfeilschuss getödtet, letzterer bis zur völligen Nacktheit geplündert. Ein Sachse begrüsste einen ihm entgegenkommenden Feind irrig mit der Losung „Heiliger Petrus"! „„Das schickt dir dein Petrus" " antwortete der Franke, und schwang sein Schwert gegen dessen Scheitel. Aber schneller noch sass das des Sachsen in seinem Gehirn mit dem Ausrufe: „Und diess Geschenk erhältst du von deinem Heinrich dem rasenden Tyrannen"!

Endlich gelang es doch dem Grafen Otto von Nordheim und dem sächsischen Pfalzgrafen Friedrich einige Schaaren zu sammeln und den geordneten Kampf zu erneuen, der auch mit aller Erbitterung geführt wurde, bis die Anhänger Heinrichs auf das Gerücht von dem Tode des Kaisers sich zur Flucht wandten, auf welcher ihr Fussvolk, verfolgt von den feindlichen Reitern schweren Verlust erlitt. Der Pfalzgraf kehrte, nachdem er die Gegner weithin verfolgt, auf den Kampfplatz zurück, um dort übernachtend das Feld zu behaupten, und so nach alter Sitte als Sieger zu gelten. Auch Otto von Nordheim kehrte in gleicher Absicht von der Verfolgung zurück. Bei der schon hereinbrechenden Dämmerung hielten beide Abtheilungen sich gegenseitig für Feinde, keine mochte, geschwächt und ermüdet, den Kampf erneuen und so zogen denn beide, einander ausweichend, noch in der Nacht gesondert und vorsichtig auf verschiedenen Wegen über das Thüringer

Waldgebirge nach Sachsen heim. König Heinrich hatte indessen am folgenden Tage sein zerstreutes Heer gleichfalls gesammelt und führte es zur Erneuerung des Kampfes auf die Wahlstatt, fand aber keinen Feind mehr. Nun behauptete er das Feld und mit ihm den Anspruch auf die Ehre des Sieges.

Zwölftausend für Heinrich aufgebotene, wohlbewehrte, noch freie Bauern aus den obern Gegenden Schwabens, der Rest des ehemaligen so zahlreichen Heerbannes voll freier deutscher Männer, die damals schon grösstentheils in die Leibeigenschaft des Adels und der geistlichen Stifte gesunken waren, hatte mittlerweile den beiden Herzogen Berthold von Schwaben und Welf von Bayern im verzweifelten Widerstande den Pass über den Neckar gewehrt. Sie unterlagen endlich und fielen meist tapfer auf der Stelle, die sie lebend vertheidigt hatten. Die wenigen Gefangenen wurden auf Geheiss der Herzoge entmannt, weil sie, — so tief war schon damals der Begriff von der Freiheit des unadligen deutschen Mannes gesunken — gegen die Lehengesetze ritterliche Waffen getragen.

Zwei Jahre später, in der blutigen Schlacht an der Elster, ward Rudolph die rechte Hand abgehauen, dieselbe, wie er reuig ausrief, mit der er einst Heinrich seinem Könige, Treue geschworen. Und als hierauf der schwer Verwundete zur Flucht mit fortgerissen wurde, ereilte ihn Gottfried von Bouillon, der nachmalige erste König Jerusalems, der Heinrichs Reichsbanner trug, und rannte ihm die Spitze desselben so kräftig durch den Leib, dass er zur Stelle das Leben und die angemasste Krone verliess.

Der Künstler hat zu seiner Darstellung den Moment gewählt, in dem Heinrich wiederholt gegen Rudolph vordringt und die Bischöfe in Gefangenschaft gerathen. Das Bild ist eines der sechs, auf besondern Befehl des Königs Max II. in stereochromischer Manier gemalten, von Echter ausgeführt, dem Mitarbeiter Kaulbachs an den herrlichen, in derselben Manier gearbeiteten Gemälden im Stiegenhause des neuen Museums zu Berlin. Es hat, vielleicht weil zur Unterlage Cement und nicht Kalk gewählt wurde, leider seit seiner Entstehung bedeutend nachgedunkelt, während jene, mit von demselben Künstler gemalt, in ihrer vollen Klarheit strahlen.

112. Vermählung Kaiser Friedrich des Rothbarts mit der Pfalzgräfin Beatrix von Burgund zu Würzburg in den Pfingstfeiertagen 1157.

Im ganzen früheren Mittelalter war Würzburg der wichtigste Ort des Frankenlandes, in Wahrheit die Hauptstadt desselben. Dort am Sitze der bald zu grosser Macht und Ansehen gelangten Bischöfe, welchen der gewaltige Heinrich V. schon die Herzogswürde in Franken verliehen, wurden zumeist für diesen Theil des Reiches die steten

Kämpfe zwischen der kaiserlichen und päbstlichen Parthei, den Waiblingern und Welfen, wie sie seit dem XI. Jahrhundert heissen, ausgefochten. Bischöfe und Gegenbischöfe machten sich den oberhirtlichen Sitz streitig, die Bürger, ein trotziges, waffengeübtes Geschlecht, stets auf Seite der Kaiser, und in steten Kämpfen mit ihren welfisch gesinnten Bischöfen. Damit wechselten dann Fürstenversammlungen und Reichstage, und in und um die bereits wohlbefestigte-Stadt strömte selbst der Heerbann von Deutschland zusammen zum Kriege gegen die Feinde des Reiches oder seines Gebieters. Von seiner Vaterstadt singt denn auch ihr Sohn, der berühmte Minnesänger Konrad:

„Ein stat lit in Frankenlant,
Wirzeburg ist sie genannt,
Mit richer kunst erbuwen wol,
Eres und guotes ist sie vol";

und schon der heilige Bonifazius begrüsste einst den neuen Bischofsitz Burghardts mit den Worten: Du, o Würzburg! wirst glücklich sein und nicht ruhmlos unter den deutschen Städten." So blieben denn auch die deutschen Kaiser der alten Bischofstadt am Maine besonders gewogen, bis erst im späteren Mittelalter das durch ihre Gunst rasch aufgeblühte Nürnberg ihr den Rang abgewann, und die Chroniken haben eines der glänzendsten Feste verzeichnet, welches in den Tagen des grossen Barbarossa in ihren Mauern begangen worden.

Friedrich, der Herzog von Schwaben, hatte nach dem Tode seines Oheims Konrad III., des ersten Staufers auf dem deutschen Königsthrone, 1152 im 31. Lebensjahre mit seiner Gemahlin Adelheid denselben bestiegen. Sie war eine Tochter des Grafen Diepold von Vohburg und hatte ihrem Gemahl als Morgengabe das damals noch viel grössere Gebiet von Eger zugebracht. Aber schon ein Jahr, nachdem er zur Königswürde gelangt, schied er sich von ihr. Sie war unfruchtbar und in Bezug auf ihren Wandel, in welchem sie sogar, freilich unerwiesen, des Ehebruchs beschuldigt wird, mindestens nicht ohne Tadel. Beides würde zu einer einfachen Trennung genügt, keineswegs aber die Hand Friedrichs freigegeben haben. Desshalb findet sich Verwandtschaftsnähe im verbotenen Grade — beider Mütter, Judith und Mathildis, waren Schwestern und Töchter des Welfen Heinrich des Schwarzen gewesen, — als Hauptgrund in dem Scheidungsspruche angegeben, den der Kardinal Johannes Orsini nebst andern Prälaten 1153 zu Kostnitz fällte. Adelheid, später mit einem Reichsministerialen Dietho von Ravensburg vermält, wohnte unter dem Titel einer Markgräfin von Eger auf ihrem Widdum, das jedoch nach ihrem Tode im Besitz der Hohenstaufen blieb. Nun dachte Friedrich, der bereits seit 1154 die Kaiserkrone trug, an eine Verbindung mit dem Hofe von Byzanz und warb bei Manuel dem Komnenen um die Tochter seines Bruders Isaak. An

den übertriebenen Bedingungen jenes Hofes scheiterte zuerst die ganze Verhandlung, und als man sich bequemte jene herabzustimmen, war es zu spät.

Mit König Konrad II. war vor mehr denn hundert Jahren das Königreich Burgund zum Reiche gekommen. Es umfasste damals, unter dem Namen des Reiches von Arles oder Arelat, alles Land am linken Ufer der Rhone bis an die Gränzen Italiens und vom Ausfluss jenes Stromes herauf bis Alemannien. Bei den in Deutschland folgenden Wirren hatte sich die Herrschaft der Kaiser in jenen entferntern Gegenden so sehr gelockert, dass die meisten der mächtigen Herren und Bischöfe in ihren Gebieten völlig unabhängig wurden. Die mächtigsten dieser Herren waren die Pfalzgrafen von Burgund deren Gebiet, die später sogenannte Freigrafschaft, alles Land an der Saone begriff, und von den Gränzen des Elsass bis hinab gegen Lyon reichte. Zur Zeit König Lothars war einer dieser Pfalzgrafen Wilhelm IV., das Kind genannt, ein Sohn Wilhelm III. und der Schwester des Herzogs Konrad von Zähringer, 1126 zu Payerne, betend vor dem Altare, von einigen aufständigen Dienstmannen erschlagen worden. Reinald, sein Vetter, bemächtigte sich der Herrschaft und verweigerte sie von Lothar zu Lehen zu nehmen, da mit dem Abgange der Salier durch Heinrich V. erbenlosen Tod, das Recht des Reiches auf Burgund erloschen sei. Der Kaiser entsetzte ihn, und verlieh Konrad von Zähringen die Lehen. Ein blutiger Krieg entbrannte, Reinald gewann die Oberhand und nahm unter dem Staufer Konrad III. sogar den königlichen Titel von Burgund an. Er starb 1148 und hinterliess nur eine einzige Tochter Beatrix noch in zartem Alter, welche nach burgundischer Sitte Erbin des Landes ward. Ihr bestellte er seinen Bruder Wilhelm zum Vormund. Der aber liess, grausam und treulos, die aufblühende Jungfrau in einen festen Thurm werfen, auf dass sie dort umkomme und er sich ihres Erbes bemächtigen möge. Aber Gott schützte die Unschuld. Beatrix fand Gelegenheit, dem mächtigen Kaiser Kunde von ihrer furchtbaren Lage zu geben, und Friedrich, der sich als rechtmässiger Herr des burgundischen Reiches betrachtete, forderte Rechenschaft von Wilhelm. Der erschrack und liess seine Gefangene frei. In Würzburg, wo der Kaiser im Januar des Jahres 1156 weilte, mochte er wohl das holde Fürstenkind, das dankend zu seinen Füssen gelegen, zuerst erblickt und den Entschluss gefasst haben, die glücklich Befreite, wie einst sein Vorfahr Otto I. die schöne Adelheid von Ivrea, zu sich auf den Thron zu erheben. Und wieder ein halbes Jahrhundert später 1209, erblicken wir in demselben Würzburg die Waise des ermordeten Kaisers Philipp von Schwaben, gleichfalls Beatrix genannt, von den Herzogen Ludwig von Bayern und Leopold von Oesterreich an die Stufen des Thrones des welfischen Kaisers Otto II. geführt, der sich durch Kuss und Ring

mit der Enkelin Friedrichs I., des Todfeindes seines Hauses verlobt. — Beatrix von Burgund war der Hand des ersten Mannes der Christenheit wohl würdig. Von mittlerer Grösse, zart gebaut und blond, hatte sie glänzende Augen, fein geformte Hände, weisse, tadellose Zähne und zeigte sich überall züchtig, würdig und herablassend. Der Kaiser liess sich auf einem Tage zu Besançon als Herrn des Landes huldigen, und Wilhelm ward mit einigen Herrschaften abgefunden. Er starb jedoch schon im folgenden Jahre, und wie tief der Abscheu über seine Gewaltthat auf ihm lastete, beweist die Sage, die uns Alberich von Troisfontaines in seiner Chronik erzählt, wie ihn die Dämonen am Ostertage von seiner Tafel weg, lebend auf einem schwarzen Rosse durch die Lüfte entführt hätten, so dass fernerhin kein Auge ihn wieder gesehen.

Nachdem Friedrich die Pfingstfeiertage zu Kelheim auf der Burg des treuen Freundes, des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, seines tapfern Genossen auf dem glorreichen italienischen Zuge im verflossenen Jahre zugebracht und in dem nahen Regensburg die Einwilligung des Herzogs Heinrich Jasomirgott zur verhängnissvollen Theilung des grossen Herzogthums Bojoarien erlangt hatte, eilte er nach Würzburg zurück. Die treue Stadt sollte Zeuge seines neuerblühenden ehelichen Glückes sein. Und mit um so höherer Freude mochten die dankbaren Bürger an den Festen theilnehmen, welche in der Woche nach Pfingsten vom 10. bis 16. Juni ihre Mauern mit Pracht und Glanz erfüllten, als das Machtwort ihres geliebtes Kaisers zur selben Zeit sämmtliche Zölle des Maines bis auf jene zu Neustadt, Aschaffenburg und Frankfurt niedergeworfen hatte. „O Gott wie dürft' man dieser Zeit Kaiser Friedrichs so wohl," seufzt der Chronist Lorenz Fries am Anfange des XVI. Jahrhunderts, aufs neue, und erst unseren Tagen war es beschieden, den schönen Fluss aller seiner Fesseln zu entledigen.

Wenn man sich in Würzburg von der Residenz gegen die Theaterstrasse wendet, so stund rechts am Eingange derselben noch bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts der altbekannte Hof zum Katzenwicker. Das war die kaiserliche Pfalz des grossen Friedrich, wenn er, wie so oft geschehen, in der Stadt weilte. Zunächst derselben befand sich die Rutlandswarte, und der Hof entlehnte seinen seltsam corrumpirten Namen höchst wahrscheinlich von dem anstossenden, an der alten Befestigungsmauer liegenden Wikhaus für die Katzen, d. i. dem Aufbewahrungsorte von Kriegsgeräthen und Wurfmaschinen, im Mittelalter Katzen genannt. Von der alten Festigkeit und Kühnheit des Baues jener Pfalz zeugte nur noch der aus trefflichen Hausteinen gefügte, weitgesprengte Eingangsbogen, während der innere grosse Raum mit unschönen, einer späteren Zeit angehörigen Winkelbauten erfüllt war, die zu Domherrnwohnungen dienten. Zweimal sollte diese merk-

würdige Stätte der Sitz der Universität werden, und der grosse Hof derselben war öfters Zeuge von stürmisch aufbrausenden oder demüthig huldigenden Bürgerversammlungen.

Von hier aus bewegte sich denn auch in den heiteren sonnigen Sommertagen des Jahres 1156, „Pfingsten war's, das Fest der Freude, das da feiern Wald und Haide," ein prächtiger Zug gegen die Domstrasse hinauf zu den Pforten des hehren Gotteshauses. Von dem Geläute aller Glocken, von Zinken und Trompetentönen und dem jubelnden Zurufe des Volkes umbraust, führte in dessen Mitte der stattliche erst 35 Jahre zählende Kaiser die liebliche Braut aus Burgund, die er auf so ritterliche Weise gewonnen. Schade, dass keiner der gleichzeitigen Chronisten die ohne Zweifel stattgefundenen grossartigen Festlichkeiten schildert. Ja nicht einmal die hohen Theilnehmer des Festes würden wir kennen, wenn sie uns nicht die Zeugen der Urkunden verriethen, in welchen der Kaiser zu Würzburg, genau in derselben Woche, den Kirchen von Berchtesgaden und Bergamo ihre Besitzungen bestätigt. Da erscheinen denn der Erzhirte Arnold von Mainz, des Kaisers Kanzler, der vier Jahre später von den Mörderfäusten seiner ob der Verletzung ihrer Privilegien ergrimmten Bürger, schmachvoll ermordet wurde; neben dem Pfalzgrafen Hermann von Stahleck, den der strenge Herr des Reiches erst im verflossenen Jahre wegen seiner blutigen Fehde gegen denselben Arnold zur schimpflichen Strafe des Hundetragens verurtheilt hatte. Ferner erblicken wir den klugen Hillin von Trier, den Erbauer des Herrmann-, später Ehrenbreitsteines, Friedrich von Köln aus dem mächtigen Hause der Grafen von Berg und Altena, Wichmann von Magdeburg, den Wendenbesieger, der seinen Sitz gross gemacht, Cunibert von Besançon; dann die Bischöfe Günther von Speier aus dem uralten Stamm der Leininger, Wippo von Brandenburg, den weisen und milden Eberhardt von Bamberg in grosser Gunst bei Friedrich, zu dessen Erhebung er wesentlich beigetragen und der seinem Stifte hiefür mit reichen Gütern und grossen Freiheiten lohnte, Gebhardt von Würzburg, welcher sich einst unter Heinrich V. mit dem Schwerte den Weg zu seinem Sitze gebahnt, dann vertrieben ward, nach 31 Jahren wieder erscheint, und nun als Greis unter Friedrich I. den Stuhl einnimmt, von dem einst Lothar den Jüngling gestossen; endlich Otto von Freising, den Oheim des Kaisers, den gelehrten und begeisterten Beschreiber der Thaten seines grossen Neffen. Von weltlichen Fürsten gingen in dem festlichen Zuge: Heinrich der Löwe, noch in guter Freundschaft mit dem Hohenstaufen Kaiser, der zu seinen Gunsten wenige Wochen später die Theilung Bayerns vornimmt. Welf III., der Mutterbruder Friedrichs, den dieser in Italien gross gemacht, und ihm nebst Tuscien auch Sardinien, Spoleto und die mathildischen Güter verliehen, wofür ihm derselbe später nach dem Tode seines einzigen, auf dem Kreuzzuge

gefallenen Sohnes, das grosse deutsche Hausgut am Lech und im Gebirge verkauft; Konrad, des Kaisers Bruder, später der erste hohenstaufische Pfalzgraf am Rheine, Friedrich, der Sohn König Konrad III., dessen Gemahlin Gertrud, eine Tochter Heinrich des Löwen, Herzog Matthäus gemeiniglich Mahout, von Lothringen; der sieggewohnte Erbfeind des Löwen, Albrecht der Bär, der erste Markgraf von Brandenburg aus dem Hause Askanien mit seinem Sohne Hermann von Orlamünde; Ludwig der Eiserne von Thüringen, der seine rebellischen, leuteschindenden Edelleute den Acker pflügen liess, wozu ihn, nach der Sage, der Refrain eines Liedes: „Landgraf werde hart," getrieben, das er zu Apolda einen Schmied beim Hämmern singen hörte. Von den angesehensten Adelsgeschlechtern waren anwesend: Graf Gebhardt von Sulzbach, Bruder der Vater zweier Kaiserinnen, Gertrud, der Gemahlin Konrad III., und Bertha, welche mit dem Komnenen Manuel den Thron von Byzanz theilte, dann Graf Berthold von Plassenburg ein Meran, von den Hennebergern Berthold und der Burggraf Poppo von Würzburg und ihr Gesippter Albert von Hildenburg, Robert von Kastell, Rapoto von Abenberg, Ludwig von Rieneck, zwei Brüder von Trimberg und viele andere geistliche und weltliche Herren, Aebte, Pröbste und Dynasten des Reiches. Endlich von italienischen Ghibellinen der Markgraf Willehrin von Monferrat und Graf Guido von Blandrate.

In dem Deckengemälde des Kaisersaales der Residenz zu Würzburg besitzen wir eine von der Meisterhand des Venetianers Tiepolo im Jahre 1752 grossartig gemalte, freilich im Style seiner Zeit aufgefasste Darstellung dieser Hochzeit, welche dem Künstler mit der Summe von 6000 fränkischen Gulden bezahlt wurde.

Beatrix schied nach achtundzwanzigjähriger glücklicher Ehe, in der sie, wie der Chronist ausdrücklich bemerkt, „ihren Gemahl immerdar geehrt und zärtlich geliebt," 1184 zu Speier aus dem Leben, und fand auch ihre Ruhestätte in dieser Kaisernekropole. Nur sechs Jahre später folgte ihr der grosse Friedrich, den der Tod in seinem siebenzigsten Lebensjahre nach 39jähriger ruhmvoller Herrschaft, mitten im Siegeslaufe des dritten Kreuzzuges, in den eisigen Wellen des Calycadnus oder Saleph in Kleinasien, dahinraffte. Seine Gebeine ruhen zu Tyrus im fernen Oriente. Aber der Stolz und die Hoffnung eines Volkes mag nicht an das Hinscheiden seiner grössten Männer glauben und so webt denn die Sage ihre duftigen Schleier um ihr Andenken, und entrückt sie lebend dem Auge der Mitwelt, um sie dereinst, in den Zeiten tiefster Noth wieder rettend gleich den Olympischen an dessen Spitze zu stellen. Darum versetzte sie den Helden, der die Deutschen zum ersten Volke seiner Zeit, und ihren Namen im Morgen- und Abendlande gefürchtet machte, wie seinen Vorfahr den grossen Karl in den Untersberg, noch lebend in den Kyffhäuser, so recht in's Herz des

deutschen Landes. Dort sitzt er schlummernd an einem Steintische und wenn sein Bart dreimal um diesen gewachsen, so künden die um den Berg flatternden Raben, dass der greise Held sich wieder erhoben und, sein tapferes Schwert in der Hand, hervorgetreten sei um Deutschland mächtig und gross zur alten Herrlichkeit seiner Tage zurückzuführen.

Die wie vom warmen Hauche des Sommers übergossene Darstellung des Brautzuges hat Professor Echter mit Meisterhand in stereochromischer Weise ausgeführt. Beatrix ist ein Bild von höchster Lieblichkeit; auch möchten wir auf den schönen Mädchenkopf links im Vordergrunde hinweisen, der so ganz den Typus des stattlichen, unterfränkischen Menschenschlages trägt.

113. Beisetzung des berühmten Minnesängers Walter von der Vogelweide um 1230.

Jahrhunderte lang, ehe die Geisteskinder des fernen Latiums gastliche Aufnahme und Pflege gefunden in den einsamen Zellen der deutschen Mönche, sprang schon das deutsche Lied munter über Wiesen und Bäche, und hielt gastliche Einkehr in den Gehöften unserer Urväter, und der deutsche Heldensang drang brausend dahin durch die hochstämmigen Wälder seiner Heimath, und wiederhallte in ihren schattigen Laubdomen. Aber kaum leise verschwimmende Nachklänge erhielten sich aus jenen fernen Tagen, und obgleich der mächtige Bewahrer deutscher Art und deutschen Wesens, der grosse Karl, Befehl gegeben, die Flüchtigen zu sammeln und der spätern Nachwelt zu bewahren, wir kennen den Wortlaut jener Gesänge nicht mehr. Aber Sinn und Weise derselben hat sich im Volke erhalten, und von Zeit zu Zeit tauchen aus dem Nebel der nächstfolgenden Jahrhunderte Anklänge, mehr jedoch in epischer als lyrischer Dichtung empor, bis wir mit einemmale in beiden Richtungen überrascht werden durch den reichen Blüthenfrühling, der seit dem Beginne des XII. Jahrhunderts in allen Gauen deutschen Landes hervorbricht aus dem unerschöpflichen Gemüthe unseres Volkes, aber freilich, wie es ja überhaupt des Frühlings Art, nur kurze Zeit in seiner vollen Pracht besteht.

Allerdings gleichen die meisten jener sogenannten Minnesänger den fröhlich flatternden, leicht beschwingten Bewohnern des Waldes, aus deren buntbefiederten Kehlen nur wenige frische und helle Töne erklingen, und die in tausend wechselnden Tonarten stets nur dasselbe Lied von Frühlingslust und Freud' und Leid der Liebe singen. Aber wie dort nicht bloss Nachtigallen und Lerchen ihre melodischen Töne aus tiefer Brust hervorjubeln, sondern viel anderes, niedrigeres Gevögel dazwischen zirpt und girrt, ja selbst der lüsterne Spatz sein freches Gepfeife hören lässt, so sang auch gar Mancher von unsern Sängern ohne Meisterschaft

und innern Beruf, seiner Schönen zu gefallen oder weil es eben höfische Mode war. Da lief denn freilich viel leere Reimerei mitunter.

Von denen aber, die auch ganz andere Töne anzuschlagen wussten; ist weitaus der erste deutsche Liederdichter seiner, und der ersten einer aller Zeiten, Walter von der Vogelweide. Seine Dichtungen sind die beredten Verkünder aller edlen Gefühle, die eines Menschen Brust zu erfüllen und zu erheben vermögen. Sie alle tragen das Gepräge der Vollendung. Der Inhalt ist durch die Form harmonisch begränzt, und diese hinwieder vollständig durch jenen erfüllt. Für das blosse Spiel mit Formen, das wir bei so manchem seiner Sangesgenossen finden, das die Hauptschwäche unserer sogenannten romantischen Schule war, ist Walter viel zu gedankenreich. In seinen Liebesliedern tönt uns nicht allein das Lob edler Frauen: „Durchsüsset und geblümet sind die reinen Frauen", sondern auch die aufrichtige Klage über verschmähte, das wahr empfundene Entzücken über erhörte Liebe in allen Tonarten und in einer so zarten Weise entgegen, dass sie wohlthuend absticht, von den Rücksichtslosigkeiten seiner, von den maasslosen Gemeinheiten der nächstfolgenden Zeit. Selbst wenn er gar kitzliche Dinge, wie die Reize der Badenden, und das epinose „Rosenbrechen und Blumenlesen" in einem seiner köstlichsten Lieder „Unter den Linden, an der Haide" schildert, gelingt ihm diess, in unübertrefflichem Wohlklang, dezent und doch mit der liebenswürdigsten Schalkheit, wie es nach ihm nur sein, ihm in so vielen Stücken ebenbürtiger Biograph, Meister Uhland, etwa in den Schlussversen seines Grafen Eberstein, zu Stande gebracht. Und wie wunderlieblich ist nicht seine Philosophie der Liebe in dem Gedichte: „Sag mir einer was ist Minne?", wo die beiden Zeilen:

„Minn' ist Wonne zweier Seelen,
Theilen beide gleich, so ist die Minne da"

das Räthsel sinnreich lösen.

Das Liebeslied war aber Walters geringstes Verdienst. Vaterlandsliebe erfüllte seine ganze Seele. Der Preis seines deutschen Heimathlandes, Begeisterung für dessen Grösse, Stolz auf dessen Ruhm, ernste Trauer über seinen Verfall, und männlicher Zorn über Jene, die ihn herbeigeführt, entlockten seiner Leier die herrlichsten Töne. Wie mannlich und selbstbewusst klingt es, wenn er singt:

„Ich hab' Lande viel gesehen,
Nach den Bessten blickt ich allerwärts,
Uebel müsse mir geschehen,
Wenn sich je bereden liess mein Herz,
Dass ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch.
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über Alle."

„Von der Elbe bis zum Rhein
Und herwieder bis in Ungarland
Da mögen wohl die Bessten sein,
Die ich irgend in der Welt gekannt.
Weiss ich recht zu schauen
Holde Sitt und Leib,
So mir Gott! so schwör ich wohl, dass hier die Weib
Besser sind denn andre Frauen."

„Deutsche Mann sind wohlgezogen,
Recht als Engel sind die Weib gethan.
Wer sie schilt der ist betrogen,
Anders mag ich nimmer ihn verstahn!
Tugend und reine Minne,
Wer die suchen will,
Der komm' in unser Land, da ist der Wonne viel.
Möge ich noch lange leben darinne."

Wie lässt er das tiefe Weh seiner Brust austönen über das Verderbniss der „Pfaffheit" und über die schamlose Ausbeutung des Volkes, selbst durch den „der sich den heiligen Vater nennt". Wie eifert er, ein ächter Ghibelline, mit der vollen Wucht seines Wortes gegen den weltlichen Besitz des Clerus in den Versen: „König Constantin der gab so viel". Wie kehrt sich seine bittere Satyre gegen den Opferstock, den Innocenz III. in den Kirchen aufstellen liess, und gegen die Bereicherung Roms, im Gegensatze zu dem Verfall der deutschen Kirche. Da sagt der Pabst von den Deutschen:

„Nun sind sie Mannen meinem Stock, ihr Gut ist alles mein.
Ihr deutsches Silber rollt in meinen wälschen Schrein.
Ihr Pfaffen esset Hühner und trinket Wein,
Und lasst die Deutschen — fasten."

Auch meint Walter von der Sammlung für den Zug zum heiligen Grabe:

„Des Silbers fürcht' ich kommt nicht viel zu Hilf in Gottes Land,
Grosses Gut entlässt nicht gern der Pfaffen Hand.
Er Stock, er ist zum Schaden hergesandt,
Ob er im deutschen Land Thörinnen und Narren fände.*)"

Und so klagen nicht allein gleichzeitige Dichter, sondern auch geistliche Chronisten schon damals über Roms Habsucht und den unwürdigen Ablassschacher:

„Silber, Gold, Burgen und Land", sagt Freidank,
„Das war St. Petern unbekannt.
St. Peter war zu Recht ein Degen,
Den hiess der Herr sein' Schafe pflegen,
Er hiess ihn nicht die Schafe scheeren."

*) Wer dächte hier nicht des Peterspfennigs, der auch nicht gespendet wird um damit ausgegrabene, heidnische Götterbilder für die Museen des Vaticans um 100,000 fl. zu erkaufen.

In schmerzlichem Rückblick auf frühere glorreiche Zeiten betrauert der Dichter das Sinken des Reiches:

„Ich selber erblickte vor Zeiten den Tag,
Da unser Lob war gemein allen Zungen:
Wo uns ein Land in der Nähe nur lag,
Da bat es um Sühne, sonst war es bezwungen.
Wie haben wir damals nach Ehre gerungen!
Da riethen die Alten und thaten die Jungen u. s. w.

All der Eifer, mit dem er gegen die Ungerechtigkeit und Habsucht Roms in die Schranken tritt, hatte jedoch seine Quelle in einem wahrhaft christlichen und gläubig-frommen Herzen, das in seiner Brust geschlagen, und das sich demuthvoll der Milde und Gnade des Erlösers zu eigen gibt. Mit der edlen Begeisterung eines Sängers und Ritters mahnt er zur Befreiung des heiligen Grabes, eine Begeisterung, welche damals wohl jede fühlende Brust schwellte. Er sehnt sich selbst die himmlische Krone zu erwerben. Palästina ist ihm die durch Gottes irdischen Wandel verklärte Erde:

„Möcht ich die liebe Reise fahren über See
So wollt' ich freudig singen: wohl, und nimmermehr: o weh!"

ruft er am Schlusse einer solchen Dichtung.

Und wie zeugen sein prachtvolles Kreuzlied: „Du süsse, wahre Minne", das wohl Tausende mit fortgerissen von seiner glühenden Begeisterung für diese Fahrt, wie seine schwungvollen Strophen zum Preise des heiligen Landes: „Nun erst leb' ich ohn' Beschwerde" von seiner innern Beseligung auf dem geweihten Boden selbst, wohin er, in seinen alten Tagen, seinen kaiserlichen Herrn, trotz des Bannstrahls, mit den ihn Gregor IX. getroffen, begleitet hat. Voll des tiefsten religiösen Gefühles sind Walters Lieder an die hochgebeneidete Königin der Engel. Ihm schwebt sie schützend über dem Heere, ihr widmet er die schönsten Ergüsse himmlischer Minne, sie begrüsst er mit den herrlichen Worten:

„Maria, Magd, du hochgelobte Frau, du süsse,
Hilf mir zu deines Kindes Ruhm, dass meine Sünd' ich büsse.
Hochschwellend Meer der Gnade, Tugend, aller Güte,
Der hehre Gottesgeist aus deinem edlen Herzen blühte.
Dein Schöpfer, Vater, Kind ist zu dir eingegangen:
Heil uns Allen, dass du ihn empfangen!
Den Höhe, Breite, Tiefe, Läng umfinge nimmermehr,
Dein kleiner Leib in süsser Keuschheit barg ihn der;
Vor allen Wundern ist diess Wunder hehr:
Der Engel Königin, du trugst ihn ohne Schmerz und Bangen."

Und wie durchdrungen von allen Geheimnissen des Christenglaubens ist sein erhabener Hymnus:

„Gott dein dreieinig Wesen".

Wahrlich, Walter bietet uns geistliche Dichtungen, so voll von Kraft und Innigkeit, dass sie den bessten lateinischen und deutschen, alten und neuen, katholischen und protestantischen würdig zur Seite stehen.

Tiefe Selbsterkenntniss und ein demuthvoller Geist sprechen aus den schönen Versen: „Viel hochgelobter Gott wie selten ich dich preise" — und: „Ein Meister las an Traum und Spiegelglas" — Und Walters erhabene Anschauung des wahren Christenthums aus seinen herrlichen Worten an den Allmächtigen:

„Wer deine zehn Gebote spricht
So furchtlos und sie dennoch bricht
Mein Herr und Gott, dem fehlt noch wahre Minne:
So Mancher wohl dich Vater nennt:
Wer mich als Bruder nicht erkennt,
Der spricht das starke Wort mit schwachem Sinne.
Wir wachsen All aus gleichem Samen,
Die Speise schwindet die wir nahmen,
Wenn sie Nahrung uns gewährt.
Wer kann den Knecht vom Herrn noch unterscheiden
(Kannt er auch Beide wohl im Leben)
Wird ihm ihr bloss Gebein gegeben,
Nachdem Gewürm das Fleisch verzehrt?
Dem dienen Christen, Juden, sowie Heiden,
Der alle lebenden Wunder nährt."

Wahrhaft selten ist in jener Zeit sein Duldungsgeist gegen Nicht-Christen, der sich in dem Lobe des grossherzigen Saladin und in den so wahren Versen ausspricht:

„Dich und die Mutter nähre nun, der Jungfrau Kind,
An Allen welche deines Erblands Feinde sind;
Den Christen und den Heiden achte du wie Spreu im Wind.
Die Heiden sind es nicht allein die Aergerniss dir geben:
An Allen Heiland, räche dich, die wider dich gesinnt;
Wohl schlimm sind die sich offen wider dich erheben;
Sie gestehn es doch, dass sie dir nicht ergeben
Viel schlimmer jene, die sie heimlich zu beschützen streben."

Gleich gross ist Walter in seinen lehrhaften Dichtungen, und eine tiefe Lebensweisheit offenbart sich in den meisten derselben. So in dem bekannten tiefsinnigen Liede: „Ich sass auf einem Steine", welches der Abbildung des Meisters in der Manessischen Sammlung zu Grunde liegt, so in seinen Versen über die Erziehungskunst die sich auch durch ihre reizende Form auszeichnen. Maasshalten ist die Lehre, die das wahrhaft klassische Gedicht verkündet:

„Wer schlägt den Leu'n, wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet den und diesen?

Das thut Jener der sich selbst bezwinget,
Und seine Glieder all geborgen bringet
Aus dem Sturm, in steter Tugend Port.
Erborgte Zucht, und Scham vor Gästen
Hält uns wohl einen Tag zum Bessten;
Doch falscher Schimmer währt nicht fort u. s. w.

Tiefschmerzliche Empfindung über die Nichtigkeit alles Irdischen spricht aus dem grossen Klaggesange als er in spätern Jahren, in denen schon der Schnee des Alters auf seinem Scheitel lag, wieder in das Land seiner Geburt zurückkömmt und der beginnt: „O weh! wohin nun so manches Jahr“ . . . Und welche, durch Thränen lächelnde Laune finden wir in seinem Gespräche mit der Frau Welt und in seinem Testament:

„Nun theil ich, eh man mich begräbt,
Mein fahrend Gut und liegend Land.
Dass Niemand Anspruch darauf erhebt,
Als dem ich hier es zuerkannt:
All mein Unglück will ich Jenen hinterlassen,
Die mit Neid und Hass am liebsten sich befassen,
Dazu der Reue Bitterkeit;
All mein Grämen
Mag der Lügner nehmen;
Mein thöricht Sinnen
Sei denen, die mit Falschheit minnen;
Den Frau'n, nach Herzensfreude sehnlich Leid.“

Unser Meister war ohne Menschenfurcht, und wie er aufrichtig das Lob milder und grosser Fürsten verkündet, so straft er mit freimüthigem Tadel ungerechte, geizige und harte Herren. Und das war sicherlich grosser Lohn und furchtbare Strafe; denn das Lied des weitgereisten berühmten Sängers, von dem wir wissen, dass er ganz Deutschland gekannt, in Frankreich und Italien gewesen und den Orient gesehen, flog ungehindert und hochgeehrt durch alle deutschen Gauen, und erklang im Saale der Fürstenburg wie unter der Linde des Dorfes.

Herr Walter von der Vogelweide, also ritterlichen Standes, wie auch Schwert und Wappen bei seinem Bilde bezeugen, gehört, wenn nicht, wie höchst wahrscheinlich, durch seine Geburt, doch wenigstens im Alter und im Tode dem sangesreichen Frankenlande an. Wenn es nämlich nicht zu erweisen ist, dass ein unscheinbares Haus zu Würzburg, welches nach alten Saalbüchern „der Hof zur Vogelweide“ hiess, das Geburtshaus des trefflichen Sängers gewesen, so dürfte es um so sicherer als dessen letztes Wohn- und Sterbehaus gelten, das, seitdem er es besessen, diesen Namen führte. Vielleicht war jener Hof ein Bestandtheil desselben Lehens, welches ihm Kaiser Friedrichs II. Milde ertheilt, da er sich immer als muthiger, treuer Ghibelline gezeigt. In

Oesterreich aber lernte er „singen und sagen“, in dem fröhlichen Lande wo alles Schöne erblühte unter dem hochsinnigen Geschlechte der Babenberger. Nachdem Herzog Friedrich 1198 in Palästina gestorben, fühlt er sich vereinsamt in dieser seiner zweiten Heimath. Die erste, sonnige Zeit seines Lebens, von der er ausruft: „Hievor war die Welt so schön“ liegt hinter ihm. Laut jubelnd begrüsst er nun den Staufer Philipp von Schwaben, der sich nach dem Tode des finstern und grausamen Heinrich VI., von dem uns aber demungeachtet zwei der schönsten Minnelieder aufbewahrt worden, 1198 die deutsche Königskrone auf's Haupt setzt. Ihn preis't er, ihn mahnt er zur Milde, und sein ganzes ghibellinisches Herz geht ihm auf, als er ihn zu Magdeburg beim Kirchgange schildert: „Den König Philipp schön und tadelsohne“, und seine junge Gemahlin, die griechische Irene: „Ros' ohne Dorn, und Taube sonder Galle“. Und kurz darauf fällt der König durch Mörderhand und die Rose ohne Dorn verwelkt am Kummer über seinen Tod.

Jetzt finden wir ihn, das Wanderleben der Sänger treibend, von Hof zu Hof, von Festlichkeit zu Festlichkeit ziehend, bald in Kärnthen, bald bei dem sangeskundigen Thüringer Landgrafen Hermann, wo er als Mistreiter in dem halbmythischen Liederkampf auf der Wartburg genannt wird, bald kurze Zeit, um 1212 auch im Dienste des Markgrafen Dietrich von Meissen. Dann aber vermochte die Idee von der ganzen Grossartigkeit der Kaiserwürde, wie sie in jener Zeit ein ächtdeutsches, noch nicht vom kleinlichen Particularismus und schnödem Eigennutz angefressenes Gemüth erfüllen musste, wie sie ein Jahrhundert später noch einen Dante durchdrang, den ghibellinischen Walter in die Dienste des Welfenkaisers Otto IV. zu treten, zugleich aber auch jenen erbitterten Kampf gegen den römischen Stuhl und die entartete Geistlichkeit zu beginnen, die sich gegen ihren Kaiser, den gewählten und gekrönten Herrn der Christenheit, auflehnte. So bewies ein einfacher Rittersmann, der aber geistig auf der Höhe seiner Zeit stand, seine Treue, während die Fürsten des Reichs nach beiden Seiten hin mit ihren Eiden spielten, und „schamlos ihren Judaslohn in Silberlingen einstrichen.“ Nur der Geiz und die Wortbrüchigkeit des „bösen Herrn“, nicht dessen Unglück, vertrieben den Sänger von Otto's Hofe, und er hielt sich jetzt für berechtigt, den „bessern“ aufzusuchen, zu den ihn ohnehin sein Herz zog, und der nun, gekrönt und siegreich, von den Alpen herniederstieg in sein Heimatland. Das war der junge Hohenstaufe Friedrich II. Und der gewährte ihm endlich den sehnlichsten Wunsch seines Lebens, ein ritterliches Lehen. Wie die kleinen Dichtungen: „Schirmvogt von Rom, Apuliens König, habt Erbarmen“, und die Klage „dass er überall nur als Gast begrüsst werde, Keinen als Wirth aufnehmen könne“ seine Bitten enthalten, so jubelt er laut über deren Gewährung: „Ich hab' ein Lehen, alle Welt, ich hab' ein Lehen!“

Später finden wir ihn wieder in dem Lande, das er wie seine Heimath liebte, in dem schönen Oesterreich. Da benennt er dreier Fürsten Höfe, so lang er diese weiss, braucht er nicht um Herberge fern zu streichen, sein Wein ist gelesen und seine Pfanne sauset.“ Das sind Herzog Leopold der Glorreiche, dessen Oheim Heinrich und der „biderbe Patriarch“ Berthold von Aquileja, aus dem Andechser Grafenhause. Mitunter mochte er wohl auch in sein fränkisches Geburtsland gekommen sein, und aus dieser Zeit seine Klage über die Vergänglichkeit alles Irdischen rühren. In seinen alten Tagen zog er, wie erwähnt, 1228 mit seinem Kaiser in das heilige Land und mag dann, bald nach der Rückkehr, hochbetagt von „Frau Welt“ wirklich Abschied genommen haben.

Es ist eine Reihe von mehr denn 30 Jahren, durch die wir Walter folgen können, und er selbst sagt, dass er vierzig Jahre und darüber von Minne gesungen. Das mochte nach dem Zusammenhalt mehrerer Lieder und Sprüche um 1215 oder 20 sein. Und so träfe denn sein Geburtsjahr etwa um 1160 und sein Alter erstreckte sich auf 70 Jahre.

Wahrscheinlich starb Walter, der Niebeweibte, als Canoniker am Stifte Neumünster zu Würzburg. Dort, in der Mitte des von uralten Bogenstellungen umgebenen Gras- vormals Lussamgartens neben der Kirche, befand sich eine Linde und in ihrem Schatten ein einfacher Stein mit Höhlungen versehen. In diese sollten nach seiner sinnigen Stiftung, täglich den Vögeln, seinen Lieblingen, Körner gestreut werden. Die Collegiatherren zogen in der Folge das Vermächtniss ein, und verwandelten es in eine Spende von weissem Brode für sich selbst. Nunmehr ergötzt sich, annähernd der ursprünglichen Stiftung, unter dem Namen der Michelswecke, die Schuljugend an diesem Vermächtniss. Der eigentliche Grabstein, an einem Pfeiler des Kreuzganges befindlich, ist seit der Säcularisation verschwunden. Er trug die schöne Aufschrift:

„Pascua, qui volucrum vivus, Walthere fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os, obiisti.
Ergo quod aureolam probitas tua possit habere,
Qui legit, hic dicat, Deus istius miserere.“

Zu Deutsch etwa:

Der du der Vögel Weide im Leben o Walther gewesen,
Blume der Rede und Pallas Mund, du bist uns gestorben.
Dass die himmlische Krone nun deine Tugend erringe
Spreche, wer dieses liest: Herr Gott erbarme dich seiner.

Im Jahre 1843 liess der historische Verein ein neues geschmackvolles Denkmal an der Aussenseite der Kirche errichten.

Walther war ein Dichter im höchsten Sinne des Wortes der mit vollem Gemüthe die Gegenwart umfasste und zugleich entzückt darüber hinausblickend wie in einem Spiegel das Ewige erschaute. Und wie er ein Zeitgenosse der berühmtesten provencalischen Troubadours, eines

Peire Vidal, Bertrand de Born, Rambaut von Vasqueiras und Pres von Capdeuil gewesen, so steht er, von keinem übertroffen würdig an ihrer Seite. Er fühlte sich auch in edlem Selbstbewusstsein als solcher, und wenn der blandusische Schwan in seiner berühmten Ode an Mäcenas von sich sagen durfte:

„. . . nimmer werd' ich, den du „Freund“ genannt,
O mein Mäcenas, spurlos untergehen,
Ich schaue nicht den Lethe Strand!“

wenn der grosse Brite seinem Gönner durch seine Dichtung Unsterblichkeit verheisst:

„Dir setz' ich mein Gedicht als Monument,
Das einst noch ungeschaffne Augen lesen,
Und künftiger Geschlechter Mund dich nennt,
Wenn alle Athmer dieser Zeit verwesen.
Denn meine Lieder geben von dir Kunde,
So lange Odem geht aus Menschenmunde.“

und wenn Firdusi sagt:

„Ich sterb' nicht sondern leb' in später Zeit,
Weil ich des Wortes Samen ausgestreut.
Wer immer Glauben hat, Verstand und Zeit,
Mich auch noch nach dem Tode lobt und preist.“

so durfte auch Walther Lob und Ehre vor der Welt, Leben und Tod des Mannes von seinem Liede abhängig machen.

Schon seine Sangesgenossen boten ihm freudig den Ehrenpreis. Wolfram von Eschenbach nennt ihn im Titurel als einen der hohen Meister, der Truchsess von St. Gallen beklagt in einem rührenden kleinen Gedichte seinen Tod, Hugo von Trimberg sagt: „Her Walter von der Vogelweide, s'wer des vergæze der tät mir leide“. Und Gottfrid von Strassburg in dem berühmten Triumphgesang der Liebe „Tristan und Isolde“ widmet ihm eine lange Strophe voll ebenso feurigen als poetischen Lobes. Sie möge zum Schlusse hier stehen. Nachdem er den Tod mehrerer seiner Vorgänger beklagt, fährt er fort:

Da nun die Welt sie nicht mehr hat
So geb uns Einer guten Rath
Wer leitet nun die liebe Schar,
Wer weiset diess Gesinde?
Mich dünkt dass ich sie finde,
Die nun das Banner führen soll
Ihre Meisterin die kann es wohl,
Die von der Vogelweide.
Hei wie die über Haide
Mit hoher Stimme klingen kann
Und wunderhoch sich schwingen kann!

Die ist am Hofe Kämmerin,
Die sei der Schaar Geleiterin
Die kann den Weg ihr weisen wohl
Die weiss wohl wo sie suchen soll
Der Minne Melodien u. s. w.

Endlich sagt Ludwig von Bayern, der gekrönte Dichtergreis in seinen Walhalla-Genossen ebenso schön als wahr: „Das Leben erzog ihn, aus dem Leben sang er, Vaterlandsliebe beseelte meistens seine Lieder; teutscher war kein Sänger.“

Das Bild: Walters Leichenbegängniss, ist von Echters Meisterhand in stereochromischer Manier gemalt. Leider fängt auch diese schöne Arbeit schon an, bedeutend nachzudunkeln.

114. Wolfram von Eschenbach siegt im Sängerkriege auf der Wartburg 1207.

Wenn der grösste deutsche Lyriker des Mittelalters mit hoher Wahrscheinlichkeit dem Frankenlande angehört, so wissen wir diess von seinem Zeitgenossen Wolfram von Eschenbach, dem grössten Epiker jener Zeit, mit voller Gewissheit. Haben auch, wie einst um Homer, sich sieben Städte um die Ehre gestritten, die Wiege des berühmten Dichters zu sein, so sprechen doch so viele äussere und innere Gründe in seinen Werken für das fränkische Städtchen Eschenbach, dass kein weiterer Zweifel mehr aufkommen mag, wesshalb denn auch der hochherzige König Max II. dort zum Andenken Wolframs ein schönes Denkmal, einen Brunnen errichten liess, welcher mit der Statue des Dichters und den sinnvollen Versen aus seinem Parcival geschmückt wurde:

„Vom Wasser kommt der Bäume Saft,
Befruchtend gibt das Wasser Kraft
Aller Kreatur der Welt.
Vom Wasser wird das Aug' erhellt.
Wasser wäscht manche Seele rein,
Dass kein Engel mag lichter sein!

Zwar nennt sich Wolfram ausdrücklich einen Bayer, wenn er mit gutmüthiger Selbstironie sagt:

„Ein Lob das wir Beiern tragen
Muss ich von Waleisen sagen;
Die täppischer noch als Beiern sind,
Doch die man tapfer stets erfindt.
Wer in den Landen wird geschlacht,
Ein Wunder ist an ihm vollbracht.“

Es ist aber zu bedenken, dass damals das südlich der Pegnitz liegende, zum Bisthum Eichstädt gehörige Frankenland, als Theil des

alten bojoarischen Nordgaues noch dahin, wenn auch nur geographisch gerechnet wurde, wie denn ein gleichzeitiger Schriftsteller, Gottfried von Viterbo in seiner Weltchronik selbst die Radiantia, d. i. Regnitz einen bayerischen Fluss nennt.

Der Stammort des ritterlichen Geschlechtes, welcher zwei Menschenalter nach unserem Dichter im Besitz des deutschen Ordens erscheint, ist demnach das Städtchen Eschenbach zwischen Ansbach und Gunzenhausen, kaum eine Stunde östlich der Eisenbahn. Dort fand Wolfram auch seine Ruhestätte und noch 1608 hat dort der Nürnberger Patrizier Wilhelm Kress in dem seitdem völlig umgebauten „Münster zu unserer lieben Frauen“ dessen Grabstein gesehen. —

Die Grundlage seiner grössten und berühmtesten Dichtung, des „Parcival“ entlehnte Wolfram zwar dem bretonischen Sagenkreise von Artus Tafelrunde, aber seinem tief denkenden Geiste genügte es nicht, deren Fabel einfach wiederzugeben. Was dort ein Gemisch der buntesten Abenteuer, gestaltete sich in seinem Munde zu einem grossartigen herrlichen Werke, welches durch die Erhabenheit der Idee, die erst der deutsche Dichter in dasselbe legte, eines Dante nicht unwürdig wäre, der denselben Gedanken ein Jahrhundert später in seiner divina comoedia erfasste. In ihm spielt sich die ewig alte und immer neue Geschichte eines innern Menschenlebens ab, wie sie sich durch alle Jahrhunderte kämpfend und endlich siegend in erhabenen, starken und gesunden Seelen offenbart. Bei der so anschaulichen lebendigen Darstellung des ganzen Gedichtes, bei der Unmittelbarkeit desselben und den tiefen psychologischen Blicken, die uns allerwärts begegnen, ist die Annahme wohl kaum zu gewagt, dass dieses Werk den Entwicklungsgang des ritterlichen Dichters selbst schildert, dessen eigenes erfahrungsreiches Gemüths- und Glaubensleben sich im Parcival abspiegelt. Sein Held ist die Frucht und theure Hinterlassenschaft alles dessen, was dem eigenen Herzen einst lieb und theuer war, was es beängstigt und bedrängt, was es verloren, und auf dem dornenvollen Wege der Prüfung und Läuterung endlich als eigenstes Gut sich wieder errungen. Er will uns in dieser so tiefpsychologisch durchgeführten Dichtung zeigen, wie der Zweifel im Menschen entstehe, wohin er ihn führe und wie er nur überwunden werden könne durch das Mysterium der Erlösung durch Christus. So wird Parcival zuerst in seinem unbefangenen kindlichen Glauben erschüttert, zu quälenden Zweifeln getrieben, dann durch schwere Schicksalsschläge ganz aus demselben herausgeworfen, dass er selbst Gott absagt. Da aber seine Seele noch immer redlich nach Wahrheit ringt, so besiegt endlich die Demuth den Hochmuth und er gelangt zum ewigen Besitze des seligsten Friedens. In Wolfram fand die deutsche Speculation ihren ersten Verkünder. Aber sie blieb selbstverständlich eingeengt in die Weltanschauung seiner Zeit streng begränzt im

Katholicismus. Jeder Skepsis fern war seine Philosophie nur romantische Mystik. Er ist durch und durch katholischer Dichter, dem es bei aller Polemik gegen die missarteten Diener der Kirche nie in den Sinn kömmt, das Dogma ernst oder spottend anzugreifen, wie es sein frivoler Zeitgenosse Gottfried von Strassburg gethan. Um diesen tiefen Gedanken schlingt sich nun ein üppiges Blumengewinde der mannigfachsten Abenteuer, der treffendsten Reflexionen, der anmuthigsten Schilderungen. Von seiner liebenswürdigen Kindheit an begleiten wir den Helden zu seinem ersten täppischen Auftreten, das die Conflicte der Jugend mit den gesellschaftlichen Einrichtungen zeigt, und zur Rettung der schönen Kondwiramur, welche ihm ihre Hand reicht. Wir kommen mit ihm auf den Montsalvatsch (mons salvatoris oder mont sauvage?) in den Pyrenäen, wo einst Titurel gewaltet und dort eine Burg und den herrlichen Tempel des heiligen Graal erbaut, den er der Genossenschaft edler Ritter, den Templeisen (wohl Tempelherren) zur Hut übergeben. Der Graal aber ist ein Smaragd von wunderbarer Grösse und hohler Form, den der Erzengel Michael aus der Krone Luzifers mit seinem Schwerte herausgeschlagen, und den Engel in der Luft halten mussten, bis der Weltheiland kam, der ihn zu seiner Abendmahlschüssel wählte. Bei seinem Tode ward dessen Blut darin aufgefangen und später brachte ihn Joseph von Arimathia nach dem Abendlande.*) Der Name Graal aber mag von der zweimaligen heiligsten Bestimmung des Gefässes von „sang real" das königliche Blut Christi herzuleiten sein. Wolfram erschöpft sich nun in der Schilderung der blendendsten Pracht, die den Dienst des Graals umgibt, der die Eigenschaft hat, dass sein Anblick vor dem Tode schützt.

Auf Montsalvatsch findet Parcival seinen Oheim, den siechen König Anfortas, einen Nachkommen des Titurel. Seine Blödigkeit hindert ihn, den König zu heilen, was durch eine Frage hätte geschehen können. Er flieht verhöhnt aus der Burg, trifft auf die, um den Tod ihres Bräutigams jammernde Sigune, welche dessen Leichnam im Arme hält und kömmt endlich an Artus Hof, wo er von der Tafelrunde, mehrerer tapferer Thaten wegen, ehrenvoll aufgenommen wird. Da erscheint die Zauberin Cundrin, die Botin des Graal um ihn der unterlassenen Frage wegen zu verfluchen. Nun hält er die Tafelrunde durch seine Anwesenheit geschändet, und zieht, an sich, an der Welt und an Gott

*) Aus Konstantinopel führten die Genueser als kostbarsten Beuteantheil das Kleinod hinweg, und als Genua in den Zeiten der Revolution in die Hände der Franzosen fiel, wurde dasselbe nach Paris gebracht und ein Stück abgeschlagen, das sich im Schmelztiegel als einfacher Glasfluss erwiess. Man soll eben die schönen Gebilde der Phantasie nicht aus ihrem luftigen Reiche aus Habsucht oder Eitelkeit in das prosaische Leben herabziehen und unter die Retorte bringen, sie rächen sich und „der Cicade schillerndes Gewand wird zum gemeinen Grau der Wirklichkeit."

verzweifelnd, von dannen. Schwankend zwischen seinem Trotz und seiner heissen Sehnsucht nach der Quelle des Heiles, zeigt ihm Sigune, die er als Klausnerin wieder findet, den verlornen Pfad zu Gott, den Weg nach Montsalvatsch. Im Inneren noch nicht vollkommen geläutert, verliert er ihn wieder. Endlich trifft er auf seinen Oheim Trevicent, den Bruder des Anfortas, der ihm alle Geheimnisse des Graals enthüllt und den rechten Weg zeigt. Neidlos sieht er die Fülle weltlichen Ruhmes, die Gawin gewonnen, seine Reinigung ist vollendet, er heilt den Oheim und wird an der Seite seiner wiedergefundenen Gemahlin Kondwiramur König des Graales. Dazwischen spielen nun noch allerhand Liebesabenteuer, die Heldenthaten des Gawin und die rührende Geschichte der schönen Sigune. Und all diess ist nicht etwa als trockene Allegorie durchgeführt, nicht blosse Schemen, wie etwa im Theuerdank, gleiten an unseren Augen vorüber, sondern Menschen von Fleisch und Blut sind unseren sinnlichen Begriffen nahe gebracht, und das Ganze mit aller erdenklichen Farbenpracht ausgeschmückt. Zuletzt folgt noch die bekannte Sage vom Lohengarin, welcher Parcivals und der Kondwiramur Sohn ist.

In einem andern, nur bruckstückweise auf uns gekommenen Gedichte „Titurel“ behandelt Wolfram ebenfalls die Graalsage. Hier beschreibt er mit einem Aufwande sprühendster Phantasie den Tempel selbst und in den lieblichsten Versen die unschuldige Jugendminne Sigunens zu Schionatulander. Wohl zu keiner Zeit und unter keinem Volke ist das Aufkeimen der ersten Liebe in jungen unschuldigen Herzen zarter und inniger geschildert worden. Voll entzückender Naivetät fragt die kleine Sigune: Minne? ist das ein Er? kannst du mir Minne deuten? ist das eine Sie? und kommt Minne zu mir, wie soll ich sie empfangen? Hat sie die Docken lieb? Fliegt sie mir auf die Hand oder ist sie wild und muss ich sie locken? Und endlich bricht ihr Geständniss durch. Ich bin dir hold, getreuer Freund, nun sprich, ist das die Minne? —

Weniger bedeutsam ist sein drittes Rittergedicht „Willehalm von Oranse,“ welches dem karlingischen Sagenkreise angehört und dessen französischen Text ihm der Markgraf Hermann zur Verdeutschung übergab. Es blieb unvollendet, und Ulrich von Türlin hat es nicht unglücklich überarbeitet und fertig gemacht. Auch eine Anzahl Minnelieder, darunter einige von grosser Schönheit, sind uns von Wolfram erhalten. —

Recht im Herzen Deutschlands erhebt sich über dem Laubdunkel seiner herrlichen Buchenwälder und den Firsten der Stadt Eisenach, die zu ihren Füssen liegt, die stolze Wartburg.

Dort hielt am Ausgange des XII. Jahrhunderts der sangeskundige mächtige Landgraf Hermann von Thüringen seinen glänzenden Hof, der nie leer wurde von fröhlichen Gästen, und an dem besonders jeder

Jünger der edlen Dichtkunst freudig willkommen war. Dort sollen nun, — ist es eine Sage oder liegt eine wahre Begebenheit zu Grunde? — im Jahre 1207 Heinrich von Rispach, der tugendhafte, d. i. biedere Schreiber zubenannt, des Landgrafen Kanzler, dann Wolfram von Eschenbach, Reinmar der Alte von Zweter, der seine Heimath an den Ufern des rebenbekränzten Rheines hatte und zu Essfeld in Franken begraben liegt, Walter von der Vogelweide, Biterolf aus Stille bei Schmalkaden zu Hause, ein Dienstmann des Landgrafen und Heinrich von Ofterdingen aus Oberschwaben, zunächst der alten Stammburg der preussischen Könige, vor seinem Throne einen poetischen Wettkampf ausgefochten haben. Man begann mit dem Preise milder Fürsten. Jeder lobte seinen Herrn, bevorab Biterolf die edlen Henneberger Grafen. Zuletzt einten sich alle im Preise ihres Wirthes des Landgrafen, dessen Gastfreiheit und Milde sie verherrlichten und ihn mit der strahlenden Sonne verglichen. Nur Ofterdingen trat gegen sie auf, und wagte es, seinen abwesenden Herrn, den glorreichen Leopold von Oesterreich, mit dem Tage zu vergleichen, den er noch höher als die Sonne stellt. Das erbitterte die Anderen und so beschlossen denn Wolfram, Walter, Biterolf und Reinmar, recht wie man im ritterlichen Kampfspiel zuletzt zu den scharfen Waffen griff, ein neues Sangesturnier zu halten, in dem der unterliegende dem Henker verfallen sein sollte. Der Liederwettstreit begann und der Scharfrichter stund bereit, sein Opfer in Empfang zu nehmen und ihm vor dem Thore der Burg das Haupt abzuschlagen. Erst mit gewandter Rede und listigen Worten fechtend trieben sie endlich, besonders Wolfram mit seinen ehernen Strophen den Ofterdingen so sehr in die Enge, dass er sich für überwunden erklären musste. Schon hatten ihn die Sangesgenossen erfasst, um ihn dem Henker zu überliefern, als er sich verzweiflungsvoll zu den Füssen der Landgräfin Sophie flüchtete, die schützend ihren Mantel über ihn breitete, so dass Niemand mehr wagte, Hand an ihn zu legen. Nun ward ihm erlaubt, nach Ungarn zu reisen um dort den weitberühmten Klingsor als Schiedsrichter zu gewinnen. Dieser, ein Nachkomme des in den Sagen des Mittelalters nicht minder berühmten Zauberers und Herzogs Klingsor aus Kalabrien, dessen Wolfram im Parcival gedenkt, stund am Hofe des Königs Andreas von Ungarn wegen seiner Kenntniss in den sieben freien Künsten und wegen seiner Gabe, in der Sternen zu lesen, in hohen Ehren. Binnen Jahresfrist solle Ofterdingen, sein Ritterwort verpfändend, wiederkehren. Er erhielt von dem grossen Meister, den er in Siebenbürgen traf, die Zusage, dass er ihn nach Thüringen begleiten wolle. Aber Tag um Tag verging, die Jahresfrist neigte sich zu Ende und Klingsor machte keine Anstalt zur Reise. Vergebens flehte Ofterdingen, vergebens stellte er ihm vor, dass seine Ehre auf dem Spiele stehe und der Ruhm des Meisters selbst vernichtet sei.

Da schlug am Abende vor dem bestimmten Jahrestage Klingsor seinen Mantel um den schlafenden Sänger, und staunend erwachte dieser zur rechten Zeit in einem Gasthause am Georgenthor zu Eisenach. Der Landgraf und die versammelten Genossen begrüssten beide auf das Festlichste, und ein zweiter Kampf ward beschlossen. Vorher verkündete Klingsor dem Landgrafen, dass in derselben Nacht seinem Könige ein Töchterlein geboren worden, die werde seines Sohnes Gemahlin, und durch ihre Tugenden ein Liebling Gottes werden. Es war diess die heilige Elisabeth. Als nun der Kampf begann, liess der Magier aus Ungarland einen Teufel in seiner Gestalt auftreten, um mit Wolfram zu streiten. Der begann seinen Wettgesang über die göttlichen Dinge und trieb den Gegner mit dem scharfen Stahl seiner Rede so in die Enge, dass er sich ohnmächtig wand, und den Kampf nicht weiter bestehen konnte. Da aber der Streit über irdische Wissenschaft fortgesetzt wurde und ihm der Teufel Fragen über die Sternenwelt vorlegte, musste der in solchen Dingen unwissende Rittersmann verstummen. Höhnend lachte der Teufel hell auf. Ofterdingen war gerettet, Klingsor Sieger und fuhr reichbeschenkt durch die Luft wieder von dannen. Der phantastische Schluss zeigt, ganz im Geiste des frommen Mittelalters, den Gegensatz zwischen dem einfältigen alles überwindenden Glauben und dem speculativen Wissen, dem in der ihm verwandten irdischen Welt, stets der Sieg zu Theil werden wird. Ein altes lateinisches Distichon spricht diesen Gedanken eben so naiv als wahr aus:

„Viel Wissen und den Herrn nicht kennen
Muss man fürwahr Nichts wissen nennen.
Wer treu erfasset Christi Lehren
Mag and'rer Weisheit leicht entbehren." —

Richard Wagner vereinigte in einem seiner schönsten Werke, dem Tannhäuser, mit glücklichem Griffe die alte Sage vom Venusberge mit der des Wartburgkrieges, legte ein neues, dem Geiste jener Zeit nicht minder entsprechendes Motiv, den Kampf zwischen der sinnlichen unreinen und der edlen reinen Liebe unter, und stattete das Ganze mit einer trefflichen, poesievollen Musik aus. Leider kaprizirte sich nach der Schöpfung seines vielleicht noch grossartigeren Werkes des Lohengrin, der so hochbegabte Meister mehr und mehr auf den Versuch, Gedanken, also die Resultate der Reflexion, in der Sprache des Gefühls, der Musik, darlegen zu wollen. Er vergass, dass jede Kunst ihre Vorzüge, aber auch ihre Eigenthümlichkeit und desshalb ihre Gränzen habe, die man nie ungestraft überschreitet. Er vergass, dass die Musik, die allerdings der Träger, die Unterlage des Gedankens sein und ihm nach ihrer Klangfarbe entsprechen müsse, doch denselben nicht auszudrücken vermöge, weil sie sich eben aus ganz andern geistigen Elementen aufbaut. So hat er denn das hohe Königskind seinem Reiche

der Melodie, in dem es unumschränkt herrscht, entrissen, und wie Gudrun zum niedern Magddienst verurtheilt, den es, seiner Natur so völlig entgegen, nie und nimmer verrichten kann. Wir begreifen und ehren vollkommen, was Wagner erreichen will, halten aber auch an der Ueberzeugung fest, dass er es der oben angeführten unvereinbaren Gegensätze wegen, nie und nimmer erreichen kann und wird. Doch bleibt ihm immer das grosse Verdienst, statt albernen und trivialen Sujets unsere herrlichen, nationalen Dichtungen zum Gegenstande seiner Tonwerke gewählt, und eine, wieder alles überwuchernde, sinn- und schrankenlose Alleinherrschaft der Melodie durch seine Opernschöpfungen gebrochen zu haben, obgleich ihm unseres Dafürhaltens auch hier in glücklicher Vermittlung und richtigem Maasshalten unsere grossen deutschen Meister wohl hätten voranleuchten sollen. —

Das sangeskundige Franken darf sich rühmen das Vaterland noch anderer hervorragender Dichter zu sein. Da ist Wirint von Grävenberg, einem Städtchen bei Erlangen, über dessen bescheidenen Dächern noch die Reste seiner Stammburg emporragen. In dem grossen, gehaltvollen Rittergedicht Wigalois, d. i. Guy Galois (der Walliser) setzt er da, wo von der Schönheit Jeschutens die Rede ist, deren Preis auch im Parcival erklingt, dessen Verfasser das schöne Denkmal:

„Diess Lob gibt ihr Herr Wolfram,
Ein weiser Mann von Eschenbach;
Sein Herz ist ganzen Sinnes Dach
Layen Mund nie besser sprach.“

Wirint war wahrscheinlich ein Dienstmann Herzogs Otto von Meran, dessen Mord er in seiner Dichtung tief beklagt. Dann Konrad von Würzburg, der Verfasser des trojanischen Krieges, des Schwanritters und vieler kleinerer Erzählungen, den Denzinger wieder für unser Würzburg gerettet, nachdem ihn Wackernagel für Basel in Anspruch genommen. In seiner Erzählung „der Welt Lohn“ finden wir hinwieder ein schönes Lob auf Wirint:

„Sein Leben war so vollbracht,
Dass sein aufs Besste ward gedacht
In allen deutschen Landen.
Er hatte sich vor Schanden
All seine Zeit bewahrt.
Biderb war er und gut von Art,
Schön und jeder Tugend voll,
Womit vor der Welt sich soll
Ein Mann erjagen höchste Preise.

Wie uns die Bücher beweisen,
Und ich von ihm geschrieben fand,
Ward der Ritter genannt:
Herr Wirint von Grünenberg.“

Dem Frankenlande gehören auch an: Der hochgeschätzte Minnesänger Otto von Botenlauben (bei Kissingen) aus dem Henneberger Grafengeschlechte, mit seinen zahlreichen frischen Liedern. Der Jude, — wohl eine seltene Erscheinung unter den ritterlichen Dichtern! — Süsskind von Trimberg, der in Würzburg um 1218 als Arzt im Hospital zu St. Aegyd lebte, und dessen sinnvolle kurze Gedichte vom Lobe Gottes, der Vergänglichkeit der Welt:

„Wenn ich gedenke was ich war und was ich bin
Und was ich werden muss, ist all mein Freud dahin u. s. w."

in ihrer ernsten, melancholischen Weise an den Grundton des alten Testaments erinnern. Seine Art wiederklingt hie und da in dem ein Jahrhundert spätern Werke seines Landsmannes Hugo von Trimberg, des Schulmeisters zu Bamberg, welcher in der lehrhaften Dichtung „der Renner" einen Schatz volksthümlicher Weisheit niederlegte. Und stund endlich nicht auf fränkischer Erde Hans Sachsen's, Jean Paul's, Rückert's und Platen's Wiege?

Doch vermögen auch die altbayerischen Lande eine gute Anzahl ritterlicher Dichter aufzuweisen. Den Markgrafen von Hohenburg aus dem altberühmten Hause auf dem Nordgau, das unter Heinrich VI. in Sicilien elend zu Grunde ging, den Burggrafen von Riedenburg vom Geschlechte der Burggrafen von Regensburg, und den Ritter Reimann von Brennberg an der Nab, den die Bürger dieser Stadt in einer Fehde erschlugen. Den Edelherrn Hadamar von Laber, den Nachdichter Eschenbachs, am Hofe Ludwig des Strengen, und vielleicht Lehrer des unglücklichen Konradin, von dem uns ebenfalls ein paar Minnelieder erhalten sind, Heinrich von Türlin (apud portulam) aus Regensburg, den Fortsetzer des Willehalm, den bekannten Hiltebold von Schwangau, dessen Schild, der Silberschwan im rothen Felde, im Heere Leopolds von Oesterreich 1217 in Palästina leuchtete, Wernher, irrig von Tegernsee zubenannt, der nach den apokryphen Marienevangelien ein herrliches Gedicht zum Preise der Gottesmutter schrieb, Reinbot von Turne d. i. Wildthurn an der Isar, welcher im Auftrag Otto des Erlauchten und seiner Gemahlin Agnes die Legenden des heiligen Georg, des Schutzpatrons der Ritterschaft in ein grosses Epos zusammentrug. Endlich vor allen den vielberühmten Herrn Nithardt, der sich selbst von Riuwenthal (Reinthal bei Braunau) nennt. Ihn stellen Spätere unter die zwölf alten grossen Meister neben Walter und Wolfram. Er liegt im Stephansdome zu Wien. Treffend geiselt dieser Dichter das Wesen des niederbayerischen Stammes, weshalb er manchen Span mit seinen bäuerlichen Landsleuten zu bestehen hatte und den Namen des Bauernfeindes erhielt. In seinen zahlreichen Liedern schildert er die üppigen Gelage der reichen Landbewohner, ihre plumpe und täppische Nachahmung der Vornehmen, ihre ungeschickte und hoch-

müthige Putzsucht, bei der er sogar der Schleppkleider und gefärbten Wangen der Bauernweiber gedenkt, die Reihentänze, das Ballspiel, ihren protzenhaften Uebermuth, der gleich über die Schnur haut und dem ohne blutige Köpfe und zerschlagene Glieder kein Fest würdig beschlossen dünkt. Ferner hier: Wernher der Gartenaere (Maier Helmbrecht)

Das höchst gelungene Bild des Wartburgkampfes hat Echter ebenfalls in stereochromischer Weise gemalt.

115. Kaiser Ludwig der Bayer verleiht den Nürnbergern neue Rechte.

Der staatsmännische Blick Kaiser Ludwig des Bayern hatte bald erkannt, dass er an den Bürgern der Städte seine treuesten und verlässigsten Freunde habe. Während die geistlichen und weltlichen Fürsten, die es mit ihm hielten, nur durch immer neue Gerechtsame und Gaben bei ihrer Treue erhalten werden konnten, und nur zu gerne sich dahin wandten, wo ihre Dienste besser bezahlt wurden, verlangte der Bürger nichts weiter als Freiheit seiner Bewegung und Schutz vor den Plackereien des Adels, und bot ihm dafür willig seinen Reichthum und seine Faust. Wie viel beides werth war in jenen kampfbewegten und geldklemmen Zeiten hat der Kaiser gar oft erfahren.

Nürnberg war im Laufe der Jahre zur bedeutendsten Stadt im südwestlichen Deutschland herangeblüht. Nach dem Jahrhunderte vorher von den Orten seiner Umgegend die Rede gewesen, erscheint „Nuorenberc" erst 1050 als festes Schloss und bald darauf als civitas d. i. ummauerte Stadt. Die Ursache der Gründung war wohl seine Lage in Mitte des grossen Reichswaldes, und der bot auch den ersten Einwohnern ihre Erwerbszweige: Holz- und Eisenarbeit, Zeidlerei und Verarbeitung ihrer Producte. „Zum Walde sind wir gestiftet" sagten die Bürger noch zu Karl IV. Zeiten in Erkenntniss ihrer frühesten Nahrungsquelle. Und wie die ersten Bewohner gemischt waren aus bayerischen, fränkischen und slavischen Colonisten, so erhielt auch die Sprache ihr eigenes Gepräge und wollten die Nürnberger in der Zeit ihrer höchsten Blüthe weder Bayern noch Franken sein, sondern nahmen ihre eigene Nationalität in Anspruch. Ihr schnelles Emporkommen hat die Stadt den Saliern zu danken. Schon Heinrich III. verlieh ihr Zoll-, Münz- und Marktrecht. Sie hatte nicht, wie fast alle Nachbarstädte harte Kämpfe mit ihren geistlichen oder weltlichen Herren innerhalb ihrer Mauern zu bestehen und war unter ausschliesslicher, liebender Pflege der Kaiser schon lange eine Stadt des Reiches, ohne diesen besonderen Namen zu führen. So sah sie denn schon seit 1073 mehrere Hoftage des vierten Heinrichs. Im Kampfe gegen seinen unnatürlichen Sohn Heinrich V. zerstörte und verbrannte sie dieser 1105 bis auf die Burg, aber schon zu Anfang des XIII. Jahrhunderts steht sie wieder neugekräftigt und

beginnt sich mit ihren Werkstätten über die Pegnitz auf die Lorenzer Seite auszudehnen.

Zu gleicher Zeit bereitete sich eine wesentliche Besitzveränderung der Kaiser vor. Schon seit den Ottonen war Deutschland factisch ein Erbreich, und Kaisergut und Reichsdomäne flossen zusammen. Gregor VII. ermunterte die deutschen Fürsten in seinem Kampfe gegen Heinrich IV., die älteste Form des Wahlreichs wieder geltend zu machen. Das führte natürlich zu dem Bestreben des Kaisers, seine Hausmacht zu vergrössern und diess konnte nur durch Reichsgut geschehen. Als demnach Heinrich V. erbenlos verstarb, war ein grosser Theil der früher unmittelbaren Besitzungen des Reiches in den Händen seiner Günstlinge, der Hohenstaufen, der Söhne seiner Schwester Agnes. Darunter auch Nürnberg. Lothar von Sachsen, der neue Kaiser, wollte es dem Reiche wieder gewinnen, aber die Bürger hielten standhaft zu den Erben des alten Kaiserhauses, wehrten sich tapfer, und erst 1130 gelang die Wiedereroberung der Stadt. Sie hatte dess keinen Vortheil, und wäre vielleicht in Unbedeutenheit gesunken, wenn nicht mit Konrad III. das ihr so gewogene Haus der Hohenstaufen auf den deutschen Kaiserthron gestiegen und Nürnberg wieder in den unmittelbaren Besitz desselben gekommen wäre. Schon Konrad stiftet die Abtei zu St. Aegydien und unter ihm, weit mehr noch unter seinem grossen Nachfolger Friedrich I. gewinnt alles neues Leben. Grösse, Volkszahl, Erwerb und Wohlstand wachsen unter seinen Fittigen. Er nahm hier häufig seinen Aufenthalt, hielt mehrere Reichstage ab, und unter ihm beginnt die Erbauung der kaiserlichen Burg. Von der früheren, vielleicht zu klein erfundenen, vielleicht in der Belagerung theilweise zerstörten, ward nur die Capelle und wohl auch der fünfeckige, sogenannte Heidenthurm beibehalten. Dort hatte auch die Verwaltung des hohenstaufisch-kaiserlichen Gutes in Ostfranken ihren Sitz. Kein Schutzherr gebot in der Stadt, das war der Kaiser selbst, der seinen Schultheiss setzte. Mächtige Gegner sassen nicht in der Nähe und der schwächeren wusste sie sich selbst zu erwehren. So erstarkte Nürnberg immer mehr. Wichtige Rechte waren erworben, Besitz zu Besitz gefügt worden, und über Alles ertheilte Friedrich II. 1219 einen ausführlichen Bestätigungsbrief. Der Handel entfaltete sich, schon gingen Nürnberger Güter frei auf dem Maine bis Aschaffenburg, auf dem Rheine bis Worms und Speier, östlich bis Regensburg und auf der Donau bis Passau. So währte es, bis mit Konrad IV. der letzte Hohenstaufe den deutschen Thron verliess. Dessen Sohn Konradin wuchs in der Pflege seines Oheims Ludwig von Bayern auf und als er den unglücklichen Zug nach Italien zur Wiedergewinnung seines sicilischen Reiches antrat, erklärte er den Oheim, der ihm die Mittel zu jenem Zuge gegeben, zum Universalerben all seiner Besitzungen in Deutschland. Darunter zählte auch Nürnberg, da man sich gewöhnt

hatte, in der langen Zeit des Hohenstaufischen Besitzes Haus- und Reichsgut als ein Ganzes anzusehen. Aber die Stadt war schon viel zu mächtig geworden um sich noch unter die Herrschaft eines Fürsten zu beugen. Sie blieb beim Reiche; und als Rudolph von Habsburg seinem Eidam Ludwig von Bayern 1274 das Erbe Konradins bestätigt, fehlt ihr Name in dem langen Verzeichnisse der Burgen und Landschaften. Nun war Nürnberg in Wahrheit eine freie, reichsunmittelbare Stadt. Unter den ewigen Fehden des Adels wuchs seine Grösse und Selbstständigkeit. In seinen Mauern war sicherer Schutz für den ruhigen, fleissigen Bürger, der damals nur in einer geschlossenen Gemeinde, in engbegränzter Zunft zur Geltung kommen konnte, und für eine aufkeimende Industrie, welche der ungestörten Entfaltung bedurfte. Der Handel, den der Patricier neben der Landwirthschaft als die einzige seiner würdige Beschäftigung betrachtete, brachte Reichthum, verbreitete Kenntnisse und Bildung.

Dagegen erstund der Stadt allmählig ein gefährlicher Feind ihrer innern Freiheit in dem Burggrafen. Wir finden zuerst an dieser wichtigen Stelle Glieder des benachbarten hohen Adels, die Hohenlohe und die Abenberg. Am Ende des XII. Jahrhunderts kam die Reihe an Graf Konrad von Zollern und seitdem blieb dieselbe, erst ohne ausgesprochene Erblichkeit, bei diesem oberschwäbischen, wahrscheinlich durch die Hohenstaufischen Landsleute zuerst begünstigsten Hause. Erst Rudolph's von Habsburg Dankbarkeit vergalt seinem Neffen, dem Burggrafen Friedrich, der so viel zu seiner Erhebung beigetragen, diese Dienste durch die Erblichkeit jener Würde auf Söhne und Töchter, Verleihung des kaiserlichen Landgerichtes und einer Menge von Einkünften und Rechten, welche bis in das XV. Jahrhundert beständige Zwiste zwischen der Stadt und diesem Hause im Gefolge hatten und dessen jüngeren Zweig gar bald in Franken durch das Erbe der Grafen von Abenberg und der Herren von Dornberg im Unterlande, und das grosse ihm zugefallene Gebiet der Merane im Oberlande zu fürstlichem Gebiete und Ansehen gelangte. Vorerst lagen diese Zwistigkeiten noch im Keime, da all jene Rechte und Gefälle doch nur solche waren, die der Kaiser in der Stadt selbst ausübte oder bezog, und desshalb auch an die Burggrafen übertragen konnte, und da Rudolph, der die Stadt liebte und sich oft darin aufhielt, hinwieder auch ihre alten Freiheiten bestätigte. Sowohl Adolph von Nassau, der dort ein eigenes Haus besass, als Albrecht hielten zu Nürnberg ihre Hoftage, letzterer liess sogar unter grossem Gepränge 1298 seine Gemahlin Elisabeth von Görz in der St. Sebaldus Kirche krönen, und beide verbrieften die alten Rechte. Heinrich VII. verlieh der Stadt förmlich fürstliche Gewalt, indem er den Bürgern gebot, während eines Interregnums die Burg zu besetzen; ein Recht, welches Kaiser Ludwig später dahin erweiterte, dass sie Jeden,

der ihnen dessen Ausübung wehre, mit gewaffneter Hand vertreiben, und dafür Niemand Rechenschaft schuldig sein sollten. Daraufhin schlossen dann Burggraf Friedrich IV. und die Stadt nach Heinrichs Tode 1313 den Vertrag, womöglich dem künftigen deutschen König gemeinsam anzuhängen, oder wenn nicht, sich seinetwegen mindestens nicht befehden zu wollen. Ludwig von Bayern ward gewählt, beide schlossen sich an ihn, und an beiden fand er treue, ergebene Freunde.

Die zwiespältige Kaiserwahl fiel in eine Zeit, in welcher der schroffe Gegensatz zwischen Aristokratie und Demokratie, dem Adel und den Gemeinen, den Fürsten und den Städten besonders hervortrat. Es war diess ein Gegensatz der durch die ganze Weltgeschichte geht und wie in allen Staaten, die ein freies kräftiges Leben entwickelnd, nicht gleich dem Oriente, in dumpfen alle Kultur und allen Fortschritt niedertretenden Despotismus versunken waren nun auch in den germanischen Ländern zum Ausbruche kam. Dieser Gegensatz führte damals ringsumher, in Flandern und Brabant, in den alemannischen Gauen, in den Städten Oberitaliens und unter den armen Hirtenvölkern in den Alpen heftige Kämpfe herbei. Wie schon der harte Albrecht die Tendenz seines bürgerfreundlichen Vaters verliess und unter den habsburgischen Pfauenfedern, dem Symbol des Stolzes, sich die Aristokratie, die Feindin der bürgerlichen Freiheit, schaarte, so war dem entgegenstehenden Fürsten sein Platz an der Spitze des Bürgerthumes angewiesen, hätte ein Mann von Ludwigs Gesinnung und gesundem Verstande diesen nicht ohnehin gewählt. Darum empfingen die Städte jubelnd den neuen König, hatte er doch schon vor seiner Wahl seines Handelns Richtschnur gegen den feindlichen Adel bei Gamelsdorf gezeigt. Wenn „volksthümlich sein" heisst, mit den Gefühlen und Bedürfnissen der grossen Menge übereinstimmen, so war diess Ludwig wie kein anderer Fürst seiner Zeit. Sein leutseliges Wesen und seine Herablassung, besonders aber sein lebenslanger Kampf mit dem ihm so feindlichen heiligen Stuhle, der seit dem lästerlichen Leben in Avignon an sittlicher Würde tief unter ihm stund, und um alle Achtung gekommen war, machten ihn trotz des Bannstrahles dem Volke nur um werther. Darum empfing Nürnberg in ihm seinen rechtmässigen König als er 1315 den Rhein heraufkam und ward ihm immer inniger ergeben, als er von dieser Zeit an beinahe jedes Jahr länger oder kürzer in ihren Mauern wohnte und die Stadt, unter allen deutschen Königen, am öftesten zu seinem Aufenthalt wählte. Dann nahm er aber nicht in der hohen Feste seinen Sitz, sondern wohnte, recht wie ein Bürgerkönig, in deren Mitte, in einem jener stolzen, von sorglich behauenen Quadern aufgeführten Häuser, die bereits neben der im Bau begriffenen Sebalduskirche die Zierden der Stadt waren. Da hielt er Hof, entweder bei seinem „lieben Wirthe" Ulrich dem Haller, oder bei Kunz Weigel auf dem Milchmarkt, auch bei Albrecht Ebner,

dessen Behausung am Salzmarkt stand, oder, besonders in seinen letzten Jahren, bei Konrad dem Sohn des reichen Heinz Gross an der Brücke, dem reichsten Bürger der Stadt, welcher viele Jahre das Schultheissen-Amt begleitete, im pfandweisen Besitze des Zolles und der Münze war, und nur aus eigenen Mitteln, das Spital zum heiligen Geist stiftete.

Noch 1315 bestätigte er die Rechte der Stadt, und hier im Hause Ulrich Hallers wurde im Mai desselben Jahres der erste Brief ausgefertigt, der die junge Freiheit der Schweiz anerkannte, und die drei Waldstädte in des Reiches Schutz nahm. Weitaus das wichtigste für die Blüthe der Stadt geschah durch Ludwig in Hebung und Begünstigung ihres Handels. Dieser, sowie der Fleiss und die merkwürdige Geschicklichkeit seiner Bewohner in Erzeugung der vielfältigsten Manufacte hatten Nürnberg emporgebracht und einzelnen Geschlechtern bereits ein fürstliches Vermögen verschafft. Da aber der Handel doch hauptsächlich auf die Vermittlung des Austausches der Producte des Nordens und Südens sich stützte, so sank er in der kaiserlosen Zeit durch die allgemeine Unsicherheit der Strassen und begann sich erst wieder zu heben seit der energischen Handhabung des Landfriedens durch Kaiser Rudolph. Zu ungewohnter Ausdehnung aber gedieh er, als der grosse Verkehr anfing die kürzeste Richtung durch die Mitte von Deutschland zu nehmen. Alle die Erzeugnisse des italischen und byzantinischen Kunstfleisses, die kostbaren Gewürze und Spezereien des Orients vereinigten sich in Venedig und nahmen von da durch Tyrol ihren Weg nach Augsburg und Nürnberg. Letzteres, recht wie zum Stapelplatze in Mitte Deutschlands ausersehen, liess dann ungeheuere Lieferungen in das nördliche Europa abgehen. Es stund, obwohl kein Glied der Hansa, im lebhaften Verkehr mit diesem mächtigen Bunde norddeutscher und rheinischer Städte, welche dagegen ihre nordischen Waaren über Nürnberg vermittelten. Regensburg sank, Augsburg und Nürnberg stiegen, und damals mag der Spruch: „Nürnberger Hand geht durch alle Land“ aufgekommen sein.

Mit diesem Speditions-Geschäfte war der Vertrieb der eigenen Erzeugnisse eng verbunden. Zeichneten sich andere Städte dnrch hervorragende einzelne Manufacte aus, erreichte z. B. keine die Vortrefflicheit der Regensburger Purpurfärber oder der Augsburger Weber, so fand sich doch nur in dem einzigen Nürnberg ein allgemeiner Inbegriff von Fabriken, und alles, was bald darauf zur höchsten Vollendung ausgebildet erscheint, blühte schon damals in dieser Stadt. Die Kunst der feinen Tuchmacherei holten sich die gewandten Meister aus den Niederlanden; damit Hand in Hand ging die Gewandschneiderei, gingen die Gewerke der Loderer, Färber, Tuchscheerer und Walker. Schon im Anfange des XIV. Jahrhunderts finden wir stattliche Verzeichnisse von Blecharbeitern und Flaschnern, von Messerschmieden, Messing-

schlägern und Glockengiessern kurz aller Gattungen von Metallarbeitern, die durch die Theilung der Arbeit in grosse Genossenschaften verbunden, aber nicht, dem innersten Wesen des Deutschen entgegen, in Fabrikgebäuden vereinigt, ihre Producte bald zur höchsten Vollendung brachten und durch fabelhaft billige Preise jeden Markt gewannen. Die Pergamentbereitung hatte einen hohen Aufschwung genommen;*) kurz was der gewinnlustige Kaufmann in der Fremde sah, wusste er mit Geschick auf seinen heimischen Boden zu verpflanzen wo es die fündigen Köpfe der Zunftgenossen gar bald verbessert hatten, und ihm mit feinem Geschmack einen gewissen zierlichen und kunstmässigen Anstrich zu geben wussten.

All diesen Bemühungen griff nun der Kaiser so weit es an ihm lag kräftig unter die Arme, und wie oft mochte er sich, aus den Fenstern seiner Wohnung blickend an dem regen Gewühl der kaufmännischen Thätigkeit in den schon zu seiner Zeit gepflasterten Strassen erfreut haben? Aus dem Jahre 1318 stammt die Verleihung einer neuen Marktfreiheit, aus der die spätere Ostermesse entstund. Noch bedeutender sind die nach dem Mühldorfer Siege 1322 der Stadt ertheilten Freiheiten, welche sie gegen jede willkührliche Ausübung des verpfändeten Schultheissenamtes sicher stellten, und ihr die eigene Criminalrechtspflege anvertrauen. So folgten sich von Jahr zu Jahr neue Gnadenbezeigungen, bis der Kaiser 1332 der Stadt das wichtigste ihrer Privilegien, die Zoll- und Handelsfreiheit in den meisten Städten am Rheine, in den Niederlanden, durch ganz Alemannien, Burgund, Franken, Bayern und Niedersachsen und dem Königreiche Arelet verleiht. Dafür musste Jeder, der mit seinen Waaren zuerst an einen dieser befreundeten Orte kam, der Obrigkeit als Symbol ein Pfund Pfeffer, und ein paar Handschuhe an einem weissen Stäbchen überreichen.**) Auch der Abgabe für das Geleite wurde Nürnberg entledigt, blieb aber seiner Wohlthat theilhaftig. Nicht minder hob der Kaiser das so gefährliche Asylrecht der Burg und einiger Klöster für Diebe und Mörder auf, und verbriefte der Stadt, dass er sie nie in Pfandschaft geben wolle.

So hatte Nürnberg nicht den geringsten Theil seines Wohlstandes der Fürsorge Ludwig des Bayern zu danken, hat ihm aber auch dafür unverbrüchlich Treue bewahrt. Diese Treue erstreckte sich, besonders bei der demokratischen Parthei, auch noch auf seinen ältesten Sohn Ludwig den Brandenburger, während die Patricier sich dem Luxem-

*) Noch bis zu ihrer letzten Stunde fertigte die Republik nicht blos Urkunden, sondern alle Briefe an hochstehende Personen auf dem schönsten Pergamente aus.

**) Auf diesen Gebrauch bezieht sich ein noch in Nürnberg vorhandener Denkstein, dessen Abguss im National-Museum zu sehen ist, welches auch Handschuhe und Stäbchen aufbewahrt, die bei einer solchen Huldigung übergeben worden.

burger Karl IV. zuneigten, der denn auch stets ein Patron der aristokratischen Parthei blieb. Im Mai des Jahres 1347 sah der Kaiser sein liebes Nürnberg zum Letztenmale; fünf Monate später ereilte ihn der Tod.

Das wohlgelungene Bild der Privilegienverleihung durch Ludwig hat Rothbart, ein geborner Nürnberger, mit aller Liebe gemalt. Der Kaiser ist Porträt.

116. Kaiser Karl IV. stellt zu Nürnberg die Herrschaft der Geschlechter wieder her und gestattet das sogenannte Schönbartlaufen. 1350.

Der Kampf zwischen Besitz und Handarbeit, zwischen der Aristokratie und Demokratie, welcher schon die Republiken des Alterthums so oft bis auf den Grund erschütterte, erhob sich auch in den Städten des Mittelalters, als der Bürger mehr und mehr zum Bewusstsein seiner intelligenten und materiellen Kraft gekommen. Die bisherigen Hörigkeitsverhältnisse und die erlangte Bedeutsamkeit im Staatsleben waren miteinander unverträglich geworden. Dass Nürnberg, damals eine der mächtigsten und blühendsten Städte des deutschen Vaterlandes, von jenen Kämpfen nicht verschont geblieben, ist um so begreiflicher, wenn man bedenkt, dass sein Flor ja eben hauptsächlich auf der Arbeit seiner Kleinmeister beruhte, und dass gerade hier der unkluge Hochmuth der Patricier ganz besonders strebte, den zünftigen Mann in der alten Abhängigkeit zu erhalten. Aeusseren Ausdruck fanden aber diese Gegensätze, als sich in dem Kampfe zwischen Karl IV. und Günther von Schwarzburg um die deutsche Krone, auch die Bürgerschaft Nürnbergs wie das ganze Reich in zwei Partheien spaltete. Die Patricier, also die Regierung der Stadt, stunden auf Seite des Böhmenkönigs, die Zünfte auf jener des Schwarzburgers. So kam es 1349 zum blutigen Kampfe innerhalb der Mauern. An der Spitze der Volkspartei stunden Pfauentritt und Gaisbart. Sie vertrieben den Rath, und die Zünfte rissen das Regiment an sich. Als sie aber Karls Vogt Konrad von Heideck gefangen nehmen wollten, liess dieser alle Nürnberger, die gegen ihn ausgezogen waren und in seine Gewalt fielen, aufhängen; sie hatten ihm Gleiches zugedacht. Noch in demselben Jahre starb jedoch Günther, und nun wandte sich das Blatt. Karl suchte die Stadt mit aller Strenge heim, bestrafte und vertrieb die Zünfte von der Herrschaft, und setzte den alten Rath wieder ein.

Da war es nun, dass er den Metzgern und Messerern (den heutigen sogenannten Russigen), welche aus Jenen allein dem Rathe treu geblieben, das Recht verlieh, jährlich besondere Fastnachtspiele und vermummte Umzüge zu halten. Diess ist der Ursprung des berühmten

Schönbartlaufens zu Nürnberg; Schönbart oder Schempert heisst aber noch heute dort und weitum in Franken eine Gesichtsmaske, zuweilen auch das Gesicht selbst, und hat sich das Spiel nur mit seltener Unterbrechung vom Jahre 1350 bis 1539 erhalten.

Einem oder zwei Hauptleuten, zumeist aus patricischen Familien, wurde die Leitung des Festes übertragen. Der grosse Zug, manchmal viele Hunderte von Theilnehmern zählend, und vom Zunfthause der Metzger unterhalb der Veste ausgehend, ward von den Pikelhäringen eröffnet, die mit Kolben und Pritschen Platz machten. Ihnen folgten Reiter, welche Nüsse, Aepfel und mit Rosenwasser gefüllte Eier, zuweilen aber auch minder angenehme Dinge unter die Zuschauer warfen; dann folgte der eigentliche Zug der Schönbartläufer, die phantastisch, meistens gleich gekleidet, Fahnen, stumpfe Beile und Schwerter schwingend, einen Tanz aufführten, bei dem sie sich gegenseitig an ledernen Würsten hielten. So bewegte sich die Menge nach dem Rathhause und von da nach dem Heilsbronner Hofe in dessen weitem Raume dann die eigentlichen Spiele begannen, deren hauptsächlichste, dem kriegerischen und tapfern Sinne unsrer Vorfahren entsprechend, in gewandten und sicher ausgeführten Waffentänzen und Scheinkämpfen bestunden, in welchen die Metzger ihre blitzenden Beile, die Messerer ihre Schwerter schwangen, hoch in die Luft warfen, und kunstgerecht wieder auffingen. Auch possenhafte und allegorische Darstellungen fanden statt, einfach und unstudiert, handgreiflich und derb, aber in jener aufgeweckten und leicht erregbaren Zeit hinreichend, um Darsteller und Zuschauer zur ausgelassensten Fröhlichkeit hinzureissen. Da wurde einmal von den Metzgern ein langer, buntbemalter Balken mitgefahren, um den sich eine sechzig Ellen lange, mit Blumen geschmückte Wurst schlang, und auf dem, zum Jubel des Volkes kleine Ferkel, an farbigen Bändern festgehalten, herumsprangen. Ein andermal bewegte sich ein riesiges Schiff auf versteckten Rädern im Zuge, besetzt mit scheusslich bemalten Teufeln und allerlei Thiermasken*), aber auch mit Doctoren und Schwarzkünstlern. Vom Herold aufgefordert, von Kriegsknechten angegriffen, vertheidigte es sich tapfer mit Aepfeln, Nüssen und zierlich ausgeschnittenen weissen Rüben und schleuderte aus grossen Spritzen wohlriechendes Wasser unter die herandringenden Feinde. Da kam einmal ein Riese, welcher Kinder frass, ein andermal ein hässliches Ungethüm, das alte Weiber fing und in seinen Käfig sperrte; oder ein Backofen in dem Narren gebraten wurden, oder eine Mühle, aus der alte Weiber verjüngt hervorgingen; auch ein Vogelheerd, auf dem Frauen alte und junge Männer in Narrenkleidung mit allerlei verfänglichem Köder zu fangen wussten. — Wahrscheinlich wurden auch die einfachen Possen der ältern Meister-

*) Das germanische Museum in Nürnberg hat mehrere derselben aufbewahrt.

sänger, besonders Hanns Rosenpluets, des Schnepperers, bei dieser Gelegenheit zur Darstellung gebracht.

Als die Reformation Boden gewonnen, erschienen die im Sinne der Zeit natürlich derb genug gehaltenen, confessionellen Satyren und man kann sich wohl denken, mit welchem schallenden Gelächter und Jubel eine Galeere aufgenommen wurde auf der lauter Mönche und Nönnlein, in bedeutungsvollen Paaren angeschmiedet rudern mussten oder eine Donnerbüchse grössten Kalibers, die Schuss für Schuss einen dicken Mönch in die Luft schnellte.

Alle diese Darstellungen fanden auf einem grossen Gerüste statt, welches mitgefahren wurde, die Hölle hiess und gewissermassen den Mittelpunkt des Festes bildete. Dieses war inzwischen immer glänzender geworden, da der stolze und wohlhabende Adel bald anfing, sich dabei zu betheiligen. So veranstaltete dieser einmal ein grosses Stechen auf Schlitten, ein andermal liefen wahrscheinlich zu Ehren Merkurs, des Schutzgottes der Stadt, einhundert und fünf und dreissig aus den Geschlechtern ganz in weissen Atlas gekleidet mit goldnen Stäben in den Händen und goldnen Flügeln an den Fersen und den weissen Atlashüten. Ein besonders prächtiger Einzug des türkischen Kaisers, an dem viele eben in Nürnberg anwesende, reiche Wallonen theilnahmen, führte aber zu einem heftigen Kampfe zwischen dem Adel und den Gewerken, den der Rath nur mit Mühe zu schlichten vermochte.

So dauerte das heitere Fest beinahe zwei Jahrhunderte hindurch und noch lange wäre vielleicht dem Volke seine harmlose Freude unverkümmert geblieben, wenn es sich begnügt hätte, seinen Witz nur an armen Mönchen und Nonnen zu üben. Als jedoch den Schönbartläufern der unglückliche Gedanke kam, ihr Müthchen an einem der gestrengen Herrn Prädikanten zu kühlen, da ward dem lustigen Treiben bald ein Ende gemacht. Der zelotische Andreas Osiander stund in den dreissiger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts im Dienste der Stadt, eiferte in Wort und Schrift gegen jede Volksbelustigung, und vorzüglich gegen die sündhafte und heidnische Mummerei des Schönbarts. Das durfte natürlich nicht ungestraft bleiben und so erschien denn im Jahre 1539 auf der Hölle ein Schiff worin Osiander zum Leben getroffen stund, heftig perorirend und statt der Bibel ein Brettspiel schwingend; ihm zur Seite ein Doktor und ein Schalksnarr. Der Prediger beklagte sich bei dem Rathe, die Uebelthäter wanderten in den Thurm, der Schönbart dieses Jahres blieb der Letzte.

Dem Künstler ist es unsers Dafürhaltens gelungen, mit grosser Treue das heitere, derblustige Treiben dieses Festes darzustellen. Von der Burg herab windet sich der Zug gegen das Rathhaus, und auf dem Throne vor demselben sitzt der Kaiser, dem neueingesetzten Rathe und den Aeltesten der beiden treugebliebenen Zünfte die Privilegien ver-

leihend. Karls Porträt ist genau nach dem in Prag erhaltenen Denkmal und nach den Beschreibungen, die uns die gleichzeitigen Chroniken von ihm entworfen haben.

Gemalt ist das Bild in Fresko von Schwoiser.

117. Zwölfhundert Bürger von Würzburg fallen in Vertheidigung ihrer Reichsfreiheit auf dem Kirchhof von Bergtheim. 1400.

Weitaus in den meisten deutschen Bischofstädten des Mittelalters begegnen wir den Bemühungen der geistlichen Fürsten, sich der Herrschaft über ihre Bürger zu bemächtigen, und hinwieder den energischen Anstrengungen dieser, sich derselben zu erwehren und allmählig ihre völlige Reichsfreiheit zu erringen. Die Bürger der mächtigen, reichen und lebenskräftigen Hauptstadt des Frankenlandes, längst der Hörigkeit entwachsen, muthig und freisinnig, zeigten bei jeder Gelegenheit ihre entschieden ghibellinische Gesinnung. Mit Heinrich IV., mit den Hohenstaufen stunden sie in den freundschaftlichsten Beziehungen, mehrmals trieben sie die den Kaisern feindseligen Bischöfe und Cleriker aus ihren Mauern, manche harte Belagerung erduldeten sie in ihrem Interesse, und es war weder ihr Wille noch ihre Schuld, dass Friedrichs II. Gegenkönig, Heinrich Raspe, beinahe unter den Mauern Würzburgs, zu Veitshöchheim auf den Schild gehoben wurde. Gleich fest hielten sie in den Zeiten des unseligen Interregnums zum Reiche. Würzburg wurde eines der thätigsten Glieder des rheinischen Städtebundes, gestiftet um wieder Ordnung in dem zerrütteten Reiche herzustellen. Auch mit dem bürgerfreundlichen Ludwig von Bayern stund die Stadt im bessten Vernehmen. Dass bei dieser unwandelbaren ghibellinischen Richtung kein dauernder Friede mit dem Bischof und seinem Capitel bestehen konnte, ist begreiflich.

Unter Hermann von Lobdaburg zwangen die Bürger, weil der Bischof sie wegen ihrer Treue an den Hohenstaufen Konrad IV. mit dem Banne belegt, die Geistlichen gleiche Lasten mit ihnen zu tragen, ja selbst den Wachtdienst erliessen sie ihnen nicht. Dem abzuhelfen rief der Bischof seine Ritter heimlich in die Stadt. Die erschienen, aber plötzlich auch die Bürger in Waffen. Hinter den Edlen schloss sich das eiserne Brückenthor, die Würzburger warfen sich auf die Ueberraschten, Viele wurden erschlagen, von den Rossen gerissen und in den Main gestürzt, die Uebrigen zu Gefangenen gemacht. Jetzt stürmten sie zum „Saal“ wo der Bischof zitternd des Ausgangs harrte. Auch er sollte seinen Tod im Strome finden. Als aber der Greis versprach, sein Leben mit der Uebergabe des Schlosses zu lösen, banden sie ihn auf eine Hürde und schleppten ihn zum Frauenberge hinan. Doch oben wurden sie überlistet. Die Burghüter Otto von Wolfskeel und Reinhold

von der eisernen Hose wollten nicht eher unterhandeln, es sei denn der Bischof in Freiheit. Und als er's war, rissen sie ihn in das Schloss hinein und verjagten die Empörer, die nun ihre Wuth an den Klöstern und Domherrnhöfen ausliessen. Das geschah 1250 und erinnert in seiner Wildheit ganz an die Strassenkämpfe der lombardischen Städte. Fünfzehn Jahre später versuchte es Bischof Eiring von Rheinstein die Zünfte aufzulösen, gestützt auf Heinrich VII. Beschluss, der schon auf dem Wormser Reichstage 1231 gefasst worden war. Wie ein Mann erhoben sich die Zunftgenossen, besetzten die Thore und Thürme der Stadt und warfen Bollwerke und Schanzen gegen ihre Zwingburg auf. Zu dem sauren Geschäfte bedurfte es des Labetrunkes, und den mussten die Keller der Stiftsherrn liefern, deren Häuser nebenbei geplündert wurden. Während aber die unten zechten und plünderten, sammelten sich oben auf der Veste die Verbündeten des Bischofs. Die von Hohenlohe und Brauneck vermittelten endlich den Streit, wobei auch das von Alexander IV. ertheilte Privilegium, dass ohne ausdrückliche Genehmigung des Pabstes weder ein einzelner Bürger noch die ganze Gemeinde von irgend Jemand mit Bann oder Interdict belegt werden dürfe, aufs neue anerkannt wurde. Gleich im folgenden Jahre finden wir die streitbaren Würzburger unter dem noch heute vorhandenen Banner des heiligen Cyriakus abermals im Kampfe. Diessmal aber auf Seite ihres Bischofs, dem sie unter Führung des Domdechants Berthold von Sternberg den Sieg bei Kitzingen über die Grafen von Henneberg und Kastell erfechten helfen. Zu dem hielten sie auch treulich als er Bischof geworden, wofür er ihnen aus Dankbarkeit den Fortbestand ihrer Zünfte und Privilegien gewährleistet. Als aber 1286 die Bürger verlangen, dass auch, wie billig, die Stiftsherren von ihrer liegenden Habe Abgaben bezahlen sollten, verhängt er, trotz des Privilegiums, Bann und Interdict über die Stadt. Dadurch geriethen Jene, die ohne Messe und Sakramente nicht leben wollten, in solche Wuth, dass sie erst die Geistlichen mit Schlägen zur Messe und dann aus der Stadt trieben. Nur die Bettelmönche blieben und spendeten vor wie nach die heiligen Sakramente. Trat diessmal auch Kaiser Rudolph in's Mittel, so begann der Zwist bald von neuem und ward so heftig, dass König Adolph die Stadt selbst in des Reiches Acht erklären musste, die erst Albrecht wieder löste. 1307 wäre der Marienberg beinahe in die Hände des Volkes gefallen, welches heftig erbittert darüber, dass die Hofdiener mehrere Häcker ungestraft erschlagen, ihn nächtlich zu überrumpeln gedachten. Fahrende Dirnen, die sich zum Fastnachttanz auf die Veste begeben, warnten die oben, sie unternahmen bewaffnet bei hellem Fackelschein einen Ausfall, verjagten die zum Sturme gerüsteten Häcker und machten Viele derselben nieder. Besonders heftig entbrannte der Streit unter Albrecht von Hohenlohe 1354, der den Bürgern förmlich Fehde an-

kündigte, ihre Häuser und Mühlen rings um die Stadt niederbrannte und die Weinberge verwüstete; wogegen sich jene durch Plünderung und Zerstörung der geistlichen Höfe in der Stadt und der Klöster Himmelspforten und Frauenzell rächten.

So reihte sich das ganze XIV. Jahrhundert hindurch Span an Span. Ward auch äusserlich Friede geschlossen, so vermochte er doch den tiefgewurzelten Hass nicht auszurotten, der durch Uebergriffe von beiden Seiten geweckt, alsbald wieder in hellen Flammen aufloderte. Unter Gerhardt von Schwarzburg kam es zum Nachtheil der Würzburger, zur blutigen Entscheidung. Der war ein strenger, aristokratischer und gewaltthätiger, dabei aber auf Förderung der Kirchenzucht und der Wissenschaft bedachter Fürst. Nachdem er, seiner Gewaltthätigkeit wegen, von seinem frühern Sitze zu Naumburg verjagt worden war, wurde er jetzt von Karl IV. und Gregor IX. dem Capitel gegen dessen Erwählten aufgedrängt, vom Stiftsadel hingegen, als ein Mann von so entschieden autokratischer Gesinnung und, wie sie, ein Feind des aufstrebenden Bürgerthumes, freudigst begrüsst. An der Spitze eines stattlichen Heeres setzte er sich nach manchem Kampfe in den Besitz des Stiftes und der Stadt, die ihm endlich huldigte. Der Friede war jedoch von keiner Dauer. Bald erfolgten wieder, angestiftet durch böse Buben, und vollführt von einem turbulanten zügellosen Pöbel, die altgewohnten Ueberfälle und Plünderungen der geistlichen Häuser. Des Bischofs strenges Sittengebot an seine Geistlichen und ein Lied, das um jene Zeit aufkam und die radikale Stimmung des Volkes kennzeichnet, mögen die Ursachen wohl enthüllen. Da heisst es:

„Der Pfaffen wollen wir sein entladen,
Denn die Mönch' und Pfaffen
Haben ja sonst nichts zu schaffen
Als mit Weiben.
Wir wollen sie aus den Klöstern treiben
Und daraus nehmen all ihr Gut,
So mögen wir werden wohlgemuth."

„Der Edlen wollen wir sein entladen" u. s. f.

Da sich der Rath zu schwach erwies, dem Unfug zu steuern, so forderte Gerhardt die anfangs gewährten Schlüssel der Thürme und Thore wieder aus dessen Händen und erliess ein neues scharfes Verbot gegen die Zünfte. Dadurch ward aber wieder ihr Stolz gereizt und sie weigerten den Gehorsam. Auf des Bischofs Klage erfolgte der Achtspruch des Kaisers. Desshalb und weil Gerhardt einen neuen Zoll auflegte, kam es abermals zum offenen Kampfe. Der ward 1374 durch einen Vertrag wieder beigelegt, und es ist wahrlich ein Sonnenstrahl in diese finstere Nacht immerwährender blutiger Fehden, und zeugt von der unverwüstlichen Religiosität des Volkes, dass die wenigen Friedens-

jahre die nun kamen, einträchtig von dem Bischof und den Bürgern zur Ehre Gottes durch Frrichtung der schönsten Bauzierde Würzburgs, der herrlichen gothischen Marienkapelle, verwendet wurden, zu welcher Gerhardt 1377 den Grundstein legte.

Auch diessmal währte die Eintracht nicht lange. Durch die grossen Geldaufnahmen seiner Vorfahren, welche ausser dem Marienberge und der Stadt Würzburg fast alle Städte, Schlösser und Ortschaften ganz oder theilweise verpfändet hatten war das Stift so mit Zinsen überlastet, und durch die steten Fehden des kriegerischen Gerhardt so tief verschuldet worden, dass dem Bischof zu seinem jährlichen Unterhalte kaum 200 fl. übrig blieben. Ein solcher Zustand nöthigte zu immer drückendern Steuern, aber diese zu zahlen, verweigerten die Bürger entschieden. Und als Gerhardt desshalb ihren erst von Bonifaz IX. theuer erkauften Privilegien entgegen, zu dem alten Mittel des Interdicts griff, entbrannte am Pfingsttage 1397 wiederholt ein heftiger Aufstand. Die Sturmglocken ertönten, Alles rannte mit Waffen herbei, die widerstrebenden Geistlichen wurden schwer misshandelt und mit dem Tode bedroht. Und wie vom heftigsten Winde umhergejagt, loderte diessmal die Flamme im ganzen Stifte empor. Zehn Städte; Hassfurth, Karlstadt, Gerolzhofen, Neustadt, Königshofen, Ebern, Melrichstadt, Sesslach, Meiningen und Schwarzach verbanden sich mit Würzburg eidlich zum bewaffneten Widerstande gegen die Gewaltschritte des Bischofs. Sie riefen Wenzels Hilfe an, der seinen Burggrafen von Elbogen, Borzivoy von Swinar sandte. Durch ihn erwarben sieben von ihnen um grosse Summen von dem immer geldbedürftigen Könige die Reichsfreiheit. Sie nannten sich von nun an Bürger des Reiches, und als Wenzel bald darauf nach Würzburg kam, empfingen ihn die Bürger mit grossem Jubel und Ehrengepränge, leisteten ihm öffentliche Huldigung und liessen von ihrem Rathhause, von allen Stadtthürmen die Banner mit dem Reichsadler wehen, zum Zeichen, dass sie jetzt gefreit, zum Reiche gehörten. Ihr höchster Wunsch war erfüllt.

Das erschien als ein offenbares Attentat gegen die Fürsten und den Adel, und dagegen galt es mit aller Macht zu rüsten. Durch Verpfändung des wichtigen Kitzingens gewann Gerhardt den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, den nachmaligen ersten Kurfürsten von Brandenburg. Um seine Fahnen sammelten sich der immer kampflustige Ludwig der Gebartete von Ingolstadt und die meisten der fränkischen Ritter und Herren. Als der wetterwendische Wenzel solchen Ernst sah, liess er, auch von den Kurfürsten bedroht, die Städte im Stich, wies sie an ihren alten Herrn und befahl ihnen ihren Bund aufzulösen, wogegen Steuer und Interdict, die Quellen des Zwistes aufgehoben werden sollten. Der Friede scheiterte an des Bischofs Forderung, die Rädelsführer von demselben auszuschliessen. Ebern und Meiningen sagten

sich zwar vom Bunde los, die Uebrigen dagegen rüsteten ihrerseits nur um so energischer. Viele Adelige aus der Wetterau, Hessen und dem Fuldischen, darunter die Hutten, die Tann, die Steinau und vor allen der gefürchtete alte Dietz von Thüngen, des Bischofs besonderen Feind der ihm den Reussenberg zerstört, und von dem es im Liede heisst: „Er brächt in einer halben Nacht 3000 Mann und 350 Wägen auf" traten in der Städte Sold. Auf Gerhardts Seite stunden neben den oben Genannten noch die Grafen von Schwarzburg und Henneberg und später selbst der Erzbischof Johann von Mainz. Im August 1399 rückte das ganze Heer vor Hassfurth, dessen Bürger des Bischofs Stadt Eltmann niedergebrannt hatten. Sieben Wochen lagen sie vor dem Städtchen und bei einem der vielen Ausfälle wäre beinahe Herzog Ludwig in die Hände der Bürger gefallen, welche viele seines Gefolges wegfingen. Erst Ende September zogen sie unverrichteter Dinge wieder ab. Nicht besser gelangen die Angriffe auf Gerolzhofen und Königshofen, wo sich überall die Bürger mannhaft wehrten. Dagegen holten sich auch die Würzburger an den Mauern des Marienbergs in oft wiederholten Stürmen nur blutige Köpfe. Wieder kamen Vertrauensmänner des Capitels und der Städte in Schweinfurt zusammen, um endlich dem Blutvergiessen und Verwüsten Einhalt zu thun. Da trat ein Ereigniss ein, das jeden Vergleich überflüssig machte.

In Würzburg hatte die Lage der Dinge von Tag zu Tag eine schlimmere Wendung genommen. Rings umher waren die festen Schlösser von feindlicher Besatzung angefüllt, welche jede Zufuhr abschnitten. So trat denn in den Mauern der Stadt, deren gewöhnliche Bevölkerung noch durch die Hülfsschaaren der verbündeten Städte und die zahlreichen Söldner vermehrt worden war, bald Mangel ein. Nun befanden sich aber auf dem hohen ummauerten Kirchhofe des nur ein paar Stunden entfernten Dorfes Berchtheim*) grosse Schüttböden, in denen die Stiftsherren ihr Zehentgetreide aufgespeichert hatten. Gegen den Willen des Rathes beschloss man, sie durch raschen Ueberfall zu leeren. Aber ehe noch der Ueberfall erfolgte, war schon der Bischof, der sich im nahen Schlosse Werneck aufhielt, gewarnt worden, sammelte seine Reisigen, verstärkte die Besatzung von Berchtheim und bot den Stiftsadel zum raschen Zuzuge auf.

In der mondlosen, nur durch die frische, weithin gebreitete Schneedecke erhellten Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1400, einem Sonntage, zogen in aller Stille aus den Thoren von Würzburg mehr denn 3000 gerüstete Männer unter ihnen eine aus den adeligen Söldnern gebildete Reiterschaar von 400 Pferden. Das neue Banner der Stadt mit dem Reichsadler trug der Bürger Braun von Gerolzhofen. Noch vor dem

*) Hart westlich an der Eisenbahn von Schweinfurt nach Würzburg.

Einbruch der Morgendämmerung langten sie in Berchtheim an und schritten sogleich zum Angriff. So wacker sich die Besatzung des Kirchhofs auch wehrte, der Uebermacht konnte sie nicht widerstehen. Er wurde auf allen Seiten erstiegen und die meisten Vertheidiger niedergemacht. Mittlerweile war es Tag geworden und von den Vorwachen erscholl der Ruf, dass von Werneck über den Sichelberg her ein mächtiger Reiterhaufe sich nahe. Nur ein kleiner Rest der Städtischen blieb im Kirchhofe, die Uebrigen rückten den Feinden wohlgeordnet entgegen. Diese befehligte der Domprobst Johann von Egloffstein, der Nachfolger Gerhardts im Bisthume, dann die Domherren Jakob von Thünfeld, Burkhardt von Seckendorf und Balthasar von Massbach. Die Reiter, über 600 Rosse, führten die Ritter Hanns Lemplein, Berndt von Sauensheim, Wilhelm von Schaumberg und Dietrich Fuchs. Fussvolk zählten die Bischöflichen wenig. Desshalb sass, wahrscheinlich zum Sturme auf den Kirchhof, ein Theil der Reisigen ab. Als sie die Städter erblickten erfolgte ungesäumt der Angriff. Ueber ihren Häuptern wehte in der Hand Karls von Helbe das bischöfliche Panier, neben ihm ein zweites, welches die Namen und Wappen der Adelsgeschlechter zeigte, die mit in diesen Streit gezogen. Um beide zunächst die vor dem Beginn der Schlacht zu Rittern geschlagenen, ein Lenplein, ein Zoller, ein Truchsess, zwei Grumbach und ein Wolfskeel. Sonst überliefert uns eine alte Aufzeichnung als Theilnehmer die Namen fast aller noch blühender Adelsgeschlechter des untern Frankenlandes und vieler ausgestorbener, vier und fünfzig an der Zahl, meist in der Gesammtheit ihrer wehrhaften Männer. Tapfer schlugen sich die Bürger, die gar wohl wussten, dass es hier ihr Höchstes, die Freiheit galt, und zwangen auch, trotz ihrer schlechten Bewaffnung, über welche sich ein gleichzeitiger, aristokratisch gesinnter Nürnberger Chronist in schlechten Witzen ergeht, die bischöflichen Reiter zur — wirklichen oder verstellten — Flucht. Siegestrunken und unvorsichtig stürmten sie nach, als sich plötzlich die mit vier und sechzig Helmen aus dem Baunachgrunde gekommenen Ritter auf die Flanke der in Unordnung nachdrängenden Bürger warfen, ihre Reihen vollends zerrissen, und ein furchtbares Blutbad anrichteten. In demselben Augenblicke wandten sich auch die Verfolgten und so war bald die gänzliche Niederlage der Städtischen entschieden. Die Blüthe der Bürgerschaft Würzburgs und der verbündeten Städte, an 1200 Mann, färbte weit umher den Schnee mit dem Purpur ihres Herzblutes. An 400 wurden gefangen. Was übrig blieb floh vereint mit der Besatzung des Kirchhofes, welche vorerst noch die gefüllten Scheunen in Brand steckte. Auf den Feldern von Berchtheim hatte die junge Reichsfreiheit Würzburgs ihr Grab gefunden.

Unter den Gefangenen befanden sich zwei von der Tann, drei Hutten, ein Steinau, vier Trübenbach und noch mehr andere Adelige.

Auf Seite des bischöflichen Heeres waren gleich beim ersten Angriffe ein Seckendorf, ein Truchsess von Wetzhausen und ein Stettenberg, sowie eine grosse Anzahl von Knechten geblieben.

Einer Abordnung von Stiftsgeistlichen und Bürgern Rothenburgs sagte der Bischof Gnade für die Stadt zu, und am 3. Tage nach der Schlacht hielt er seinen Einzug in das tiefgedemüthigte Würzburg. Statt der trotzig blickenden Reihen von ein paar Tausend kräftiger, wohlbewehrter Männer hatte sich jetzt gnadeflehend nnd demüthig huldigend ein Häuflein von 300 zu seinem Empfange aufgestellt, meist Greise und arme verkommene Leute. Am folgenden Tage begann das Gericht über die Gefangenen. Die Adeligen und die Eidgenossen der Städte mussten sich nach Vermögen lösen, erstere des Bischofs Lehenmänner werden und Urfehde schwören. Die Hauptleute der Aufrührer wurden theils enthauptet, theils im Maine ertränkt, vier Mitglieder des untern Rathes aber, nämlich der Schultheiss Hanns Waibler, Jakob vom Löwen, Seifrid vom Rebstock zur Rehhecke und Hanns von Erdfurt sämmtlich aus den Geschlechtern, wurden als Rädelsführer zum Richtplatz geschleift, geviertheilt und die Theile an den Stadtthoren aufgehängt. Die andern Gefangenen nach geringern Leibes- und Geldstrafen wieder entlassen. Die Bundesstädte vertrugen sich nach und nach mit dem Bischof. Aber der kriegerische Gerhard überlebte seinen Triumph nicht lange; neun Monate später ward seine Leiche im Dome eingesenkt.

Der Unglückstag bei Berchtheim hatte den Trotz der übermüthigen Stadt gründlich gebrochen. Doch in den Herzen der Bürger war die Erinnerung an die einstige Grösse und Macht nicht erstorben, und vier Menschenalter später versuchten die Würzburger auf's neue, sich der Gewalt ihres Bischofs zu entledigen; im Bauernkriege. Sie unterlagen abermals und mussten ihr Beginnen noch weit blutiger büssen.

Das Bild ist von Sporer gemalt.

118. Johann Capistran predigt 1452 zu Nürnberg gegen den Luxus.

Das Mittelalter war, im Guten wie im Schlimmen, die Zeit der starken Gefühle, der alles besiegenden Entschlüsse, wie der heftigsten, wild hervorbrechenden Leidenschaften. Die häufigen Thränen und Seufzer kraftvoller Männer, welche, uns jetzt so befremdend, in den Chroniken gemeldet werden, und die heutzutage nur noch als rhetorische, nicht immer geschmackvoll angebrachte Blumen im römischen Curialstyle und in den Hirtenbriefen figuriren, sind damals wirklich geweint worden, rangen sich damals wirklich aus tiefster Brust empor. Besonders wenn es den Erwerb der himmlischen Güter galt, trat in den Massen eine Willenskraft zu Tage, die in unserer blasirten Zeit in jener Richtung nur mehr vereinzelt sich geltend macht. Scheint es doch, dass jetzt allein die Befriedigung des

Ehrgeizes oder die wilde Jagd nach irdischen Gütern den Scharfsinn und die Willenskraft in Bewegung setzen können, welche der Menschennatur noch übrig geblieben sind.

Jene kraftvolle, innige Gesinnung war es auch, welche die staunenswerthen Erfolge eines Johann Capistrano möglich machten. An ihm hat sich das Wort unseres Heilands erwahrheitet: „Hättet ihr Glauben eines Senfkornes gross, so könntet ihr Berge versetzen". Die Harmonie seines Gemüthes, die Macht seines Wortes waren das Erzeugniss des göttlichen Sinnes, den seit seiner Umwandlung nie eine Zerstreuung in ihm geschwächt, nie ein gröberes Vergehen, eine leidenschaftliche Aufwallung getrübt hatte. Freilich belächelt unsere Zeit ungläubig und vornehm den wunderbaren Zauber des armen Mönchs, schliesst sie doch absichtlich die Augen vor dem, was Gottes unerschöpfliche Gnade selbst ihr noch bietet.

Als Ludwig von Anjou aus dem Stamme der Valois von der berüchtigten Johanna I. von Neapel an Sohnesstatt angenommen 1381 in sein neues Reich zog, begleiteten ihn viele Adelige aus Frankreich, von denen Manche, nachdem die kurze Herrschaft Ludwigs mit seinem Tode nach drei Jahren ein Ende genommen, in ihrer zweiten Heimath zurückblieben. Einer derselben, aus dem Geschlechte Chioloro, wählte seinen Wohnort mitten in dem wildesten Theile der Abruzzen, in dem kleinen Flecken Capistrano am Fusse des Montalto. Hier ward ihm im Juni 1385 ein Sohn geboren, der den Namen Johannes erhielt. Dieser widmete sich den Wissenschaften und besuchte die hohe Schule zu Perugia mit solchem Erfolge, dass er sich bald den Doctorhut beider Rechte erwarb. Als aber der wilde Ladislaus von Ungarn, dessen Namen die weiche italienische Zunge in Lanzilao verwandelt, der Gegenkönig der Angiovinen erschien, finden wir den jungen, kaum den Knabenjahren entwachsenen Edelmann als einen der wildesten Kriegshauptleute in seinem Dienste. Damals schon hatte es Johannes Innerstes durchbohrt, als er auf seines Königs Geheiss an zwei gefangenen Grossen die Todesstrafe vollziehen musste, und einer derselben, ihn und das eigene Loos verfluchend, todt zu seinen Füssen niederstürzte. Aber der Himmel hielt noch schwerere Prüfungen zur Läuterung dieser starken Seele bereit. Johann hatte des Königs Dienst verlassen und der Ruf, den er durch seine Rechtskunde erworben, verschaffte ihm eine angesehene Bestallung in Perugia, und die Hand einer schönen und reichen Dame aus den ersten Geschlechtern der Stadt. Diese hatte sich in jenen Zeiten des stets wechselnden Besitzes wieder den Angiovinen unterworfen. Seine Verbindung und seine Gelehrsamkeit veranlassten die Wahl des jungen Mannes zum Friedensvermittler der Stadt bei Lanzilao, der in seinem Siegeslaufe gegen den nicht weniger gottlosen Johann XXIII.

heranzog, und sich vermessen hatte, St. Peters Dom in einen Stall für seine Rosse zu verwandeln. Der stolze König wies jedoch den Vermittler mit ungenügendem Bescheide zurück, die Peruginer beschuldigten ihn, das Interesse seines früheren Kriegsherrn verrätherisch begünstigt zu haben, und warfen ihn in einen Kerker des Schlosses zu Brufa. In dieser langen und harten Haft erfuhr er den Tod seines jungen, heissgeliebten Weibes aber auch das Ende des wüsten Lanzilao, den kurz nach seinem letzten und grössten Triumphzuge 1414 das Strafgericht des Himmels ereilte und zu Neapel an den Folgen seiner Ausschweifungen hinwegraffte. Das wandte Johannes ganzes Wesen ab von der Nichtigkeit des Zeitlichen und zu Gott. Ihm allein wollte er sich fortan weihen und dem Orden angehören, dessen heiliger Stifter, Franz von Assisi, einen dem seinigen nicht unähnlichen Lebensgang durchgemacht, und dessen Regel die völlige Lostrennung von allem Irdischen vorschreibt. Er erkaufte sich mit Aufopferung seiner Habe die Freiheit, vertheilte den Rest unter die Armen und trat im 30. Lebensjahre in das Kloster St. Francesco del Monte bei Perugia. Dort bestand er ein sehr strenges Noviziat, und öffentliche Demüthigungen wurden ihm in der Stadt auferlegt, die früher den Glanz seines Geistes und seines Reichthums bewundert. Aber seine Ergebung, sein Feuereifer in strenger Uebung der Ordensregeln, wie nicht minder seine theologische Gelehrsamkeit verschafften ihm die höchste Achtung der Brüder, und besonders als Prediger erlangte er eine Berühmtheit, fast ohne Beispiel in der Geschichte. Wunderbar war die Macht, die er von der Kanzel auf alle Stände übte, wunderbar der Eindruck, des schon sein Auftreten auf die Umwandlung im Leben der Sünder hervorbrachte. Er benützte das grosse Vertrauen das man ihm allerorten entgegentrug um entzweite Herzen zu versöhnen, Familienzwiste zu enden; die blosse Kraft seines Wortes genügte, wild empörte Volkshaufen zu sänftigen. Rastloser Eifer für Gottes Ehre, Mildthätigkeit und christliche Liebe bezeichnete überall sein Wirken, und durch die Wunderwerke die sein felsenfester Glaube verrichtete, konnte man sich in die Zeiten der Apostel zurückversetzt meinen.

Dieser unwiderstehlichen Kraft seiner Rede gelang es, auf dem Concil zu Florenz 1439 die, leider nur vorübergehende Vereinigung der lateinischen und griechischen Kirche zu bewirken. Zweimal ward er zum Generalvicar seines Ordens erwählt, in dem er die weisen Vorschriften seines Meisters, des heiligen Bernardin von Siena wieder zur Geltung brachte, und die höchste Verehrung verschaffte ihm die Demuth, mit welcher er die Bisthümer von Aquila und Chieti ausschlug. Von Nikolaus V. zum Generalinquisitor von ganz Italien bestellt, gelang es seiner überzeugungsvollen Beredsamkeit im Laufe einer seiner Missionen,

in Rom selbst den Oberrabbiner und vierzig seiner Genossen dem christlichen Glauben zu gewinnen Bald sollte der gottbegeisterte Mann auch ausserhalb Italien seine Wirksamkeit entfalten.

Nach dem Orient geschickt, bewerkstelligte er die Vereinigung der armenischen mit der lateinischen Kirche und auf seinen wiederholten Sendungen an die Höfe von Neapel, Frankreich, Savoyen und Burgund liess er bei Allen, die mit ihm in Berührung kamen, den Eindruck eines höheren Wesens zurück. So sehr hatte schon der Ruf des Gottes-Mannes die ganze Christenheit durchdrungen, dass Kaiser Friedrich III. sich denselben durch eine eigene Gesandtschaft vom heiligen Vater erbat. Mit dessen Segen trat er seinen Weg nach Deutschland an, besonders um dasselbe von den Gräueln des Hussiten-Krieges zu erlösen, nnd die Irrlehren dieser Secte zu bekämpfen. Ueber Venedig, durch Krain und Kärnthen zog er gegen Wien, und Wunderwerke, denen eines Paulus gleich, sollen seinen Weg bezeichnet haben. Als er so in armseliger Kutte, blossfüssig, mit wenigen Begleitern, ohne Geld, seine Strasse zog, strömte eine zahllose Menge Volkes aus allen Thälern, von allen Bergen zusammen um seinen Segen zu empfangen, seine Hilfe für ihre herbeigebrachten Kranken anzuflehen. Und er heilte sie, durch die Kraft des Glaubens die seiner Seele entströmte. Wie einem Triumphator, vom Geläute aller Glocken empfangen, zogen ihm aus den Städten Klerus und Volk entgegen. Jener im vollen Kirchenschmuck, mit Fahnen, Kreuzen, Lichtern und Reliquien und den Chorgesang: „Beatus ille qui venit in nomine Domine" intonirend, dieses, an seiner Spitze die Magistrate, frohlockend und unter lautem Jubelrufe grüne Zweige schwingend. Sein erster Weg war immer zur Kirche. Die aber fasste bei weitem nicht die Zahl derer, welche begierig waren, die Worte des heiligen Mannes zu vernehmen. Darum sah er sich genöthigt, auf offenen Plätzen oder auf freiem Felde zu predigen. Wiederholt haben sich Hunderttausende um ihn gesammelt, die er mit seiner Feuerrede zu erschüttern, zu überzeugen, zu bekehren wusste. Hunderte von Jünglingen, aufgewachsen in allen Genüssen des Lebens, sagten der Welt ab, und wählten das arme Gewand des Ordensmannes. Ihm gelang es, Tausende und aber Tausende aus den verschiedenen hussitischen Secten in Böhmen, Mähren und Schlesien wieder in den Schooss der Kirche zurückzuführen. Die Legende Capistrans berichtet ein erschütterndes Ereigniss, welches sich damals in Breslau begeben. Durch die Berührung der Gebeine des heiligen Bernardin und die glaubensinnig gesprochenen Worte: „fiat voluntas Dei" heilte er auch dort viele Kranke. Glaubenslose Spötter wollten ihn vor allem Volke demüthigen. Ein zahlreiches Leichengefolge zog heran und bittet, dass er den im Sarge liegenden Jüngling, wie er ja schon oft gethan, wieder dem Leben schenken möge. Aber zürnend erhebt sich Capistran, donnert gegen den Sarg

gewendet die Worte: „habeat portionem cum mortuis in aeternum“ und entfernt sich. „Da seht den heiligen barmherzigen Mann!“ höhnen Jene entgegen, „er vermag nichts, darum geht er. Wir haben unter uns Männer, heiliger als dieser fremde Gaukler. Komm'“, riefen sie Einem aus ihrer Mitte zu, „tritt herbei, und fordere seinen Geist zurück.“ Der Gerufene tritt feierlich zum Sarge und spricht, den Heiland nachäffend: „Peter ich sage dir, steh' auf!“ Regungslos bleibt der Angerufene. „Steh' auf“ flüstert er ihm zu, „es ist die höchste Zeit!“ und fasst seine Hand. Die aber ist kalt und steif, der Frevler war auf Johanns Worte wirklich verschieden. Todesschauer durchbebt alle Anwesenden, wie vom Blitze getroffen stehen die Theilnehmer. Zerknirscht suchen, gerne erhalten sie des Heiligen Vergebung und Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der Kirche.

Aus den hussitischen Ländern wandte sich Capistran nach dem Innern von Deutschland, und durchzog predigend Meissen, Thüringen und Franken. In allen Städten weckte er eine religiöse Begeisterung, die selbst den Südländer überraschen musste. Und es war hohe Zeit, dass wieder einmal eine Einkehr in das Innere erfolgte. Die Grauen des schwarzen Todes, die schauerlichen Geisselfahrten, die furchtbaren Naturereignisse, welche Deutschland heimgesucht, waren längst vergessen. Die Furcht vor den Strafgerichten Gottes haftete nicht mehr in den Gemüthern; im tollen Uebermuthe des Lebens hatte sich, alle Schranken durchbrechend, die Welt wieder in alle Ueppigkeiten einer überkräftigen, sinnlichen Natur, eines masslosen Genusses gestürzt. So kam denn der Busprediger auch 1452 nach Nürnberg und sprach dort zu dem zahllos herbeigeströmten Volke auf einer eigends erbauten Kanzel vor der Liebfrauenkirche. Da vernahmen sie denn vom 17. Juli bis 13. August täglich aus dem Munde des siebenundsechzigjährigen Greises inhaltschwere Worte von der Eitelkeit der Welt, der Kürze des Lebens und der Vergänglichkeit alles Irdischen und von dem Einen was noththue, und diese Worte drangen so erschütternd in alle Gemüther, dass die Frauen und Jungfrauen ihren kostbaren Schmuck, ihre Prunkgewänder und allen Tand der Eitelkeit zum Opfer darbrachten, oder in ein hoch aufloderndes Feuer warfen, dessen Vernichtung auch wucherische Schuldbriefe, Brettspiele, Karten und Würfel, Spiegel und Larven übergeben wurden, worauf sich dann alles Volk um das Feuer reihte, und aus tiefster Seele Busspsalmen anstimmte. Jünglinge der ersten Geschlechter vertauschten ihr schimmerndes Gewand mit der demüthigen Kutte des heiligen Franciscus. Und von solcher Macht war seine unwiderstehliche Beredsamkeit, die Gewalt seines flammenden Auges und seines Tones, dass die Menge von seiner lateinischen Predigt, die nie kürzer als zwei Stunden währte, und die sie nicht verstund, mehr entsetzt und erfreut, mehr niedergeschmettert und erhoben wurde als durch die ihr folgende

deutsche Uebertragung eines Dolmetschers. Hartmann Schedel, der ihn damals in Nürnberg selbst gesehen, schildert uns den Heiligen in seinem liber Chronicorum als einen Greis von kleiner Statur, völlig zur Mumie ausgetrocknet, so dass an ihm nur Haut und Knochen zu sehen waren, aber doch freudig und unermüdet, beinahe ohne leibliche Nahrung, mehrere Tage nacheinander über die höchsten und tiefsten Gegenstände predigend. Alle Bemühungen Capistrans aber in der damals aufs Heftigste wüthenden Fehde der Stadt mit dem wilden Albrecht Achilles eine Einigung zu bewirken, scheiterten an den unvereinbaren Forderungen beider Partheien. —

Noch waren nicht zwei volle Jahre verflossen, seit Mohamed II. Constantinopel, lange schon den einzigen Rest des oströmischen Reiches, erstürmt hatte, und schon erschienen seine eroberungs- und beutesüchtigen Horden, über den Balkan herüberdringend, an den Ufern der Donau und bedrohten Belgrad. Mit 160,000 Mann und 400 Feuerschlünden, darunter 22 Ungethüme von sieben und zwanzig Fuss Länge, erschien der Grossherr vor diesem Bollwerk Ungarns, und berühmte sich, binnen sechs Wochen zu Buda in der Burg der ungarischen Könige sein Nachtlager aufschlagen zu wollen. Panischer Schrecken erfüllte die ganze abendländische Christenheit. Da sandte Nikolaus V. wiederholt den Heiligen in das kriegerische deutsche Land, um Männer und Mittel zu dem neuen Kreuzzuge zu werben. So uneinig und rathlos auch die Fürsten waren, im Volke zündeten die Worte Capistrans, und Schaaren von Kreuzfahrern rief seine glühende Beredsamkeit unter die Waffen, um dem hartbedrängten Könige Ladislaus und seinem Gubernator Johann von Hunyad Hilfe zu bringen. Von Augsburg waren an fünfhundert als Kreuzbrüder abgezogen und auch aus Nürnberg sammelten sich über tausend Männer. Der Rath rüstete und unterhielt sie, und setzte ihnen zwei Hauptleute den Heinrich von Malters aus Unterwalden, und Ott Herdegen, einen Nürnberger. Am Bartholomäustage zogen sie unter dem Banner des Kreuzes aus, und auf der Donau über Wien hinab. Schwach nur war die Besatzung Belgrads, und obgleich es den Christen gelungen war, die vor der Festung liegende Flotte der Ungläubigen zu vernichten, so hatten doch unablässige Angriffe bei Tag und Nacht bis zum 21. Juli die Stadt in die Gewalt der Türken gebracht, und nur die finstere Nacht hinderte den letzten Sturm auf die obere Burg, den die in den Wallgräben übernachtenden Sieger beim Morgengrauen des nächsten Tages unternehmen wollten. Die Vertheidiger aber warfen zahllose, in Schwefel getauchte Reisigbündel und brennendes Pech in ihre Reihen, die flatternden Gewänder entzündeten sich, entsetzt flohen sie. Und nun stürzte, das Kreuz hoch emporhaltend, Capistran an der Spitze seiner Schaaren hervor, unter dem begeisterten Schlachtrufe „Jesus! Jesus!“ alles vor sich niederwerfend und auch die untere

Stadt von den Feinden säubernd. Hunyad, der erfahrne, vorsichtige Feldherr hielt noch immer in menschlicher Berechnung sein kleines Häuflein zusammen. aber Capistran, auf den Gott in seinem Innern und auf die Allmacht religiöser Begeisterung bauend, entrollte seine Kreuzesfahne, liess alle Glocken läuten, alle Trommeln und Trompeten ertönen und machte nur mit 3000 seiner „Kreuzbrüder" einen Ausfall. Ein zweiter Gideon drang er mitten ins Türkenlager. Hunyad, wider Willen mit fortgerissen, folgte. Drei Schanzen der Janitscharen wurden unter dem steten Schlachtrufe „Jesus! Jesus!" erstiegen. Am Zelte des Gross-Sultans entbrannte der letzte Kampf. Er selbst erhielt einen Lanzenstich in die Hüfte, und floh mit den Trümmern seines Heeres nach Sophia. 24,000 der Seinigen lagen erschlagen vor Belgrad, an 40,000 hatte der kurze Heereszug gekostet. Das Lager mit unermesslicher Beute und allen Geschützen fiel in die Hände der Christen. Der Sieg war des Herrn, der Tag seines Priesters und seines Volkes. Das geschah am 22. Juli 1466. Wenige Tage später ergriff den achtzigjährigen Feldherrn die Lagerseuche. Capistran wich nicht von seinem Bette. Als es zum Sterben kam, nahm er Abschied von seinen beiden Söhnen, — deren jüngerer der später so berühmt gewordene grosse Ungarnkönig Matthias Corvinus, — und liess sich, das Sacrament zu empfangen, in die Kirche tragen. Dort reichte ihm sein treuer Freund und Kampfgenosse die letzte Wegzehrung und in seinen Armen unter dem Psalmengesang der Priester entschlief der Held am 11. August. Voll Wehmuth und Sehnsucht ertrug der einundsiebzigjährige Capistran die Trennung von dem bewährten Freunde. Sein immer gleicher, nie getrübter Frohsinn hatte ihn verlassen, er zog sich in seines Ordens Kloster zu Illock zurück, und schon nach wenigen Wochen am 28. October schied die Seele des tapfern Glaubensstreiters aus dem wandelbaren Dasein hinüber in das wandellose Sein. Einhundert sechs und sechzig Jahre später versetzte ihn Gregor XV. in die Zahl der Heiligen. Dem Volke war er es schon bei Lebzeiten gewesen.

Das fein compinirte und äusserst fleissig ausgeführte Bild ist von Rothbart. Der Heilige nach einem freilich etwas spätern Gemälde in der städtischen Sammlung zu Bamberg, welches denselben Gegenstand behandelt.

119. In Bamberg wird im jetzigen bayerischen Lande die erste Buchdruckerei errichtet und das erste deutsche Buch gedruckt 1461.

„Der Wahrheit eine Gasse!" das müsste der Schlachtruf des Erfinders der Buchdruckerkunst, dieses geistigen Winkelried sein, sähe er was durch sein Werk, dessen ungeheure Tragweite er freilich nicht im Entferntesten zu ahnen vermochte, aus der Welt geworden ist.

Unendlich, unberechenbar erscheint, was ihr diese Erfindung genützt, die wie eine zweite, geistige Sonne mit ihren erwärmenden, belebenden und befruchtenden Strahlen in alle Winkel der Erde drang, die Offenbarungen, mit denen die Vorsehung die Seele des einsamen Denkers, des verborgenen, bescheidenen Forschers, des gottbegeisterten Dichters beglückte, der ganzen Welt sichtbar machte, und die Nebel des Vorurtheils, die Finsternisse des Wahnes wie mit einem Zauberschlage zerriss und durchdrang. Diese erhabene Kunst war es, welche die Schöpfungen des Einzelnen rasch über den Markt des Lebens verbreitete, zum Gemeingut aller machte und so die Intelligenz des Geistes, das früher eifersüchtig gehütete Monopol Weniger, sichtbar auf den Herrscherthron erhob. Sie war es, welche eine Wiedergeburt der ganzen geistigen Welt geschaffen, Denkweise und Sitten der Völker geändert, die ganze Menschheit in wunderbare Verbindung und Wechselwirkung versetzt und in kurzer Zeit völlig umgestaltet hat. Allerdings hat sie auch, gleich jenem herrlichen Weltkörper, der am Firmamente strahlt, aus unheilschwangeren Sümpfen todbringende Seuchen ausgebrütet, und schwere Wolken geballt, die sich in furchtbaren Wettern entluden. Aber wie verschwindend klein ist all dieses Unheil gegen die unendliche Wohlthat der Millionen und Millionen von Geistesfunken, die sie wie blitzende Sterne auf ihrem erhabenen Gange über die Erde streut! Kampf geht durch die ganze physische und geistige Natur, Kampf ist die Bedingung ihres Lebens, Kampf muss jedem Siege vorhergehen und je schwerer jener, um so glorreicher und ruhmvoller dieser. Und welches wäre der edelste Kampf, der herrlichste, des unsterblichen Lorbeers würdigste Sieg, als jener der Wahrheit über die Beschränktheit, Verkehrtheit und Schlechtigkeit der Menschennatur? Und wer schwänge im Dienste der Wahrheit ein schärferes Schwert, wer vermöchte wuchtigere Hiebe zu führen als die Kunst, welche das Wort der heldenmüthigen Kämpfer für jene Himmelstochter unaufhaltsam über die ganze Erde verbreitet? Luther nannte die Buchdruckerkunst in seiner tiefkräftigen Sprache „das letzte Auflodern vor dem Erlöschen der Welt.“ Und wahrlich, diese Königin der Erfindungen hat mit nie verlöschendem Flammenlicht den Erdkreis erleuchtet, und es ist nicht unser geringster Ruhm, dass der Mann, der die Wissenschaft aus dem Winterschlafe der Kindheit weckte und in die Regionen eines steten Geisterfrühlings führte, dass dieser Schöpfer der neuen Aera ihrer Bildungsgeschichte aus unserm Volke, aus dem „Volke der Denker“ hervorgegangen.

Um die Ehre, die Geburtsstätte dieser Fürstin der Künste zu sein, stritten sich früher siebzehn deutsche Städte, grösseres Anrecht wussten zuletzt vier derselben: Haarlem, Strassburg, Bamberg und Mainz in die Wagschale zu legen. Noch sind die Acten nicht völlig geschlossen, weil der Begriff des Anfanges der Kunst selbst noch schwankend

ist. Fragt es sich aber darum, wo und in welchem Geiste zuerst der Gedanke entsprang: mit beweglichen Lettern einen Satz zusammenzustellen und diesen durch den Abdruck zu vervielfältigen, so führt uns die Forschung in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an die Ufer des Rheines und in die Mauern des goldenen Mainz, wo um 1440 der Patricier Johann Gensfleisch zum Sulgeloch, nach dem Erbtheil seiner Mutter gemeiniglich zum Gutenberg genannt, im Verein mit dem reichen Bürger Peter Schöffer von Gernsheim sie zuerst geübt. Die Kunst des Holzschnittes und des Abdruckes von Holzschnitten und Metallgravüren mit kurzen Unterschriften oder Spruchbändern führte von selbst auf die des Buchdruckes. Es lag ja so nahe, in derselben Weise auch nur mit Schrift bedeckte Holztafeln zu vervielfältigen, und damit das Bedürfniss wohlfeiler und rascher Vermehrung von Büchern zu befriedigen. Der Donat, das beliebteste Schulbuch des ganzen Mittelalters, wurde zuerst in solcher Weise hergestellt. Der älteste bekannte Holzschnitt mit Schrift und Jahreszahl ist ein heil. Christoph vom Jahre 1423. Sicherlich noch ältere, aber leider undatirte xylographische Denkmale, mit dem bekannten Zeichen der Seerosenblätter, auf die oberbayerischen Klöster hinweisend, bewahrt die Münchener Kupferstichsammlung. Die Betrachtung der in Holz geschnittenen Tafeln weckte nun den Gedanken, die einzelnen Buchstaben beweglich zu machen, weil der immer erneute Gebrauch eine weit leichtere und billigere Vermehrung der Bücher ermöglichte. So wurden denn die ersten Lettern in Birnbaumholz geschnitten, in der Mitte durchlöchert und an Drähtchen aufgereiht, bald aber in eisernen Rahmen zusammengeschraubt. Noch im verflossenen Jahrhundert waren Proben derselben aus der ältesten Mainzer Officin vorhanden; sie sind jetzt verschwunden, weil man jedem dort freigesprochenen Gesellen einen dieser Buchstaben zum Andenken mitgab. Jenes Verfahren war, da jeder Buchstabe besonders gearbeitet werden musste, immer noch sehr zeitraubend und theuer. Auch das Schneiden von Metalltypen forderte zu viele Zeit und bei beiden gelang es überdiess nicht, die Ungleichheit in der Zusammensetzung zu beseitigen. Da führte endlich rastloses Nachdenken Gutenberg auf den entscheidenden Gedanken, der allein fähig war, seiner Kunst ihre welterschütternde Bedeutung zu verleihen; auf den Guss der Lettern. Aber welcher Versuche bedurfte es noch, um für das Material der Patrizen und Matrizen das passendste Metall, für die Giessform die tauglichste Einrichtung, für die Farbe die entsprechendsten Eigenschaften zu finden! Doch war die Bahn gebrochen, und den drei Männern Johann Gutenberg, Johann Fust und dessen Schwiegersohn Peter Schöffer gebührt die Ehre, in dem „zum Jungen“ genannten Hause zu Mainz von 1450—1455 das erste Buch, und wie zum Segen für ihre Kunst auch das erste überhaupt, die Bibel, nach der Vulgata gedruckt zu haben. Das 1457 erschienene

Psalterium zeugt von dem ungemeinen Fortschritte, den in diesen wenigen Jahren schon die Kunst gemacht. Es ist das erste existirende Buch, welches Drucker und Druckort, Jahr und Tag seiner Erscheinung meldet, die ersten eingedruckten Initialen enthält, und an Genauigkeit, Sauberkeit und Schönheit der Ausführung kaum von einem typographischen Erzeugnisse unserer Tage übertroffen wird.

Noch ehe aber die Eroberung von Mainz durch Kurfürst Adolph von Nassau 1465 Fust's und Schöffers Gesellen — durch niedrige Intriken Fusts war es gelungen, den eigentlichen Erfinder Gutenberg zu verdrängen, — zerstreute, und das bisher sorgfältig gehütete Geheimniss in alle Welt verbreitete, übte schon Albrecht Pfister in Bamberg die Kunst, mit beweglichen Lettern zu drucken. War anders Gutenberg sein Meister, so hatte ihn Pfister doch schon lange vor Einnahme der Stadt Mainz verlassen, ja wohl gar die Kunst, mit gegossenen beweglichen Metalltypen zu drucken, seinem eigenen Scharfsinn zu danken. So viel ist mindestens erwiesen, dass Pfister zu gleicher Zeit an seiner lateinischen, sogenannten sechs und dreissig zeiligen Bibel arbeitete, wie Fust und Schöffer an ihrem Psalter. Trägt sie auch keine Angabe der Zeit und des Druckortes, so beweist doch, dass sie unstreitig von Pfister herrührt, der Umstand, dass D. Paulus von Prag sie schon vor 1459 gekannt hat und ihm zuschreibt und dass der durch Pracht und Sorgfalt ausgezeichnete Druck die gleichen, aber von den Mainzern völlig abweichende Lettern hat, wie die i. J. 1461 erschienene Boner'sche Fabelsammlung, welche in ihren Schlusszeilen

„Zu Bamberg dies puchleyn geendet ist
Nach der gepurt unsers herrn ihesu crist
Da man zalt tausend und vierhundert iar
Und ym ein und sechzigsten das ist war
An sant Valenteins tag
Gott behüt uns vor seiner plag. Amen."

die genaue Angabe des Druckorts hat, und dass wir endlich ein, bereits aus dem Jahre 1462 in klein Folio gedrucktes Buch kennen, welches die biblischen Historien von Joseph, Daniel, Esther und Judith gleichfalls in deutscher Sprache enthält, und mit den Zeilen schliesst:

„Dem puchlein ist sein ende geben
Zu Bamberg in der selben stat.
Das albrecht pfister gedrucket hat
Do man zalt tausend und vierhundert iar
Im zweiundsechzigsten das ist war
Nit lang nach sand Walpurgen tag
Die uns wol gnad erberben mag
Frid und das ewige leben
Das wolle uns got allen geben Amen"

mithin ausdrücklich den vollen Namen des Druckers und des Druckorts angibt.

Ist somit auch die Priorität der Erfindung des Druckes mit beweglichen und gegossenen Lettern vielleicht streitig und kann, wie geschehen, von Local-Patrioten für Pfister in Anspruch genommen werden, so gebührt doch Bamberg und dessen Bürger, dem Form- und Stempelschneider, Buchdrucker, Uebersetzer und selbst Dichter, Albrecht Pfister unstreitig die Ehre, das erste Buch in unserer Muttersprache gedruckt zu haben, und kein Geringerer als Lessing machte die gelehrte Welt auf diese Entdeckung aufmerksam.

Pfister scheint überhaupt eine Ehre darin gesucht zu haben, die neue Kunst für die Verbreitung deutscher Werke und besonders der, dem Volke so lang entzogenen heiligen Schrift in seiner Muttersprache nutzbar zu machen. Denn aus seiner Officin gingen nicht allein das Fabelbuch und die oben angeführten biblischen Historien hervor, sondern in rascher Folge noch: „Ein Rechtsstreit zwischen dem Tod und den Menschen", dann „Der deutsche Belial" in dem er sich ausdrücklich als Uebersetzer nennt — „Ich hon gedacht ob ich zu teutsch mecht pringen das puchlein etc. etc." — Es ist diess ein seltsames Werk des Erzbischofs von Tarent Jacobus de Theramo aus dem Jahre 1382. In einer förmlichen Rechtsverhandlung, welche vor dem Könige Salomo als von Gott delegirtem Judex geführt wird, erscheint Belial als Bevollmächtigter der Hölle und Kläger gegen Christus, dessen Anwalt Moses ist. Daniel ist Notar und Azahel fungirt als Gerichtsbote. Das Ganze, das Bild eines nach kanonischem Rechte geführten Processes, erinnert an Calderons geistliche Schauspiele und schliesst natürlich mit der Ueberwindung des Teufels durch Christum. Ferner eine deutsche „Biblia pauperum", welche er seiner lateinischen Ausgabe desselben Buches folgen liess. Alle diese Werke sind mit einer Menge illuminirter Holzschnitte und zierlicher, farbiger Initialen geschmückt.

Pfisters Familie war nach vorhandenen Urkunden eine sehr wohlhabende und die rasche Folge seiner aufgeführten deutschen Drucke und deren weite Verbreitung möchte ihm wohl die weitere Ehre sichern, vor Fust und Schöffer zuerst die Buchdruckerkunst im Grossen betrieben und deren Erzeugnisse in die Ferne verbreitet zu haben, somit auch als der Senior aller deutschen Buchhändler gelten zu dürfen.

Dass der energische und geistvolle Bischof Georg von Schaumberg, der damals in Bamberg regierte, einem solchen Manne nicht ferne geblieben, und dessen wissenschaftlicher Geist zur Förderung seiner Kunst mitgewirkt habe, ist zwar nicht urkundlich nachzuweisen, darf aber wohl als sicher angenommen werden. Darum hat der Künstler Rothbart, dem das schöne Bild eignet, vor das uns diese kurze Notiz geführt, auf

demselben mit Recht diesen Kirchenfürsten bei einem Besuche in Pfisters Werkstätte dargestellt. Das Porträt Bischof Georgs ist, möglichst treu, seinem Grabdenkmale, die Form der ältesten Druckerpresse einem noch vorhandenen Holzschnitt entnommen.

120. Der berühmte Nürnberger Patrizier Martin Behaim unternimmt 1484 im Dienste der Krone Portugal seine wichtigen Entdeckungsreisen an der Westküste von Afrika.

India, der Zaubername, der bereits die alte Welt seit Alexanders Tagen und wohl schon früher mit traumhafter Begier erfüllte, hatte seine Wirkung im ganzen Mittelalter nicht verloren. Von dort brachten weitgereis'te Kaufleute alle die kostbaren Specereien, die kunstvollen Gewebe, das hochgeschätzte Elfenbein, die blitzenden Steine und edlen Metalle, die seltsamsten Thiere und die wunderbare Kunde einer fremden, von allen Herrlichkeiten erfüllten, und von der unsern so völlig verschiedenen Welt aus den Handelsplätzen der Levante mit in ihre Heimath. All das fachte die Sehnsucht nach jenen Herrlichkeiten in den Abendländern immer auf's neue an. Lange Zeit begnügte man sich, sie aus der zweiten Hand, durch die Vermittlung der Araber, der Herren jener levantinischen Gegenden, zu empfangen. Gewinnsucht und Wissbegierde weckten aber mehr und mehr die Lust des gebildeten Europas, besonders der seefahrenden Völker am Mittelmeere, in jene Gegenden selbst vorzudringen, besonders seit es einzelnen Reisenden, wie Ruysbrock und Marco Polo unter tausend Gefahren und Abentheuern gelungen war, wirklich dahin zu gelangen, und deren Schilderungen die Wahrheit jener Wundersagen bestätigten. Hermetisch verschloss aber die Eifersucht der morgenländischen Fürsten den Landweg in jene mährchenhaften Gegenden, und wohl sah man ein, dass ein Heer, wenn auch doppelt so stark wie das des grossen Macedoniers nicht hinreichen würde, denselben durch die mächtigen Länder des Islam mit Gewalt zu bahnen.

Aber muthige Herzen, vom Drange nach Abentheuern durchglüht, vom Streben nach Gewinn gestachelt, wurden durch die Fortschritte der Schifffahrt, welche sich seit der Erfindung des Compass selbst in die offene See wagte, angetrieben, Indien auf dem Seewege zu erreichen. Und leichter erschien ihnen dieses Unternehmen durch die falsche Berechnung der Längengrade des Ptolemäus, — in jener Zeit und noch lange nachher das Evangelium der Geographen, — nach welcher die Breite des atlantischen Oceans viel geringer erscheint, als sie in Wirklichkeit ist, und der von der Existenz eines grossen, zwischenliegenden Continents keine Ahnung hatte. Desshalb durfte man hoffen, durch eine Fahrt in westlicher Richtung, da einmal die Kugelgestalt der Erde feststand, Asien und somit Indien zu erreichen. So kam es auch,

dass der grosse Entdecker Amerika's in der Ueberzeugung starb, dass die Länder, welche er gefunden, dem östlichen Asien, und zwar dem südlichen Theile von Kathai, d. i. China angehörten, und dass man jenen Inseln den Namen West-Indien beilegte, den sie noch bis auf diesen Tag führen.

Seit dem Beginn des XIV. Jahrhunderts wehten auch ausserhalb den Säulen des Hercules im atlantischen Ocean die Flaggen der damals ersten seefahrenden Nationen, der Spanier und Portugiesen. Die Unternehmungen der letztern waren, nachdem König Joao I. 1415 Ceuta erobert, meist gegen Afrika gerichtet, und bald machte sich hier die Ansicht geltend, immer längs der Küste fahrend, die Südspitze dieses Erdtheils, von deren einstiger Umschiffung man dunkle Nachrichten hatte, zu erreichen, und so nach dem ersehnten Indien zu gelangen. Joao's Sohn, der berühmte Infant Heinrich, der Seefahrer genannt, leitete jene Unternehmungen von seiner Villa Tercera naval aus, die er sich am Cap St. Vincent, der äussersten Südwestspitze Portugals, hoch auf dem Felsenufer erbaut, und von der er weit hinaus in den unermesslichen Ocean zu schauen vermochte.

Schon drei Jahre nach Ceuta's Eroberung fand der Portugiese Perestrello die schon den Alten als Purpurinseln bekannten Porto Santo und St. Lorenzo später Madeira genannt wieder auf, welche bereits 1351 besucht, jetzt aber von seinem Volke besetzt und colonisirt wurden. Lange schon wusste man von einer Inselgruppe gerade westlich von Portugal, weitab im grossen Ocean gelegen. Sie war von Normannen und Arabern betreten worden und in der Mitte des XIV. Jahrhunderts gelangten auch italienische Seefahrer dahin, welche sie, von der Menge dieser Thiere die Habichtsinseln oder Azoren nannten. 1432 landet Cabral dort, und nimmt zuerst Sta. Maria und bis 1449 alle übrigen für Portugal in Besitz. In demselben Jahre 1432 umschifft Gilianes das Cap Bojador an Afrika's Westküste, das man bisher wegen der südlichen herrschenden Hitze für unpassirbar erachtete. 1441 dringt Nuno Tristao bis zum weissen Vorgebirge und bringt die ersten Neger direct aus ihrer Heimath nach Portugal. Immer mehr wuchs jetzt die brennende Begierde nach neuen Entdeckungen. Schon zwei Jahre nach Tristao fand Diniz Fernandez, ein reicher Bürger von Lisboa das grüne Vorgebirge und 1445 (54?) gelangt der Venetianer Cadamosto, gleichfalls im Dienste des Infanten, an die Mündung des Gambra, entdeckt, durch einen Sturm verschlagen, im folgenden Jahre die capverdischen Inseln und kömmt kurz darauf bis an den Rio grande und an den zehnten Grad nördlicher Breite. Das Land ward Ghinea genannt, und bis 1462 bis zum Cap Misurade von Pedro de Cintra befahren worden. Nachdem Prinz Heinrich 1460 in hohem Alter gestorben, verbindet König Alphons V., der Afrikaner, mit dem Handelsprivilegium nach Ghinea, das er dem Fernao Gonnes

ertheilte, die Verpflichtung, jährlich 100 Legaos an der Küste vorzudringen. Der kam 1471 bis an das Cabo de Sta. Catarina. Der Aequator war somit überschritten, und unter demselben nicht, wie man bisher gefürchtet, die Schiffe vom Feuer verzehrt und die Mannschaft zu Mohren gebrannt worden. Vergebens legte damals schon Columbus dem Könige seine Idee einer westlichen Fahrt nach Asien und der schon von Marco Polo gekannten aber nicht besuchten grossen asiatischen Insel Cipango d. i. Japan vor. Die ganze Strömung in Lisboa ging damals nach Süden, denn in dieser Richtung hoffte man mühe- und gefahrloser das reiche Indien zu erreichen.

Das war die Zeit, in welcher der Stern des einfachen Nürnberger Patriciers und Handelsherrn Martin Behaim in Portugal emporstieg. Sein Geschlecht, einst höchst wahrscheinlich aus Böhmen nach Nürnberg eingewandert, hatte sich durch seine glücklichen und geschickten Handelsunternehmungen, wie alle andern Patricier-Familien der Stadt, zu dieser Würde emporgeschwungen. Auch Martin, um 1459 geboren, widmete sich seit seinen Jugendjahren der Kaufmannschaft, welche seine Vaterstadt angesehen und reich gemacht. Hatten doch die Nürnberger Handelsherren bereits in Frankreich und den Niederlanden, in Italien, Spanien und Portugal ihre Niederlassungen gegründet Diesem Berufe zu genügen durften sich die jungen Patricier keiner Mühe, keiner Arbeit entziehen, die mit ihrem Gewerbe in Verbindung stand, sie mussten fleissig neuere Sprachen, besonders italienisch lernen, und auch den mathematischen und kosmographischen Kenntnissen nicht fremd bleiben. Da traf es sich, dass der berühmte Mathematiker Johannes Müller, von seinem Geburtsorte Königsberg in Franken Regiomontanus genannt, nach Nürnberg kam. Dort richtete ihm der reiche Bernhardt Walther eine besondere Werkstätte ein, wo er mathematische Instumente, Compasse, Erd- und Himmelsgloben und andere, die Bewegung der Weltkörper versinnlichende Werke fertigte. Und hier legte auch der junge Behaim den Grund zu seinen mathematischen und kosmographischen Kenntnissen, die ihm bald Gelegenheit geben sollten, eine glänzende Laufbahn zu betreten.

Im Jahre 1474 starb sein Vater und hinterliess eine Wittwe mit sieben Kindern. Da galt es, sich baldmöglichst auf eigene Füsse zu stellen. Dem Tuchhandel sich widmend, finden wir ihn erst in Bayern, dann in Mecheln und 1479 in Antwerpen. Handelsverbindungen mit Portugal, vielleicht auch die Empfehlung des burgundischen Hofes, — Isabella, Philipps Gemahlin, Karl des Kühnen Mutter, war eine Schwester des Königs Duarte von Portugal — führten ihn sehon ein Jahr später nach Lisboa. War es jene Empfehlung, waren es seine mathematischen Kenntnisse, genug, der junge Nürnberger Kaufherr wird, kaum bekannt, der wichtigen geheimen Kommission einverleibt, welche König

Joao II. zur Hebung und Verbreitung der nautischen Wissenschaften gegründet.

Gab auch bisher der Compass die Himmelsgegenden an, so galt es doch, zur Sicherstellung der Schifffahrt ein Instrument zu finden, nach welchem auf hoher See oder an unbekannten Ufern bestimmt werden konnte, unter welchem Breitengrade man sich befinde. Unserm Behaim gelang es nun, im Vereine mit den Leibärzten des Königs Rodrigo und José, gleichfalls gelehrten Mathematikern, das längst bekannte Astrolabium, den alten Sternwinkelmesser so zum Höhenmesser oder Quadranten zu vervollkommnen, dass er jene Bedingungen erfüllen konnte. Er war der erste, der das durch Regiomontan verbesserte Instrument auf die Schifffahrt anwendete, Declinationstafeln für die Sonne berechnete und somit ein Werkzeug herstellte, welches als das wichtigste Hilfsmittel bei den grossen Fahrten des Columbus, Vasco de Gama, Cabot und Magelhaens betrachtet werden muss. Das neue Instrument sollte sich sogleich auf einer Seereise erproben, auf welcher Behaim den vom Könige mit zwei Caravellen ausgerüsteten Diego Cao 1484 als Astronom und Kosmograph an die Westküste Afrikas begleitete, denn auf diesem Wege wurde, wie sich später auch als richtig erwies, noch immer der nächste Weg nach Indien gesucht. Diessmal gelangten sie, weit über den Aequator hinaus bis an das heute Punta de Ilheas genannte Vorgebirge zunächst dem südlichen Wendekreise, wo sie am 18. Januar 1485 einen steinernen Pfeiler mit dem Wappen Portugals aufrichteten. Nach einer Fahrt von neunzehn Monaten kehrten sie zurück, nachdem sie, an der Küste wegsteuernd, die Prinzen- und St. Thomasinsel gefunden, welche, völlig menschenleer, alsbald zu Deportationsorten für todeswürdige Verbrecher benützt wurden. Sie brachten vier schwarze Männer aus dem alten schon den arabischen Geographen nicht unbekannten Reiche Congo mit, um sie später als Dolmetscher zu verwenden, und die sogenannten Paradieskörner, auch Malagueta oder afrikanischer Pfeffer genannt, die seitdem ein bedeutender Handelsartikel für Portugal wurden, und nach denen sie einen Theil der Küste benannten. Viele von der Bemannung waren jedoch dem Klima erlegen.

Mit grossen Ehren wurde Behaim nach seiner Rückkehr überhäuft. Der König ernannte ihn zum Ritter des Christus-Ordens, und umgürtete ihn selbst mit dem Schwerte, der Infant Manuel schnallte ihm den rechten Sporn an, und die Königin mit dem ganzen Hofe wohnten der Ceremonie bei. Bald darauf vermälte er sich mit der Tochter des Ritters Hurter von Moerkirchen, eines flandrischen Edelmanns, der als erblicher Statthalter der Inseln Fayal und Pico auf den Azoren sass. Bereits um 1466 hatte König Alphons V. seiner Tante Isabella von Burgund jene beiden unbewohnten Eilande geschenkt. Damals herrschte Krieg und Hungersnoth in Flandern, weshalb die Herzogin „viel Volk,

Männer und Frauen, 2000 an der Zahl, mit Priestern, allerlei Handwerkszeug und Nothdurft dahin schickte.“ Diese Pflanzer mehrten sich zu vielen Tausenden und stunden unter eben dem Ritter Hurter, dem die Wittwe von Burgund die Herrschaft erblich verliehen.

Mit dem grossen Columbus musste Behaim während dessen Aufenthalts am Hofe zu Lisboa nothwendig in Berührung gekommen sein, und gebührt auch unserm Nürnberger nicht das Verdienst, welches ihm die Lobhudelei eines Altdorfer Professors zugedacht, selbst der Entdecker der neuen Welt zu sein, so melden doch unzweifelhafte spanische Nachrichten, dass Columbus in den Gründen, die ihn bestimmten, den Seeweg nach Indien gegen Westen zu suchen, durch seinen Freund, den „Portugiesen Martin de Bohemia aus der Insel Fayal“, einen grossen Kosmographen, bestärkt worden sei.

Um so mehr muss aber die Auffindung, ja selbst Durchschiffung der später nach Magelhaens benannten Meerenge für Behaim in Anspruch genommen werden. Andrea de San Martin, der Steuermann jenes ersten Weltumseglers, sagt nämlich in seinem Berichte ausdrücklich, dass Magelhaens die Gewissheit gehabt, jene Strasse zu finden, da er sie selbst auf einer Seekarte in der Schatzkammer des Königs gesehen, welche Martin de Bohemia, ein von der Insel Fayal gebürtiger, berühmter portugiesischer Geograph gefertigt habe. Dass hier wieder kein anderer als Behaim gemeint sein kann, ist wohl selbstverständlich. Wir werden weiter unten noch triftigere Beweise angeben.

Um das Jahr 1491 reiste Martin zum Besuche seiner Verwandten nach Nürnberg, und wohnte dort im Hause seines gleichnamigen Vetters. Hier aber arbeitete und erwarb er, zur grossen Verwunderung der ganzen Sippe, durchaus nicht, nach Weise des fleissigen Kaufmannsadels, im Comptoir und Gewölbe, sondern weckte vielmehr dessen Missbilligung durch seine vielfarbigen Kleider, sein häufiges Promeniren und überhaupt durch sein „seltsames Wesen.“ Höchstens beschäftigte er sich mit mathematischen und geographischen Arbeiten. Zum Schlusse seines etwa zwei Jahre dauernden Aufenthalts hatte er aber doch jenen berühmten Globus, „Erdapfel“ hiess man das Ding damals, zu Stande gebracht, den die Familie noch mit Stolz bewahrt. Auf diesem ist nun allerdings von Amerika und jener Strasse keine Spur zu finden, damit aber durchaus nicht erwiesen, dass Behaim, als er wieder nach Portugal zurück gekehrt, nicht noch andere Karten von weiterem Umfange entworfen haben könne; wie ja schon der obige Bericht San Martins den Gegenbeweis liefert.

Im Jahre 1494 finden wir den, tief im Vertrauen seines Königs stehenden Mann auf einer Reise nach Flandern, wo Joao's natürlicher Sohn Georg lebte, dem er gerne das Erbe seiner Krone zugewandt hätte. Auf diesem Wege wurde er gefangen und nach England gebracht,

woselbst ihn ein so heftiges Fieber befiel, dass er sich „zweimal, mit der Kerze in der Hand, zum Sterben bereitete.“ Kaum genesen, wollte er die Reise fortsetzen, fiel jedoch wiederholt in die Hände von Seeräubern, die ihn nach Frankreich aufbrachten. Nachdem er sich losgekauft, gelangte er allerdings nach Antwerpen und Brügge, wurde aber eiligst nach Portugal zurückberufen, wo sein grosser Gönner Joao II. im October 1495 mit Tod abgegangen war. Dass jetzt für einen Mann, der sich zu jener Intrike des verstorbenen Königs zum Nachtheile seines Neffen und Nachfolgers Manuel hatte brauchen lassen, die Gnade des Hofes verscherzt war, ist begreiflich, und nicht unwahrscheinlich mochte die zweimalige Aufhebung des Unterhändlers von Manuel selbst, oder seiner Parthei ausgegangen sein.

Seitdem sind keine Urkunden mehr vorhanden, aus denen sich eine Verbindung Behaims mit seinen Verwandten in Nürnberg, keine, aus denen sich sein fernerer Lebenslauf nachweisen liesse. Aber in derselben Zeit erfolgte 1497 die Umschiffung der Südspitze Afrikas von Westen her — Bartholomäus Diaz hatte sie zehn Jahre früher gesehen — durch Vasco de Gama, der auf diesem Wege das längst ersehnte India endlich erreicht und 1498 zu Kalekut dessen Boden betritt. Und in dasselbe Jahr fällt die dritte Fahrt des Columbus, der den südlichen Continent der neuen Welt entdeckt, über die schon 1493 eine Bulle Pabst Alexanders ~~XVII.~~ durch jene bekannte Demarcationslinie verfügt hatte, welche vom Nord- zum Südpol gezogen, alles Land, 100 Meilen westlich der Azoren, den Spaniern, östlich den Portugiesen zuweis't. Von nun an gehen jedes Jahr mehrere Expeditionen unter Segel, und besonders seit Peter Cabral zufälliger Weise an den Küsten der Tierra de Santa Cruz, später Brasilien, landet, wendet sich das Interesse der portugiesischen Entdecker, da nunmehr der Südweg nach Indien bekannt, dem westlichen zu, wo man, wie schon gesagt, in den neuentdeckten Ländern wieder nur einen Theil des östlichen Asiens gefunden zu haben meinte. Da ist es nun höchst wahrscheinlich, dass in der Zeit, in der wir durchaus nichts von seinen Schicksalen wissen, Behaim sich an einer dieser Fahrten betheiligt und jene Karte entworfen habe, auf der die Küste Südamerikas verzeichnet und auch jene Meerenge angegeben war. Noch mehr. Wie lässt es sich erklären, dass der berühmte Astronom Johann Schöner, aus Karlstadt gebürtig und Cleriker bei St. Jacob in Bamberg, auf seinem in Nürnberg noch vorhandenen und 1520 vollendeten Globus diese Strasse bereits einzeichnet, in demselben Jahre, in dem sie Magelhaens vorgeblich entdeckt und zuerst befahren haben soll, dessen Schiffe aber erst bei ihrer Rückkehr 1522 die Nachricht davon nach Europa bringen konnten? Wie kömmt es, dass Schöner in einem schon 1515 als Commentar seines Globus gedruckten Tractate sagen konnte: „Dass Brasilien, so

nennt er bereits Südamerika, von den Portugiesen umschifft worden sei, und dass man an dessen Südspitze eine Meerenge jener von Gibraltar ähnlich gefunden habe?" Wie kömmt es endlich, dass er auf seinem Globus vier Jahre früher, ehe Pizarro den stillen Ocean befährt, die ganze Configuration Südamerikas mit so merkwürdiger Genauigkeit anzugeben vermag, während der nördliche Continent noch in ganz fabelhafter Gestalt erscheint? Ja dass er, durch diese Darstellung in Wort und Zeichnung die Südhälfte des neuen Continents als einen besonderen durch ein grosses Meer von Asien getrennten Erdtheil schildert, während er sich später, durch die herschende Theorie verleitet, wieder für dessen Zusammenhang mit Asien erklärt? Das sind doch, im Verein mit San Martins Bericht, kaum widerlegbare Beweise, dass noch spätere genauere Nachrichten Behaims über jene Entdeckungen, Nachrichten, die wir jetzt freilich nicht mehr besitzen, nach Nürnberg, und wahrscheinlich an denselben Bernhardt Walther, den reichen Gönner Regiomontans gelangten, der 1504 starb, dessen Nachlass aber der Senat gerade Schöner zur Benützung überliess.

Noch erübrigt die einzige dürre Nachricht, dass Martin Behaim zu Lisbao, wohin er sich von Fayal aus wiederholt begeben „in fast grosser Armuth" im sogenannten deutschen oder Bartholomäus Spitale am 29. Juli 1506 in seinem siebenundvierzigsten Lebensjahre wahrscheinlich der damals heftig herrschenden Pest erlag. Am 20. Mai desselben Jahres hatte bereits der achtundvierzigjährige Columbus zu Valladolid, gleichfalls in drückender Armuth, die Augen geschlossen. Genie und Thatkraft verbrauchen sich gar schnell und lassen selten zu hohen Jahren kommen, und der berühmte Name muss gar oft mit bitteren Lebensschicksalen bezahlt werden. Soll diess der Ueberhebung des eigenen Geistes steuern, der gar zu gerne vergisst, dass seine Kraft ja nur ein freies Geschenk Gottes ist, oder soll es den Neid der Mittelmässigkeit versöhnen?

Martins einziger gleichnamiger Sohn, ein braver, bescheidener und lernbegieriger Jüngling, ward von widrigen Schicksalen verfolgt. Längere Zeit war er wegen eines streitsüchtigen Menschen, den er aus Nothwehr getödtet, im Kerker, und kam dann nach allerlei Kreuz- und Querzügen als dreissigjähriger Mann nach Nürnberg. Da sollte er nun, der sich nach Gesinnung und Erziehung als Ritter fühlte, Deutsch und Rechnen lernen, und den ganzen Tag auf dem Comptoir sitzen. Dieses engbegränzte, bürgerliche Leben konnte sein feuriger Geist nicht gewöhnen und er ward desshalb nach Jahresfrist von den Verwandten mit seinem Erbtheil nach Portugal zurückgeschickt. Dort mag er wohl auf einer der vielen Seefahrten oder in den zahlreichen Kämpfen in Indien und Afrika einen ritterlichen Tod gefunden haben. Er ist spurlos verschwunden. Noch ehe er Nürnberg verlassen, hatte er, im frommen

Andenken an seinen Vater in die St. Katharinenkirche dessen Todtenschild und einen eisernen Leuchter gestiftet. Sie sind nicht mehr vorhanden.

Hauschild hat von der Meerfahrt Behaims ein treffliches, ganz von tropischer Wärme durchglühtes Bild geliefert. Das Porträt des grossen Seefahrers ist von dem Prachtwerke Ghillany's entnommen, dem auch wir viele Daten zu unserer kurzen Schilderung verdanken.

121. Des alten Nürnbergs Blüthezeit am Ende des XV. und im Anfange des XVI. Jahrhunderts.

Frisches Streben in die Zukunft, pietätvolle Achtung seiner Vergangenheit, das hat Nürnberg zu der blühenden Stadt gemacht, die wir heute sehen und die bei fortdauernd gleichem Geiste seiner rührigen, unverdrossen schaffenden Bürger sicherlich noch einer glänzenden Zukunft entgegen geht. Zum wahren Ruhme der Stadt sei es gesagt, dass sie nicht gleich mancher ihrer Schwestern die Hände entmuthigt in den Schoos fallen liess, als der Adler des Reichs von ihren stolzen Zinnen, von ihren starken Thoren verschwand, sondern dass ihre Söhne fort und fort bedachten, wie die Väter nicht durch den unfruchtbaren Stolz auf eine Würde, die nun einmal dem Strome der Zeit erliegen musste, sondern durch die Schaffungskraft ihres Geistes und den Fleiss ihrer Hände die Grösse und den Flor der Heimath begründet hatten.

Jener grossen Rührigkeit seiner Bewohner hatte es Nürnberg zu danken, dass es, bei der Aenderung des Handelsweges mit dem Orient, keinen tiefgreifenden Schaden erlitt, da sein Verkehr sich gar bald weit mehr auf den Vertrieb der eigenen Erzeugnisse, als auf die Spedition fremder richtete. Und das angeborene Geschick der aufmerksamen und gewandten Arbeiter wusste sich trefflich in die Bedürfnisse der Zeit und die Launen der Käufer zu schicken, gar bald auch den Anforderungen des Geschmackes gerecht zu werden, so dass hier wirklich die Kunst aus der Werkstätte des Handwerkers erblühte. Das Selbstbewusstsein und der gerechte Stolz des Nürnbergers auf die Macht und den Glanz seiner Vaterstadt, die Verbindungen derselben mit der ganzen bekannten Welt, stählten seinen Muth, hoben seinen Geist weit über die Sphäre der gewöhnlichen Zunftgenossen und weckten und belebten seine Phantasie. Die Stadt war voll von Handwerkern, deren Jeder in seiner Art das Besste leistete, und die Gewölbe der Handelsherrn, — und alle patricischen Geschlechter waren solche, — strotzten von den Erzeugnissen des Fleisses ihrer Mitbürger, die von hier aus den Weg in alle Welt fanden. Feind der modernen Fabrikkasernen, aber doch in enger Verbindung des Gewerkes, sass jeder Bürger, nach dem Grundsatze: „Selbst ist der Mann“ wo möglich hinter dem eigenen Tische

in der eigenen Werkstätte, und die Gewohnheit, sein ganzes Leben lang nur einen einzigen Gegenstand zu fertigen, liess denselben in der höchsten Vollkommenheit aus seinen Händen hervorgehen, und dadurch die unbegreiflich billigen Preise der Waare erzielen. Veränderte Zeiten haben freilich nach und nach veränderte Einrichtungen herbeigeführt, aber das Streben die Selbständigkeit des Einzelnen möglichst zu erhalten, ist in Nürnberg noch immer unverkennbar.

Die zweite Hälfte des XV., die erste des XVI. Jahrhunderts waren es, in denen die Stadt ihre höchste, mittelalterliche Blüthe entfaltete, in der Nürnberg alles vereint besass, was deutscher Kunstfleiss zu schaffen vermochte. Seit jener Zeit ist auch nicht mehr von Vermehrung der einzelnen Zweige, sondern nur von ihrer Erhöhung und Veredlung und von neuen Erfindungen die Rede. Seit jener Zeit gesellten sich zur Behaglichkeit des bürgerlichen Lebens, die Schönheit der künstlerischen Ausschmückung, und dass in einer solchen Stadt auch Kunst und Wissenschaft ihren günstigsten Boden gefunden, verstund sich von selbst. Und welchem Deutschen, welchem Nürnberger besonders hebt sich nicht die Brust mit gerechtem Stolze, wenn er die Namen jener berühmten Landsleute nennen hört, die den Ruhm seiner Vaterstadt in alle Welt trugen und ihr grössere Bedeutung verliehen, als manches Herzog- oder Fürstenthum besass.

Zu jener Zeit lebten in Nürnberg Adam Kraft, von dessen vortrefflicher kunstvoller Arbeit noch heute Zeugniss geben das 1462 gefertigte Portal der Liebfrauenkirche, die wahre Steinfiligran des 64′ kühn aufstrebenden Sacramenthäuschens in der St. Lorenzkirche, an dessen unterstem Theile sich bedeutungsvoll der Meister selbst mit zwei Gesellen als Träger angebracht. Ferner der geschickte Kupfergiesser Sebastian Lindenast, von dem die sieben Kurfürsten und der Kaiser an der Uhr der Marienkirche herrührten und vor allen erwähnenswerth der grosse Meister Peter Vischer, der uns in seinem Erzguss, dem Grabmale des heil. Sebaldus, eines der herrlichsten Kunstwerke des ganzen Mittelalters hinterliess, aus dessen bescheidener Werkstätte aber auch die einfachsten Leuchter und Glöckchen für den Hausgebrauch hervorgingen. Diese drei Meister, unzertrennliche Freunde und Genossen, sassen in den sonntäglichen Feierstunden zusammen, um sich im Zeichnen und Bossiren zu üben, „als ob sie noch Lehrjungen wären.“ Ferner Veit Stoss aus Krakau, ein ausgezeichneter Bildschnitzer, der sich in Nürnberg niedergelassen, das in dem trefflichen englischen Gruss bei St. Lorenz und dem mit höchster Naturwahrheit dargestellten sterbenden Christus bei St. Sebald die schönsten Werke des später erblindeten 96 Jahre altgewordenen Künstlers bewahrt.

Sie alle überragt aber Albrecht Dürer, der hier 1471 das Licht der Welt erblickte, ein Mann, dessen universeller Geist das ganze

Gebiet der bildenden Künste und der Mathematik umfasste, und so als Maler, Holzschneider, Kupferstecher und Schnitzer in Elfenbein (nicht minder denn als Ingenieur und Architekt) sich einen Ruf erwarb, der weit über seine Vaterstadt und Deutschland hinaus bald ganz Europa durchdrang, und seinen Namen dem der berühmtesten Künstler aller Zeiten und Länder würdig zur Seite stellte. (Er war der erste, der die Regeln der Perspective mathematisch bestimmte, und ihm wird auch die Erfindung der Radirnadel und des Aetzens auf Stahl zugeschrieben. Das Leben dieses edlen und wahrhaft grossen Mannes voll Fleiss aber auch reich an bittern Erfahrungen schloss sich am 6. April 1528. Geehrt und geliebt von Allen die ihn kannten, hochgeachtet von den höchsten Fürsten wie von dem geringsten Mitbürger, wegen seiner Geschicklichkeit, seiner wackern Gesinnung und seines reinen Gemüthes war er ein Mann, der seine Kunst nie im Dienste der Sinnlichkeit entweiht, ein grosser Verehrer Luthers und der edlen Bestrebungen des feurigen Reformators wie ein treuer Freund des sanften, versöhnlichen Melanchtons, ohne desshalb seinem alten Glauben untreu zu werden, von dessen Sinn und Geist durchdrungen er kindlich fromm all die Bilder des göttlichen Welterlösers und seiner Mutter, wie die der zahlreichen Heiligen geschaffen hat. Selbst ohne Neid, und im gerechten Gefühle des eigenen Werthes gerne das Verdienst Anderer anerkennend, wetteiferten nicht nur die ersten Künstler seiner Zeit, ihm ihre hohe Achtung zu bezeigen, — der berühmte Venetianer Gian Bellin schloss treue Freundschaft mit ihm, und mit dem noch grössern Raphael wechselte er sein Bildniss — sondern er hatte sich derselben auch von dem ersten Fürsten der Christenheit zu erfreuen. Einst entwarf nämlich Dürer vor Maximilian I. ein grosses Bild an die Wand, wozu er der Leiter bedurfte. Der Kaiser befahl einem Edelmanne seines Gefolges, sie zu halten, der aber, vermeinend seine Ehre zu schädigen, verbat sich demüthig diese Hilfleistung. Da erfasste der hochsinnige Fürst selbst die Leiter und wies den albernen Gecken mit den Worten zurück: „Herr Graf! der Mann da gilt wahrlich mehr als ein Edelmann, einen solchen kann ich aus jedem Bauer machen, aber aus hundert Edelleuten lange noch keinen Dürer.“ So ehrte der Kaiser die Kunst und sich selbst.

Ein anderer hochbegabter Sohn seiner Vaterstadt, Dürers Gespiele in der Kindheit und getreuer Freund bis an's Ende, der auch seinem „amico integerrimo“ eine treffliche lateinische Grabschrift verfasste, ist der Patricier Willibald Pyrkhaimer. Von seinem gelehrten Vater Johann selbst zum Gelehrten, wie zum abgehärteten waffengeübten Kriegsmann herangebildet, leistete er Vorzügliches in beiden Richtungen. Ein Humanist im edelsten Sinne des Wortes, waren ihm die klassischen Sprachen wie die italienische gleich seiner Muttersprache geläufig. Erfahren in den Rechtswissenschaften wie Wenige, blieb er auch den

feinern Sitten des Hofes, den heitern Künsten nicht fremd, und allgemein bewunderte man seine musikalische Kenntniss und Fertigkeit. Im Reichskriege 1498 ernannte der Senat den damals 28jährigen Mann, ein Musterbild von Kraft und Schönheit, zum Feldhauptmann seines aus 800 erprobten Söldnern und 120 Reitern bestehenden, gleichförmig in rothes Tuch gekleideten und mit sieben Geschützen versehenen Contingents. Ein Heereszug, in dem er mehrmals durch Umsicht und persönlichen Muth sich auszeichnete, und den er später in classischem Latein selbst beschrieben hat. In den günstigsten Vermögensverhältnissen war er der Erste in Deutschland, der eine kostkare Münzsammlung anlegte, und alle Werke seiner ausgewählten reichen Bibliothek trugen, — ein Zeugniss seines wohlwollenden Sinnes — die Wappenumschrift: „Sibi et amicis". Mit dem günstigsten Erfolge für seine Vaterstadt wirkte er auf verschiedenen Reichstagen und wegen seiner grossen juridischen Gelehrsamkeit begleitete er bei Maximilian I. und Karl V. die Würde eines kaiserlichen Rathes Ein treuer Anhänger des Humanismus galt Pyrkhaimer bald als das Haupt der Reuchlinisten, und seine Schutzschrift für den von den Kölner Dominicanern, den Originalen der bekannten epistolae obscurorum virorum, schwer verläumdeten grossen Mann bewies mit durchschlagendem Erfolge dessen Verdienste für die Wissenschaft und deren wohlthätigen Einfluss auf das Christenthum. Sehr bezeichnend für die religiöse Ueberzeugung Pyrkhaimers und die kirchlichen Zustände seiner Zeit sind aber dessen Worte: „Ich bekenne, dass ich anfänglich auch gut Lutherisch gewesen bin, wie unser seliger Albrecht (d. i. Dürer) denn wir hofften, die Römische Büberei, dessgleichen der Mönche und Pfaffen Schalkheit sollte gebessert werden. So man aber zusieht hat sich die Sache also verschlimmert, dass die Evangelischen Buben jene Buben fromm machen." Darum blieb er bei dem Glauben seiner Vorfahren und schrieb gegen die Neuerer im Rathe eine energische Schutzschrift für das St. Claren Kloster zu Nürnberg, in welchem seine beiden Schwestern Charitas und Clara, erstere durch ihre Gelehrsamkeit in den weitesten Kreisen bekannt nach einander als Abtissinnen und seine beiden Töchter als Nonnen lebten. Diese Zerwürfnisse trieben ihn aus dem Rathe, den Rest seines Lebens widmete er einigen wenigen Freunden und seinen geliebten Wissenschaften, bis der Tod seinem Wirken ein Ziel setzte. Der Letzte des alten Geschlechtes ward er mit Helm und Schild auf dem Johanneskirchhofe an der Seite Dürers eingesenkt. Mit den Worten: „Möchte es doch nach meinem Tode dem Vaterlande wohl ergehen und der Kirche Ruhe werden!" gab er am 21. December 1530 seine Seele dem Herrn zurück.

Auch die Kunst des Meistergesanges trieb in Nürnberg ihre schönste Blüthe.

„Zum Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!"

ruft Goethe den Verächtern unseres Hanns Sachs zu. Der Lebenslauf dieses ächten Sohnes der alten Reichsstadt ist ein höchst bescheidener und eng begränzter, aber das Reich seiner fruchtbaren Phantasie umschloss alle Zeiten und Zonen. Der Sohn eines Schneiders, besuchte er schon im siebenten Jahre die lateinische Schule, ergriff im fünfzehnten das Handwerk des Schusters, und trat, nachdem er durch Süddeutschland gewandert, in München die Sängerkunst gelernt, im Jahre 1519 als Meister in die Zunft. Zweimal verheirathet, starb er 82 Jahre alt, allgemein geliebt von seinen Mitbürgern, hochgeachtet durch ganz Deutschland, dessen berühmtester Dichter er unstreitig im XVI. Jahrhundert war. An Fruchtbarkeit nur von Lope de Vega und Calderon übertroffen gab es keine Dichtungsart, von der ernsten Tragödie bis zum einfachen Sinnspruch, in der sich Sachs nicht versucht. Ungekünstelter Witz, schalkhafte, heitere Laune, naive, redlich fromme Gesinnung, dazu eine derbe bezeichnende Sprache, freilich auch ziemlich prosaische Auffassung, hausbackene Moral und grosse Redseligkeit sind die Eigenschaften seiner Werke, in denen sich seine Zeit nach Art und Gesinnung wie in einem Spiegelbilde erkannte, erbaute und ergötzte. Beinahe gleich grosse Berühmtheit erwarb sich noch ein anderer Nürnberger Dichter, Melchior, aus dem rathsfähigen Geschlechte der Pfinzing, Probst bei St. Sebald und geheimer Secretär Max I., der in einem allegorischen, etwas steifen und wunderlichen Heldengedichte, dem „Theuerdank" die Thaten seines geliebten Herrn und Kaisers verherrlichte. Auch der Patricier Hieronymus Baumgärtner darf nicht vergessen werden, der Schüler und Freund Melanchthon's, der eifrigste Vertheidiger und Förderer des Protestantismus in Nürnberg. Hochgelehrt, unermüdet im Dienste seiner Vaterstadt und seines Glaubens, hinterliess er den Ruf eines gottesfürchtigen, echt christlich gesinnten Biedermannes. Nicht uninteressant möchte sein, dass Baumgärtner früher beabsichtigte, Katharina von Bora zur Ehe zu nehmen, auf ernstliches Andringen Luthers aber, sich zu erklären, weil sonst ein Anderer vorhanden wäre, der ihr seine Hand reichen wolle, zurücktrat, worauf sie dann die Gattin des Reformators selbst wurde.

Nürnberg auch in streng wissenschaftlicher Beziehung zu einem Sterne erster Grösse in der damaligen gebildeten Welt zu erheben, trug Regiomontan nicht wenig bei. Der gelehrte Mathematiker, wie oben erwähnt, aus dem Städtchen Königsberg in Franken gebürtig, hatte sich durch seine Kenntnisse und sein Wirken in Wien, Italien und Ungarn einen hochberühmten Namen erworben, und wählte Nürnberg „wegen des allgemeinen Verkehres mit wissenschaftlich gebildeten Männern, und da dieser Ort von jeher wegen seiner Handelsverbindungen

gleichsam als Mittelpunkt von Europa angesehen wird" 1471 zur zweiten Heimath. Leider wurde er ihr schon nach vier Jahren durch Sixtus IV. wieder geraubt, der ihm das Bisstlium Regensburg verlieh, dann aber nach Rom zur Verbesserung des Kalenders einlud, wo er jedoch dem begonnenen Werke durch einen plötzlichen Tod im vierzigsten Lebensjahre entrissen wurde. Sein Aufenthalt in Nürnberg hatte aber belebend und belehrend auf seine neuen Mitbürger gewirkt, und das Interesse für mathematische Wissenschaften in hohem Grade rege gemacht. Von seinen berühmtesten Schülern, Behaim und Dürer haben wir vernommen, aber auch die Gewerbe wussten seine Anwesenheit zu nutzen, bald erwarb sich Nürnberg durch Herstellung von mathematischen Instrumenten europäischen Ruf und nur mit Verfertigung von Compassen hatten 20 Meister vollauf zu thun, besonders seit Dürers Schüler Georg Hartmann 1528 zuerst die Abweichung der Magnetnadel beobachtet und die Einrichtung der Boussole Erhardt Etzlaub wesentlich verbessert hatte.

Und welche zahlreichen Erfindungen und gewerblichen Verbesserungen traten nicht zu jener Zeit in dieser einzigen Stadt an's Licht? Ward auch das Schiesspulver nicht hier erfunden, so geschieht doch zu Nürnberg, und zwar schon 1356, die erste Erwähnung seiner Verfertigung. Auch Spielkarten erschienen schon 1380 in einem Gesetze, und wohl dürfte deren Erfindung der Stadt gehören, welche bald ganz Deutschland mit diesem Artikel versah. Ulman Stromers Papiermühle, die erste in Deutschland, arbeitete bereits 1390 mit 18 Stampfen. Schon 1400 ward hier von Rudolph das Ziehen gleichmässigen Drathes erfunden und die zierlichen Arbeiten Nürnberger Goldschmiede waren im XIV. Jahrhundert weit berühmt. Die Stadt besass 1403 die erste Apotheke in Deutschland. Geschütze kannte man schon um die Mitte desselben Jahrhunderts, aber ihre Fertigung aus gediegenem Gusse gelang hier (oder in Augsburg?) zuerst. Es erwachte der Gedanke, das Geschütz zum Handgebrauche zu verkleinern, und schon 1429 wurde aus der mit dem Luntenschlosse versehenen Büchse zu Nürnberg nach der Scheibe geschossen. 1490 aber ward hier das Luntenschloss zum Radschloss umgewandelt, und 1517 besass wieder unsere Stadt das erste Springschloss mit Batterie und Feuerstein. Bereits 1470 arbeitete an 24 Pressen mit mehr denn 100 Gesellen Anton Koberger, aus dessen Druckerei bald darauf die berühmten Ephemeriden des Regiomontan hervorgingen. Dieser grosse Mathematiker liess hier die ersten Brennspiegel schleifen und schon 1482 kommt der erste Brillenmacher vor. 1493 schlug auf dem Rathhausthurme die erste Viertelstunden-Uhr und sieben Jahre darauf begrüsste der junge Peter Hele das neue Jahrhundert mit der Erfindung der Taschenuhren, nach ihrer ersten Form Nürnberger Eier genannt. Um 1550 fertigte der geschickte Giesser und Metalldreher Hanns Lobsinger die erste Windbüchse und die Metallpressen, und zu

gleicher Zeit erfand Erasmus Ebner die Mischung des Messings, und Johann Danner die Brechschraube, mit deren Hilfe er Mauern von 16′ Dicke niederwarf. Wenzel Jamnitzer, der 1586 starb, stellte Arbeiten in Gold und Silber getrieben, von der edelsten Zeichnung, dem feinsten Geschmacke, und in unübertrefflicher technischer Vollendung her. Aber wer vermöchte sie alle aufzuführen die tüchtigen Meister, die ihr Gewerbe zur höchsten Vollendung, das Handwerk zur Kunst erhoben!*)

Und schon der äussere Anblick verkündete die innere Bedeutung dieser Stadt. Von ferne stiegen bereits die zahlreichen Zinnen und Giebel ihrer majestätischen Kaiserburg am Horizonte empor, und weithin flimmerte und glänzte das Sonnenlicht auf den zahlreichen, mit blankem Metall gedeckten Thürmen der vielen Gotteshäuser, besonders auf den sie alle überragenden schlanken Brüderpaaren von St. Sebald und St. Lorenz. Beim Näherkommen sah man das Häusermeer der Stadt, welche unter Karl IV. ihre letzte Vergrösserung erfahren, in einem Umfange von anderthalb Stunden Weges von einem 100′ breiten, 50′ tiefen Graben umfasst, der durchgängig mit Quadern ausgemauert war. Innerhalb desselben die Brustwehre und hinter dieser erst die eigentliche Stadtmauer, von hundert kleinern Thürmen überragt und flankirt. An den vier Hauptthoren aber erhoben sich ungeheuere runde Thürme mit einem Durchmesser von 50′ und in einer Höhe von 145′, angeblich nach Albrecht Dürer's Entwurf von Georg Unger ausgeführt. Und trat man endlich durch dieselben in das Innere, welches Leben durchwogte dieses volkreiche, gewerbfleissige Nürnberg, das sich schon, die erste Stadt Deutschlands, seit 1368 eines stattlichen Pflasters erfreute! Wie regte sich in allen Strassen die emsige Thätigkeit der Bewohner! Ueberall erklang der kräftige Schlag der Hämmer, das Knistern der Essen, das Schnauben des Blasebalgs und das Pfeifen der Feile, das betäubende Geklapper der Blechschmiede, das Stöhnen der Pressen und das unermüdete, einförmige Schnurren des Webstuhls. Der Duft aller möglichen Gewürze schwängerte die Luft. Karren an Karren wand sich in den Strassen mühsam durch die arbeitende Menge, und schaffte die Erzeugnisse dieser Thätigkeit in die harrenden Vorrathshäuser, und hochbeladene Wagen schwankten aus den Thoren um sie in alle Welt zu verführen. Und welche majestätischen Bauten stiegen aller Orten empor! Wohin sich das Auge wandte, erblickte es die zierlichsten Erker, eine Fülle der mannigfachsten Steinarbeiten in Figuren und Basreliefs, die feinsten Gitterwerke aus zahllosen Theilen auf das Kunstvollste zusammengefügt. Dort stund die herrliche Marienkirche, auf Karl IV. Veran-

*) Gründlich belehrend hierüber darf R. v. Rettberg's Werk: „Nürnberg's Kunstleben in seinen Denkmalen dargestellt“ empfohlen werden, der sie und ihre Werke ausführlich nennt und kenntnissreich würdigt.

lassung von 1355 bis 1361 an dem Platze errichtet, den die damals zerstörten Judenhäuser bedeckten, deren einstige Insassen mit dem gelben Ringe an der Brust oder dem blaugeränderten Frauenschleier sich jetzt nur selten und scheu durch die Menge drückten, da ihnen seit jener Zeit selbst ein einmaliges Uebernachten innerhalb der Ringmauern strenge verwehrt war. Und auf dem Platze vor jener Kirche das Wundergebilde zierlicher Giesser- und Steinhauer-Arbeit, der zu gleicher Zeit errichtete schöne Brunnen. Kirche und Brunnen von den Meistern Fritz und Georg Rupprecht, und Sebald Schonhofer ausgeführt, das Portal der erstern Adam Krafts Hauptwerk, die Uhr darüber das des Meisters Hanns Heuss, der so einzig in seiner Kunst, dass Friedrich III. den Greis in einer Sänfte nach Wien tragen liess, um sich seines Rathes zu bedienen. Hier erblicken wir die Mustergebilde edelster Gothik, die St. Sebalduskirche am Schlusse des XIV. Jahrhunderts und die von St. Lorenz gegen Ende des XV. vollendet. Ferner die Karthause mit ihren schönen Kreuzgängen vom Jahre 1383, und die herrliche erst 1816 dem modernen Vandalismus erlegene Augustiner Kirche zu St. Veit, gleichfalls aus dem Ende des XV. Jahrhunderts. Grossartige Korn- und Krankenhäuser zeugen von dem Reichthum der Commune und der Sorgfalt des Rathes. Nicht minder die dem Rialto nachgeahmte Fleischbrücke, welche ein Bayer, Meister Stephan, in einem kühnen, 97′ langen und nur 13′ sich hebenden Bogen über die Pegnitz gesprengt. Alles verkündet jene stylvolle Schönheit der Architektur, jene Höhe des Gewerkes in der sich Kunst und vollendete Technik die Hände boten und an deren Erreichung selbst unsre sonst so weit vorgeschrittene Gegenwart verzagen möchte.

Einfache Bequemlichkeit herrschte in den meist aus geschnitztem Fachwerk gefügten, mit gebrannten Steinen ausgemauerten bürgerlichen Häusern, angefüllt mit blankem und zierlichem Hausrath aller Art. Dagegen wohlziemender Prunk in den Steinburgen der reichen Patricier, der sich sogar, wie in Hanns Tuchers (maurischem) Hause mit seiner hochaufragenden Kuppel, das er sich 1469 nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande erbaut, in's Phantastische verstieg. Ihr Inneres aber schildert Celtes prangend von goldenen und silbernen Geräthen, über welche sie aber Schwert und Schild, Harnische, Streitkolben und schöne Rosse noch höher achten und zur Schau stellen. Da mochte sich wohl die Aeusserung des vielgereisten Aeneas Sylvius bewahrheiten, dass ein König von Schottland glücklich sein würde so zu wohnen wie ein gewöhnlicher Bürger Nürnbergs.

Solchem Aeussern entsprach die Macht einer Stadt, die, obgleich die grösste Summe ihrer ständigen Einwohner zu keiner Zeit höher als auf 60,000 Menschen veranschlagt werden darf, eine Jahreseinnahme bezog, die sich z. B. im Jahre 1483 auf 421,926 Pfund belief, was,

das Pfund zu 12 fl. rheinisch genommen, mehr als 5 Millionen Gulden beträgt, ein Einkommen, grösser als das manches Königreiches zu jener Zeit. Das machte es Nürnberg möglich, wie im bayerischen Erbfolgekriege, ein Heer von 6000 Mann mit vielen Geschützen in's Feld rücken zu lassen. Gleiche Macht hat kaum eine andere Reichsstadt aufgebracht.

Ein Lieblingssitz der deutschen Kaiser, auch aus dem Luxemburgischen und Habsburgischen Hause, bis ihm unter Max I. Augsburg den Rang abgewann, war Nürnberg, seit 1424 Bewahrerin der Reichskleinodien, der Schauplatz der wichtigsten Fürstenversammlungen und Verhandlungen, der glänzendsten Feste. Hier gab Karl IV. das Grundgesetz des Reiches, die goldene Bulle, die bis zur Auflösung desselben nebst den Reichskleinodien in der Verwahrung der Stadt blieb. Zu solchen Zeiten sah man prachtvolle Aufzüge in den Strassen, so als Friedrich III. 1487 vom Februar bis zum December Hof hielt in seiner Burg und auf der Bühne vor dem Rieterischen Hause mit grossem Gepränge den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ihre Lehen ertheilte, oder im festlichen Geleite von Bischöfen und Fürsten und mehr denn 400 Rittern von der Burg herab zur Kirche schritt, oder auf offenem Markte mit eigener Hand dem Dichter Konrad Celtes den frischen Lorbeerkranz aufs Haupt setzte. Kaum minder festlich ging es 1496 zu, als nach langen Kämpfen Friede ward mit den Hohenzollern und Burggraf Friedrich als Gast der mächtigen Stadt mit Gemahlin und Mutter in ihre Mauern einritt zum festlichen Stechen, in dem er selbst mit zehn Rittern in seiner schwarz und weissen Hausfarbe gegen eben so viele Nürnbergische rannte, aber an Wilhelm Löffelholz seinen Meister fand. Und welches Leben erfüllte Nürnberg, wenn, in der katholischen Zeit, die grossartige Feier des Fronleichnamsfestes im vollen Pomp der Kirche an den geschmückten Häusern vorüberwallte, der Probst von St. Sebald den Segen ertheilte und die andächtige Menge auf den Knien lag, oder in der Charwoche fromme Schaaren in langer Reihe vom Thiergärtner Thor hinaus nach St. Johann zogen um ihre Gebete an den sieben Stationen, dem ersten und einem der bessten Werke Krafts, zu verrichten, welche 1488 Martin Ketzel aufstellen liess, der die Maasse der Entfernungen der heiligen Orte von seiner Wallfahrt nach Jerusalem mitgebracht, und als er sie das erstemal verloren, im frommen Eifer sie nochmal aufzunehmen ein zweitesmal die gefahrvolle Reise dahin unternahm. Oder auch wenn der lustige Schönbart in der ausgelassensten Fröhlichkeit durch die Strassen tobte und mit seinen derben Possen Keinen verschonte; oder wenn junge Bürgerssöhne die blutigen Tragödien und die stark gewürzten, ziemlich unzweideutigen Fastnachtspossen ihrer Mitbürger Koseňplüt und Hanns Sachs auf offener Bühne zum Bessten gaben!

Wahrlich, keine andere Stadt des städtereichen Deutschlands durfte sich damals an Reichthum und Glanz, an Thätigkeit und gewerblichem Leben, mit ihrer Königin an der Pegnitz messen. Und die Chronisten jener Zeit preisen sie beglückt durch ihrer Männer Fleiss und Geschicklichkeit, ihrer Frauen Sitte und Holdseligkeit, durch ihres Rathes Umsicht, Klugheit und partheiloses, strenges Regiment, wegen ihrer Bürger Muth, Frömmigkeit und grossartiger Milde, wegen der musterhaften Zucht ihrer Klöster, wegen ihrer Grösse und Bedeutung, ihrer Macht und Festigkeit und wegen des Umfanges ihres fürstenmässigen Gebietes.

Das Bild, von Adamo gemalt, und in der Farbe wohl kaum gelungen zu nennen, mahnt in seiner Auffassung und Anordnung nicht ungünstig an die Kupferstiche und Bilder jener Zeit. Pyrkhaimer im Vordergrunde, der Dichter Sachs, bei ihm die Meister Kraft und Vischer, und weiter rückwärts Dürer sind Porträts.

122. Sebastian von Rotenhan vertheidigt den Marienberg ober Würzburg gegen die aufrührerischen Bauern. 1525.

Der in Schwaben zuerst entbrannte, allgemeine Bauernaufstand des Jahres 1525 hatte sich gar bald auch über das Frankenland verbreitet, wo dieselben Ursachen dieselben Folgen hervorriefen. In Rotenburg an der Tauber, einer damals bedeutenden Reichsstadt, wo der excentrische Reformator Karlstadt selbst gepredigt, begann er zuerst. Mergentheim, der Sitz der verhassten Deutschherren wurde geplündert. Das Ries, die Bauern der Stifter Eichstädt und Ellwangen folgten. Florian Geyer, ein bekannter kecker Abentheurer führte eine tapfere, besonders gefürchtete Schaar, desshalb der schwarze Haufen genannt. Eine andere warb der Schenkwirth Metzler im Odenwalde, und wie „Bienen" sammelte sich das Landvolk um den jovialen lockern Kumpan. Eine dritte bildete Jäcklein Rohrbach bei Heilbronn, sie hiess der helle Haufen; Graf Georg von Wertheim, der abgefallene Erbkämmerer des Fürstbisthums Würzburg war einer ihrer Führer. Alles am Neckar, um Jagst und Kocher und am untern Maine bis Aschaffenburg hinab, wo der Statthalter des Erzbischofs von Mainz, von den Aufständischen selbst belagert und zur Annahme der zwölf Artikel, der nach jetziger Anschauung höchst bescheidenen charta magna der Bauern, gezwungen wurde, stund in hellen Flammen.

Noch war Würzburg, die Hauptstadt des ganzen Landes scheinbar ruhig, der Marien- oder Frauenberg, die feste Residenz des Fürstbischofs sein wohlverwahrter Sitz. Im Innern gährte es aber längst, und unvergessen war jener Unglückstag von Bergtheim, wo Adel und Geistlichkeit die junge Reichsfreiheit der Stadt im Blute von zwölfhundert Bürgern erstickt hatten. Ein Spielmann, Hanns Bermeter, fordert durch nächt-

lichen Anschlag angeblicher Briefe der Bauern zum Beitritt auf, und jede Siegesnachricht derselben, die in die Stadt dringt, steigert den Uebermuth der Bürger. Schon werden die reichen Weinkeller der Domherren geplündert, schon hatte die nahen Klöster Maidbronn und Himmelspforten das gleiche Schicksal ereilt. Noch war es ein Zug altgewohnter Treue, dass der greise Fürstbischof Konrad von Thüngen, der es auf Bitten der Bürger muthig und vertrauend wagte, fast ohne Begleitung vom Marienberge herab zur Schlichtung der Wirren zu kommen, unbeirrt und in stummer Ehrfurcht empfangen, zwischen den in Wehr und Waffen Aufgestellten hindurchreiten konnte. Leider war die Verhandlung erfolglos; das Schlimmste vorhersehend floh Konrad nach Heidelberg, und nun erklärte sich die Stadt für die Bauern, die prunkend in dieselbe einzogen.

Noch war aber der feste Frauenberg in den Händen der Bischöflichen, und ehe dieser, gleichsam die Citadelle Frankenlands gefallen, von völliger Herrschaft der Bauern keine Rede. Da liess die gesammte Bauerschaft durch den Grafen Georg von Wertheim, und die Herren von Rüdt und Hardtheim das Schloss zur Uebergabe auffordern. Dort oben aber befehligte den aus Edlen und reisigen Knechten, zumeist aber aus Domherren, Mönchen und Weltpriestern, aus Hofbeamten und Dienern bunt zusammengewürfelten Haufen ein Mann, der ihm den rechten Geist einzuhauchen wusste. Diess war der fürstliche Hofmeister Sebastian von Rotenhan, dem der oberste Hauptmann, Domprobst Friedrich von Brandenburg die Vertheidigung übertragen hatte. Er liess Pallisaden setzen, gefährliche Zugänge verrammeln, die Zimmerreihe gegen die Stadt hin mit Erde ausfüllen, und theilte die gesammte Besatzung in achtzehn Rotten, deren jeder ein Thurm, ein Thor oder eine Schanze zur Vertheidigung zugewiesen wurde.

Vergeblichen Unterhandlungen machte das trotzige Wort Florian Geyers: „Die Axt ist dem Baum an die Wurzel gelegt, es ziemt uns nicht, dieselbe aufzuhalten. Hat doch der Tanz erst recht angefangen, was wollen wir schon wieder aufhören?“ und der Absagebrief der Stadt an ihren Bischof, welche endlich ihre Zwingburg los zu werden hoffte, ein rasches Ende. Als damit alle Aussicht eines friedlichen Ausganges verschwunden war, sammelte der Domprobst die ganze Besatzung im grossen Hofe. Er stellte ihr vor, welch' ungeschicktes Kriegsvolk ihre Feinde wären, und dass nur ein Sturm zu fürchten sei. Wer den nur mannhaft und ehrlich mit Gottes Hilfe bestehen wolle, der solle seine Hand aufwerfen. Alle streckten sie freudig in die Höhe und als der Geheimschreiber, des Bischofs Kurt Weinaug sie alle so unverzagt sah, rief er freudig aus: „Das sei Gott gelobt singt mir denn alle nach“ und stimmte das alte Osterlied: „Christ ist erstanden“ an, worin sie insgesammt mit hellen Stimmen einfielen und dann getrost auf ihre Posten gingen. Wer

an einem Geschütz stand konnte kaum erwarten, es loszubrennen; doch war geboten Kraut und Loth zu schonen und erst dem Angriffe zu begegnen.

Der liess nicht lange auf sich warten. Auf dem Nikolaus-Berge waren Schanzen aufgeworfen worden, in welche Hunderte von Händen die Geschütze des Grafen von Wertheim hinaufgezogen hatten. Aus diesen begann nun am frühesten Morgen des vierzehnten Mai das Feuer und währte bis in die sinkende Nacht, verursachte aber bei der weiten Entfernung und der Schwäche der Stücke wenig Schaden Die Bischöflichen hingegen richteten ihre Geschütze auf die zu ihren Füssen liegende Stadt, zersprengten dort die zusammengelaufenen Schaaren, welche Miene machten gegen das Schloss anzusetzen und tödteten Viele aus denselben. Nun ward für die Nacht des fünfzehnten ein allgemeiner Sturm beschlossen, und die kühnen Männer des schwarzen Haufens, welche gerade vor vier Wochen Weinsberg erstiegen hatten, meinten den Frauenberg in ähnlicher Weise zu überrumpeln. Die Besatzung, obgleich bei völlig unbeschädigter Mauer keines Sturms gewärtig, war aber, verdächtige Bewegung gewahrend, auf ihrer Hut und die Losung „Sanct Burkard“ ging fleissig um.

Zwischen neun und zehn Uhr, als die finstere Nacht hereingebrochen, zogen die Bauern in dichten Schaaren mit Leitern, Steigzeugen, Beilen und anderm Sturmgeräth schweigend aus der Stadt. Am Fusse des Berges angekommen liessen sie ihre Fahnen fliegen, Trommeln und Pfeifen erschallen, und rannten mit wildem Geschrei den Berg hinauf gegen den ersten Pallisaden-Zaun. Der war schnell niedergehauen und überstiegen und schon liessen sich die Kühnsten in die tiefen Gräben hinab, und warfen Leitern an das Schloss. Hier aber empfing sie ein entsetzlicher Kugelregen, der die Anstürmenden niederwarf; die zur Hilfe Nachrückenden wurden in grosser Nähe von den Stückkugeln zerschmettert. Von allen Seiten flogen und prasselten Feuerkugeln, Schwefelkrüge, Pulverklötze, Pechkränze und wie die furchtbaren Feuerkünste jener Zeit alle heissen mochten, auf die Eingedrungenen nieder, so dass sie geblendet, zerrissen, verbrannt weder ihre Waffen zu gebrauchen, noch weiter emporzusteigen vermochten. Es war, nach dem Bericht eines Augenzeugen, das Schloss anzusehen, als ob es in lichtem Feuer stünde, und mit Angst und Grauen erwarteten die Bürger den Erfolg des Sturmes, der auch ihr Schicksal entschied.

Er ward abgeschlagen. Ein zweiter, nicht minder heftig als der erste, verbreitete sich um das ganze Schloss. Schon war es Einigen gelungen, bis in den Vorhof einzudringen, auch von der Seite des Nikolausberges hatten Andere die Mauern erstiegen. Aber die Ausdauer und Entschlossenheit der Vertheidiger siegte auch diessmal und die Stürmenden zogen sich endlich mit grossem Verluste zurück. Im Schlosse

erwartete man einen dritten Angriff. Da schlug es zwei Uhr nach Mitternacht und alles blieb stille. Noch liess Rotenhan aus allen Geschützen eine volle Salve auf die Stadt geben, „damit man dort sähe, dass sie noch lebten" meinte er. Uebrigens war es hohe Zeit, denn noch eine Stunde des Kampfes und es wäre keine Kugel mehr vorhanden gewesen und an zwei grossen Feuern mussten die ganze Nacht über neue gegossen werden.

Vierhundert Bauern lagen todt in den Werken, wohl eben so viele ausserhalb derselben, welche ihre Genossen mit sich nahmen. In den Gräben aber, mit ihnen gemischt, eine Menge Schwerverwundeter, doch unbarmherzig „Ward kainem darvon geholffen noch kainer auss dem Graben genomen. Sonder liessen die In der besatzung sie also umbkriechen und Achzen bis sie vergiengen."

Mit dem verunglückten Sturme ging der Stern der Bauern unter. Noch wechselte bis zum zwanzigsten das Schiessen von beiden Seiten mit versuchten neuen Unterhandlungen. Die Würzburger hatten sogar Bergleute kommen lassen, die einen Stollen in den Felsen treiben sollten, um die Veste zu sprengen, das ging aber zu langsam und die Dinge drängten. Am dreiundzwanzigsten zog das „evangelische Heer" unter Götz von Berlichingen und Metzler der Tauber zu, bei den Zurückgebliebenen riss Unordnung und Unbotmässigkeit ein. Am zweiten Juni erlitten die Bauern die furchtbare Niederlage bei Königshofen an der Tauber, zwei Tage später am Pfingstsonntage traf sie der noch härtere Schlag bei Ingelstadt nächst Giebelstadt in Franken, und am achten desselben Monats mussten sich die Thore Würzburgs den siegreich einziehenden Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und von Trier, dem Bischofe Konrad und dem Pfalzgrafen Otto von Neuburg öffnen. Der blutige Georg Truchsess als oberster Hauptmann kam mit ihnen an der Spitze von dreitausend Reitern. Ein furchtbares Blutgericht begann. In einen Ring geschlossen stunden die zitternden Bürger und nach kurzer Berathung wurden noch an demselben Tage sechzig aus ihnen mit dem Schwerte hingerichtet. Am folgenden Tage nahm man alle Waffen weg und liess jedem Bürger nur ein Rebmesser.

So blutig endete dieser kurze Aufstand für Würzburg, nicht minder traurig für das gesammte Deutschland, denn wenn man die grosse Ausdehnung desselben in's Auge fasst, wenn man erwägt, dass schon während der verschiedenen Kämpfe die Bauern gleich wilden Thieren zu Tausenden gehetzt und erschlagen wurden, und nach demselben in kaum glaubhafter Anzahl unterm Henkerschwerte fielen, so dürfte die Angabe eines Zeitgenossen, der von Hunderttausenden der Umgekommenen spricht, nicht weit von der Wahrheit bleiben.

Das Loos des armen Mannes hatte sich wo möglich noch verschlimmert, mit demselben aber sicherlich auch der Zustand des Reiches, dem

mit dieser Ausrottung der Gemeinfreien die tiefste Wunde geschlagen wurde. Der ächte Charakter des Bauern war auf Jahrhunderte hinaus verdorben, denn seine Tapferkeit verwilderte in übermüthige Rauflust, seine Mannhaftigkeit in störrischen Eigensinn, die alte Biederkeit in vollendete Rohheit, sein gerader, kluger Sinn in ränkevolle Tücke, seine natürliche Fröhlichkeit in meisterlose Ausgelassenheit, sein tiefbegründeter Gottesglaube in stumpfsinnigen Pfaffendienst oder dumpfe Glaubensgrübelei.

Das Bild, von Schwoiser in Fresko gemalt, ist wohl eines der gelungensten und effectvollsten der ganzen Sammlung, und zeigt vollkommen wahrheitsgetreu die Lage des vertheidigten Schlosses. Das Porträt Rotenhans ist einer Medaille entnommen, welche ihm zu Ehren ein Jahr nach der muthvollen Vertheidigung geprägt wurde.

123. Bischof Julius stiftet das Julius-Spital zu Würzburg 1576.

Tausenden von Jüngern der edlen Heilkunst, zerstreut über die ganze bewohnte Erde, ist sicher der Name des Fürsten unvergesslich geblieben, an dessen weltberühmter Anstalt sie ihr der Menschheit so wohlthätiges Wissen erworben oder erweitert haben. Das Bild vor dem wir stehen, von der Meisterhand Schwoisers mit aller Liebe geschaffen, führt uns zur Gründung derselben, dem Juliusspitale zu Würzburg, der Fürstbischof selbst ist getreues Porträt.

Julius, aus dem Geschlechte der Echter von Mespelbrunn im Spessart, einer der weisesten und grössten Fürsten die je auf dem Herzogstuhle von Ostfranken sassen, waltete auf demselben vier und vierzig Jahre lang zum Heile des Volkes, das heute noch sein Andenken im dankbaren Herzen segnet. Seine Regierungsperiode von 1573 bis 1617 war weitaus die längste unter allen Kirchenfürsten Würzburgs, und beinahe jedes ihrer Jahre war Zeuge irgend einer gemeinnützigen oder weisen Anordnung dieses ausgezeichneten Regenten. Nach allen Seiten hin erstreckte sich seine Thätigkeit. Treffliche Gesetze, zahlreiche gut eingerichtete Anstalten für das Heil der Seele wie für das Wohl des Leibes und für die Bildung des Herzens und des Geistes mahnen noch heute im ganzen ehmaligen Hochstift an sein rastloses Wirken. Ueber 300 Kirchen und Pfarreien hat er wieder hergestellt, eine Menge von Schulen erbaut und für ihren Fortbestand gesorgt, in den meisten grösseren Ortschaften seines Landes Hospitäler zweckmässig eingerichtet, besser dotirt oder neu gestiftet. Wie aber der sterbende Epaminondas von seinen Siegen bei Leuktra und Mantinea mit Stolz sagen konnte, dass er zwei unsterbliche Töchter hinterlassen, so durfte sich Julius mit noch mehr Recht rühmen, in seinen beiden grossen Anstalten, der Universität und dem Spitale zu Würzburg gleichfalls zwei unsterbliche

Kinder hinterlassen zu haben, die noch heute seinen ruhmvollen Namen tragen.

Schon im dritten Jahre seiner Regierung am 12. März 1576 legte der Fürstbischof auf dem ehmaligen Judenkirchhofe den Grundstein zu seiner neuen Anstalt. Mit ihr vereinigte er einige, bisher schon bestandene, aber in Verfall gekommene und ungenügend dotirte Stiftungen. Nach drei Jahren ward der Bau vollendet, und ein Zeuge von Julius Klugheit und Menschenkenntniss ist der Stiftungsbrief. Nach diesem ist das Spital bestimmt: „Für allerhand Sorten Arme, kranke, unvermögliche und schadhafte Leute, die Wund- und anderer Arzeney nothdürftig sind, dessgleichen für verlassene Waisen und vorüberziehende Pilger und dürftige Personen. Alte, schwache oder schadhafte Manns- und Weibspersonen aus dem Hochstift Würzburg sollten so lange gepflegt werden, bis sie wieder zur Arbeit tüchtig seien. Von verlassenen Waisen der Stadt und des Landes sollen die Knaben bis sie zur Schule oder einem Handwerk, die Mädchen bis sie zum Dienste tauglich, verpflegt werden; doch keines über zehn Jahre lang. Niemand sollte sich einkaufen können, keine Fürbitte für irgend Jemand beachtet werden, da hiedurch die Kranken durch die Gesunden ausgetrieben und bei solchen Einkäufen nicht das Almosen, sondern nur der geliebte Müssiggang gesucht werde." Nach gemessenen Vorschriften über die Verwaltung und Rechnungsablage drohte er noch am Schlusse Jeden der seinem Hospitale d. i. den hilflosen Waisen, Armen, Alten und Kranken Etwas mit Wissen und Willen entziehe, als „Veränderer seiner Stiftung und Abkürzer der Ehre Gottes am jüngsten Tage vor dessen Richterstuhl anklagen zu wollen." Mit den schönen Worten: „Ich erinnere mich nicht, gelesen zu haben, dass der eines schlechten Todes gestorben, der die Werke der Barmherzigkeit übte, denn er hat viele Fürsprecher, und es ist unmöglich, dass die Bitten so Vieler nicht erhört werden" unterzeichnete er die Spitalordnung. Als Gustav Adolph nach Eroberung der Stadt das Julius-Spital besuchte, und nicht abgeneigt war, seinen leeren Cassen durch einen tüchtigen Griff in die wohlgefüllten Truhen des Stiftes wieder aufzuhelfen, legte ihm der Spitalmeister den Stiftungsbrief vor und wies schweigend auf dessen Schluss. Tief ergriffen gab der selbst so fromme und gottesfürchtige König denselben mit den Worten zurück: „Ich will mit diesem Pfaffen in jener Welt nichts zu thun haben", und liess die Cassen unberührt.

Vor Allem war Julius besorgt, seine wahrhaft königliche Stiftung auf der unerschütterlichsten und breitesten Unterlage zu errichten. Er stattete sie desshalb mit grossem Grundbesitze an Feldern, Wiesen, Waldungen und Weinbergen aus, überliess ihr eine Menge von Abgaben, Zehnten, Gülten und andern Gefällen sowohl aus seinem eigenen Vermögen, als auch aus den Staatsgütern; so z. B. das Marktschiff von

Würzburg nach Karlstadt und Ochsenfurth mit dessen Erträgnissen und Freiheiten. Endlich befreite er das gesammte Vermögen von allen Zöllen, Abgaben und Steuern, mit Ausnahme derer des Reiches. Noch aus dem in Franken besonders verderblich aufgetretenen Bauernkriege her, und nicht minder durch die auch in die geistlichen Fürstenthümer allerorten eingedrungene Reformation stunden mehrere Klöster leer und verlassen. Einige derselben stellte zwar Julius wieder her, die Einkünfte anderer aber verwendete er mit des Kaisers und des Pabstes Bewilligung zu wohlthätigen Zwecken, zur Aufbesserung von Pfarreien und Schulen, zur Vergrösserung oder Stiftung kleiner Landspitäler und vorzüglich für seine beiden Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten in Würzburg. Seine Hände blieben frei von ungerechtem geistlichen Gute, was freilich die wenigsten der protestantischen Fürsten seiner Zeit von sich rühmen konnten. Dem Spitale wurden als Hauptfundation die Güter und Einkünfte des verödeten reichen Cistercienserinnen Klosters Heiligenthal bei Wipfeld zugewiesen.

So entstund denn, trotz mancher Bedenken und Hindernisse des Domcapitels, welche aber der energische Fürst bald zu beseitigen wusste, diese Stiftung, gross und majestätisch von Aussen, Heil und Segen spendend von Innen, für Tausende von Leidenden eine Zufluchtstätte, für die Wissenschaft eine reiche Fundgrube. Der Bau umfasste schon ursprünglich ein grosses Viereck in dessen Abtheilungen sich Pfründnerwohnungen, das eigentliche Hospital für die Kranken, abgeschlossene Räume für die Irren und Fallsüchtigen, das Gasthaus d. i. die Zimmer für die Pilger und zureisenden Fremden, das Waisenhaus, das Badehaus nebst den Wohnungen für die Geistlichen, Vorstände und Aerzte und allen einer solchen Anstalt nothwendigen Räumlichkeiten befanden. Am 10. Juli 1580 fand die Einweihung der dem heiligen Kilian gewidmeten Kirche statt, und an diesem ganzen Tage spendeten die Brunnen im Hofe rothen und weissen Wein, an dem sich Jung und Alt gütlich thun konnten. Eine Gedächtnisstafel über dem Eingange zeigte in einem Basrelief das Bild des Fürsten, umgeben von Kranken, Presshaften, Pilgern und Waisenkindern, knieend vor dem in den Wolken thronenden Gott dem Vater, der die Leiche seines göttlichen Sohnes auf dem Schoosse hält, und darunter die Disticha:

„Wo vordem ein wildes Gefild die scheussliche Asche
Christenfeindlichen Volks gieriger Juden empfing:
Da ragt jetzt mit erhabener First empor des Spitales
Halle, mit offenem Thor für der Gebrechlichen Schaar.
Dankbar feiern Jahrhunderte ihn, dess strömende Gaben
Gründeten dieses Hospiz, Julius, Herzog und Fürst.
Jüdischen Brauch ja ertrug nicht die neue Gnade des Glaubens,
Noch ein gottlos Feld ein Gottfürchtender Sinn."

Von all diesen Bauten ist heute nichts mehr zu sehen. Die Zeit,

und endlich eine verheerende Feuersbrunst 1699 zerstörten den mittleren Theil des Hauptgebäudes. Er wurde, gross und stattlich, wie er noch zu sehen, unter Fürstbischof Philipp von Greiffenklau durch den Baumeister Petrini wieder errichtet. 1791 stiegen der Vorderbau, 660 Fuss lang, und die beiden Nebenflügel unter Franz Ludwig von Grund aus neu in die Höhe; der Baumeister war Ikelsheimer.

Die Seelsorge ward einem eigenen Spital-Pfarrer mit zwei Caplänen anvertraut. Zum ersten Dirigenten der Stiftung ernannte Julius seinen Leibarzt den Professor Dr. Wilhelm Upilio, als erster Anatom wurde 1724 der Chirurg Louis Syvert aus Paris berufen, nachdem in demselben Jahre unter Johann Philipp von Schönborn ein besonderes Anatomie-Gebäude errichtet worden war. Schon 1679 erhielt die Anstalt ihre eigene Apotheke.

Noch möge hier eine vielleicht nicht uninteressante Uebersicht der Mittel und Leistungen einer Stiftung Platz finden, auf der so sichtbar der Segen des Himmels ruht. Sie, eine der grössten ähnlicher Art in Europa, besitzt ein Vermögen von sechs Millionen Gulden, welches in 265 Ortschaften, Höfen und Mühlen des bayerischen und badischen Frankenlandes zerstreut ist, und von 24 äussern und innern Aemtern und Administrationen verwaltet wird. Das eigentliche Rentenvermögen beträgt nur etwas über eine halbe Million, dagegen gehören ihr 300 Gebäude 18,000 Morgen Waldungen und 25 Domänengüter mit nahezu 8000 Morgen Grundstücken worunter 52 Morgen der trefflichsten Weinberge. Dafür gewährt aber auch das Haus im Durchschnitte täglich an 600 Menschen Obdach und Pflege. Die Frequenz des Spitals allein kann man durchweg auf 300 Kranke aus allen Religionen, Ländern und Ständen annehmen und das gesammte Personale zählt mehr denn 100 Personen. In einem der letzten Etatsjahre wurden aus der Küche 102,600 Speiseportionen an Pfründner, Hausbedienstete und zugewanderte Dürftige, und 222,200 an Kranke gereicht; 152,000 Semmeln nebst der entsprechenden Menge weissen und schwarzen Brodes, in der eigenen Bäckerei erzeugt, wurden verbraucht und dazu 73,000 Maass gewöhnliche und feine, selbstgewonnene Weine, dann 12,000 Maass Bier abgegeben. Zum Frühstück und für die Küche wurden aus den eigenen Oekonomieen 65,000 Maass Milch und Rahm geliefert.

Den grössten geistigen Segen bringt aber das schöne Wechselverhältniss, in welches schon der Stifter seine beiden Lieblingskinder setzte. Als er in seinen letzten Jahren zum Reichstage nach Regensburg abging, sagte er zu den Dekanen der vier Facultäten, dem Domcapitel und dem Vorsteher des Spitals: „Die Hochschule ist meine einzige Tochter und das Spital mein einziger Sohn; ich hinterlasse keine natürlichen Kinder, denen so Manche grosse Geldsummen zuwenden, desshalb empfehle ich euch diese Kinder als mein Liebstes zu besonderm

Schutz und bitte euch, all euer Ansehen, eure Liebe zur Kirche, zum Hochstift und den Wissenschaften aufzubieten, um ihren guten Fortbestand zu sichern, wenn ich sterbe". — Und dieses schöne Wechselverhältniss besteht zum sichtlichen Nutzen Beider ungestört und ungeschwächt fort. Alle Säle stehen zur medicinischen und chirurgischen Klinik offen; Kliniken, welche an Umfang in Deutschland nur jenen von Wien, Prag, Berlin und München nachstehen; deren Nutzen seit vielen Jahrzehnten anerkannt ist, und den hohen Ruf der Würzburger medicinischen Facultät begründet haben. Schon früh befolgte man hier die weise Lehre des berühmten Walther: „Es gibt nur ein Mittel, um aus einem Hospitale den Schlendrian, den Schmutz, die Gleichgültigkeit und rohe Empirie zu verbannen, und diess ist, dass das Hospital als Unterrichtsanstalt benützt wird, damit in ihm der Geist der Wissenschaft, und der lebendigen, stets erfrischenden Lehre wohne. Die bessteingerichteten Hospitäler sind überall ohne Ausnahme die klinischen." Der Garten des Julius-Spitales diente länger als 150 Jahre als botanischer Garten für die Universität*) und schon 1736 gibt ihm der gelehrte Gundling das Zeugniss, alle damaligen akademischen Gärten an Schönheit und Ordnung übertroffen zu haben. Im Umfange des Gebäudes befinden sich auch die Anatomie nebst dem Hörsaale sowie das Laboratorium und der Hörsaal für pharmaceutisch-chemische Arbeiten.

124. Der Kapuziner-Guardian Pater Bernhardt überreicht auf der Brücke zu Aschaffenburg dem Könige Gustav Adolph 1631 die Schlüssel der Stadt und erbittet deren Schonung.

Der Obere der Kapuziner zu Waghäusel, Pater Michael, ein sehr tüchtiger und frommer Mann, kam in Geschäften seines Ordens zu dem Kurfürsten von Mainz, Johann Schweikhart von Kronenberg, der sich damals in seinem Schlosse zu Aschaffenburg aufhielt. Er fand diesen Herrn dem Orden sehr geneigt, und ausser den Jesuiten keine Religiosen in Aschaffenburg. So glaubte er, dass hier eine passende Gelegenheit zur Niederlassung der Kapuziner geboten sei, und berichtete desshalb an sein Provincial-Capitel. Dieses wandte sich bittend an den Kurfürsten um die Aufnahme des Ordens. Der gewährte gern die bescheidene Bitte, ein kleines Hospiz entstund und Pater Michael ward dessen erster Guardian. Das geschah 1620. Als der hohe Kirchenfürst zwei Jahre später einmal von einer Reise zurückkehrte, kam er an der Capelle vorüber, in welcher Pater Michael eben die Predigt hielt. Er stieg aus dem Wagen, hörte dieselbe und ward von der geistvollen und eindringlichen Rede des Paters so erbaut und tief gerührt, dass er bei sich

*) Jetzt besitzt die Universität ihren eigenen; von Professor Schenk vortrefflich angelegten und verwalteten botanischen Garten.

einen guten Vorsatz zu Gunsten der Ordensbrüder fasste, die sich bisher in einem beschränkten Hause nothdürftig behelfen mussten. Der Guardian wurde zur Abendtafel geladen und während derselben erhob der Kurfürst freundlich sein Glas und trank ihm mit den Worten zu: „Mein lieber Pater, es gilt auf den Schutz." Der dankte ehrerbietig, indem er meinte, es sei damit im Allgemeinen die günstige Stimmung des greisen Herrn für sein Klösterlein ausgedrückt. Aber wie erstaunte er, als ihm nach der Tafel die Schenkungsurkunde über einen sehr grossen und wohlgelegenen Garten behändigt wurde, den man den Schutz nannte. Der Platz war nun freilich vorhanden, aber es fehlte damals, schon mitten in den schweren Kriegszeiten, an den nöthigen Mitteln zum Baue, und überdiess segnete 1626 der wohlwollende Fürst das Zeitliche. Unter seinem Nachfolger kam endlich der Bau zu Stande, und schon 1628 stunden Kloster und Kirche fertig da. Drei Jahre später fanden die Kapuziner Gelegenheit, die erfahrene Wohlthat mit reichen Zinsen zu vergelten.

Gustav Adolph hatte nach der gewaltigen Niederlage, die er dem, bis dahin immer siegreichen Tilly am (7) 17. September 1631 bei Breitenfeld beigebracht, seinen Triumphzug gegen Franken angetreten. Erfurt ward ohne Widerstand besetzt, und bei der Würzburgischen Veste Königshofen dieses Fürstenthum zuerst betreten. Die schwache, nur aus Ausschuss bestehende Besatzung capitulirte ohne Schwertstreich. Ihr folgten Stadt Lauringen und Schweinfurth, dessen kaiserliche Besatzung von 200 Mann sich auf den Marienberg zurückgezogen hatte. Am 14. October stund bis zum Abende das ganze schwedische Heer unter seinem Könige vor den Thoren von Würzburg. Nach längern Verhandlungen kapitulirte die Stadt am 15., worauf denn der König am folgenden Morgen seinen Einzug hielt, und seinem Begleiter versicherte, dass es ein grosses Glück für Würzburg sei, ihm freiwillig di Thore geöffnet zu haben, weil es sonst unvermeidlich das Schicksal Magdeburgs getroffen hätte. Noch an demselben Tage wurde ein Versuch auf den Marienberg gemacht. Dort commandirte der bayerische Rittmeister Keller von Schleitheim ein bunt zusammengewürfeltes, meist aus Ausschuss bestehendes Volk, von dem schon im ersten Anlaufe viele flohen, und den tapfer anstürmenden erprobten Schweden, trotz des heftigen Kugelregens von der eigentlichen Festung herab, der ihnen besonders auf der Brücke schwere Verluste verursachte, die linke Mainseite preis gaben. Am 17. fand der Hauptsturm statt, zu welchem Gustav die blaue Brigade des Obersten Axel Lilje vorschickte. Er gelang; das äussere Schloss, auf Sturmleitern erstiegen, fiel in die Gewalt der Schweden. Die Mannschaft bei den mit Kartätschen geladenen Geschützen floh, ohne sie nur abzufeuern, und die ganze Besatzung wurde in das innere Schloss zurückgetrieben. Da ihnen aber

die Schweden hart auf den Fersen waren, so entstund auf der Zugbrücke ein grosses Gedränge, in dem die Nachstürmenden niederhieben was sie erreichen konnten, so dass die Brücke wegen der vielen Leichen nicht mehr aufgezogen werden konnte, und die Feinde bis an das Hauptthor gelangten. Vergebens liess jetzt Keller Chamade schlagen. Das Thor wurde mit einer Petarde gesprengt, und Alles stürzte sich in den innern Raum. Unter dem Gebrüll: „Magdeburger Quartier!" wurden schonungslos die 1500 Mann der Besatzung niedergemetzelt. Selbst Weiber und Beamte, der Prior der Karthäuser mit mehreren Ordensbrüdern, ja sogar der messelesende Kapuziner-Guardian Pater Leopold von Gumppenberg vor dem Altare erlagen der ersten Furie der eingedrungenen Soldaten. Andere Weiber, wohl hundert an der Zahl, blieben verschont, mussten aber Lösegeld zahlen. Die Schätze des Bischofs und vieler Bewohner der Stadt und des Stifts, 100,000 Thaler gemünztes Geld, der Marstall, 30 Geschütze waren die Beute der Sieger. Die reiche bischöfliche Bibliothek wurde nach Upsala geschickt. Keller war gefangen worden, und der König wollte ihm den Kopf abschlagen lassen. Zum Glück fand sich kein Henker und der durch Torstenson bald besänftigte Gustav unterliess den brutalen Mord des tapfern Mannes.

Von Würzburg wandte sich Gustav Adolph den Main hinab. Ihm galt es, die Länder der geistlichen Fürsten zu besetzen, um die Mitglieder der Liga von ferneren Rüstungen abzuhalten. Auf beiden Seiten des Flusses zogen seine Truppen vorwärts, nahmen das feste Karlstadt, passirten das befreundete Werthheim, dessen Graf in grosser Gnade bei dem Schwedenkönige stund, plünderten Miltenberg und erschienen am 25. November vor Aschaffenburg. Die grösste Verwirrung und panischer Schrecken herrschten in den Mauern der Stadt. Die kaiserliche Besatzung hatte dieselbe, sie noch theilweise plündernd, schon früher geräumt und sich nach Hanau gezogen, die Stiftsgeistlichen mit ihren Schätzen waren nach den Niederlanden, die Jesuiten nach Frankreich geflüchtet. Geistliche und weltliche Obrigkeiten, Vornehme und Reiche hatten ihre Personen und ihre besste Habe nach Frankfurth oder Mainz in Sicherheit gebracht. Der wackere Pater Bernhardt aber, der Guardian des Kapuzinerklosters, ein geborener Trierer, blieb mit seinem Convente, und rettete durch Besonnenheit und Muth Aschaffenburg von Raub und Brand. Entschlossen nahm er die Zügel des geistlichen und weltlichen Regiments in die Hand. Und als nun der Schwedenkönig, an der Spitze seines Heeres, sich der Stadt näherte, trat er ihm auf der Brücke, mit den Schlüsseln derselben entgegen. Das Vertrauen des muthigen Mannes rührte den hochherzigen Fürsten, und die hinreissende Beredsamkeit des Paters stimmte ihn zur Milde. Er nahm ihn freundlich auf, besuchte, noch ehe er im Schlosse abtrat, den Convent, und sprach dort die Worte: „Deinetwegen hat die Stadt Gnade gefunden, und es soll

ihr nichts Uebles widerfahren.“ An dem prächtigen Schlosse mit seinen vier gewaltigen Eckthürmen angekommen, welches erst wenige Jahre vorher der oben erwähnte Erzbischof Johann Schweikhart mit einem Aufwande von einer Million Gulden durch den Strassburger Meister Redinger hatte erbauen lassen, hielt Gustav still, bewunderte es lange und wandte sich dann mit der Frage an seine Generale, „Welchen Hauptfehler dasselbe wohl habe?“ Sie betrachteten es von allen Seiten und schwiegen, da ihnen nichts Tadelnswerthes auffiel. „Ei meine Herren,“ sagte endlich lachend der König, „zwei Walzen fehlen ihm, auf denen ich es über die Ostsee nach Stockholm schaffen könnte.“

Das kräftige, in der glücklichsten Farbenwirkung ausgeführte Bild ist von Wagner. Der König Porträt.

125. Die Kronacher vertheidigen gegen schwedische und weimarische Truppen 1634 heldenmüthig ihre Stadt.

Schon zwölf Jahre hatte der unseligste aller Kriege, der dreissigjährige, den Norden Deutschlands verheert, als sich mit Gustav Adolphs Ankunft das Kriegsglück zu den Protestanten wandte, und der Schauplatz des Kampfes unsern Gauen immer näher rückte. Nach der schweren Niederlage Tilly's bei Breitenfeld nächst Leipzig stund das schöne Frankenland dem Schwedenkönige offen, und sollte bald alle Drangsale des Krieges fühlen. In wenigen Wochen war das ganze Hochstift Würzburg in seiner Gewalt, dessen Bischof Franz von Hatzfeld nach Paris flüchtete. Dem Bischof Georg von Bamberg gelang es anfangs, durch Unterhandlungen die Feinde aufzuhalten, damit sich Tilly mit den wiedergesammelten Ligistischen Truppen Franken nähern könnte. Aber Gustav durchschaute bald diesen Plan, er befahl dem Feldmarschall Horn, ins Bambergische einzufallen, der auch in raschem Anprall die Hauptstadt eroberte und das Land besetzte. Für diessmal nur kurze Zeit. Der nach Kärnthen geflüchtete Bischof drängte den Kurfürsten Maximilian so lange, bis dieser Tilly den Befehl zur Vertreibung der Schweden gab. Diess gelang für den Augenblick und Horn wurde siegreich aus Bamberg vertrieben, und bis Hassfurth hinab gedrängt. Bei Kitzingen aber vereinigte er sich wieder mit seinem Könige, der vom Rheine heraufgezogen kam. Ihrer grossen Uebermacht war Tilly nicht gewachsen, er zog sich langsam durch die Oberpfalz zurück um wenigstens Bayern zu decken. Gustav folgte ihm, das ganze Frankenland war wieder schwedisch; nur Vorcheim und Kronach noch in den Händen der Kaiserlichen. Und treulich wurden die Schweden von den umliegenden protestantischen Fürsten, treulich von der meist protestantischen Ritterschaft unterstützt, welche der Bischof durch seinen unvernünftigen Bekehrungseifer schwer gegen sich gereizt hatte.

Schon kurz nach der Breitenfelder Schlacht begannen deren Neckereien gegen Kronach, und währten den ganzen Winter und Frühling hindurch. Da versuchten endlich der umliegende Landadel, vereint mit Johann Kasimir von Koburg und einigen schwedischen Regimentern, die unter Oberst Hastver aus Königshofen herbeikamen, einen Handstreich. Sie erschienen in der Abenddämmerung des 17. Mai und begannen zu stürmen. Die Stadt aber, nur von den Bürgern vertheidigt, wehrte sich die ganze Nacht über, und am Morgen des 18. unternahm der Stadtlieutenant Rheinwald an der Spitze von 100 Musketieren einen Ausfall, vertrieb die Feinde von dieser Seite und brachte sogar 3 erbeutete Kanonen und 7 Munitionswagen mit zurück. Aber schon am Nachmittage desselben Tages zog Markgraf Christian von Kulmbach von St. Niklas herbei, und forderte den Statthalter Wolf Philipp Fuchs von Dornheim, einen Vetter des Bischofs, zur Uebergabe auf. Diese ward verweigert. Da sah man am Morgen des 19. die markgräflichen Völker zu Ross und zu Fuss von zwei Seiten gegen Kronach heranziehen. Hinter der Niklaskirche begannen sie sich einzugraben, und das Mufflische Regiment, 10 Compagnien stark, sollte zum ersten Angriff vorgehen. Ein lebhaftes Feuer vom Rosenberge aus nöthigte bald zur Einstellung jener Arbeit, und ein rascher Ausfall der Bürger von zwei Seiten her, unterstützt von den auf dem Pfarrthurme postirten Doppelhacken, trieb den meist aus Ausschüssern bestehenden Feind nach kurzer Gegenwehr in die wildeste Flucht. Der Gewinn des Tages war eine Menge Munition und Schanzzeug, dann 3 Mörser und 2 Feldschlangen, welch letztere, noch mit 24 Pferden bespannt, als willkommene Beute im Triumph in die Stadt geführt wurden. Der Handstreich war misslungen und nun sollte eine förmliche Belagerung beginnen, die vorerst nur in steten Plänkeleien bestund. Während derselben war es aber den Feinden möglich geworden, hinter dem Schlosse eine verschanzte Stellung zu nehmen und sie mit 7 Geschützen zu besetzen, auch mit Hilfe der willkommenen und bereiten Unterthanen der benachbarten Edelleute immer näher zu rücken und die Laufgräben zwischen Schloss und Stadt vorzuschieben. Nach und nach wurden die Batterien von Kulmbach und Koburg her verstärkt, und besonders am Pfingstfeste fand eine so heftige Beschiessung statt, dass die meisten Thürme, die St. Martinskirche und viele Wohnhäuser schwer beschädigt wurden. Um dieselbe Zeit ward auch ein Zuzug von 600 Dragonern und Bauern, die aus der Gegend von Weissmain der Stadt zu Hilfe eilten, von Oberst Hastver bei Küps zusammengehauen oder zersprengt. Wenig fruchteten einzelne gelungene Ausfälle, die Schweden und Markgräflichen rückten mit jedem Tage weiter vor, und beschossen die Stadt unaufhörlich, setzten damit mehrere Gebäude in Brand und

tödteten den bessten Konstabler Sebastian Zitzmann nebst mehreren andern Bürgern.

Gar sehr erhöhte es dagegen den Muth der hartbedrängten Kronacher, als es am 2. Juni dem bambergischen Oberstwachtmeister Mayer, einem gebornen Türken, gelang mit 300 Mann in die Festung zu dringen, nachdem er durch nächtlichen Ueberfall drei Compagnien feindlicher Reiter zerstreut hatte. Sogleich wurde nun bei einem, unter seiner Führung unternommenen Ausfalle ein Cornet Schweden verjagt, welches beim Theisenorter Jägerhause der Stadt das Trinkwasser abgraben wollte. Unglücklicher dagegen verlief ein zweiter Ausfall gegen die auf dem Kronacher Berge postirten Feinde. Schon waren 3 Munitionswagen erbeutet, als ein Hinterhalt des Feindes von Friesen her die Bürger im Rücken fasste. Fünfzehn derselben büssten dabei ihr Leben ein, Viele wurden verwundet, Mehrere gefangen.

Dieses traurige Ereigniss und die unablässige Beschiessung der Stadt, in der besonders am Dreifaltigkeits-Sonntage diese förmlich mit Kugeln überschüttet wurde, vermochten den Muth der braven Kronacher nicht zu brechen. Sie hatten sich gegenseitig zugeschworen, „Für den römischen Kaiser und den Bischof zu Bamberg bis auf den letzten Blutstropfen zu fechten und mit gesammter Hand den Bürger niederzumachen, der von einigem Accord mit dem Feinde Meldung thue.“ Da traf im Lager die Nachricht ein, dass die Ligistischen im vollen Anzuge gegen Baireuth seien. Schnell zog nun der Markgraf seine Truppen zur Deckung des eigenen Landes und der neugewählten Hauptstadt Baireuth von Kronach weg, und Hastver war zu schwach, mit den Schwedenallein die Belagerung fortzusetzen. Am 7. Juni verbreitete sich denn auch die Nachricht, dass der grösste Theil ihrer Reiter nach Teuschnitz hin abgezogen sei. Sogleich griffen die Bürger Nachmittags ein Uhr das feindliche Lager hinter dem Schlosse an, verjagten die noch übrige Besatzung und vernagelten das Geschütz. Plötzlich dringt das Geschrei vom Schlosswalle hinaus, dass die schwedischen Reiter wieder hinter dem Walde hervorbrächen. Nun eiliger Rückzug in die Stadt. Aber Lorenz Pabstmann, ein Kupferschmied, der Panzerwirth Hanns Fidler, ein Bürgerssohn Rochus Körner und Berthold aus Höfles, Knecht im Spitale, verweilen sich zu lange bei den Stücken. Und nun ereignete sich eine Scheusslichkeit, die selbst in jenen furchtbar blutigen Zeiten vergebens ihres Gleichen suchen dürfte. Die vier Männer werden von den Unmenschen niedergeworfen, entkleidet, und ihnen vom Halse herab bis zu den Fusssohlen die Haut abgezogen, worauf die Kannibalen sie noch lebend in die Erde scharren. Fidler, schon halb geschunden ringt sich los, und fleht auf den Knien und um Gotteswillen, ihn heim zu seinen unmündigen Kinderlein zu lassen. Vergebens, sie schlagen ihn mit

Musketen zu Boden und werfen ihn lebend zu den andern in die Grube. Der Tod von mehreren schwedischen Offizieren und von siebzig ihrer Soldaten rächte die Gräuelthat.

Noch hielt sich Hastver, und setzte namentlich am 10., dem Fronleichnamsfeste, der Stadt aus allen Batterien so heftig zu, dass die Procession unterbleiben, und die Bürgerschaft, eines Sturmes gewärtig, Tag und Nacht auf den Wällen und in den Gräben liegen musste. Am 12. Juni wurden endlich die hartbedrängten Kronacher erlös't. Als sie beim Anbruch des Tages die Schweden neben ihrem Lager in Schlachtordnung aufgestellt sahen, vermuthete man einen Hauptsturm und rüstete sich, ihn würdig zu empfangen. Da stiegen Feuer im Lager auf, die Feinde zogen sich allmählig zurück und verschwanden endlich aus dem Bereiche der Stadt. Nach sorgfältiger Spähe stürmten Alt und Jung hinaus, um das Geschütz und das noch übrige zusammengeraubte Gut zu holen, die Batterie zu zerstören, die Laufgraben auszufüllen. Aber auch die unglücklichen Martyrer wurden nicht vergessen. Man erhob ihre Leichen aus der ungeweihten Grabstätte und senkte sie, von der Geistlichkeit und allem Volke begleitet, feierlich auf dem Kirchhofe ein. Eine Ehrensäule, in Mitte der Stadt aufgerichtet, wird noch den fernsten Nachkommen die Bürgertugend und Tapferkeit der Kronacher verkünden, welche hinter schwachen Mauern und in so geringer Anzahl — die gesammte Bevölkerung betrug kaum 2000 Seelen — sich 27 Tage lang gegen einen weit überlegenen Feind siegreich vertheidigten. Mit dem Läuten aller Glocken aber und mit feierlicher Procession um die Wälle und das Schloss, dankten die frommen Kronacher Gott dem Allmächtigen für endliche Rettung, und noch heute wird jährlich diess Ehren- und Dankfest von ihren Enkeln begangen.

Der Friedländer, welcher im Spätherbst jenes Jahres in die Gegend kam, schenkte der schwer geschädigten Stadt zum Entgelt, und zum Lohne ihrer Tapferkeit zwei Rittergüter, welche durch Felonie ihrer Besitzer dem Kaiser heimgefallen waren, und Bischof Melchior Otto verlieh ihr ein redendes Wappen, das, vom wohlverdienten ritterlichen Helme bedeckt, neben den ältern drei Rosen eine Säule als Sinnbild der Beständigkeit und eine Bürger-, Mauer- und Lager-Krone weis't. Schildhalter sind zwei von den grausam gemarterten Bürgern, die abgezogene Haut über dem Arme haltend. —

So schwer aber diese Drangsale gewesen, sie waren nur ein Vorspiel noch schlimmerer. Zwar das Jahr 1632 verging, ausser starken Einquartierungen die eine pestartige Seuche im Gefolge hatten, für die Stadt ohne weiteren Kriegslärm. Aber schon im Februar 1633 fand ein Ueberfall des schwedischen Generals Bulach von Mitwitz aus, statt. Schon hatten sich 3000 Mann in der Vorstadt festgesetzt als ein starker Ausfall und die Kanonen des Schlosses sie wieder vertrieben,

nachdem durch eingeworfenes Feuer 70 Häuser und Scheunen der Vorstadt zu Grunde gegangen waren. Gefährlicher war der Angriff, den am 13. Juni Herzog Wilhelm von Weimar, des berühmten Bernhardts älterer Bruder mit 8 Reiterregimentern und 9 zu Fuss unternahm. Er schickte sich zur förmlichen Belagerung an, aber auch die Bürger rüsteten aufs Besste. Am 16. um Mitternacht erfolgte der erste allgemeine Angriff. Die Vorstadt wurde genommen und mit genauer Noth im Dunkel der Nacht das Nachdrängen der Feinde durch das untere Thor verhindert. Diese aber blieben schlagfertig in den Gassen der Vorstadt aufgestellt. Solche Nähe war allzugefährlich für die Stadt, sie mussten vertrieben werden. Während eines wohlgenährten Feuers von Mauern und Thoren rückten mehrere Schaaren in grösster Stille hinaus, schlichen sich durch Gräben und Gärten und brachen von rückwärts und von der Seite plötzlich in die Feinde. Ueberrascht räumen diese unter bedeutendem Verluste die Vorstadt ihren todtwunden Führer mit Mühe fortschaffend. Mittlerweile hatte der Commandant von Eger, Oberstlieutenant Veit Dietrich von Steinheim Befehle in das Baireuther Land geschickt, sich allerorten zum Durchzug des ganzen kaiserlichen Heeres bereit zu halten. Die List wirkte. Von den protestantischen Bewohnern wurde diese Kunde schnell dem Herzoge hinterbracht, der schon am 19. zu schleunigem Rückzuge aus dem Lager aufbrach. Aber die schon einmal empfangene Lehre vergessend, strömt wieder Alles ohne Vorsicht, beutegierig in das verlassene Lager, oder verfolgt ordnungslos die Abziehenden. Diese setzen sich zur Wehre, ein Theil ihrer Reiter umgeht die Kronacher. Ein wildes Jagen beginnt. Einige retteten sich im angestrengtesten Laufe hinter Dornhecken und Steinwehren, aber der Oberstwachtmeister Mayer ward gefangen, der Stadtvogt Fleischmann, der Bürgerhauptmann Rheinfeld und noch dreissig andere Bürger erliegen den erbitterten Feinden.

Mit dem März des Jahres 1634 endlich brach über die heldenmüthige Stadt eine Periode herein, verhängnissvoller und härter als jede der Vorhergehenden. Herzog Bernhardt war von der Krone Schweden Bamberg und Würzburg als besonderes Fürstenthum verliehen worden. Er hatte sich nun in den Besitz der schönen Länder gesetzt, und da er die Strasse von Koburg nach Kulmbach, den Hauptorten zweier verbündeter protestantischer Fürsten, nur noch durch das feste Kronach gesperrt fand, so beschloss er dasselbe ernstlich anzugreifen. Vom 13. bis zum 15. März erschienen schon einzelne Vortrupps der Feinde, und die Bürger begannen ihre drei Brücken durch starke Balken zu verrammeln, die hohen Häuser der Vorstadt abzudecken und sich zur hartnäckigsten Gegenwehr zu rüsten. Am 18. kam Bernhardt selbst und umschloss die Stadt von allen Seiten. Am 19. sandte er einen Trompeter, durch den er die Kronacher zur Uebergabe aufforderte.

„Euch verbleibt keine weitere Hoffnung“, sprach der Abgesandte, „der Bischof kommt nie wieder in sein Land zurück um euch zu beschützen, überdiess ist er nur ein Edelmann, mein Herr aber ein geborener Fürst und Feldherr einer grossen Macht. Ergebt ihr euch, so soll der Commandant hohe Ehren, Rath und Bürgerschaft Schutz und Gnade finden, wo nicht, so steht euch das Aergste bevor, und selbst das Kind im Mutterleibe wird nicht verschont bleiben.“ Der Trompeter wurde reichlich mit Trank und Speise versorgt und mit dem Bescheide zurückgeschickt, „dass man dem Kaiser und dem Bischof Treue halten, bei seiner Pflicht leben und sterben wolle. Man werde sich mit aller Kraft wehren, und der Herzog möge wohl bedenken, wie viele tapfere Männer seines Volkes vor den Mauern von Kronach bereits das Leben verloren.“ Noch war der Abgesandte in der Stadt, als eine allgemeine nächtliche Ueberrumpelung erfolgte, welche die Vorstadt ohne Blutvergiessen in die Gewalt Bernhardts brachte, und bald darauf begannen auch die Batterien auf dem Hasslacher Berge ein furchtbares Feuer und schleuderten Feuerballen und centnerschwere Hohlkugeln, welche grosse Verwüstungen anrichteten, wie denn durch eine einzige Granate Hanns Stölzleins ganzes Haus niedergeschmettert und vierzehn Personen im Schutte begraben wurden, die man jedoch alle bis auf Eine wieder lebend hervorgrub. Lästiger noch als jene entfernten Batterien fielen den Vertheidigern die weimarischen Musketiere, die sich in den der Stadtmauer am nächsten liegenden Häusern eingenistet hatten, und Jeden niederstreckten, der sich auf den Wällen blicken liess. So verloren Michel Steinmüller, der Hauptmann des Ausschusses, der Rathsherr Paul Leicht und der Wachtmeister Gleitsmann das Leben. Da beschlossen die braven Bürger einmüthig, gleich ihren Voraltern im Hussiten-Kriege, die eigenen Häuser der Vorstadt niederzubrennen, um die Feinde daraus zu vertreiben. Mit Todesverachtung wagten sich Mehrere hinaus um Feuer einzulegen, das bald auch durch Brandraketen genährt prasselnd aus den Schindeldächern emporstieg. Jetzt aber drohte die furchtbare, hochaufschlagende Lohe der Stadt selbst den Untergang, von dem sie wider Willen die Feinde selbst erretteten, denen es endlich, unter stetem Musketenfeuer der Vertheidiger, und dem ununterbrochenen Kugelregen vom Hause Rosenberg herab gelang, mit schweren Verlusten des Feuers Herr zu werden.

Auf's Höchste erbittert, liess jetzt der Herzog, hinter den Ruinen möglichst gesichert, schweres Geschütz auffahren. Zwei Breschbatterien eröffneten mit dem Frühesten des 21. März ein furchtbares Feuer, dem wegen ihrer gedeckten Lage und der weiten Entfernung die Geschütze des Rosenbergs keinen Einhalt zu thun vermochten. So gelingt es den Weimarischen nicht nur bis Mittags die Ruinen der Vostadt wieder allerorten mit ihren Musketieren zu besetzen, sondern auch einen Theil

der Stadtmauer nächst der Stadtschreiberei niederzuwerfen und eine mächtige Bresche zu öffnen. Nun sendet Bernhardt seine Völker zum Sturme. Drei Gewalthaufen derselben rücken unter dem Schutze der von allen Seiten donnernden Feuerschlünde mit fliegenden Fahnen, versehen mit Leitern und Faschinen gegen die Bresche heran. Hinter ihr war aber schon eine zweite Schutzwehr aus Blöcken, Balken und Steinen aufgeschichtet, und auf derselben werden sie von den Kronachern heiss empfangen. Aus allen Schiessscharten hageln ihnen die Kugeln entgegen, mit Schlachtschwertern, Spiessen und Morgensternen, und dem kurzen Beile, einer furchtbaren Waffe in der nervigen Flösserfaust, werden Jene niedergestreckt, die es versuchen, Leitern anzulegen und die Bresche zu erklettern. Und während die begeisterten Frauen selbst mitten unter den Männern wuchtige Steine auf die Stürmenden niederschmettern, ihnen mit siedendem Wasser, das man aus den Braukesseln herbeischleppte, einen qualvollen Tod bereiten, oder Bienenstöcke unter sie schleudern, deren wuthentbrannte Bewohner sie zur Verzweiflung bringen, treiben die Partisanen der Officiere immer neue Schaaren gegen die Mauern, deren jede, zurückgeworfen, die Hälfte ihrer Streiter, todt oder verwundet, am Fusse derselben zurücklässt. Da versucht ein Theil der Feinde um den Zwinger, unter der Capelle hindurch auf den Kirchhof zu gelangen. Aber der Herr schützte die Seinen; noch in der vergangenen Nacht hatten sie das Gewölbe mit Steinen verbaut, und den Platz wohl besetzt. So werden auch hier die Anstürmenden von den Kronachern blutig zurückgetrieben, die nun ihrerseits hinter den Mauern hervorbrechen und neben vielen Anderen auch den feindlichen Führer, der verwundet im Graben liegt, vollends erschlagen. Die sinkende Nacht machte endlich dem Heldenwerke ein Ende und beschloss Kronachs schlimmsten und zugleich herrlichsten Tag. Von hervorragenden Bürgern waren der Baumeister Andreas Murmann, der Stadtvogt Dersch, dann Lorenz Murmann, Michel Fröhlich und Hanns Holzmann ruhmvoll gefallen. Von den Feinden wurden der Oberst Muffel nebst mehreren anderen Offizieren gefangen eingebracht.

Neuen Angriffs gewärtig wachten die Braven die ganze Nacht hindurch, fest entschlossen, wenn der Feind am kommenden Morgen den Sturm erneuern und die Stadt gewinnen sollte, diese den Flammen zu übergeben und sich in die Veste Rosenberg zu werfen. Desshalb schickten sie noch in derselben Nacht ihre Weiber, Kinder und besste Habe in die Burg und trafen aller Orten mit Pulver, Pech und brennenden Lunten Vorkehrungen, ihren heldenmüthigen Entschluss auszuführen.

Aber im Rathe der Allmacht war es anders beschlossen. Die Sonne des 22. März stieg empor und beleuchtete statt der Anstalten zu neuem Sturme — den vollen Abzug des Feindes, der vorher aber noch die

Ueberreste der Vorstadt, das Hospital nebst der Kirche und die gesammten Holzvorräthe der Bürger anzündet. Der Herzog musste, weil Gallas rasch zum Entsatze anrückte und bereits bis Wunsiedel vorgedrungen war, die Belagerung aufheben und zog sich gegen Koburg zurück.

Noch währte der blutige Kampf in Deutschland vierzehn angstvolle Jahre hindurch, Kronach blieb fortan von den Feinden verschont. Aber ein Uebel, schrecklicher als die erlittenen traf noch in demselben Jahre die unglückliche Stadt. Die Pest wüthete in ihren Mauern und raffte von der Mitte des Sommers bis Weihnachten an eilfhundert Menschen hinweg.

So hatte diese Stadt das herrliche Beispiel gegeben, wie eine Handvoll tapferer Männer und hochherziger Frauen einem Heere zu widerstehen vermag, wenn Glaubensmuth und Vaterlandsliebe ihre Arme stählt und ihre Seelen erfüllt. Wie wenig Deutschen sind aber solche gottlob zahlreiche Heldenthaten des eigenen Volkes bekannt, während wir nicht müde werden, dieselben bei fremden Völkern zu bewundern! Und wie wahr sagt ein neuerer Dichter:

> Wohl krönt ihr fremde Helden, ihr habt ja selbst genug,
> D'rum Deutsche blättert fleissig im eig'nen Heldenbuch.

Das Bild, voll Leben und Wahrheit hat Schwoiser gemalt. Die Stelle des letzten Sturmes ist genau nach der Natur aufgenommen.

126. Markgraf Friedrich von Baireuth stiftet 1743 die Universität Erlangen.

In den letzten Jahren des XVII. Jahrhunderts hatte der reiche Oberdirector von Erlangen Freiherr Christian Adam Gross von Trockau daselbst eine Ritter-Akademie gestiftet. Sie wurde 1701 eingeweiht, besass ihre eigenen Gebäude, Kirche, Bibliothek und mathematischen Instrumente. Anfangs blühend und auch von auswärts stark besucht, verfiel sie bald, da Gross, der ihr früher sein ganzes Vermögen zugedacht, sich wieder verehelichte, und dadurch die pecuniären Mittel versiegten. Hinsterbend fristete sie ein Scheinleben fort, bis 1742 völlige Auflösung erfolgte. Aber bald sollte der Phönix verjüngt aus der Asche emporsteigen. —

Am 17. Mai 1735 trat der 24jährige Friedrich die Regierung von Baireuth an. „Herr Vetter! Was treibt Ihr Sohn so lang auf Universitäten? Lassen Sie ihn heimkommen, ich will ihm meine Aelteste zur Frau geben," hatte der originelle Friedrich Wilhelm I. zu dessen Vater gesagt, und so ward der 20jährige Erbprinz mit Sophie Friederike, der gelehrten und geistreichen, aber zwei Jahre älteren Schwester Friedrich des Grossen vermählt. Von der gewinnendsten Freundlichkeit

und Herzensgüte, — seine Zeitgenossen nannten ihn mit Recht den Leutseligen, — war er, mässig und nüchtern in seiner Lebensweise, abgehärtet, ein nicht zu ermüdender Reiter, Feind aller Ausschweifungen und Debauchen, aber einem muthwilligen selbst derben Scherze nicht abgeneigt. Freilich huldigte auch er allzuviel der sein Zeitalter beherrschenden Lust an prächtigen Bauten und pomphaften theatralischen Vergnügungen, die das kleine Land tief in Schulden steckten. Doch vernachlässigte er darüber dessen geistiges Wohl nicht. Dieses zu fördern stiftete er 1742 eine Akademie der höheren Wissenschaften zu Baireuth, was um so nöthiger war, da man 1736 die Klosterschule in Heilsbronn aufgehoben hatte. Sie wurde nach dem Stifter genannt und ganz nach Art einer Universität mit vier Facultäten ausgestattet. Aber die neue Akademie wollte in Baireuth nicht gedeihen. Hofpersonale, Soldaten und Handwerksbursche, die zu jener Zeit noch Degen trugen, lebten in beständigem, nicht selten blutigen Hader mit den rauflustigen Studenten. Desshalb wurde schon ein Jahr später beschlossen, die Akademie zu verlegen, und so viele Gründe, besonders die vorhandenen Gebäude und Attribute der Ritter-Akademie sprachen für Erlangen, dass man diese Stadt zu ihrem neuen Sitze auserkor und dort, nach Genehmigung des Kaisers, welche zufolge einer alten Sitte eingeholt werden musste, zur förmlichen Universität erhob.

Friedrich, dessen Namen sie tragen sollte, bestimmte den 4. November 1743 als den Tag ihrer Einweihung und der Promulgation ihrer Privilegien. Die Inauguration ging unter grosser Feierlichkeit vor sich. Als Gäste waren Professoren der Nachbaruniversitäten Würzburg und Altorf erschienen. Sämmtliche Studenten, achtzig an der Zahl, beritten und mit blau und rothen flatternden Bändern geschmückt, holten den Markgrafen und seine Gemahlin an der Gränze des Weichbildes ein, und geleiteten sie am 3. in die festlich geschmückte Stadt, wo sie unter Glockengeläute und Kanonensalven und Paradirung des Landesausschusses von dem ganzen Hofstaate, den fürstlichen Collegien, und den 16 Professoren an der Residenz empfangen wurden. Am folgenden, dem eigentlichen Festtage, zog man zur Neustädter Kirche. Die Professoren in ihren Talaren, Geistlichkeit, Beamte, der Magistrat und die Zünfte waren erschienen. Acht, in damaliger Zeit selbstverständlich, adelige Studenten holten aus dem Schlosse die Insignien der Universität: Schlüssel, Matrikel, Statuten, Mantel und Hut des Prorectors, die beiden silbernen vergoldeten Scepter und die Privilegien, sämmtlich auf goldgestickten seidenen Kissen ruhend. In der mit Teppichen gezierten Kirche erwartete der Markgraf, vor dem Altare auf einem Throne sitzend und von seinem Hofstaate umgeben, den von Marschällen geleisteten Festzug. Nach dem Gottesdienste und einer eigends componirten Festcantate nahm er sämmtlichen Professoren den Eid der Treue ab,

und ernannte, unter Uebergabe der Insignien den Professor der Rechte, Rossmann, zum ersten Prorector. Dankreden, Musik und Kanonendonner, Festtafel bei Hofe für sämmtliche Professoren, Feuerwerk, Fackelzug und das Auswerfen von einigen Tausenden silberner Denkmünzen, die der Markgraf besonders für diese Gelegenheit hatte prägen lassen, schlossen den denkwürdigsten Tag der Geschichte Erlangens. Am folgenden fanden die Promotionen, am 6. die Ehrenbezeigungen für die Markgräfin, die besondere Gönnerin der Hochschule, statt. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch ward eine Disputation in deutscher Sprache veranstaltet, zu der die hohe Dame selbst die beiden Thesen angegeben: „1) dass es nicht undenkbar sei, dass ein Körper denken könne, und 2) dass auch die Grundbestandtheile der Körper zusammengesetzt sein könnten.“ Und solches Vergnügen fand sie nebst ihren Hofdamen an dieser gelehrten Unterhaltung, dass dieselbe, nachdem der poeta laureatus Christoph Knoll gekrönt worden, wieder aufgenommen und noch zwei Stunden lang fortgesetzt werden musste.

Zum beständigen Curator und Kanzler der neuen Hochschule ernannte der Markgraf seinen gelehrten Leibarzt und geheimen Rath Superville, einen hübschen Mann von weltmännischen Manieren, den Sohn eines französischen Refugié aus Rotterdam gebürtig, aber von derselben glaubenslosen, voltairisirenden Richtung, wie sie in den Kreisen von Rheinsberg Geltung hatte. Die Markgräfin, welche mit ihrem Gemahl in der glücklichsten Ehe lebte, konnte aber den ungemessenen ehrgeizigen und hochfahrenden Günstling durchaus nicht leiden, und dass die Schwester des grossen Königs trotz ihres sarkastischen Geistes und ihrer oft bitterbösen Zunge eine edle, reiche Seele besass, dass ihre Denkungsweise in religiösen Dingen himmelweit von der ihres Bruders verschieden war, beweist die schöne, in ihren Memoiren befindliche Stelle, welche, auf Superville bezüglich, lautet: „Der Glaube ist nicht Jedem gegeben, aber ein schiefer Kopf, der keinen Glauben hat, ist ein sehr gefährliches Glied der Gesellschaft. Die meisten Menschen wissen gar nicht, was sie glauben. Sie verwerfen die Religion, weil sie ihren Leidenschaften nicht schmeichelt, oder um in der Mode zu sein, oder um sich den Ruf von gescheuten Leuten zu verschaffen. Diese starken Geister sind mir verächtlich. Aber die kann ich nicht verdammen, welche sich redlich bemühen die Wahrheit zu finden, um der Vorurtheile los zu werden. Ich bin fest überzeugt, dass Menschen, die sich an Nachdenken gewöhnen, tugendhaft sein müssen; indem man die Wahrheit sucht, lernt man richtig raisonniren, und indem man richtig raisonniren lernt, muss man die Tugend lieb gewinnen.“ Superville wurde 1748 gestürzt, aber die neue Universität hatte es doch seiner Bemühung zu danken, dass für alle Facultäten, und seltsamer

Weise gerade für die theologische, die meisten, tüchtigen Lehrer gewonnen wurden. In dieser ward nicht auf unfruchtbare dogmatische Spitzfündigkeiten, theoretisches Gezänke und Anhäufung todter Gelehrsamkeit, sondern auf die Ausbildung zur Seelsorge das meiste Gewicht gelegt, und besonders für Heranbildung tüchtiger Kanzelredner Sorge getragen. Dass aber hiebei die wahre Wissenschaft immer den ihr auf einer Hochschule gebührenden ersten Platz behauptete, beweist der auf die Bibelforschung und das Studium der semitischen Sprachen gewendete Eifer, in welch letzterem Erlangen bald einen solchen Ruf gewann, dass seinetwegen von allen Gegenden des protestantischen Deutschlands Jünglinge dahin zogen. Studien, welche damals und noch lange nachher auf den Jesuiten-Universtäten kaum genannt wurden, stunden hier in der ersten Häfte des XVIII. Jahrhunderts in voller Blüthe. Auf Ausbildung der Muttersprache, Eleganz der Darstellung und Vielseitigkeit der Bildung legte man grossen Werth, wie denn schon 1749 ein Professor erklärte, dass es „ad novae academiae decus" gehöre, nicht immer die herkömmlichen alten, sondern auch neue Wissenschaften vorzutragen. Ihren lutherischen Charakter wahrte sich aber die Hochschule mit aller Strenge, und jeder Theologe wurde auf die augsburgische Confession und die symbolischen Bücher verpflichtet. Die juridische Facultät, welche 5 Lehrer zählte, war weniger günstig bedacht. Auch die Medicin hatte fünf, und die Philosophie sogar sieben Docenten, doch lasen die meisten derselben noch in den anderen Facultäten. Merkwürdig ist, welche historischen Specialfächer, z. B. Reinhardt schon im Kataloge von 1746 ankündigte, wie wir denn von ihm die erste und einzige, äusserst fleissig gearbeitete Geschichte von — Cypern besitzen. In demselben Kataloge erscheinen bereits Lectoren des Französischen, Englischen, Italienischen, selbst des Holländischen, ja sogar einer der rabbinischen Sprache. Auf die Exercitien legte man in den ersten Zeiten grossen Nachdruck, und ein eigenes Reithaus mit Stallungen ward angelegt. Man müsse, meinte der Senat, die Exercitien sorgfältig aufrecht erhalten, um Standespersonen anzuziehen; desshalb fehlten auch der Tanz- und Fechtmeister nicht. Jener Standespersonen wegen, und dass auch äusseres Leben sich rege, hielt der überaus glänzende Hof schon 1744 seine Carnevalssaison in Erlangen. Während derselben fand sich auch der bekannte Herzog Karl von Würtemberg ein, um die einzige, erst zwölfjährige Tochter des Markgrafen, Elisabeth Friederike zu sehen, welche damals schon als die grösste fürstliche Schönheit in Deutschland galt, und um welche sich zugleich der König von Dänemark und der Markgraf von Ansbach bewarben. Die Eltern liessen der Tochter freie Wahl, und diese fiel, zu ihrem Unglück, auf den damals erst 16jährigen, jugendlich schönen Herzog, mit welchem,

dem Musterbilde eines kleinen Despoten von den trefflichsten Anlagen des Geistes, sie vier Jahre später in eine, mit durch ihren Hochmuth veranlasste, höchst traurige, und bald wieder gelöste Ehe trat.*)

War auch der Nachfolger des Stifters, sein Oheim Friedrich Christian, Erlangen gerade nicht abgeneigt, so förderte er doch dessen Flor nicht, und ein allmähliges Sinken desselben wurde nur zu bemerklich. Mit ihm erlosch 1769 die Linie von Baireuth-Kulmbach und der Markgraf von Ansbach Karl Alexander erbte das Land. In ihm feiert mit Recht die hohe Schule ihren zweiten Stifter. Er, der durch grosse Sparsamkeit und geregelte Wirthschaft die Mittel gewann, die mehr denn acht Millionen Gulden betragenden Gesammtschulden der beiden Fürstenthümer völlig zu tilgen, und dabei dennoch die Abgaben minderte, ja oft ganz nachliess, kargte durchaus nicht, wenn es edle Zwecke galt. Und wenn es uns auch entfernt nicht in den Sinn kömmt, den, von ihm getriebenen „Handel mit weissem Menschenfleisch“ mit dem Beispiele anderer deutscher Fürsten seiner Zeit entschuldigen zu wollen, so darf doch erwähnt werden, dass die meisten der nach Amerika verkauften Soldaten sich, abentheuer- und beutelustig, und überdrüssig des einförmigen Garnisonslebens, selbst zu der Expedition gedrängt, und Viele ein glückliches Loos im Lande der Freiheit gefunden haben. Durch die, von Alexander der Hochschule zugeführten neuen und tüchtigen Kräfte, durch glänzende Mehrung ihrer Fonds ist sie in der That eine andere geworden. Die medicinische Facultät, seit Superville beinahe brach gelegen, wurde unter ihm wieder förmlich neu gegründet, die Professur der Geschichte ward von jener der Beredsamkeit und Dichtkunst getrennt, und die Philosophie blieb nicht mehr ein gelegentliches Anhängsel der übrigen Disciplinen, ihr wurde ein eigener Lehrer bestellt, und ein, freilich vergeblicher Ruf erging desshalb selbst an Kant nach Königsberg. Aber Karl Alexander, der mit so viel Energie seine Herrschaft angetreten, dem jedoch kein leiblicher Erbe geschenkt wurde, trat 1791 seine Fürstenthümer an die nächstberechtigten Vettern von Brandenburg ab. Nicht zum Nachtheile gedieh es der Hochschule, nunmehr einem grossen Staate anzugehören, und noch heute ist das weise und milde Walten des hochgeachteten Hardenberg unvergessen in den beiden Ländern. Besonders sorgte der wohlwollende und redliche Friedrich Wilhelm III. eifrigst für deren Wohl und das der Universität. Er mehrte ansehnlich ihre Fonds, wies ihr einen jährlichen Zuschuss von 27,000 fl. an, so dass der Ausgaben-Etat eines Jahres auf 70,000 fl.

*) Als sie an der Seite des Herzogs ihren Einzug in Stuttgart hielt, kamen ihr Winzerinnen mit passenden Geschenken in der alten landesüblichen Tracht entgegen. „Was will denn das Geschmäss?“ rief sie aus und das böse Wort charakterisirt genugsam die hohe Dame; es brachte ihr schlimmen Lohn.

stieg und wandte ihr auch das bedeutende Stiftungs-Capital der Markgräfin Christiana Charlotte von Ansbach zu. Diese fromme und hochgebildete, leider allzu jung verstorbene Fürstin, die Gemahlin des berüchtigten jähzornigen Wütherichs Wilhelm Friedrich, hatte nämlich schon 1726 zur einstigen Errichtung einer Landesuniversität 150,000 fl. bei der Landschaft hinterlegt, welche der gerechte Sinn des Königs 1806 ihrer Bestimmung zuführte. Auch die Zinsen dieses Capitals wurden, nach langwierigem Rechtsstreite 1836 auf 95,000 fl. verglichen, der Universität ausbezahlt. Bedeutende Fundations-Stiftungen machten ferner der Freiherr Karl Wilhelm von Buirette und Herr von Meyern*) und die bayerischen Landtage vermehrten die Bezüge der Hochschule reichlich nach den fortschreitenden Anforderungen der Zeit und der Wissenschaft.

Als Erlangen nach dem unglücklichen Tage von Jena mit dem Baireuther Lande unter französische Botmässigkeit fiel, hatte die Universität zwar keine besondern Bedrückungen, aber eine bedeutende Einbusse ihrer Einkünfte und eine grosse Minderung ihres Besuches zu erleiden. Endlich erfolgte am 4. Juli 1810 mit der Besitznahme des Landes auch jene der Stadt Erlangen durch die Krone Bayern. Sie war mit Recht ein Freudentag für die hohe Schule, welcher seitdem fort und fort die lebhafteste Theilnahme der Regierung zugewendet bleibt. Seit 1826 hat die Universität einen, ihrer Würde vollkommen entsprechenden Sitz in dem markgräflichen Schlosse erhalten, welches noch bis 1817 der hochbetagten erst im 80. Jahre verstorbenen zweiten Gemahlin des Stifters derselben, Karoline von Braunschweig zur Residenz gedient, und nach dem verheerenden Brande von 1814 wieder ganz neu hergestellt worden war.

Weitberühmte, ausgezeichnete Namen schmückten und schmücken das Verzeichniss der Lehrer dieser Hochschule und es ist nicht uninteressant, dass vier der namhaftesten Philosophen der neueren Zeit mit ihr in Beziehung stunden. Kant war gerufen, Hegel besass schon sein Anstellungsdecret, Fichte lehrte hier mehrere Semester hindurch und Schelling gehörte ihr von 1821 bis 23 an, in welchen Jahren der geniale Platen zu seinen Füssen sass. Hier lehrten und lehren die Sprachkenner und Sprachgewaltigen Kanne und Rückert, Thiersch und Döderlein die bahnbrechenden Philologen, der gemüthvolle, herrliche Schubert, der Anatom Rudolph Wagner der siegreiche Kämpfer gegen den Materialismus, der Botaniker Koch der sich europäischer Berühmtheit erfreut, Hildebrandt der scharfsinnige Naturforscher, die tiefgelehrten Romanisten Glück und Puchta, Breyer dessen ausgezeichnetes Lehrbuch

*) Der Verfasser des, seiner Zeit hochgepriesenen Freimaurer Romans Dya-Na-Sore.

der Geschichte leider wieder von der Schulbank verschwunden, die drei Harless: der verdiente Humanist, der kundige Balneologe und der feurige Theologe und Kanzelredner, der fleissige Meusel, der ausgezeichnete Criminalist Feuerbach, der Rechtslehrer Gmelin und der hochverdiente Physiolog Siebold, beide aus einer zahlreichen Gelehrtenfamilie. Fabri, Ebrard, Wendt und wie sie Alle heissen mögen, denen die Wissenschaft stets ein ehrendes Andenken bewahren wird. Hier entfaltete sich die fruchtbarste Thätigkeit auf dem Felde der protestantischen Theologie, von hier aus verbreitete sich ein lebhaftes Wirken für die Sache der Mission und der Bibelvereine über ganz Deutschland. Symbolik und Exegese, und die mit der letztern so eng verbundene Kunde der semitischen Sprachen fanden hier stets die eifrigste Pflege.

Und so blüht denn diese Hochschule unter wechselnden Schicksalen, mit stärkerer oder minderer Frequenz, bereits über ein Jahrhundert als die einzige in Bayern mit vorwiegend protestantischer Richtung, und besonders als die Pflanzschule der Theologen dieses Bekenntnisses, welche hier jenen tief wissenschaftlichen, wenn auch nach der Strömung der Zeit bald mehr oder minder orthodoxen, bald vom Rationalismus nicht ganz frei gebliebenen, aber immerhin glaubenstreuen und wahrhaft toleranten und verträglichen Geist einathmen, der die bayerische Geistlichkeit im Allgemeinen auszeichnet und jene Eintracht der verschiedenen christlichen Bekenntnisse erhält, deren sich unser Vaterland besonders seit seinem unvergesslichen Max II. erfreut. Im Jahre 1843 beging die Hochschule ihr erstes Jubiläum unter grosser Feierlichkeit und das Dr., welches der Verfasser dieser Zeilen seinem Namen vorsetzen darf, ward ihm bei dieser Gelegenheit als Ehrengeschenk zu Theil.

Das Bild der Stiftung ist, so weit es der für bildliche Darstellung jedenfalls ungünstige Act einer solchen Feierlichkeit zulässt, möglichst gelungen von Barthelme ausgeführt. Markgraf Friedrich ist Porträt.

127. Fürstbischof Ludwig von Würzburg hält bei der zweiten Jubiläums-Feier der Universität 1782 in eigener Person die Eröffnungsrede.

Nicht sowohl der im Grunde weniger wichtige Act eines Jubiläums, als vielmehr der Wunsch, das Andenken an einen der vortrefflichsten Fürsten des Frankenlandes in dieser historischen Gallerie auch für spätere Zeiten wach zu erhalten, hat den Gegenstand unseres Bildes bestimmt. Es ist diess der in den beiden geistlichen Gebieten von Würzburg und Bamberg unvergessliche Fürstbischof und Frankenherzog Franz Ludwig von Erthal, wahrhaft ein Regent von Gottes Gnaden wie ihn kein Ideal herrlicher und volksbeglückender aufzustellen vermöchte. Einem alten, wenig bemittelten Rittergeschlechte des Spessarts entsprossen, wurde er am 30. September 1730 zu Lohr geboren, wo sein

Vater als Oberamtmann wohnte. Schon mit zehn Jahren zum Domicellar des Domstifts zu Würzburg ernannt, machte er seine Studien dort und zu Mainz, wo er sich durch seine reichen Kenntnisse und seinen Scharfsinn bei den Disputationen den Beinamen des „gelehrten Erthal" erwarb. Auf Reisen, in Rom und Wien erweiterte er jene, besonders aber die, für ihn später am wichtigsten gewordene, die Kenntniss des Menschen. Im drei und dreissigsten Jahre Capitular ward der junge Mann bald Regierungspräsident, Gesandter am Kaiserhofe, und da man dort gern einflussreiche Männer aus den kleinen Reichslanden in sein Interesse zog, wirklicher geheimer Rath, endlich 1776 ernannte ihn Joseph II. zum kaiserlichen Commissär am Regensburger Reichstage. Durch den Tod Adam Friedrichs von Seinsheim 1779 kamen die beiden Bischofstühle in Erledigung, und Franz Ludwig eilte zur Wahl, bei der jeder Capitular persönlich erscheinen musste, nach Würzburg. Ein Mitglied des Capitels, der fromme Guttenberg genannt, erhob sich vor derselben, und legte seinen Mitbrüdern in eindringlichen Worten die Wahl eines Fürsten ans Herz, weise und erfahren um selbst zu regieren, und gewissenhaft und christlich, um diess zum Bessten des Volkes zu thun. Alle Anwesenden erkannten in Franz Ludwig den Mann, beiden Anforderungen gerecht zu werden, und erwählten ihn einstimmig. Nach redlicher Prüfung seiner selbst erklärte er in kurzer, kräftiger Rede die Annahme, und entwickelte die Grundsätze, die ihn beseelten, und welchen er auch bis an's Ende treu geblieben. Mit gleicher Einstimmigkeit schloss sich das Bamberger Capitel an, und dann wurde der Neuerwählte durch seinen eigenen älteren Bruder, den, ihm freilich weder an Kenntnissen noch an Charakter und Würde entfernt gleich kommenden Friedrich Karl, Kurfürst von Mainz am 19. October als Bischof consecrirt, und vom Kaiser als Herzog von Franken bestätigt.

Mit Ernst und sicherer Hand, aber keineswegs mit überstürzendem Eifer fasste er die Zügel der Herrschaft. Obgleich mit derselben bereits vollkommen vertraut, griff er in den ersten Jahren noch nicht entscheidend, sondern mehr helfend und bessernd in den Gang der Regierungsmaschine ein. Entschlüsse fasste er langsam und reiflich, ihre Ausführung forderte er aber unverändert und pünktlich. Weniger jedoch hielt er auf das Erlassen neuer, als das Halten vorhandener Gesetze. Ein Feind alles Protectionswesens, duldete er keine Empfehlungen, ihm galt die Sache alles, und die Person nur der Sache, nicht ihrer selbst wegen. Darum waren ihm Dienstbesetzungen die beschwerlichste Arbeit, und er war nie heiterer, als wenn er sie hinter sich wusste, und mehrere würdige Männer dadurch glücklich gemacht hatte. Thätigkeit, Ausdauer, Unpartheilichkeit und Ehrlichkeit forderte er unbedingt von seinen Beamten, und bot ihnen selbst das leuchtendste Vorbild. Um ihre Fähigkeiten kennen zu lernen, mussten ihm die Referate wenn thunlich von

den Bearbeitern selbst erstattet werden. Als man einmal für einen Schuldigen Nachlass des begangenen Unterschleifes erflehte, und auf seine zahlreiche Familie hinwies, entgegnete Franz Ludwig entrüstet: „Ich bin nicht der Eigenthümer, sondern der Verwalter der Blutpfennige und Schweisstropfen des arbeitsamen Bürgers und dem Weltrichter dafür verantwortlich." Es blieb bei der Cassation, im Geheimen aber unterstützte er die schuldlose Familie aus seiner Schatulle. Streng hielt er auf die Pflege der Justiz. Der Rechtsstreit einer durch lässige Richter verarmten Wittwe ward ungewöhnlich verschleppt und diese wandte sich in ihrer Verzweiflung persönlich an den Fürsten. Er forderte augenblicklich Rechenschaft. Der Richter, um sich Ehre zu machen, legte nun die Angelegenheit völlig bereinigt in drei Wochen vor. Wie erstaunte er aber, als ihm Franz Ludwig mit den Worten entgegentrat: „Sie haben auf meinen Befehl den Rechtshandel in so viel Wochen zu Ende gebracht, als er bisher Jahre verzögert wurde. Hätten Sie diess nicht ex officio thun sollen? Gewissen und Amtspflicht sollten Ihnen mehr als ein Cabinetsbefehl gelten." Und er ward in die Kosten und zur Entschädigung der jahrelangen Entbehrungen der Wittwe verurtheilt. Vor dem Gesetz galt bei ihm kein Unterschied des Standes, und auf das Andringen, einem Adeligen die Schande des Zuchthauses zu ersparen, erwiederte er die goldenen Worte: „Wen Geburt und Erziehung nicht vor entehrenden Verbrechen bewahren, den sollen sie auch nicht vor deren Strafe schützen. Will der Adelige die Vorzüge seines Standes ansprechen, so muss er sich vorerst selbst adeln. Es bleibt bei dem gefällten Urtheil." Einer der Ersten in Deutschland hob Franz Ludwig die Folter auf; ihm galt es Besserung nicht Peinigung der Unglücklichen, und er bemühte sich mit edlem Zartgefühle, durch die Trennung der nicht ehrlosen Verurtheilten von den gemeinen Verbrechern, deren moralischen Werth zu erhalten. Selbst die Todesstrafe ward unter ihm nur einmal verhängt. Nach der ungeschickten Hinrichtung zweier Kirchenräuber legte ihm der Referent Seuffert ein Todesurtheil über einen Brudermörder vor, für welches er keine Milderungsgründe zu finden vermochte. Der Fürst liess es liegen und gab es ihm einige Zeit später zu erneutem Gutachten. Dieses lautete wie früher und blieb abermals unvollzogen. Als darauf Seuffert sich vermählte, sandte ihm Franz Ludwig, der sich eben auf dem Lustschlosse Werneck befand, seinen Glückwunsch und das Urtheil mit der Frage, „ob er auch jetzt noch bei seinem Antrage verharre?" Da verstand endlich der Diener den edlen Herrn, und die Todesstrafe verschwand geräuschlos aus dem Criminalcodex. Dabei blieb ihm aber die Unabhängigkeit des Richters heilig und seine Maxime war: „Je mehr der Fürst Einsicht zu haben glaube, desto mehr müsse er seine Stellen zu Rathe ziehen und das Ganze müsse so ineinander greifen,

dass der Fürst die Willkühr der Stellen beschränke, aber auch seine Willkühr von ihnen beschränken lasse."

Nicht blutige Strenge, sondern zweckmässige Erziehung sollte die Gefühle und Sitten seines Volkes mildern. Durch Bildung sollte es bereichert und beglückt, und desshalb der Fortschritt des menschlichen Geistes auf alle Weise gefördert werden. Da Franz Ludwig durch Vernunft über Vernünftige herrschen wollte, so erliess er keine olympischen Machtsprüche, sondern fügte meistens seinen Befehlen die Auseinandersetzung der Gründe bei. Fern lag es ihm, von den ruckweisen, philanthropischen, oft nur aus Stimmung und Laune entsprungenen Experimenten im Geschmacke seiner Zeit Gutes zu erwarten. Was fest stehen, was dauernd bleiben soll, muss einen soliden Grund haben. Darum lag ihm das gesammte Erziehungswerk vor Allem am Herzen. Das Schulwesen von der Elementarschule bis zur Universität und dem Priesterseminar sollte organisch ineinander greifen und Religion und Sittlichkeit für alle die Grundlage sein und bleiben. Eine Menge Schulen und Schulhäuser, gar Viele aus eigenen Mitteln gegründet, aber auch Seminare zur Heranbildung der Lehrer, entstunden in seinem Gebiete, und eine seiner liebsten Erholungen war es, wie ein zärtlicher Vater unter den Kindern zu weilen und sich an ihren Fortschritten zu erfreuen. Die von der Schule Heimkehrenden hielt er oft auf der Strasse an, und examinirte sie über das Erlernte. Und schreckte die Kleinen auch anfangs sein ungemein sprechendes, grosses Auge und seine tief und hohl klingende Stimme, so wurden sie doch bald zutraulich, indem er die Klugen und Fleissigen aufmunterte und beschenkte, und die ihm meist bekannten Eltern grüssen liess Ueberall, wo es thunlich, stellte er auch weltliche Lehrerinnen an, die Sonntagsschulen wurden eingeführt, und in denselben neben den Elementargegenständen und dem Religionsunterrichte gemeinnützige Kenntnisse, Obstbau, Bienenzucht u. dgl. gelehrt. Auf seine Kosten liess er, um Vorurtheile und Aberglauben zu verbannen, gute Schriften drucken und unter das Landvolk vertheilen. Die Lehrart an der lateinischen Schule ward verbessert, die Lehrer und der Gehalt vermehrt. Als wahrhaft aufgeklärter Fürst erscheint aber Franz Ludwig besonders den Universitäten und den Priester-Seminaren gegenüber. Hatte er schon auf dem Reichstage zu Regensburg eine herrliche Schutzrede für die arg verketzerte Philosophie Kants gehalten, so beeilte er sich jetzt an der Hochschule zu Würzburg, zum Entsetzen der Finsterlinge, einen eigenen Lehrstuhl für dieselbe zu errichten und schickte auf seine Kosten den Professor Maternus Reuss, einen Benedictiner zu dem berühmten Königsberger, um ihn selbst zu hören Das Studium der Philosophie wurde sämmtlichen studierenden Landeskindern zur Pflicht gemacht; sie erklärte er als den Wegweiser zu allen anderen Wissenschaften, und die kühne Aufstellung, welche Berg, der katholische

Priester und Lehrer der Theologie gewagt: „Die Philosophie kann selbst in Beziehung auf die Religion sich unter keine anderen Gesetze beugen, als jene, welche die Vernunft gibt. Jede Gewalt hebt ihr Wesen auf, sie kann nicht bestehen ohne Freiheit" raubte ihm weder die Gnade des Fürsten, noch die Freiheit zu lehren. Ja derselbe sprach es selbst offen aus: „Wenn die Lehre unseres Heilandes zum Deckmantel der beklagenswerthesten Verbrechen missbraucht wurde, so ist daran die Unwissenheit schuld, gegen diese schützt aber nur das Studium. Es wäre also völlig verkehrt, jene Lehre recht erfassen zu wollen und ein Feind der Wissenschaft zu sein, weil ja sie allein es ist, die zu ihrem Begreifen führt. Nur sie kann und wird uns von einer falschen Auffassung des Christenthums bewahren, und jede Bemühung das Herz zu veredeln bleibt unfruchtbar, wenn sie nicht damit anfängt, den Verstand aufzuklären." So blühend er die Universität zu Würzburg getroffen, so liess er doch, weise dem Fortschritt der Zeit huldigend, neue Fächer in das Gebiet der akademischen Vorlesungen aufnehmen, und Cameral- und Polizeiwissenschaft erhielten tüchtige Lehrer. Noch stund die Medicin auf den bischöflichen Universitäten in geringem Ansehen. Die wenigen Lehrer hatten wenige Zuhörer, und Quacksalber, Bader und alte Weiber pfuschten ungestört an Gesundheit und Leben. Das sollte anders werden. Und da griff denn ein Mann kräftig und schöpferisch ein, dessen Würzburg und besonders Bamberg stets dankbar neben ihrem Franz Ludwig gedenken sollen. Es ist diess der hochverdiente Adalbert Marcus, der Leibarzt des Fürsten, ein Sohn jüdischer Kaufleute aus Arolsen, den dieser, dessen ganzes Vertrauen er mit Recht besass, selbst mit grösster Feierlichkeit taufte. Marcus ist der Schöpfer des wegen seiner vortrefflichen Einrichtung noch bis zur Stunde weit und breit berühmten Bamberger Krankenhauses. Selbst ein ausgezeichneter Lehrer, leitete er in beiden Fürstenthümern das Medicinalwesen mit dem bessten Erfolge, gründete und verbesserte die Asyle für die Kranken des Leibes und des Geistes, und widmete ihnen bis zu seinem Ende 1816 die wärmste Fürsorge. Aber wer möchte ein Ende finden, wollte er alle die weisen und wohlthätigen Einrichtungen aufzählen, die sich in die, nur allzu kurze sechzehnjährige Regierungsperiode dieses vortrefflichen Regenten zusammendrängen? Saaten, deren Früchte noch heute jedes offene Auge in den beiden Fürstenthümern zu erkennen vermag?*) —

Der Stolz auf die hohe Würde, welche er, der einfache Edelmann, errungen, — und diesen Stolz bekannte er selbst einmal im vertrauten Freundeskreise als seinen Hauptfehler — liess ihn denn auch seine

*) Auch unser unvergesslicher, ihm in so Vielem ähnlicher Max II. zählte nur 16 Regierungsjahre.

Rechte als deutscher Reichsfürst nie vergessen. Kaum war der päbstliche Nuntius unter Karl Theodor in München erschienen, als Franz Ludwig in Rom anfragen liess, ob derselbe etwa mit geistlicher Gerichtsbarkeit versehen sei, in welchem Falle er sich mit den übrigen deutschen Kirchenfürsten zur Wahrung seiner Rechte verbinden würde. Obgleich man dort jede ähnliche Absicht feierlichst verneinte, so verhielt sich doch Franz Ludwig, Angesichts der Anmassungen, die sich der Nuntius Zoglio in Bayern erlaubte, völlig ablehnend gegen denselben, und beantwortete nicht einmal dessen Bekanntgabe seiner Anstellung und Ankunft in München. Um jedem Uebergriffe des Vaticans in die Rechte des deutschen Episcopats zu begegnen, betheiligte er sich auch durch seinen canonischen Rechtslehrer Schott am Emser Congresse. Und als Kaiser Joseph II., den der Fürstbischof übrigens hoch verehrte, nach seiner Weise gewaltthätige Massregeln gegen die Rechte des Passauer Bischofs ergriffen, auf einer Reise Würzburg passirte, wich ihm Franz Ludwig nach Bamberg aus und erwiederte die empfindlichen Bemerkungen des Gesandten nicht weniger empfindlich mit den Worten: „Nach dem, was dem Bischof von Passau widerfahren, dürfe man kaum die Geneigtheit der Reichsstände erwarten, dem Kaiser ihre Huldigung darzubringen, da ihnen ja wenig oder kein Werth beigelegt werde.“

Vergass aber Franz Ludwig den Fürsten nie über dem Bischof, so vergass er ebensowenig den Letzteren über den Ersteren, und über Beiden nie den Christen. Religion war ihm heilige Herzenssache, kein blosses prunkendes Spiel mit ihren Formen. Ihr wahres Wesen fand er in werkthätiger Liebe, in Sittenreinheit und aufopfernder Pflichttreue. Sein ganzes Leben ging auf in seinem Berufe, ihm gehörte es bis zum letzten Athemzuge. Tolerant im wahrsten Sinne des Wortes, ein Feind jeder Proselytenmacherei, kannte sein Herz keinen Unterschied zwischen seinen katholischen und protestantischen Unterthanen. Ihr zeitliches und ewiges Glück zu begründen, war sein höchstes Ziel. Seine weise Sparsamkeit, seine Einfachheit in Kleidung, Leben und Hofhalt, Kopfhängerei von den Vergnügungssüchtigen, Geiz von Jenen gescholten, die ihn gern ausgebeutet, — hatten nur den Zweck, mit dem Erspartenrecht viel Gutes zu wirken; der Antrieb war christliche Liebe. Treu seiner Mutterkirche genügte er allen Pflichten des Priesters und des Bischofs. „Vor einiger Zeit“, sagt er in einem Rescripte, „bekümmerte man sich vor lauter Religiosität gar wenig um Sittlichkeit, jetzt, wo man nur von Sittlichkeit redet, ist der Glaube fast ganz vergessen. Mich soll kein Mensch von der rechten Mittelstrasse verdrängen.“ Und diesem Grundsatze blieb er unverbrüchlich treu. Oft bestieg er selbst die Kanzel, und nicht bloss die der beiden Kathedralen, sondern auf seinen Visitationsreisen, die er meist reitend, nur von einem Diener begleitet, höchst unerwartet vornahm, auch jene der geringsten Dorfkirche, wo er dann

häufig die erst in später Nacht concipirte Predigt am Morgen zu Pferde memorirte. Und kein Auge blieb trocken, als er einst zu Würzburg am Ostertage vor allem Volke seine Rede mit den demuthvollen, aus überquellendem Herzen strömenden Worten schloss: „Und da ich für Andere bete, so lass mich, Allmächtiger Gott! selbst den Weg der Tugend betreten, damit ich, gegen Aergerniss predigend, nicht selbst Aergerniss gebe, und wenn ich gegen die Sünde rede, ihnen nicht selbst ein Stein des Anstosses werde. Der Du Dein Volk öfters mit üblen Regenten heimgesucht und gestraft hast, mache, dass ich mein Vorsteheramt nicht unwürdig verwalte. Leite Deinen Diener auf dem Pfade der Wahrheit und Gerechtigkeit, entzünde in meinem Herzen den Eifer zu Deinem Heiligthume und lass mich selbst das gute Beispiel geben, das ich von Anderen verlange.“ Und nicht blosse Phrase, sondern innigste Ueberzeugung war es, wenn er öfters bei Danksagungen erwiederte: „Ich habe nur meine Pflicht gethan, und weiss nur zu wohl, dass ich der erste Diener und Bürger im Staate bin.“ Gewissenhaft belehrte er das Volk über das, was nicht zum Wesen der Religion gehöre, und wie darüber gar häufig die Hauptsache vergessen werde. So läuterte er die herrschende, verderbliche Anschauung vom Ablasse, mässigte, so weit thunlich, die Wallfahrten, minderte die Zahl der vielen Feiertage, sorgte aber für würdige Begehung der bleibenden. Auch der, noch jetzt in den fränkischen Diöcesen erklingende, so erhebende deutsche Kirchengesang ist sein Werk.

Gewöhnlich ernst und würdevoll war er doch keineswegs einem feinen Scherze abhold und durchaus kein trüber Freudenhasser. Besonders im Genusse der schönen Natur fühlte er sich wahrhaft glücklich und konnte im Kreise vertrauter Freunde aus Herzensgrund lachen. Mit Zusendung seines Porträts von allen Seiten bestürmt, sagte er einmal zu seinem Hofbildhauer Wagner lachend: „Da sieht Er, wie mir's geht! Jeder der eine grosse Nase machen kann“ — und der Fürst war mit diesem Kennzeichen gescheuter Leute verschwenderisch bedacht — „meint auch mein Porträt machen zu müssen.“ —

Gleiche Klugheit, gleiches Gerechtigkeitsgefühl wie in allen seinen Handlungen bewies er auch in den äusseren Verhältnissen. Seine Gesinnung war durch und durch deutsch, und mit gewohntem Scharfsinn erkannte er das Verderben des Vaterlandes in jenem Danaer Geschenk des westphälischen Friedens, welches jedem Reichsfürsten volle Souveränetät in den äusseren Verhältnissen und damit das Recht gab, selbst mit dem Reichsfeinde gegen das Reichsoberhaupt Bündnisse zu schliessen. Den Fürstenbund Friedrich II. lehnte er ab, weil zu den Bundesartikeln, welche ihm mitgetheilt worden, ohnehin jeder Reichsstand verpflichtet sei; er kenne seine Rechte und Pflichten als solcher, sie werde er stets behaupten und erfüllen. Und als der Sturm der französischen Revolution

losbrach, beschwor er die deutschen Fürsten, jede Einmischung zu meiden. Sie sei weder berechtigt, noch klug, und man solle der grossen französischen Nation die Ordnung ihrer Angelegenheiten selbst überlassen. „Ist der Fürst ein wahrer Vater seines Volkes", pflegte er zu sagen, „so hat er keine Empörung in seinem Lande zu fürchten." Entschieden gegen einen Reichskrieg mit Frankreich, sah sein prophetischer Geist in einem solchen die Auflösung des Reiches voraus. Werde aber Deutschland gezwungen zu handeln, so solle diess in seiner vollen Würde, einig und mit aller Kraft geschehen. So sprach er, darnach handelte er. Keinem Emigranten, wess Standes und Geburt er sein mochte, gestattete er in seinen Landen länger als drei Tage Aufenthalt, und selbst Kranke liess er mit aller Schonung weiter bringen.

Noch erlebte Franz Ludwig den Reichskrieg gegen Frankreich, aber die siegreichen Heere der Republik in seinem theuren Frankenlande zu sehen, ward seinen müden Augen erspart. Mit ruhigem Blicke konnte ein solcher Mann dem Tode in's Antlitz schauen, der ihn, im 65. Lebensjahre am 14. Februar 1795 Morgens um vier Uhr zur ewigen Belohnung vor den Thron seines Schöpfers rief. Wohl vermochte nur eine streng geregelte Lebensweise die Seele so lange in dem ziemlich schwächlichen Leibe zurückzuhalten, sicher aber hatte die unablässige Anstrengung seiner Geisteskräfte ein angeborenes Nervenleiden in den höheren Jahren gesteigert. Die irdischen Ueberreste des vorletzten Frankenherzogs ruhen im Dome zu Würzburg unter einem einfachen Denkmal. Franz Ludwig war der trefflichste Fürst, der je in Franken geherrscht, und sicherlich einer der Bessten, welche die Geschichte alter und neuer Zeit kennt. Denn noch ist in unserer so schnell lebenden Zeit nach siebzig Jahren sein Wirken unverkennbar im Clerus der fränkischen Lande, sein Andenken lebendig und gesegnet im ganzen Volke. König Ludwig I. hat ihm zu Bamberg ein ehernes Standbild errichtet.

Ueber den Gegenstand unseres Bildes vermögen wir uns kürzer zu fassen.

Schon Gerhardt von Schwarzburg versuchte 1392 die Stiftung einer Universität zu Würzburg. Weder sein Versuch, noch der seines Nachfolgers Johann von Egloffstein, unter dem eine solche wirklich 13 Jahre lang bestund, noch der Friedrichs von Wirsberg der 1567 abermals, nach Ankunft der Jesuiten, den Plan hegte, vermochte zu gedeihen, jedesmal zeigte sich die stürmisch bewegte Zeit den Musen abhold.

Erst dem festen Willen des ausgezeichneten Julius gelang, was dreien seiner Vorgänger misslungen war. 1575 erfolgten die nöthigen Vollmachten und Privilegien von Gregor XIII. und Maximilian II., und die Einkünfte mehrerer in Folge der Reformation verödeter und verlassener Klöster boten den Grundstock für die neue Hochschule. Am 2. Januar 1582 erfolgte die Einweihung. Die theologische und philo-

sophische Facultät übergab Julius den Jesuiten, auch unter den Juristen befanden sich Patres dieses Ordens, nur die medicinische bestund aus vier weltlichen Doctoren. Das jetzige Gebäude mit dem anstossenden frühern Jesuiten-Collegium und die schöne, in einem eigenthümlichen, nach ihm benannten Style erbaute Kirche rühren noch von Julius her. Anfangs erfreute sich die Universität eines bedeutenden Besuches, nicht allein aus Deutschland, sondern auch aus den Niederlanden und selbst aus Schottland, und stund in so hoher Blüthe, dass die Matrikel vom Stiftungsjahre bis zum Tode des Fürstbischofs 1617 an 25,000 Studierende ausweist. Mit der schwedischen Occupation 1631 aber, und der Flucht der katholischen Lehrer und Studenten trat bis 1637 ein völliger Stillstand ein und erst nach dem westphälischen Frieden vermochte sie sich wieder in etwas zu erholen, und feierte ihr erstes Jubiläum unter Peter Philipp von Dörnbach in noch ziemlich gedrückten Verhältnissen. Erst Friedrich Karl von Schönborn von 1729 bis 1746 hob sie wieder zu altem Glanze und so ging sie verjüngt ihrem zweiten Jubiläum unter Franz Ludwig entgegen.

Dieser hatte Einladungen an sämmtliche deutsche Hochschulen und an die beiden ältesten Mutteruniversitäten Paris und Bologna erlassen. Ihnen zufolge sandten Bamberg, Fulda, Mainz, Salzburg und Trier, und von den protestantischen Erlangen, Marburg und Rinteln Abgeordnete. Feierliche Aufzüge, Paraden, Kanonensalven und Glockengeläute eröffneten die Festlichkeiten. Der Fürstbischof wurde mit einer lateinischen Anrede begrüsst, worauf er in derselben Sprache dankte und laut seine Freude aussprach, dass dieser Musensitz, den seine Vorfahren wie ihren Augapfel bewahrt, zu einem so grossen Ansehen gelangt. Dieses Verdienst schrieb er besonders den Lehrern zu, welche eifrig in Religion und Gottesfurcht, aber frei von Vorurtheilen, die ihre ganze Stärke nur von der Verjährung entlehnen, Alles nach Verschiedenheit der Gegenstände mit vernünftiger Mässigung behandelten. Eilf Tage dauerten die glanzvollen Feste, bei denen der sonst so sparsame Franz Ludwig einen ganz ungewöhnlichen Prunk entfaltete, überall, mit Hintansetzung jedes sonst üblichen Ceremoniells, selbst zugegen war, und an der öffentlichen Tafel als Freund der Wissenschaft mitten unter den Professoren seinen Platz wählte. Sein ganzes Leben hindurch bewahrte er, der es ausdrücklich betonte dass ohne Wachsthum der Wissenschaft weder der geistliche noch der weltliche Staat bestehen könne, eifersüchtig den Ruhm der Universität, und suchte sie durch Erweiterung des Lehrplanes, Freiheit von allem Schulzwange, die trefflichsten praktischen Anstalten und vor allem durch Berufung ausgezeichneter Lehrer immer mehr zu fördern. Von den berühmtesten derselben nennen wir: Die Historiker Eckhardt, um dessen Besitz sich Deutschland und Italien stritten, Ignaz Schmitt, Mannert, Ickstadt der unter Max III. so segensreich in Bayern

wirkte, die vier Siebold, Döllinger, die beiden Marcus, Schönlein, Heine, Wilhelm, Kiwisch, Virchow, Scanzoni, Kölliker, Textor, Kleinschrodt, Hufeland, Rudhardt, die beiden Seuffert, Schelling, Joh. Jakob Wagner, Richarz, Oberthür, Gengel, Hettinger, Paulus. Wohl manche Namen, besonders Lebender fehlen noch; aber wer möchte hier die Gränze bezeichnen? Noch immer blüht in ungeschwächtem Glanze der Ruf der Würzburger Hochschule und besonders jener ihrer medicinischen Facultät, welche Hörer aus allen Theilen der Erde zählt.

Das frühere Jesuiten-Collegium verwandelte nach völligem Umbau Franz Ludwig in ein Priester-Seminar. Um allen jesuitischen Typus zu verwischen, befahl er, die Statue des heiligen Ignatius von Loyola ober dèm Portale in einen pastor bonus zu verwandeln. Ein vorübergehender Exjesuit bemerkte lächelnd: „Aus den Jesuiten kann man doch alles machen.“ „Ja wohl“, erwiederte der schlagfertige Bildhauer auf seinem Gerüste, „wenn man ihnen andere Köpfe aufsetzt.“

Auch dieses Bild ist von Barthelme gemalt, der Fürstbischof getreues Porträt.

Schwaben.

129. Tiberius und Drusus, Kaiser Augusts Stiefsöhne, als Gründer Augsburgs.

Auf der mässigen Höhe, an deren Fuss sich die Wellen von Vindo und Lykus, der Wertach und des Lechs miteinander vereinigen, mochte schon in vorrömischer Zeit eine Burg der Vindeliker mit einem berühmten Tempel der sagenhaften Göttin Cisa gestanden haben. Ob jene Burg das schon bei der Geschichte der Eroberung des Landes genannte Damasia gewesen, oder ob dieser Ort nicht richtiger in dem vorarlbergischen Hohenems zu suchen sei, wagen wir nicht zu entscheiden. Genug, Augsburg wurde schon in den ersten Jahren nach der von den Römern bewerkstelligten Eroberung des cisalpinen germanischen Landes eine von dessen wichtigsten Städten, der Knotenpunkt seiner wichtigsten Strassen, und die, in neuester Zeit kritisch angefochtene: „splendidissima Raetiae colonia" des Tacitus kann dennoch kaum einer anderen Stadt gelten, welche ja noch im XV. Jahrhundert „Augsburg im Ries," d. i. in Raetia heisst, und welche selbst auf einer Münze des Tiberius, eines ihrer Gründer als „Colonia Augusta Raetorum" erscheint.

Die Eroberung des Landes durch die jungen Stiefsöhne August's, Drusus und Tiberius, haben wir bereits bei dem ersten Bilde dieser Sammlung in grossen Zügen erzählt. Und dass schon kurz nach der Eroberung des Landes die Stadt zu hoher Bedeutung gelangt, beweist der Umstand, dass von ihr ab die Meilensteine nach den benachbarten Provinzen gezählt wurden, und dass sie auf der alten römischen Wegkarte, die uns Peutinger, einer ihrer gelehrtesten Söhne erhalten, mit dem hervorragenden Zeichen der grössern Städte bezeichnet ist. So soll denn Drusus noch im Jahre der Eroberung — 13 v. Chr. — eine Colonie von Veteranen dahin geführt haben und Augsburger Chronisten vermessen sich sogar, den Tag der Gründung, den 25. September anzugeben, weil von unfürdenklichen Zeiten her dieser Tag in ihrer Stadt festlich begangen wurde.

Es war ein feierlicher Act, die Gründung einer solchen neuen Colonie. Eigene Triumvirn waren bestellt, welche aus den Veteranen die erforderliche Anzahl, meist 6000 Männer mit ihren Weibern, Kindern und Sklaven auswählten, und sie an den Ort ihrer Bestimmung abführten. An der Spitze des Zuges prangten dieselben Feldzeichen, welche

einst den Legionen im Kriege vorgetragen worden. Angekommen an der Stelle der neuen Gründung wurden die Gränzen mit einer Pflugschar eingerissen und mit Steinen bezeichnet. Zwei grössere Steine, wahrscheinlich geschmückt mit dem Zeichen der Colonie, hier dem Pinienapfel oder Pyr, wurden besonders feierlich aufgerichtet. Der eine, Decumanus maximus genannt, blickte gegen Abend, der andere, Cardo maximus sah gegen Mitternacht. Alle diese Ceremonien waren von feierlichen Umzügen und Opfern begleitet, welche man den grossen Gottheiten und dem Genius des Ortes darbrachte. Dann fand die Austheilung des Stadtraumes und der umliegenden Felder unter die neuen Bürger statt, nachdem vorher aller Raum, der zu Tempeln und öffentlichen Gebäuden bestimmt war, oder der das Tempelgut der Priester bildete oder zu freien Plätzen, Strassen und Wasserleitungen dienen sollte, ausgeschieden worden war. Ungewiss ist, ob die alten Bewohner sich mit den Colonisten vermischten, ob sie zur Hörigkeit herabgedrückt oder völlig vertrieben wurden. Es ist ihr Schicksal nirgends aufgezeichnet.

Und blühend und glänzend musste die vindelikische Augusta, deren Tacitus so rühmend gedenkt, ihren Platz unter der grossen Anzahl von Colonialstädten des Römerreichs behauptet haben. Tragen auch, bei dem Mangel gehauener Bausteine, die allgemein gebrauchten gebrannten Steine die Schuld, dass im Laufe von 16 Jahrhunderten sich kein Baudenkmal aus der Römerzeit in seinen Ruinen erhalten hat, so gibt doch die grosse Anzahl von Basrelief- und Denksteinen, die man aus dem Schoose der Erde erhoben, Zeugniss von den Prachtbauten, die einst die Mauern der Stadt erfüllten. So bezeichnet der dem Jupiter Capitolinus geweihte Denkstein, welchen man bei St. Ulrich fand, diesen Platz als die Stelle des ehemaligen Capitols, auf dem sich neben einem, diesem Gotte der Juno und Minerva geweihten Tempel eine mächtige Säule, der Cardo maximus erhob, die das Stadtzeichen des Pinienapfels trug. Von der vorhandenen Befestigung dieser Stelle wurde erst im XV. Jahrhundert der Rest eines kolossalen, eisenfesten Thurmes mit vieler Mühe niedergeworfen. Da, wo jetzt der obere Theil des Domes steht, war das Forum, auf dem man ebenfalls ein Stadtzeichen fand. Noch bis auf spätere Jahrhunderte haben sich von dem dasselbe umgebenden Porticus Säulenreste und Benennung erhalten. Auch die Basilika oder Gerichtsstätte ist in jener Gegend zu suchen. Da wo das uralte Gallus Kirchlein bei St. Stephan steht, erhob sich ein, dem Mercur gewidmetes Sacellum und nächst der jetzigen Artillerie-Kaserne ein anderes, den Göttern der Unterwelt, Pluto und Proserpina geheiligt, welches die edle Römerin Flavia Veneria Bessa wieder erneuen liess. Andere Denksteine belehren uns, dass auch Heiligthümer des Sylvan, des Mars und der Victoria, der Parzen und selbst der ägyptischen

Isis sich in den Mauern der Stadt befanden. Ein Denkmal der sacerdota Sylvia Maternina, nächst dem katholischen Waisenhause gefunden, lässt in jener Gegend einen Tempel der Vesta oder nach einer zweiten Inschrift vielleicht jenen Tempel der cyprischen Göttin vermuthen, dessen Existenz uns die Legende der heiligen Afra kennen lehrt. Zahlreiche Ausgrabungen, darunter ein, leider zu Grunde gegangener sehr schöner Mosaikboden, in der Gegend von St. Stephan lassen aus ihrer Beschaffenheit auf dort bestandene grosse Badeanstalten schliessen, und in der Nähe derselben möchte die Richtung einer halbkreisförmig laufenden Reihe alter Häuser das hier wohl kaum fehlende Amphitheater bezeichnen. Der berühmte Marcus Welser, der gelehrte Sohn Augusta's, sucht den Palast des Prätors an dem sogenannten hohen Wege zunächst dem früheren uralten Imhofischen Hause. Den dahinter gelegenen sogenannten Königsthurm bezeichnet die Sage als das Gefängniss der heiligen Afra. In dem Wohnlich'schen Garten, an der Strasse nach Pfersee haben wir den allgemeinen Begräbnissplatz der Römerstadt zu suchen, und erst noch 1824 fand man die mannshohen, festgewölbten Kloakenleitungen derselben. Auf der nördlichen Spitze zwischen Wertach und Lech, der Pfannenstiel genannt, lag aber unzweifelhaft die erste Befestigung, die römische Citadelle, noch bis in's Mittelalter herein „der Burgstal" genannt. Gegen Westen hin, bei Stadtbergen, befanden sich die Landhäuser der vornehmen und reichen Bürger, dort kamen eine Menge Anticaglien und zierlich gearbeiteter Basreliefs zum Vorschein.

Vier Hauptstrassen kreuzten sich innerhalb der Mauern der Stadt. Die erste und wichtigste derselben war jene aus Italien. Sie führte von Verona die Etsch hinauf, wand sich durch die Pässe des Eisak und der Sill, überschritt den Brenner und bei Veldidena, — Wilten nächst Innsbruck — den Inn, kam durch die Schluchten der Scharnitz nach Parthanum und zog dann längs dem jungen Lech hinab in die Thore Augusta's. Auf ihr mochte oft der eherne Schritt der Legionen erschallen, die herauszogen zum Kampfe gegen die Deutschen oder hinein, um ihrem erwählten Feldherrn den Purpur zu erkämpfen. Später stiegen auf demselben Wege die blonden Barbaren selbst hinab, um das gelobte Land ihrer Sehnsucht zu erringen. Diese Strasse war das ganze Mittelalter hindurch und bis auf diesen Tag die Hauptverbindung mit Italien. Sie vermittelte durch Handel und Verkehr die Einwirkung transmontaner Art und Weise, die uns besonders für die Zeit der Renaissance in der vindelicischen Augusta so lebhaft an Italien mahnt.

Eine zweite, die via Claudia, zog aus Ligurien herauf über Clavenna, durch die grauenvollen Schluchten der via mala über den Arlberg zu dem alten Brigantium, wo sich die aus Helvetien längs des Bodensees herauskommende Strasse mit ihr vereinigte. Von da zog sie nun nach der Keltenstadt Campodunum, wo sie sich abermals trennte; und ein

Arm längs der Iller hinab über Kelmünz nach Guntia an die Donau und von da östlich über Pfersee; der andere direct über Ober-Günzburg und bei Schwabeck die Wertach überschreitend von Süden her in die Stadt führte. Die Verbindung von Gallien nach dem Osten vermittelte eine dritte Hauptstrasse. Zahlreich sind die Spuren, die uns auf derselben von Station zu Station bis zur Colonie Juvavia, dem heutigen Salzburg, quer durch Rhätien begleiten, von wo sie in zwei Hauptarmen längs der Donau hinab nach Noricum und Pannonien und durch die Thäler von Salzburg, Kärnthen und Steiermark nach Krain und in's Friaul fortlief, wo sie in dem hochberühmten Aquileja die Adria erreichte. Die vierte endlich zog über Hohenwarth nordöstlich an die Donau nach dem alten Reginum. Sicher, aber weniger nachweisbar, weil durch die hohe Cultur des Landes verwischt, sind die Verbindungen Augusta's nach Nordwesten hin gegen die Donau und durch die sogenannten Zehentländer bis an den hadrianischen Gränzwall. Ein lebhafter Handel bewegte sich auf allen diesen Strassen und zog selbst aus entfernten Gegenden wie aus Trier und Lyon Bewohner herbei. Besonders blühte die Purpurbereitung und ausserdem noch die Fabrication von Producten der sogenannten ars cretaria, von Kriegsmänteln und anderen Walkerwaaren.

Die innere Verfassung war ganz nach der Weise der grossen Hauptstadt des Reiches an der Tiber eingerichtet. Municipium auch auf Monumenten genannt, ist es glaublich, dass Augsburg, wie Cöln, bei eigener selbstständiger Gerichtsbarkeit und Verwaltung italisches Recht besass. Hier hatte der Präses oder Prätor der vindelicischen Provinz seinen Amtssitz, dessen Befehl auch die Truppenmacht derselben unterstellt war. An der Spitze der städtischen Verfassung befanden sich die Duumviri, denen als den eigentlichen Consuln der Colonie ihre Lictoren mit den Fasces voranschritten. Ihre Wahl, nur auf ein Jahr, erfolgte aus der Zahl der Decurionen. Diese bildeten die eigentliche Municipalbehörde, in deren Händen Gesetzgebung, Verwaltung und Finanzwirthschaft lagen. Sie wurden, wie der römische Senat nach einem gewissen Census ernannt, und später ward ihre Würde sogar erblich. Aus ihrer Mitte gingen dann auch bei steigender Bedeutung der städtischen Verhältnisse die Triumviri, Quatuorviri und Sexviri hervor, welche auch den Namen Augustalen führten. Ein gut erhaltener, auf dem alten Forum gefundener Denkstein hat uns die Porträtfiguren der Duumviri Gentianus und Bassus erhalten, abgebildet in ihrer Amtskleidung der Toga und Schriftrollen in der Hand haltend.

Länger denn vier Jahrhunderte blieben die Römer Herren der Stadt. Verhältnissmässig ruhig und glücklich verflossen die ersten anderthalb Jahrhunderte. Die Söhne der neuen Pflanzstadt fochten schon neben der anderen streitbaren Jugend Vindeliciens in den römischen

Legionen unter Germanicus gegen Armin an der Weser, und siegten im Kaiserkriege zwischen Otho und Vitellius auf der Seite des Letzteren in der Entscheidungsschlacht bei Brixellum am Po. Sie begrüsste den Kaiser Hadrian auf seiner grossen Wanderung durch die Provinzen des Reiches in ihren Mauern, und nannte sich, ihm zu Ehren, Aelia Augusta.*) Gegen Ausgang des zweiten christlichen Jahrhunderts begannen aber die Stürme den Barbaren gegen das Römerreich in diesen Gegenden. Der furchtbare Bund deutscher Völkerschaften, der sich die Alemannen nannte, bedrängte von nun an die Gränzen Rhätiens, unter welchem Namen seit Hadrian Vindelicien mit begriffen wurden. Votiv- und Grabsteine von Angehörigen der III. italischen Legion bezeugen, dass ihr lange Zeit hindurch die Vertheidigung der Provinz anvertraut gewesen. Immer heftiger wurde der Andrang der Alemannen, und besonders der streitbarsten derselben, der Lentienser, der heutigen Oberschwaben nördlich des Bodensees, wo noch tief ins Mittelalter hinein der Linzgau ihren Namen bewahrte. Aurelian entsetzte die Stadt von ihrer Belagerung; dess zum Danke fochten deren Söhne tapfer in seinem Heere vor Palmyra im fernen Syrien gegen König Odenat und die stolze Zenobia. Gewann auch später noch Constantinus Chlorus einen namhaften Sieg an den Ufern der Wertach und der grosse Constantin manchen Vortheil über Alemannen und Juthungen, berichten auch Ammian und die Panegyriker von Siegen Valentinians und Gratians über diese Völker und hat selbst noch zu Anfang des V. Jahrhunderts der tapfere Stilicho die Alemannen und die damals noch am Nordufer der Donau wohnenden Vandalen von Rhätiens Gränzen zurückgetrieben; unzweifelhafte Spuren beweisen dennoch, dass die Westgränze dieser Provinz schon im IV. Jahrhundert bis an die Iller zurückgezogen und dort durch eine Reihe von Castellen gedeckt werden musste, während die Alemannen sich wie ein Keil in den Rheinwinkel zwischen Gallien und Rhätien eingeschoben und dort festgesetzt hatten.

Von den letzten Schicksalen der alten, römischen Augusta hat uns die Geschichte keine Nachrichten aufbewahrt. An ihrer statt weiss die Sage von einem Ueberfalle des gefürchteten Attila zu erzählen. Dieser war schon bis an den Lech vorgedrungen und hatte St. Afras Kirchlein verwüstet, als plötzlich ein scheussliches nacktes Weib auf einer Mähre sitzend heransprengt und ihn dreimal mit furchtbarer Stimme zur Umkehr mahnt. Der Hunnenkönig wandte sich, vom Schreck ergriffen, nebst seinem ganzen Heere zur Flucht. Den Augsburgern wurde das

*) Mit derselben klugen Schmeichelei, mit welcher sie fünfzehn Jahrhunderte später dem Schweden-Könige Gustav Adolph zu Ehren ihren Namen in Gustava verkehrte.

Andenken an dieses Ereigniss durch ein, nun freilich verwischtes Bild am Barfüsserthore lebendig erhalten.

Die völlige Zerstörung der alten Pflanzstadt, wenn eine solche überhaupt erfolgte, ist wohl unzweifelhaft ein Werk der Alemannen, die sich im Laufe des V. Jahrhunderts ihrer bemächtigt hatten. Mit den beiden Rhätien kam sie unter die Herrschaft des grossen Theodorichs und der Ostgothen, bis alle diese Provinzen diesseits der Alpen durch Vitiges 536 an die Franken abgetreten wurden. Lange mochten sich noch die ärmlichen Hütten der neuen germanischen Herren und der aus der allgemeinen Verheerung geretteten alten Bewohner zwischen den Resten der römischen Prachtbauten versteckt, und an sie gelehnt haben, bis diese allgemach zerbröckelten oder zum Baue von christlichen Kirchen und neuen schützenden Mauern vollends zerstört wurden. Denn schon am Ausgange des VI. Jahrhunderts war Augstburg, wie es nun schon im Munde der Deutschen hiess, eine Bischofstadt geworden, in welcher wir Sozimus als ersten Oberhirten kennen lernen.

Das treffliche Bild von der Gründung der römischen Colonie hat Frank gemalt.

130. Die heilige Afra erleidet zu Augsburg den Martyrertod 304.

Schon bald nach Gründung der vindelicischen Augusta mögen einzelne Strahlen von dem beseligenden Lichte des wahren Glaubens in ihre Mauern gedrungen sein, da, nach der Sitte der Römer, ganze Legionen wie einzelne Krieger wechselseitig in die entferntesten Gegenden des ungeheuren Reiches zu verpflanzen, schon frühe Bekenner des Christenthums aus dem Oriente an die Ufer des Lechs gelangt und dort eine kleine, stille Gemeinde gegründet haben mochten. Vielleicht waren auch, wie Wandervögel aus wärmeren Zonen, einzelne bekehrte Glieder des über die ganze Welt zerstreuten Judenvolkes die Träger dieser ersten Samenkörner. Ungestört und wenig beachtet blühte jedoch durch Gottes weise Fügung in dem ersten halben Jahrhundert ausserhalb Palästina's die junge Pflanze in allen Gegenden des Römerreiches ihrer herrlichen Entfaltung entgegen, bis sie genug erstarkt war, um aus der ersten neronischen Verfolgung nur um so lebenskräftiger hervorzugehen. Auf jene Verfolgung kamen nun theils in einzelnen Provinzen, theils durch das ganze Reich bald mehr bald minder blutige Vernichtungsversuche der göttlichen Lehre durch die heidnischen Imperatoren. Und nicht nur ein Nero und Domitian, sondern auch ein Trajan, Marc Anton und Antonin wütheten gegen die Anhänger des Christenthums, in denen selbst die Bessten, irregeleitet von ihrer eifersüchtigen Priesterkaste, nur Feinde des römischen Staates zu erblicken meinten. All diese Verfolgungen bereiteten ihm nur neue Triumphe und aus dem Blute seiner

Martyrer, die sich wetteifernd zur himmlischen Palme drängten, ging die neue Kirche des Herrn immer siegreicher und strahlender hervor. Und wahrlich nicht in den von Marmor und Gold schimmernden Riesenmauern St. Peters, nicht in den, von unschätzbaren Kunstwerken alter und neuer Zeit erfüllten Prachträumen des Vaticans, sondern in den schauerlichen mamertinischen Gewölben, in den finstern Irrgängen der Katakomben, im Umkreise der blutgedüngten Arena des Colosseums blühen die unverwelklichen Lorbeeren des Christenthums. Nicht in dem stolzen Aufzuge des Statthalters Christi, getragen auf hoher, von Gold blinkender Bühne, wie man sonst das Bild des capitolinischen Jupiters umhertrug, umstarrt von den Partisanen seiner Leibwache, überwogt von einem Meere von Straussenfedern, beschattet vom Purpurbaldachine und begleitet von einer Schaar von Kirchenfürsten in rothen, wallenden Gewändern vermögen wir den wahren Triumph des Christenthums zu erblicken. Wir sehen ihn vielmehr in dem demüthigen Zuge seiner Helden von rohen Henkersknechten geschleppt vor den Stuhl des unerbittlichen Prätors. Wir vernehmen ihn aus ihrem todtverachtenden non possumus vor den Opferaltären der falschen Götter. Damals führten die mit göttlicher Standhaftigkeit gesprochenen Worte zu namenlosen Martern, heute setzen sie, allerdings minder gefährlich, berechtigten Forderungen stolze Verweigerung entgegen.

War schon das Martyrerblut von Tausenden von Christen in den Amphitheatern von Rom und Alexandrien und anderen Hauptstädten des Reiches geflossen, so grausam, so allgemein verbreitet war keine Verfolgung als jene, die im Jahre 304 Diokletian über die ganze römische Welt verhängte. — Acht Jahre später, und derselbe scheinbar der Vernichtung geweihte Glaube war der herrschende im Reiche und der Imperator selbst beugte demüthig seine Kniee vor dem Kreuze des Welterlösers.

Zur Zeit dieser letzten blutigsten Verfolgung nun lebte in Augsburg Afra, die Tochter der Hilaria, aus vornehmem, cyprischen Geschlechte entsprossen und dem unreinen Dienste ihrer heimathlichen Göttin geweiht. Zwei Männer, der spanische Bischof Narcissus und sein Diakon Felix, der Verfolgung in ihrem Vaterlande entronnen, kamen Gastfreundschaft heischend in ihre Behausung und fanden dort, — man mochte wohl andere Beweggründe ihres Kommens vermuthen, — freundliche Aufnahme. Ehe sie sich zur Mahlzeit setzten, beteten die beiden Priester laut, und Afra, überrascht von den noch nie gehörten Worten, forderte nun genauere Kunde von ihren Gästen. Als sie vernommen, dass sie einen Bischof der Christen unter ihrem Dache beherberge, überkam sie die Gnade des Himmels. Erfüllt von Scham und Reue über ihren schmachvollen Wandel warf sie sich zu seinen Füssen nieder und bekannte unter den bittersten Thränen, dass die Mauern der Stadt wohl

kein sündvolleres Weib umschlössen. Narcissus richtete sie durch Trostesworte auf und verkündete ihr, dass der feste Glaube an den Allerbarmer und der aufrichtige Abscheu vor dem Laster sie zu reinigen vermöge. Hoch erfreut rief sie ihre Dienerinnen Digna, Eunomia und Eutropia herbei und sprach: „Seht dieser Mann ist ein Bischof der Christen, er hat mir verheissen, so ich an Christum glauben und mich taufen lassen würde, sollte ich rein werden von jeglicher Sünde. Was bedünket nun euch?“ Sie erwiederten: „Du bist unsere Gebieterin, wir waren die Genossen deiner Frevel, wir wollen nun auch theil haben an deiner Verzeihung.“ So weilte unter steten Gebeten und Belehrungen der fromme Bischof mit seinem Diakon sieben Tage unter dem Dache Afra's, am achten nahm er sie mit ihrer Mutter und ihren Dienerinnen durch die Taufe in den Bund der Christen auf.

Als aber ruchbar geworden, dass die so allbekannte junge und schöne Buhlerin ihrem früheren Sündenleben entsagt habe und eine Christin geworden, liess sie der römische Richter Gajus vor sich auf das Capitol führen und befahl ihr, dort den Göttern zu opfern. Afra entgegnete: „Ich war eine grosse Sünderin, ehe ich den wahren Gott erkannte; nie wieder werde ich durch meinen Abfall neue Laster zu denen häufen, die ich das Unglück hatte, bisher zu begehen.“ Da rief Gajus: „Wie kannst du, eine bekannte Buhlerin, es wagen, Anspruch auf die Freundschaft des Christengottes zu machen? Er wird dich verschmähen; eine Buhlerin kann nie eine Christin heissen.“ *) „Wohl weiss ich,“ erwiederte Afra, „dass ich nicht verdiene, den Namen einer Christin zu tragen, aber unser Herr Jesus hat es selbst verkündet, dass er der Sünder wegen gekommen, und sein Evangelium erzählt, dass eine Sünderin wie ich seine Füsse mit ihren Thränen wusch, mit ihren Haaren trocknete und so Vergebung erlangte.“ Umsonst dringt Gajus in sie, zu ihrem Gewerbe zurückzukehren, umsonst verheisst er ihr Liebhaber und Reichthümer. Afra bleibt standhaft. „Ich entsagte für immer dem schnöden Gewinne,“ ruft sie; „alle meine, auf so schandbare Weise erworbenen Güter habe ich von mir geworfen, weil selbst die Aermsten unter meinen Brüdern und Schwestern es verschmäht haben, den Sündenlohn als Geschenk anzunehmen. Wie sollte ich nun wieder wünschenswerth finden, was ich dem Kothe gleich erachtet?“ Nach vieler Rede und Gegenrede endet der Richter: „Längst schäme ich mich, mit einem Weibe zu rechten. Opfere, oder ich lasse dich tödten.“ „Ich ersehne es,“ rief Afra begeistert, „diesen Leib nunmehr meinem Gott zu opfern, nachdem er so lange der Sünde gedient.“ So ward sie

*) Wahrlich ein merkwürdiges Zeugniss aus dem Munde eines heidnischen Richters. Aber die kritisch-geprüften und unverfälscht gefundenen Martyrer-Acten haben es aufbewahrt.

denn zum Feuertode verdammt, auf eine Insel geführt, welche der Lech unterhalb der Stadt bildete, und dort an einen Pfahl gebunden. Ihre thränenschweren Augen zum Himmel erhebend bat sie voll Inbrunnst, dass Jesus sie würdigen möge, ihr jetziges Leiden zur Sühnung ihrer Laster anzunehmen, und sie durch dieses irdische Feuer von jenem ewigen zu befreien, das Seele und Leib zugleich martert. Es wurde Holz um sie gelegt und angezündet. Noch mitten aus den lodernden Flammen ertönte ihr Gebet, und betend übergab die Martyrin ihre Seele dem Herrn.

Diess geschah am 7. August des Jahres 304. In dunkler Nacht sollen ihren von den Flammen wunderbar verschonten Leib Hilaria mit den Dienerinnen von der Richtstätte abgeholt und in ein, der Mutter gehöriges Grab gelegt haben, das sich an der Stelle befand, wo sich später die der Heiligen und St. Ulrich geweihte Kirche erhob. Ueber dem Grabe liess Hilaria ein kleines hölzernes Kirchlein errichten, in dem die Neubekehrten heimlich mit anderen Genossen ihre Gebete verrichteten und Gott dienten. Gajus erfuhr auch dieses, liess das Kirchlein umstellen und versuchte es mit Güte und Gewalt, die Christen zu den heidnischen Opfern zu vermögen. Als sie standhaft blieben, befahl er, das Bethaus in Brand zu stecken, und alle fanden in den Flammen den Martyrtod.

Das Haus Afra's soll von Narcissus zu einer Kirche geweiht und später dem heiligen Martinus gewidmet worden sein. Die Capelle, welche sich auf der Stätte ihres Todes erhob, ging schon in den Stürmen der Völkerwanderung zu Grunde. St. Afra und St. Ulrich aber blieben Patrone der Stadt und des Bisthums.

Das meisterhaft ausgeführte, von tiefem Gefühl wie von grosser Technik zeugende Bild hat Frank gemalt.

131. Der heilige Magnoald stiftet die Abtei St. Mang zu Füssen und eröffnet die Eisenwerke am Säuling Anfang des VII. Jahrhunderts.

Da wo die Fluthen des Lech — bereits in der ältesten Landessprache Lycus, der Reissende genannt — ihre Felsenwiege verlassen und sich ins Flachland ergiessen, mochte schon in den Tagen der Römerherrschaft auf dem letzten Vorsprunge der Berge eine Warte gestanden haben, erbaut zum Ausblick in die Ebene und von ihrer Lage ad fauces alpium genannt, eine Benennung, die sich allmählich im germanischen Munde in Füssen umgestaltet. Der Völkersturm hatte die Römerwarte gebrochen, der Name aber ist geblieben bis auf den heutigen Tag.

Während nach den furchtbaren Fluthen der Völkerwanderung, die allen Glanz und alle Herrlichkeit der alten Welt, welche sich ja auch

über die Alpen herüber verbreitet, beinahe spurlos hinweggeschwemmt hatten, das bojoarische Flachland zwischen Lech und Enns wieder in freundlicher Blüthe sich entfaltete. starrte hinwider dem einsamen Wanderer noch finster und wüste das alemanische Hochland zwischen Bodensee und Lech entgegen. Die früheren Römersitze lagen in Trümmern, die alten Heerstrassen, von Unkraut überwuchert, waren öde und verlassen, nur selten wohl von dem scheuen Fusse eines einsamen Wanderers betreten, alle Cultur verschwunden, und undurchdringliche Wälder, gifthauchende Sümpfe deckten wieder weitumher alles Land, in dem nur reissende Thiere und giftiges Gewürm von ungewöhnlicher Grösse und Gierigkeit hausten. Ein ungeschlachtet wildes und gewaltthätiges Geschlecht lag mit diesen eigentlichen Herren der Gegend im steten Kampfe um die spärlichen Wohnsitze, die es in jenen Gauen gegründet und huldigte unter raubgierigen Häuptlingen einem Götzendienste, der aus dem Bodensatze des alten keltischen, römischen und germanischen Cultus sich gestaltet hatte.

So waren im Beginn des siebenten Jahrhunderts diese Lande beschaffen, als sie ihr künftiger Apostel Magnoald, im Volksmunde Sanct Mang genannt, zuerst betrat.

Wie so viele unserer ersten Glaubensboten war auch Columban aus „der Wiege der Heiligen", wie die kleine schottische Insel Jona mit Recht hiess, nach Deutschland gewandert. Hier gründete er seine erste Ansiedlung in dem noch heute blühenden Mehrerau nächst Bregenz. Sein Schüler Gallus rodete mit Hilfe zweier edler alemannischer Jünglinge Magnoald und Theodor das Thal der Steinach. Bald fanden sich mehr und mehr Brüder ein, und so entstund das für die Wissenschaft so hochverdiente berühmte Kloster, welches bis auf diesen Tag den Namen des Stifters, St. Gallen, trägt. Magnoald aber, den die Legende als kühnen Jäger und wohl kundig der Beschaffenheit und Kräfte der Kräuter schildert, fand hier sein Bleiben nicht. Schon der Meister hatte ihm und Theodor geweissagt, dass sie dereinst das Ziel ihres Lebens in den östlichen Gauen an den julischen Alpen hin finden würden. Dieser war nun hochbetagt gestorben, und kurz nach seinem Tode zerstörten Neid und Eifersucht der benachbarten Landherren Galls blühende Stiftung. Jetzt verliessen die beiden Freunde, mit Columbans Stab ausgerüstet, welchen Magnoald selbst von seinem Grabe zu Bobbio über die Alpen herüber geholt hatte, ihre stillen Zellen und wanderten, geführt von Tozzo, einem jungen, eingeborenen Priester, der sich ihnen treulich anschloss, hinab an den grossen See zu den Ruinen des alten römischen Brigantium. Von da gelangten sie über das Waldgebirge, immer der Sonne entgegen, an einen breiten Fluss und längs diesem hinab zu einer anderen römischen Trümmerstätte. Tozzo nannte sie Campidona, d. i. Kempten, den Fluss die Hilara, drängte aber vorüber,

weil die Ruinen der Hauptsitz gefährlicher Räuber seien, die hier an der von Italien heraus nach dem noch immer blühenden Augsburg führenden Heerstrasse auf ihre Beute lauerten. Das gerade reizte den muthigen Magnoald, kühn trat er an der Spitze der hartbedrängten Landleute dem Führer jener Bande entgegen, erschlug ihn im ritterlichen Kampfe und vertrieb die Räuber aus der Gegend. Vergebens suchten ihn Jene durch den Reiz der Herrschaft festzuhalten. Der muthige Glaubensbote sprach: „Gott hat mich bis hieher geleitet, aber eine innere Ahnung führt mich an den Lech hinauf, an einen Ort der Fauces heisst, dahin wo die Wasser des Stromes hervorbrechen aus den julischen Alpen und wo einst der vom Teufel besessene Drache — wohl gleichfalls ein gefürchteter Räuber jener Gegend — dem frommen Bischof Narcissus erliegen musste. Diesen Ort will ich dem Dienste des Herrn bereiten.“ Eine mannhafte Schaar schloss sich an Magnoald, geleitet von dem der Gegend kundigen Tozzo, und zog aufwärts am linken Gestade des Flusses.

Unter manchfachen Abenteuern und Kämpfen, die der tapfere Magnoald meist persönlich und allein bestund — die Legende schildert sie ausführlich und kleidet sie in das romantische Gewand von Kämpfen mit Drachen und anderen Ungeheuern — gelangten sie endlich an die Stelle, wo sich die alten Heer- und Handels-Strassen kreuzten, und wo die Zwingherrn mit starkem Balkenwerk die Reste römischer Mauern und Thürme wieder zu einer festen Burg verbunden hatten. Magnoald liess diese nach mehreren muthig abgeschlagenen Stürmen endlich um Mitternacht durch Brandkugeln in Flammen setzen. „Es war als ob Engel des Himmels mit feuersprühenden Geisseln in die Rotte geschlagen; ihre verbrannten Leichname beschien die aufgehende Sonne.“ Die Stätte ward gereinigt, die Burg wohl besetzt. Ein Kirchlein aber mit einigen Zellen daran — die spätere Abtei St. Mang — erbaute der Gottesmann zwischen dem Castell und dem Felsengestade des Lech. All dieses geschah im Jahre 630.

Von hier aus, wo er endlich seinen bleibenden Wohnsitz genommen, sorgte Magnoald für den Unterricht und die Erziehung der Jugend, für gute Schulen und für Verbesserung des Lebensunterhaltes bei dem gutmüthigen aber halbwilden Volke. Auf einer seiner einsamen Wanderungen am Fusse des Säuling betete er inbrünstig, dass Gott den vielen Armen des Gaues einen Erwerb bescheren möge. Und siehe da, ein in zottige Felle gehüllter Bergmann tritt zutraulich an ihn heran und zeigt ihm am Fusse einer weitschattenden Tanne Spuren von Eisenerz. Hocherfreut über diese Gnade des Himmels sendet Magnoald seine Leute aus, und lässt die ersten befriedigenden Proben des Erzes in's Kloster bringen. Nun werden Wege angelegt, Hütten gebaut, Schächte abgeteuft und so das Bergwerk am Säuling eröffnet, das der

ganzen Gegend reichliche Nahrung gewährte. Bis an's Ende des siebzehnten Jahrhunderts war es im Betriebe, aber mit der Zeit erschöpft, ist jetzt selbst das Andenken an diesen Segen des Himmels in der Gegend erloschen.

Andauernde Fieber, in der sumpfigen Gegend wohl erklärlich, hatten die Gesundheit des kräftigen Mannes erschüttert, und so schied er nach sechs und zwanzigjährigem Wirken in seinem Kloster in einem Alter von drei und siebzig Jahren aus diesem Leben. Wenn die Kirche unter ihre Heiligen Männer und Frauen zählt, die oft unter den härtesten Martern ihr Blut und Leben für den Christen-Glauben opferten, die in den entferntesten Gegenden und unter den grössten Gefahren das Wort Gottes predigten oder freudig allen Glanz und alle vermeintliche Freude der Erde hingaben für die unverwelkliche Palme des Himmels, so ist es gewiss billig, dass sie auch einen Mann in deren Reihen aufnahm, dessen ganzes Leben nur dem einen Zwecke gewidmet war, in wahrhaft christlicher Weise zum geistigen und leiblichen Wohle seiner Mitmenschen zu wirken.

Das vorliegende Bild, eine treue Copie der Gegend mit der Aussicht auf den Säuling, hat Frank gemalt.

132. Entscheidende Niederlage der Ungarn auf dem Lechfeld 955.

Von Augsburg aufwärts zwischen Wertach und Lech breitet sich, in einer Ausdehnung von zehn Stunden, eine nur mit kurzem Graswuchs bedeckte von keiner Erhöhung unterbrochene Ebene aus. Sie heisst das Lechfeld, und auf ihr erfocht deutsche Tapferkeit jenen ewig denkwürdigen Sieg, welcher den furchtbaren Plünderungs- und Verheerungsstürmen, mit denen das aus Hochasien herabgestiegene wilde Nomaden-Volk der Magyaren (Ungarn) schon seit nahezu fünfzig Jahren Deutschland, Frankreich und Italien durchtobt, für immer ein Ende machte, jene tapfern Asiaten in ihre heutigen Gränzen bannte und europäischer Cultur unter ihnen Zugang verschaffte.

Der grosse deutsche König Otto I. rüstete im Jahre 955 in seinem Stammlande Sachsen eben wieder gegen die drohenden Einfälle der Slaven-Völker, als ihm die Eilboten des Herzogs Heinrich von Bayern die Kunde brachten, dass ein Heer der Magyaren, zahlreicher denn je zuvor, über den Ennsfluss in Bayern eingedrungen sei, das platte Land bis an den Schwarzwald hin verwüste, und den Bischof Udalrich *) in seiner Stadt Augsburg belagert halte. Da Otto nur von Wenigen

*) Später und zwar 993 heilig gesprochen. Nebenbei bemerkt, die erste förmliche Heiligsprechung in deutschen Landen welche von Rom ausging. Die früheren hatte das Volk selbst und wahrlich mit richtigem Gefühle besorgt.

seiner Sachsen begleitet zu Hilfe eilen konnte — der Rest musste die bedrohten Nordgränzen schützen, — so blieb hier den süddeutschen und rheinischen Völkern der Ruhm allein, den alten Erbfeind niederzuwerfen. Zahlreich sammelten sich denn auch die Bayern, Franken und Schwaben um ihren König, tausend böhmische Reiter unter dem Herzoge Boleslav stiessen zu ihnen, endlich trafen auch die Rheinfranken ein, geführt von ihrem Herzoge Konrad, dem gefeierten Helden des Heeres, der, beliebt wie kein Anderer, von Allen mit jubelndem Zuruf begrüsst wurde. Bei Donauwörth überschritt Otto den Strom und zog den Lech aufwärts gegen Augsburg. Oberhalb der Stadt, auf dem Lechfelde schwärmte das, wohl hunderttausend Mann zählende Heer der Ungarn, prahlend, dass nur des Himmels Einsturz oder der sich öffnende Schlund der Erde sie in ihrem Zuge aufzuhalten vermöge. Aber keines von beiden, nur des Heldenmuthes schwäbischer Männer, geführt von ihrem gottvertrauendem Bischofe hatte es bedurft, um bisher schon an den schwachen und niedrigen Mauern Augsburgs ihren Siegeslauf zu brechen.

Wiederholt waren hier schon mehrere Angriffe der Magyaren mit solcher Tapferkeit zurückgeworfen, dass zuletzt selbst die Peitschenhiebe der Führer ihre Raubschaaren nicht mehr zum Angriffe treiben konnten. Ohne Helm, ohne Kettenhemd, nur in seinem bischöflichen Gewande stritt Ulrich bei jedem Ausfalle an der Spitze der Seinen, und blieb wie durch ein Wunder unverletzt. Da erblickten endlich die Hartbedrängten von der Höhe ihrer Thürme herab die blinkenden Helme und Feldzeichen der deutschen Brüder, die Hilfe nahte. Es war der neunte August des Jahres 955.

Nun liess Bultzu der Ungarnherzog ab von der Stadt und sammelte bei Gunzenlech, einem einst bedeutenden Schlosse gegenüber von Kissing — die Fluthen haben es längst weggerissen — das Heer zum Kampfe. Sein Verbündeter Berthold, der Sohn des vor Regensburg gefallenen Pfalzgrafen Arnulph soll ihm, so meldet eine unverbürgte Sage, von der festen Reisensburg*) aus Kunde von dem Nahen des Königs gesendet haben.

Mit dem ersten Dämmerscheine des zehnten Augusts, des Laurentiustages, ward es lebendig im Lager der Deutschen. In acht Legionen, deren jede ungefähr tausend wohlbewehrte Reiter, ohne die Fussknechte und den Tross zählen mochte, ordnete König Otto das Heer. Die drei ersten nahmen die Bayern ein, geführt vom Grafen Eberhardt von Sempt und Ebersberg; ihren Herzog hielt schweres Siechthum in Regensburg gebannt. Die vierte Schaar bildeten die Franken unter dem Herzoge

*) Ihre Reste erblickt der Reisende zwischen Günzburg und Offingen hoch oben auf dem steilen Ufer der Donau.

Konrad. Die fünfte befehligte Otto selbst, gebildet von seinen Sachsen und der Auswahl der Tapfersten aus allem Volke. Hier wehte vor ihm, den Deutschen die Zuversicht gewissen Sieges, das Banner des Reiches mit dem Bilde des Erzengels Michael. Die sechste und siebente Schaar waren die Schwaben unter ihrem Herzoge Burkhardt, die achte endlich bestund aus den Böhmen, denen die Nachhut und der Schutz des Gepäckes anvertraut wurde. Auch Bischof Ulrich, Graf Diepold von Dilingen und Marchthal, sein Bruder, und die Bürger Augsburgs, unter dem Banner der Stadt, das, wie eine spätere Chronik meldet, der Stolzhirsch getragen, waren zu dem Heere gestossen.

Nachdem der König vor Aller Augen aus der Hand des Bischofs den Leib des Herrn empfangen, nachdem auf seinen Befehl das ganze Heer am verflossenen Tage einen Fast- und Busstag gehalten, und ein Krieger dem Andern und alle dem Führer Waffenhilfe gelobt und sich gegenseitig jede Schuld verziehen, nnd nachdem Otto endlich, auf die Kniee geworfen, laut gelobt hatte, als Dank für den Sieg in seiner Stadt Merseburg dem heiligen Laurentius ein Bisthum zu errichten und ihm die neuerbaute Pfalz zum Sitze zu weihen, erhob er seine Stimme weiter und sprach: „Ihr meine Mannen fühlet selbst, dass ihr, nunmehr hart bedrängt, festen Muth beweisen müsst, denn nicht mehr fern von uns, sondern vor unseren Augen erblickt ihr die Reihen der Feinde. Mit euren rüstigen Armen habt ihr bisher, ausserhalb der Marken des Vaterlandes, stets Siege erfochten, sollten wir nun auf unserer heimischen Erde ruhmlos fliehen? An Menge übertrifft uns der Feind, aber nicht an Muth und Waffen-Rüstung. Viele aus euren Gegnern entbehren jeglicher Wehr, und Allen fehlet die edelste Waffe, der Beistand Gottes. Ihre Vermessenheit ist ihr einziger Schild, der unsere ist die Hoffnung auf Gott und seinen Beistand. Wollen wir, denen fast ganz Europa unterthan geworden, uns mit der Schmach beladen, das Reich einem Feinde zu Lehen zu geben? Nein, lieber ruhmvoll im Kampfe fallen, als in der Knechtschaft dieser Heiden ein Sklavenleben führen oder gleich wilden Thieren durch den Strick endigen. Und nun genug der Worte, lasst uns mit dem Schwerte weiter sprechen.“ Damit fasste er den Schild und die heilige Lanze und führte das Heer zum Angriff.

Aber die Ungarn waren ihm zuvorgekommen, Sie hatten sich getheilt. Ein Haufe durchschwamm, im Angesichte der Deutschen, zweimal den Lech, umschwärmte einigemal die festgeschlossenen Schaaren und warf sich dann plötzlich mit betäubendem Geheul und unter einem Regen von Pfeilen auf die Nachhut. Schon flohen die Böhmen und gaben das Gepäck preis. Schon waren die Reihen der Schwaben durchbrochen. Da sandte der König seinen Tochtermann Herzog Konrad mit seinen bisher noch unversuchten, jungen Kriegern zu Hilfe. Und hier bewährte sich was ein Mann vermag, den das Vertrauen der Seinen

trägt. Wie ein Wetter brach er über die Ungarn herein, verscheuchte die plündernden Horden, jagte ihnen Gefangene und Beute wieder ab und trieb sie in wilde Flucht. Siegreich kehrte er zum Könige zurück.

Und nun rückte dieser wiederholt mit dem ganzen Heere zur Hauptentscheidung gegen die vor ihm hingedehnten, langen Schlachtreihen der Ungarn vor. Dichtgeschaart, mit vorgehaltenen Schilden die Pfeile der Magyaren auffangend, brachen die Deutschen unaufhaltsam ein, trennten die feindlichen Glieder, stürmten sie nieder, und drängten die vereinzelten Haufen in immer engeren Kreisen gegen den Lech. So eingekeilt zwischen den eisernen Reihen, im Rücken den tobenden Strom, entschwand ihnen der Vortheil leichter Beweglichkeit, ward der Nachtheil schlechter Bewaffnung um so verderblicher. Immer schwächer wurde ihr Widerstand, immer gewaltiger wüthete in ihren Reihen das Racheschwert der Deutschen. Endlich warf sich die ganze, dichtgedrängte Masse verzweifelnd in die hochgehenden Fluthen. Viele ertranken, Viele wurden wehrlos im Flusse selbst niedergehauen, Viele erklimmten aber auch das jenseitige, steile Ufer. Doch vergebens. Das erbitterte Landvolk, furchtbar Rache nehmend für fünfzig Jahre verübte beispiellose Grausamkeiten, erschlug und verstümmelte, ja kreuzigte und verbrannte selbst, was lebend in seine Hände fiel. Nur sieben Magyaren, so berichtet selbst einer ihrer eigenen, späteren Schriftsteller, brachten, mit abgeschnittenen Nasen und Ohren, die Schreckenskunde in die Heimath wo sie fortan, weil der allgemeinen Niederlage schimpflich entflohen, ein verachtetes Dasein fristeten. Die Gefangenen wurden befreit, das Lager der Feinde noch an demselben Tage erbeutet. Unschätzbar war die Menge zusammengeraubter Kleinode, goldener Gefässe und Münzen. Den Theil, der auf den edlen Bischof fiel, verwandte dieser nicht zu todtem Kirchenschmuck, sondern stiftete zu Augsburg eine Schule und ein Frauenkloster, worin er die Kinder und Wittwen der Erschlagenen erziehen liess und versorgte.

Doch mit schwerem Verluste mussten die Deutschen den glorreichen Sieg bezahlen. Der Held des Tages, der tapfere Frankenherzog Konrad sollte ihn nicht mehr sehen. Erschöpft von der Blutarbeit lüftete er einen Augenblick den Helm, da durchdrang der Pfeil eines fliehenden Magyaren seinen Hals und warf ihn zu den Todten. Auch Graf Diepold, der Bruder des frommen Ulrich, dessen Neffe Reginald und der tapfere Bischof Starchand von Eichstädt wurden erschlagen. Schwerverwundet, für todt gehalten, blieb Bischof Michael von Regensburg auf der Wahlstatt, neben ihm ein blutender Ungar. Der rafft sich auf, um den Bischof zu plündern. Das aber weckt diesen aus seiner dumpfen Betäubung, er ringt mit dem Heiden, erwürgt ihn und gelangt glücklich wieder zu den Seinen. Festlich und unter allgemeiner Wehklage ward Konrads Leiche nach seinem herzoglichen Sitz in Worms

gebracht und dort in's Grab gesenkt. Die gefangenen feindlichen Heerführer liess Herzog Otto von Bayern, dem sie übergeben worden, zu Regensburg vor dem Osterthore aufhängen. Andere warf Graf Eberhardt von Sempt lebend in grosse Gruben, worin sie elend verkamen. So wurde Deutschland für immer von der Ungarnnoth befreit, aber der Himmel fügte es, dass in späteren Jahrhunderten dieses tapfere Volk, an der Seite der Deutschen, Europa vor der Barbarei neuer, ihm selbst stammverwandter Völker in mehrhundertjährigen, ununterbrochenen Heldenkämpfen rettete.

Der Künstler, Frank, hat den Moment des Ausganges der Schlacht gewählt und den Angriff des Königs und neben ihm des tapfern Bischofs, beide überwallt von der heiligen Fahne, sowie im Hintergrunde den Fall des Frankenherzogs lebendig und wahr dargestellt.

133. Georg von Frundsberg, Herr von Mindelheim, als Sieger über Franz I. in der Schlacht von Pavia 1525.

„Mein Fleiss und Müh'
Ich nie hab g'spart
Und allzeit g'wart
Dem Herren mein,
Zum Bessten sein
Mich g'schickt hab' drein:
Gnad, Gunst verhofft;
Doch G'müt zu Hof verkehrt sich oft.“

Mit diesen Zeilen des ehrlichen deutschen Frundsberg wollen wir ein Bild des kampfbewegten XVI. Jahrhunderts einleiten, das sich hier vor unsern Augen entrollt.

Der greise Maximilian I. hatte zu Wels am 18. Januar 1519 im sechzigsten Lebensjahre seine müden Augen geschlossen. Mit ihm endete das Mittelalter, ja schon während seiner Regierung war eine neue Zeit angebrochen. Der deutsche Kaiserthron stund erledigt, und Habsburg durch Vereinigung der spanisch-italienischen, der burgundischen und ungarischen Kronen mit den deutschen Erblanden, war weitaus das mächtigste Haus der Christenheit geworden, in dessen Reichen, wie sich Karl in Wahrheit rühmte, die Sonne nicht unterging. Nur Franz I. war ein ebenbürtiger Rival um die Herrschaft der Welt, welche in der Kaiserkrone des heiligen römischen Reiches noch immer ihr äusseres Symbol fand. Zwischen Spanien und Deutschland eingeklemmt, musste er sich der erdrückenden Umarmung zu entwinden suchen. Lag die Kaiserkrone in seiner Wagschale, so durfte er hoffen, den Habsburgern das Gleichgewicht zu halten. Mit ihm hielt es der Pabst, der Karls Uebermacht fürchtete, mit ihm einige gewissenlose, für Gold erkaufte deutsche Fürsten und Herren. Die Kurfürsten, vor beiden Bewerbern bangend, boten Friedrich

von Sachsen das gefährliche Geschenk. Dieser schlug es seiner geringen Hausmacht wegen aus; man durfte ihn schon desshalb mit Recht den Weisen nennen. Endlich siegte Karl. Der Landesverrath der Anhänger seines Nebenbuhlers hatte allenthalben Abscheu erregt und selbst die Schweizer schickten an die Kurfürsten ihre Boten mit der Bitte: „Ein Haupt von den Deutschen und nit von den Wälschen zu wählen" und erklärten sich, trotz ihrer besonderen Genossenschaft als treue Glieder des Reichs. So fiel denn, hauptsächlich durch Friedrichs Bemühung, am 28. Juni 1519 die Wahl auf Maxens Enkel, den jungen erst 19 Jahre alten Karl, der, zurückhaltend und verständig, sich ziemlich demüthig zeigte, und selbst eine strenge Capitulation gefallen liess, welche besonders jede Erblichkeit der Kaiser-Würde im Hause Habsburg ausschloss. Nicht wenig mochte auch der kerndeutsche Luther bei seinen Anhängern für die Wahl Karls gewirkt haben, da er Rom auf des Gegners Seite sah, und hoffte, dass mit Karls Hilfe die Reform der Kirche am sichersten durchgeführt werden könnte.

Franz rüstete, die Spanier zeigten sich schwierig. Darum lag Karl Alles daran, die Deutschen, besonders Luthers zahlreiche Anhänger zu gewinnen. Desshalb seine, zur Schau getragene Toleranz auf dem ersten Reichstage zu Worms gegen den muthigen Reformator, dem er das sichere Geleite mit den Worten hielt: „Wenn Treu und Glauben nirgends mehr gelitten würden, sollten sie doch bei den Fürsten eine Zuflucht finden." Stolz auf den ersten Erfolg seiner Waffen, durch die er Mailand erobert und vor sechs Jahren im zweitägigen Riesenkampfe bei Marignano den Schweizersöldnern den Ruhm der Unüberwindlichkeit entrissen hatte, begann Franz noch im Jahre der Kaiserwahl den Kampf. Seine Heere brachen in Navarra und Flandern ein und fochten nicht ohne Glück. In Italien war ihm Fortuna weniger günstig. Dort hatte sich jetzt der wetterwendische Pabst mit Karl verbunden. Die Franzosen wurden fast aus allen Plätzen des Mailändischen verdrängt, und die Tage von Bicocca und Romagnano, deren unten ausführlicher gedacht werden soll, hatten sie vollends aus der Lombardei vertrieben. Aber der Einfall des kaiserlichen Heeres in die Provence brach sich an der heldenmüthigen Vertheidigung von Marseille, und noch im October desselben Jahres 1524 stieg ein gewaltiges französisches Heer, in dem sich neben 9000 geharnischten Reitern und 10,000 wälschen Fussknechten, 14,000 Schweizersöldner und jene berühmte 6000 Mann starke, unter der weissen Rose Richards von Suffolk fechtende schwarze Garde befand. Sie war vom Kopf bis zum Fuss schwarz gerüstet und bekleidet und bestund aus Abentheurern aller Länder, meist aber aus deutschen Geächteten, die jetzt ihr Leben für die französischen Lilien einsetzten. Der König selbst führte das Heer. Ihn hatten, wie der boshafte Brantome behauptet, vor allem die verführerischen Reize der edlen mailänd-

schen Dame Signora Clerice zu dem verhängnissvollen Zuge bestimmt. Mailand ward genommen, und das geschwächte Heer des Kaisers unter Lannoy, dem Vicekönig von Neapel, Karl von Bourbon und dem Marchese di Pescara sah sich auf Lodi zurückdrängt. Ein Hauptheil warf sich nach Pavia. Am 28. October begann Franz die Belagerung der stark befestigten Stadt. Sie sollte der Markstein seines Glückes werden. Etwa 7000 Spanier und Deutsche unter Antonio de Leyva, Eitelfritz von Hohenzollern, Reischach, dem Schorndorfer, Sebastian Schärtlin, Kurt von Boyneburg und dem 23jährigen Sohne des hochberühmten Georgs, Kaspar von Frundsberg, vertheidigten Pavia muthvoll und schlugen mit Hilfe der wackeren ghibellinisch gesinnten Bürger in vier Monaten dreizehn Hauptstürme ab.

Mittlerweile war Muth und guter Rath theuer geworden im Lager des kaiserlichen Heeres, und Zwistigkeit unter seinen Feldhauptleuten ausgebrochen. Ergiebige Hilfe konnte nur aus Deutschland kommen, und hier nur von einem Manne, der mehr galt als ein ganzes Heer und den Luther, in Anerkennung seines Werthes und in dankbarer Erinnerung der freimüthigen weltbekannten Trostesworte, die er ihm an jenem harten Tage zu Worms zugerufen, genannt: „den Wunderhelden, um dessen willen Gott ein ganzes Land segnet". Wir meinen den Herrn von Mindelheim, den berühmten deutschen Ritter Georg von Frundsberg.

Von uraltem Tyroler Adel stammend ward er 1473 zu Mindelheim geboren, der Stadt, welche sein Vater erst sechs Jahre vorher von den Rechbergen erkauft hatte. Schon in seinem siebzehnten Jahre begann er die Kriegerlaufbahn unter Max I. im Zuge gegen Albrecht IV. von Bayern, auf dessen Seite er später, bei Schönberg, in der Hauptschlacht des Landshuter Erbfolgekrieges stritt. Seinem Kaiser unverbrüchlich treu focht er nun für denselben in allen Schlachten und Belagerungen in den Niederlanden und gegen Venedig, und erntete unsterblichen Ruhm bei der Einnahme des für uneinnehmbar erachteten Beitelsteines im Friaul, wo 1800 seiner Landsknechte 9000 wohlbewehrte Venetianer niederwarfen. Diese Landsknechte, die gefürchtetste Fusstruppe Europas, waren so recht seine Schöpfung. Darum hiess er auch „der Vater der Landsknechte", und die Kampfestüchtigkeit und Disciplin die er ihnen gelehrt, der unbezwingliche Schlachtenmuth, der sie beseelte, besonders wenn er an ihrer Spitze focht, machten den strahlenden Glanz der bisher für unüberwindlich erachteten Schweizersöldner erbleichen. 1513 drang er, wie seine Grabschrift meldet, bis an die Lagunen Venedigs und den, auch in neuester Zeit wieder so oft genannten Thurm von Malghera. Dort, ringsum eingeschlossen, bot der Venetianer Alviano höhnisch „seinen nackten Bettelbuben freien Abzug mit weissen Stäben in den Händen, so sie ihre Wehren abthun wollten." Frundsberg aber

liess ihm sagen: „Er habe freilich schlimm zerfetzte Knaben, trüge aber jeder einen Becher Weins im Busen, so seien sie ihm lieber als seine wohlgerüsteten Wälschen. Viel Feind, viel Ehr!“ Und er wagte den Kampf und gewann das Feld, welches 22 venedische Hauptleute und 5000 der Ihrigen mit ihren Leichen deckten. Aus den Niederlanden, wo Frundsberg zuerst gegen Franz I. für seinen Kaiser Karl V. gefochten, war er kaum in Mindelheim zurück, als ihn dieser zu neuen Kämpfen in Italien berief. Ueber unwegsame, tief verschneite Gebirgspässe herbeieilend, besiegten 1522 in der Schlacht bei Bicocca nächst Mailand seine Landsknechte zuerst ihre alten Nebenbuhler die Schweizer so nachdrücklich, dass 3000 derselben erschlagen wurden und die Fliehenden dem gefürchteten Feldhauptmann den Beinamen „des Leutefressers“ gaben. In demselben Jahre war er mit bei der Einnahme von Genua, wo seine „frummen“ Knechte in der Kathedrale den heiligen Gral erbeuteten, aber für tausend Scudi den Spaniern verhandelten. Und 1524 in der Schlacht von Romagnano thaten wieder seine Landsknechte das Besste, und das mehr denn 36,000 Mann starke französische Heer unter dem eitlen Günstling Franzens ward so gründlich geschlagen, dass es mehr denn zwei Dritttheile verlor, und die Schweizer im kläglichsten Zustande ihren heimischen Bergen zueilten. An diesem Unglückstage Frankreichs schloss auch der berühmte „Ritter ohne Furcht und Tadel“ seine Heldenlaufbahn.

Inzwischen war Karl von Bourbon, der Connetable Frankreichs, Treue und Lehenspflicht vergessend, als Ueberläufer im Lager Karls erschienen. Dahin trieben ihn die Ränke und die Rachsucht eines verschmähten Weibes, der eigenen Mutter Franz I., die ihn vergebens mit ihrer zudringlichen Liebe verfolgt hatte. Seine Rachsucht hinwieder veranlasste den Zug in die Provence, nach dessen unglücklichem Ausgange für die Deutschen der Medicäer Clemens VII. abermals die Farbe wechselte, und zu Franz I. hielt.

Hass gegen den Feind deutschen Namens und deutscher Geistesfreiheit, den Pabst, dessen Ränke mehr und mehr aufgedeckt lagen, Treue für seinen Kaiser und Sorge um seinen Sohn, der in Pavia rettungslos dem Verderben verfallen schien, bestimmten endlich Frundsberg, wieder den Feldherrnstab zu ergreifen. Ja bei der immerwährenden Geldklemme opferte er selbst sein eigenes Gut, sogar den Brautschatz seiner Gemahlin Anna von Lodron, liess die Werbtrommel umschlagen und seine Fahnen fliegen, und die alterprobten Treuen strömten von allen Seiten unter denselben zusammen. Mitten im Januar überstieg er mit 29 Fähnlein, lauter Süddeutschen, den allenthalben lauernden Feinden geschickt ausweichend die beeisten Alpen auf den gefährlichsten Wegen, und erschien plötzlich, an ihrer Spitze auf dem gewohnten starken Maulthiere reitend, in der lombardischen Ebene. Bei Lodi

stiessen noch 18 Fähnlein unter Marx Sittich von Hohenems zu ihm, und die Vereinigung des ganzen kaiserlichen Heeres war erfolgt. Dort machte sich Niklas von Schomberg, der Erzbischof von Capua an seinen Landsmann um ihn für den Pabst zu kirren. Das verstand aber der treue Frundsberg schlecht, und jagte den doppelzüngigen Unterhändler schimpflich mit dem blanken Schwerte aus dem Lager. Nun beschlossen die vier Feldherren den Angriff der Franzosen und den Entsatz von Pavia. „Wir haben einen prächtigen Feind" rief Herr Georg den Seinen zu, „aber wir haben ihn allwege geschlagen. Nun wollen wir unsre Freund und Brüder in Pavia entledigen, und wer das will, hebe seine Hände auf." Das thaten alle, und schrien freudig: „Du bist unser Vater! Mit dir Leib und Leben."

Nördlich von Pavia erstreckt sich weithin ein von starken Mauern eingeschlossener Thiergarten, der Park von Certosa, in dessen Mitte das Lustschloss Mirabella. Dahin sollte der Hauptangriff gerichtet sein. Man wollte die Parkmauer durchbrechen, und mit Hilfe der Belagerten entweder nach Pavia vordringen und so die Franzosen von Mailand abschneiden, oder den König aus seinen Wällen heraus zu offener Feldschlacht locken. Für den 24. Februar, dem Vorfeste von Karls Geburtstag, ward die Unternehmung bestimmt.

Demzufolge riefen in der neunten Stunde der Nacht die Attambores ohne Trommeln, bloss mit den Schlägeln in den Quartieren zum Sammeln, und Alle mussten, zur Erkennung mit Hemden über dem Harnisch, wie schon bei früheren Angriffen üblich, zu den Lärmplätzen eilen. Es war mondlos und kalt, nur die Sterne flimmerten am Himmel. Nach falschen Angriffspunkten ward durch Trompeten und Trommeln und wildes Schiessen hin- und herziehender Haufen die Aufmerksamkeit der Gegner gezogen, während die starke Parkmauer auf der Nordseite, mit Hebebäumen eingestossen, erst beim Morgengrauen niederlag und eine 60 Schritt breite Bresche bot. Durch sie ergoss sich nun der Strom des Angriffs, Fähnlein auf Fähnlein gegen Mirabella. Alle Führer hoch zu Ross in prunkender Rüstung, nur Frundsberg im einfachen braunen Rocke, mit der wuchtigen Partisane an der Spitze der Seinen zu Fuss marschirend. Das Schloss wurde überrumpelt. Aber die in langen Reihen heranziehenden Regimenter der Spanier und Deutschen sahen sich bald von den rasch herbeigeeilten Feinden in der Flanke angegriffen, von dem weit überlegenen französischen Geschütze hart beschossen und selbst eines Theiles des ihrigen beraubt. Wacker hielten dabei die Schweizer und Schwarzen Stand, und schon neigte sich der Vortheil auf Franzens Seite.

Da verdross es den König, dass der Sieg ohne seine persönliche Mitwirkung sollte errungen werden. Wie bei Crecy und Agincourt verdarb auch hier wieder französischer Ungestüm und Eitelkeit den

sichern Erfolg. Weit dem Fussvolk voransprengend an der Spitze des prunkenden Adels und seiner glänzenden Hommes d'armes brach Franz, der Glänzendste von Allen im wilden Anlaufe gegen die spanischen Schwadronen Lannoys hervor. Diese werden geworfen, jene stürmen unbedacht weiter. Nun erfasst Pescara besonnen den rechten Augenblick, schwenkt mit mehreren Hunderten wohlgeübter Schützen um die siegreichen Hommes d'armes und schleudert, jeder Mann bis vier Kugeln im Munde, einen ununterbrochenen verheerenden Hagel in die dichtgedrängt heranjagenden Reiter. Keine Kugel fehlt, sie stutzen, theilen sich, und die kleinen Haufen der vereinzelten Schwergerüsteten erliegen, von allen Seiten umklammert, den krummen Klingen der leichten albanesischen Reiter, den nie fehlenden Kugeln der Pyrenäenschützen. Die Blüthe Frankreichs deckt, in dichten Schwaden niedergemäht, weitum das Gefilde.

Während dieses Kampfes waren auch die Belagerten aus Pavia hervorgebrochen und hatten das verlorene Geschütz wieder gewonnen.

Aber an einer anderen Stelle des Schlachtfeldes bereitete sich die Entscheidung. Dort hielt noch in tiefen Vierecken das Fussvolk des Königs, der Kern seines Heeres, 15,000 Mann stark. Ein Theil der Schweizer flieht zwar, als er kaum die Spiesse gesenkt, der andere aber und die Schaar der schwarzen Geächteten steht, des alten Schlachtenruhmes eingedenk, einer ehernen Mauer gleich. Gegen sie rücken nun die Gewalthaufen Frundsbergs. Sie waren vorher noch auf die Kniee gefallen, Gott um Beistand anzurufen, und hatten dann, nach uralt germanischem Brauch Erde aufgerafft und rücklings über ihre Häupter geworfen auf dass sie geweiht und gefeit seien. Als beide Massen auf eines Büchsenschusses Nähe schweigend aneinander gerückt, sprang der Augsburger Hanns Langenmantel, einer der Führer aus den Reihen der Schwarzen, und forderte Frundsberg zum Zweikampfe. Unter tobendem Geschrei gegen den Verräther streckten ihn augenblicklich die Kugeln der Hackenbüchsen zu Boden. Ueber seine Leiche, deren abgehauene Hand mit der Armschiene und dem goldnen Fingerreif daran ein Knecht aufnahm, drangen jetzt, unter donnerndem Schlachtruf die Kaiserlichen gegen die Schwarzen vor, die all ihre Fürsten und Edlen in das erste Glied gestellt hatten. Ein grimmiges Morden begann, und während Frundsbergs Regiment von Vorne einbrach, fassten die Fähnlein Marx Sittichs die kleinere Schaar wie mit einer Zange von beiden Seiten Und so lange wüthete das schaurige Morden, ohne Gnade, bis alle Schwarzen mit ihren schwerwunden oder todten Leibern die Stelle deckten, die sie kämpfend eingenommen. Da lag Richard von Suffolk aus dem tragischen Hause York, der junge Franz von Lothringen, ein Herzog von Würtemberg, Grafen von Lupfen, von Nassau und von Ortenburg und mehr denn fünfzig deutsche Edle. Die schwarze Garde

war vernichtet. Nun wandten auch die Schweizer, deren Reihen die unaufhaltsam fliehenden französischen Reiter zerrissen, den Rücken. Ihre Führer suchten und fanden verzweifelnd ehrenvollen Tod in den Spiessen der, in eiserner Ordnung nachrückender Landsknechte. Als sie auf einer lichteren Stelle hervorkamen, sahen sie bereits die Wälschen aufgelöst und zerstreut in zügelloser Flucht.

Nur an einem Brücklein über die Vernacula, einem kleinen Bache der mitten durch den Park fliesst, tobte noch der blutigste Kampf um die Person des Königs. Aber vergebens sanken, von heroischem Opfermuthe erfüllt, die Träger der edelsten Namen Frankreichs in den Tod. Ihr ritterlicher König, aus mehreren Wunden blutend, ficht endlich fast ganz allein. Da sticht Graf Salm sein Pferd nieder, Franz liegt unter der Wucht des Thieres und schon setzt ein riesiger Biscayer an, ihm den Todesstoss durch eine Oeffnung der Schienen zu versetzen, als er laut ruft: „Das Leben, ich bin der König und ergebe mich dem Kaiser!" Knieend empfängt, nachdem er es dem Verräther Bourbon stolz verweigert, der herbeigerufene Lannoy das Schwert des Monarchen, dem er dagegen das seine überreicht. Franz ist gefangen, der Kampf zu Ende, er hatte wenig über drei Stunden gewährt. Das war der Ausgang des „Königlichen Krieges von Pavia." — Ausser Franz war neben einer Anzahl der Edelsten Frankreichs noch ein König, Heinrich d'Albret von Navarra — der Grossvater Heinrich IV. — unter den Gefangenen. Gegen 10,000 Leichen lagen auf dem Schlachtfelde oder wurden von den Wogen des Tessin fortgeführt; die Kaiserlichen hatten nicht das volle Zehntel zu beklagen. Den König brachte man zuerst in die nahe Karthause von Certosa, dann nach Madrid, wo der harte Friede im Jahre 1526 ihm zwar seine Freiheit gab, aber auch bald wieder zum erneuten, unglücklichen Kampfe trieb.

Wir müssen es uns versagen, über die weiteren Heereszüge Frundsbergs zu berichten, um schliesslich noch bei dem tragischen Ende des biederen Vaters der Landsknechte zu verweilen, das ihm die Wildheit dieser seiner undankbaren Söhne bereitete. Mit 35 Fähnlein hatte er, rings von Guelfen umlagert, im Januar 1527 abermals auf gefährlichen schneebedeckten Wegen den Boden Italiens betreten um seinen Kaiser an dem treulosen Clemens VII. zu rächen. „Ich hoffe zu Gott," rief er voll Ingrimm, „dass wir endlich das Unwesen der Wälschen gründlich abstellen, und dass der Pabst, des Kaisers bitterster Feind, gehenkt werde, sollte ich's auch mit eigener Hand verrichten." Bald jedoch gebrach es wieder an Geld. Alle Mittel zu dessen Herbeischaffung schlugen fehl und die unbezahlten Truppen meuterten. In dieser höchsten Noth trat Frundsberg in den Ring der Landsknechte, bat sie um Geduld bis Rom, wo ihrer reichlicher Lohn warte. Er und alle Hauptleute wollten brüderlich den letzten Heller mit ihnen theilen. Aber nur

Einigkeit vermöchte sie alle zu retten. Kaum hatte er geendet, als der wilde Haufe auf's Neue „Geld, Geld!“ brüllte und die Spiesse gegen ihn und die Hauptleute senkte. Da rollten grosse Thränen über die Wangen des Feldherrn, die Lippen bewegten sich zitternd, aber keines Wortes mehr mächtig sank er bewusstlos vom Schlage gerührt auf eine Trommel nieder. Schweigend und zerknirscht schlich sich der Haufe auseinander. Erst nach drei Tagen erhielt Frundsberg die Sprache wieder, seine Kraft war dahin. Noch mahnte er Bourbon zum Zuge nach Rom und befahl Alle in Gottes Obhut. An Konrad von Bemmelburg übertrug er die oberste Führung. Nach langwierigem Krankenlager in Ferrara, nach vielen Fährlichkeiten kam der früher so riesenstarke Mann völlig gebrochen, erst im Sommer des folgenden Jahres in sein geliebtes Mindelheim zurück, wo er jedoch schon acht Tage später am 20. August 1528 im 55. Jahre fromm und gottergeben verschied und auch seine Ruhestätte fand, gar schlecht belohnt von dem, für welchen er sein Vermögen geopfert, und in 20 offenen Feldschlachten und 15 Belagerungen und Gefechten sein Leben eingesetzt. Einer der Landsknechte dichtete auf ihn das schönste Klaglied, dessen erste Strophe hier stehen mag:

„Georg von Frunsberg,
Von grosser Stärk,
Ein theurer Held,
Behielt das Feld,
In Streit und Fehd
Die Feind besteht,
In aller Schlacht
Er legt Gott zu die Ehr und Macht“. —

Sein treuer Diener Adam Reissner hat es uns aufbewahrt.

Der Raum gebietet zu schliessen, und nur im Fluge können wir noch der ewig denkwürdigen Einnahme Roms durch die Spanier und Deutschen gedenken, bei welcher der Verräther Bourbon angeblich durch das Todesblei des berühmten Florentiners Benvenuto Cellini hingestreckt wurde, und wo zwei bayerische Edelleute, Wilhelm von Sandizell und Georg Dux von Hegnenberg, ein natürlicher Sohn Georg Wilhelm IV. eine hervorragende Rolle spielten.*) Clemens VII. hatte, schwer geängstigt, tief gedemüthigt und gefangen, seine verdiente Züchtigung erfahren, aber wieder war die trügerische Circe Italia das Grab von Tausenden ehrlicher Deutscher geworden.

Der Künstler, Anton Bauer, wählte zu seinem charakteristischen, wohlgelungenen Bilde den Moment, in dem Frundsberg nach Vernichtung

*) Seiner Tapferkeit in den Kriegen Karl V. in Italien und Afrika ein ehrendes Zeichen sind die vier schwarzen trauernden Lilien Frankreichs und das Wort Barbaria, welche die Nachkommen des Ritters noch heute im Wappen führen.

der schwarzen Garde hervorbricht, und die Gefangennehmung des Königs gewahrend, seine Knechte vom ferneren Kampfe abwehrt.

134. Die protestantischen Fürsten übergeben 1530 zu Augsburg dem Kaiser Karl V. ihr Glaubensbekenntniss.

Der immer lauter an Roms Pforten dröhnende Ruf nach gründlicher Verbesserung der tiefgesunkenen Kirche, welche selbst der würdige Adrian VI., freilich ein Deutscher, verdorben erklärte vom Haupt bis zur Sohle, füllte die ganze christliche Welt. In dem früher vollkommen berechtigten Kampfe der Kirche gegen die rohe, barbarisch geübte Gewalt der weltlichen Herren hatte sie durch ihre sittliche Würde den Sieg errungen. Als ihr dieser aber gesichert war, fing sie selbst an, verweltlicht, üppig und übermüthig zu werden. Der Nimbus, der trotz mancher Laster Einzelner, früher dem Statthalter Christi die Würde eines heiligen, unverletzlichen Völkerhirten verlieh, war von seiner Stirne abgestreift. Die Päbste waren Männer der wälschen Praktik geworden, die im römischen Interesse Deutschland nur brandschatzten und ausraubten. Darum war ihr Ansehen diesseits der Alpen tief gesunken, und nicht die freigebig geschleuderten Bannstrahlen, nicht die Scheiterhaufen muthiger Reformatoren, die wie die Märtyrer der ersten Kirche ihr Leben für die erkannte Wahrheit opferten, nicht die Blutströme, vergossen in erbitterten Glaubenskämpfen, vermochten es wieder zu heben. Allbekannt waren die Unwissenheit und das Lasterleben, ja die Gräuel und Scheusslichkeiten, welche einen grossen Theil des Clerus zum Gegenstande des Spottes und der Verachtung im Volke machten, allbekannt den Deutschen auch, dass die ungeheuren Summen, die Jahr für Jahr nach Rom flossen, nur dazu dienten, um dort der maasslosesten, wahrhaft heidnischen Ueppigkeit zu fröhnen, oder damit die Feinde ihres Volkes und ihres Kaisers zu werben und zu besolden. Geld war Roms Losung geworden, für Geld ward dort alles feilgeboten, dort sass der grosse Bankier der Seligkeit, der an die Gläubigen um hohen Preis die Wechsel auf den Himmel verkaufte.

Was die Deutschen und Engländer zu Basel und Kostnitz aufrichtig gewollt, es scheiterte an den Wälschen, die jeder gründlichen Verbesserung, welche ihnen ja nur Opfer gekostet, widerstrebten. Endlich aber sprengte der Geist der Forschung, der bisher nur wie der emsige Bergmann in der Stille des Schachtes gearbeitet, seine Fesseln und trat heraus an das Licht der Sonne, laut und mit Donnerton das Wort der Wahrheit zu verkünden. Und es drang mehr und mehr in alle Schichten des Volkes, und dass es ausging von den Edelsten und Trefflichsten aus seiner Mitte, machte es unwiderstehlich.

Da fand denn der gewaltigste jener Reformatoren, der muthige

Bergmannssohn aus Eisleben ein bereits tief aufgerissenes Feld, in das er, erfüllt von der Kraft seines deutschen Geistes, das Wort streute dem gar bald der grösste Theil seiner deutschen Mitbürger freudiges Gehör schenkte Aber nicht Trennung von der Mutterkirche, sondern nur gründliche Verbesserung derselben war das aufrichtig gemeinte Losungswort, dem noch Jahre lang die Christenheit zu folgen meinte, als jene unglückselige Trennung durch bewusste und unbewusste Schuld beider Theile längst schon erfolgt war.

Nur zu schnell mischten sich jedoch höchst unreine Elemente in den edlen Eifer, mit dem die ersten Reformatoren ihr Werk begannen. Leider ist es ein neuer Beweis für die Unzulänglichkeit der Menschennatur, dass unsere Ideale, gelangen sie zur Wirklichkeit, oft in so jämmerlich dürftiger oder so hässlich verzerrter Gestalt erscheinen, dass wir uns tief enttäuscht von ihnen abwenden. Die äussersten Consequenzen sind eben unerbittlich. Der väterlich weise, patriarchalische Herrscherstab wird in die Scorpionenpeitsche der Schrift verkehrt, und am Ende all des herrlichen Strebens nach Freiheit, Gleichheit und allgemeinem Menschenglück grins't uns das Chaos der scheusslichsten Revolution entgegen. Führte nicht etwa die Innigkeit tiefster gläubigster Hingebung zuletzt zu den Auto's da Fe und den Gräueln einer Bartholomäusnacht? und starren wir hingegen am Ziele des herrlichsten Reformations-Werkes nicht in das leere Nichts eines trostlosen Atheismus? Fürwahr, diese tieferschütternden Beobachtungen erscheinen uns als ein neuer Beweis, dass wir die Verwirklichung der schönsten Gebilde einer edlen Phantasie hier nie zu erwarten haben, sondern sie nur als Fingerzeige auf ein herrliches Jenseits betrachten müssen, gleichsam als leuchtende Sterne, die Gottes Güte und Weisheit an den nächtlichen Himmel unseres Erdendaseins gesetzt. —

Der grausam „im Namen des Glaubens“ begonnene, noch grausamer „im Namen des Rechtes“ beendete Bauernkrieg verwüstete Schwaben, Franken, Thüringen, den Rhein und die Alpenlande; nur Bayern blieb treu. Fehden auf Fehden „für den Glauben geführt,“ durchtobten ganz Deutschland. Habsucht, Rache, alle niedern Leidenschaften mischten sich in den Glaubensstreit. Uebereifrige Zeloten, halb wahnsinnige Schwärmer gingen über alles Heilsame und Erlaubte hinaus, und die Gräuel der Wiedertäufer in Münster erfüllten die Welt mit Entsetzen. Aus diesen Verirrungen der Reformation schöpfte Rom wieder neuen Muth und der harte geldgierige Clemens VII. erklärte offen: „Die völlige Trennung des Nordens von der Kirche sei weit weniger gefährlich als eine allgemeine Reformation, und besser wäre es einen Theil als das Ganze zu verlieren.“ Ob er wohl dabei des Evangeliums vom guten Hirten gedachte?

Die Verhältnisse wurden immer gespannter, das Gekläff der Theologen immer erbitterter. Vor lauter Theologie war ihnen die Religion abhanden gekommen und die Tausende von christlichen Wahrheiten, die allen gemeinsam waren, blieben unbeachtet, um durch den heftigsten, immer pöbelhafter, immer persönlicher werdenden Streit über die sogenannten Unterscheidungslehren den Riss stets tiefer und unheilbarer zu machen. Längst schon hatte sich auch die Politik dieses geistigen Kampfes bemächtigt, und nachdem Adel und Bauern darniederlagen, bot die Reformation den Fürsten nur mehr Vortheile dar, die sie eifrigst ausnützten. Bisher galten sie als Diener des Reiches und der Kaiser allein als Inhaber der höchsten Gewalt. Die Macht seiner Beschützer zu mehren, ihrer Eitelkeit zu schmeicheln lehrte Luther hingegen: „Jeder Fürst sei unmittelbar von Gott geordnet, Gottes Stellvertreter auf Erden, darum ruhe auch die Gewalt des Bischofs in seiner Hand, er sei nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich." Solche Lehren, und dass der Reformator fürstlicher Habsucht die Kirchengüter preis gab, verkehrte alle Rechtsbegriffe und förderte den allmähligen Ruin des Reiches, mehrte aber auch begreiflicher Weise Luthers Anhänger unter den Fürsten. In ihrem Interesse lag, sie und ihre Prädicanten förderten desshalb eifrig, eine förmliche Trennung der Kirche, die ursprünglich weder die Reformatoren selbst noch viel weniger das Volk gewollt. Jene Lehren gefielen aber nicht weniger auch den katholischen Reichsfürsten, die sich ihnen zuneigten. Da nun der Kaiser auf diese nicht unbedingt zählen konnte, und, mit dem Pabst zerfallen, die Lutherischen schonen musste, so bildete sich das Compromiss des Speierer Tages 1526, welches jedem Fürsten Freiheit gab, „in seinem Gebiet zu thun, was er vor dem Kaiser glaube verantworten zu können."

Schon war die Trennung unter den Protestanten eingerissen und die Anhänger Luthers und Zwinglis stunden sich selbst feindseliger gegenüber als den Katholischen. Da kam Karl, mit der deutschen Kaiserkrone geschmückt, die er sich am 28. Januar 1530 zu Bologna von seinem alten Gegner Clemens VII. hatte aufsetzen lassen, aus Italien heim. Soliman der Prächtige war als Besiegter von den Mauern Wiens abgezogen, und so, an Siegen und Ehren reich im Glanze der höchsten Majestät, erachtete der Kaiser den Zeitpunkt für geeignet, auf den Juni desselben Jahres den grossen Reichstag nach Augsburg zur Schlichtung der deutschen Angelegenheiten zu berufen.

Begleitet von seinem Bruder Ferdinand, den Herzogen Wilhelm IV. und Ludwig von Bayern und dem Cardinal Campeggio traf Karl am 15. Juni ein. Letzteren hatte der schlaue Pabst als Hemmschuh gegen jede feste Abmachung und besonders gegen den Beschluss eines Concils abgeordnet. Er war es auch, der den letzten Versuch zur Ver-

söhnung mit dem Oberhaupt der Kirche zu vereiteln wusste, den Melanchton und Luther, der jetzt zu spät vor den Consequenzen seiner früheren Lehren erschrack, „zur Aufrechthaltung der Würde der Religion gegen weltliche Herrschaft und Willkühr" machten. Feierlich empfingen die Stadt und sämmtliche Fürsten den Kaiser, der unter einem prächtigen, von sechs Rathsherren getragenen Baldachin ritt. 1800 städtische Fussknechte, 150 in die Farben der Stadt gekleidete Reiter und 12 Kanonen begleiteten den Einzug. Der Fronleichnamsprocession aber, welcher Karl am folgenden Tage beiwohnte, folgten trotz seines Wunsches, die Protestirenden nicht. Ebenso standhaft verweigerten sie es, ihre mitgebrachten Prediger abzuschaffen, und als Georg von Brandenburg heftig erklärte, ehe er von Gottes Wort lasse, wolle er lieber gleich hinknieen und sich den Kopf abschlagen lassen, begütigte der erschreckte Kaiser selbst: „Nit Kop ab." Ein Compromiss gestattete endlich, dass vier Prädicanten der lutherischen Fürsten die Kanzeln besteigen durften, sich aber unter schwerer Pön verpflichten mussten, jede Schmähung der Gegenparthei zu unterlassen, was auch den Katholischen eingeschärft wurde.

Wollte Karl Richter sein in der lutherischen Sache, so musste er zuvor deren Anhänger vor versammeltem Reichstage hören. Da erhoben sich denn die sämmtlichen evangelischen Fürsten und liessen durch den sächsischen Kanzler Pontanus in ihrer aller Namen dem Kaiser die Bitte vortragen, er möge, um sie von dem Vorwurfe ihrer Feinde zu entlasten, als liefe ihre Lehre dem christlichen Glauben entgegen, deren Bekenntniss laut ablesen lassen. Er erbot sich, es schriftlich, in lateinischer Sprache anzunehmen. Aber der muthige, glaubensstarke Johann von Sachsen rief: „Man sei hier auf deutschem Boden und darum möge Se. Majestät die Vorlesung in deutscher Sprache gestatten." Widerwillig und unter dem Widerspruche der geistlichen Fürsten, besonders aber des päbstlichen Legaten gab Karl für den folgenden Tag hiezu die Erlaubniss.

Und so war denn St. Johannis, der 25. Juni 1530 der Tag, an welchem die evangelischen Fürsten ihr erstes formulirtes Glaubensbekenntniss ablegten, der Tag, von dem an eine lutherische Kirche in Deutschland datirt, und welchen die Protestanten Augsburgs noch alljährlich mit Recht als einen ihrer höchsten Feiertage begehen. Am Nachmittage desselben las der sächsische Kanzler Baier vor dem Kaiser und dem versammelten Reichstage diese Confession, aus 28 Artikeln bestehend, auf der bischöflichen Pfalz, wo Karl wohnte, und im Erker der sogenannten Capell-Stube der gegen den Fronhof sieht, bei offenen Fenstern mit so lauter Stimme ab, dass selbe nicht allein im Saale, sondern auch von allen Leuten, die den Fronhof Kopf an Kopf füllten, deutlich vernommen wurde. Die Vorlesung dauerte zwei Stunden.

Kurfürst Johann, Landgraf Philipp von Hessen, Markgraf Georg, Fürst Wolfgang von Anhalt, die Herzoge Ernst und Franz von Braunschweig hatten unterzeichnet, neben ihnen die Reichsstädte Nürnberg und Reutlingen. Später schlossen sich noch Kempten. Windsheim, Heilbronn und Weissenburg, ferner Ulm, Frankfurt und Schwäbisch Hall an. Strassburg, Memmingen, Lindau und Konstanz überreichten eine besondere, mehr zwinglisch gefärbte Bekenntnissschrift. Karl versuchte zwar unter Zustimmung der katholischen Reichsstände eine, von Wimpina, Johann Eck, Cochläus und anderen Doctoren verfasste Widerlegung ihrer Confession den Evangelischen als gefassten Reichsschluss aufzudringen. Diese aber weigerten sich entschieden und waren nur dahin zu bewegen, der Aechtung der Lehre Zwinglis beizustimmen. Darüber ergrimmt verliess der hitzige und zu dieser Lehre sich neigende Philipp heimlich die Stadt. Vergeblich ward durch Unterhändler von beiden Seiten, unter denen sich der treffliche Bischof Christoph von Augsburg, ein Stadion, und Melanchton durch ihre Billigkeit auszeichneten, eine Ausgleichung angebahnt. Sie scheiterte an den Cardinalpunkten: der Abendmahlslehre dem Messopfer und der Priesterehe. Bis in den November verzogen sich die Unterhandlungen. Ein dürftiger Vertrag zu gegenseitiger Schonung schloss dieselben. und der Kaiser. im höchsten Grade missvergnügt und unbefriedigt, verliess Augsburg und reis'te nach den Niederlanden.

Bestätigte er nun auch das Wormser Edict, welches die lutherische Neuerung geradezu verdammte, so versagten hinwieder deren Anhänger die so nöthige Türkenhilfe und ihre Stimmen zur Wahl seines Bruders zum deutschen König, eine Wahl, die Karl erst im folgenden Jahre und nur bei den Katholischen durchsetzen konnte. Ueberdiess hatte er noch den Schmerz erfahren zu müssen, wie selbst seine eifrigsten Anhänger, die Herzoge von Bayern, sich von ihm abwandten, da ihnen die wachsende Macht Habsburg's allzugefährlich schien.

So drängte alles, voran Philipp von Hessen, zu dem unheilvollen Schmalkalder Bund, den 1531 Kurfürst Johann, der Landgraf. Anhalt, die Braunschweiger, der Graf von Mannsfeld und viele lutherisch gewordene Reichsstädte schlossen. Ja selbst die bayerischen Herzoge erklärten sich zur Allianz bereit und schlossen am 26. Mai 1532 zu Scheyern ein förmliches Bündniss zwischen Frankreich. Bayern, Sachsen und Hessen gegen die Habsburger. So weit wollte es Luther, der früher doch selbst den Krieg gegen den Kaiser „um Gotteswillen" gerechtfertigt hatte, der aber nie die nothwendigen Folgen seiner heftigen und unbedachten Reden ermass, nicht kommen lassen. Sein deutsches Herz empörte sich gegen ein Bündniss mit dem Erbfeinde des Vaterlandes und er schrieb an seinen Kurfürsten: „Es würde dem Gewissen eine unerträgliche Last sein, so der Reuel hernachkommen und büssen würde. Und sollte wohl geschehen, dass darüber das Reich zerrissen und damit

beide, Evangelium und alles zu Grunde gingen. So sehen wir auch, wie bei den ausländischen Königen keine Treue ist. Wir haben eine göttliche Sach, die will und muss Gott allein erhalten." — Das erschütterte den Kurfürsten. Für diessmal wurden die französischen Unterhändler heimgeschickt und man näherte sich wieder dem Kaiser. Der war jetzt, von Frankreich und den Türken geschreckt, gern zum Frieden bereit. Und somit kam denn zu Nürnberg 1532 der erste wirkliche Religionsfriede zu Stande, der abermals mit Ausschluss der Zwinglianer — welche bald darauf den Namen Reformirte annahmen — den Protestantismus nach der Augsburger Confession in statu quo anerkannte, den endlichen Austrag einem zu berufenden Concil vorbehaltend.

Nun erfolgte auch die Anerkennung Ferdinands und die Türkenhilfe. Aus den Thoren Augsburgs zog eine stattliche Schaar, drei Fähnlein — an 1600 Fussknechte — und 500 Reisige unter Führung Schärtlins von Burtenbach die Donau hinab gegen den Erbfeind der Christenheit. Und mit ihrer Hilfe verrichtete dieser berühmte Landsknechtsführer so herrliche Thaten, dass ihn der Kaiser in seiner Burg zu Wien eigenhändig zum Ritter schlug.

Das Bild, von Niklas Bauer gemalt, ist der vielen Porträts wegen interessant, die es dem Beschauer zeigt. Karl V. auf dem Throne. Zunächst ihm zur Rechten der glaubenseifrige Ernst von Passau, ein Wittelsbacher, vor ihm des Kaisers geheimer Rath, der hochberühmte Cardinal von Trient, Bernhardt von Cles, und neben diesem zunächst im Vordergrunde der üppige, übelberufene Mainzer Kurfürst, Albrecht von Brandenburg, der den unseligen Ablasskram in Deutschland hervorgerufen. Hinter ihm der Bamberger, Weigand von Redwitz, von schweren Drangsalen im Bauernkriege verfolgt und später von dem wilden Mordbrenner Alcibiades aus seinem Lande verjagt und neben diesem der Cardinal Matthäus Lang von Salzburg, ein Augsburger Patricierssohn, der sich durch seine Gelehrsamkeit zum Kanzler des Kaisers aufgeschwungen. In Mitte der vor dem Throne stehenden protestantischen Gruppe begegnet uns vor allen das bekannte Angesicht Johanns von Sachsen, zu dessen Linken Philipp von Hesssen, zur Rechten Wilhelm von Nassau. Zwischen Letzteren erblicken wir Markgraf Georg von Brandenburg, und zwischen Johann und dem Landgrafen die Herzoge Ernst und Franz von Lüneburg. Hinter Philipp aber steht der Fürst Wolfgang von Anhalt Den Raum links des Kaisers füllen von diesem ab die Herzoge Ludwig und Wilhelm von Bayern und Georg von Sachsen. In der Mitte des Bildes aber steht der sächsische Kanzler, die Confession ablesend.

135. Der reiche Anton Fugger wirft den Schuldschein Karl V. in das Kaminfeuer, an dem der Kaiser sitzt.

Seit den ältesten Zeiten blühte die Kunst der Leinweberei im schwäbischen Lande. Die Weber-Gilde war eine der angesehensten in dessen Hauptstadt und hatte nach ihrer eigenen Chronik schon tapfer mitgefochten bei Vernichtung der Ungarn in der grossen Schlacht auf dem Lechfeld. .

Da lebte denn um die Mitte des XIV. Jahrhunderts in dem Dörfchen Graben, etwa sechs Stunden südlich von Augsburg, auf seinem kleinen Grundstücke ein ehrsamer Genosse dieses Handwerks Namens Hanns Fugger, verheirathet mit Anna Meissner aus Kirchheim, der sich redlich von seinem Webstuhle und dem Ackerbau nährte. In seinem Sohne gleichen Namens aber erwachte der Drang, es weiter zu bringen; er verkaufte das väterliche Stammgut — aus Pietät brachte es später die Familie wieder an sich — und zog 1370 nach Augsburg, wo er mit Clara Widolf das Bürgerrecht erheirathete und dort in die Zunft trat. Zum zweitenmale verband er sich, bei seinen Mitbürgern durch Fleiss und Redlichkeit zu Ansehen gelangt, mit Else Gfattermann, eines Rathsherrn Tochter, wurde Fürsprecher der Weber im grossen. Rathe, Freischöffe der westfälischen Vehme und erwarb sich, neben dem Handwerk auch den Leinenhandel treibend, der damals in Augsburg noch wenig Theilnehmer hatte, ein für jene Zeit ansehnliches Vermögen von 3000 Gulden. Um 1410 starb er. Nun ging es mit dem Geschlechte vorwärts. Schon Andreas, den ältesten Sohn Jakobs nannte man den reichen Fugger. Dessen Söhnen, die ihm Geld geborgt, verlieh Friedrich III. mit dem Adel das goldne Reh im blauen Felde. Dem jüngeren Bruder des Andreas, Jakob, ging es anfangs hinderlich. Aber er blieb trotz des Hochmuthes seines ältern Bruders fromm und freundlich und wartete seiner Zeit. Und sie kam. Mit Barbara Bäsing, eines Münzmeisters Tochter vermählt, die ihm eilf Kinder, darunter sechs Söhne gebar, hielt er so sparsam Haus und machte im Leinenhandel so glückliche Geschäfte, dass er seinen Kindern ein reiches Erbe hinterlassen konnte. Schon hatte er in Nürnberg und Venedig Commanditen gegründet, denen und dem väterlichen Geschäfte in Augsburg die vier ältesten Söhne vorstunden; die beiden jüngeren, Marx und Jakob, hatten sich dem geistlichem Stande gewidmet. Als aber schnell nacheinander drei Brüder wegstarben, veranlassten die beiden ältesten, Ulrich und Georg, den jüngsten, Jakob, seiner Pfründe im Stifte zu Herrieden zu entsagen und als Theilnehmer einzutreten. Jakob verwaltete erst das Haus zu Venedig und der geschäftsgewandte, dabei überdiess gelehrte und feingebildete Mann war allgemein beliebt bei Fürsten und Grossen und gewann dem Namen der Fugger hohe Ehre.

Bald verbreitete sich ihr Geschäftskreis über ganz Deutschland, Polen, die Niederlande und Italien. Die vielen in Augsburg und Umgebung gefertigten Leinen- und Baumwollen-Gewebe wurden von ihnen in alle Welt verfrachtet, und dagegen führten sie mit reichem Gewinn die Erzeugnisse des Orients, Seide und Specereien nach Deutschland und versandten sie und die Producte des eigenen Gewerbfleisses: Leinwand, Barchent, schwarz und schön gefärbte Zeuge, Borten, Gürtel und Schleier, über den ganzen Norden. Denn damals war der Seeweg nach Ostindien noch nicht gefunden, Amerika noch unentdeckt und der Handel aus dem Orient und Indien brachte die Waaren nach den Häfen Italiens, von wo sie auf den uralten Handelsstrassen über die Alpen nach Augsburg und Nürnberg meist in die Speicher der thätigen Fugger wanderten.

Schon hundert Jahre, nachdem der Ahnherr nach Augsburg gezogen, trat Ulrich Fugger mit dem Hause Habsburg, das seitdem seines Stammes mächtiger Gönner geblieben, in engere Verbindung. Er versah nämlich Friedrich III. und sein Gefolge mit reichen Gewändern, als dieser nach Trier zu dem prächtigen Karl von Burgund als Freiwerber seines Sohnes Max um dessen einzige Tochter Maria zog. Dafür verlieh mit der Adelswürde der Kaiser die getheilte, blau und gelbe Lilie im gelb und blauen Felde als Wappenschild, weshalb man diese, allein noch blühende Linie die Fugger von der „Ilgen“ nannte. Und als sie 1484 mit der angesehenen Kaufmannsfamilie Rem sich verbanden, kamen sie aus der Zunft- in die Kaufmannsstube und in das Patriciat. Von da an ging es mit Riesenschritten. Schon die Tochter Ulrichs, dessen Schreibstube auf dem alten Heumarkt die goldene hiess, erhielt neben dem köstlichsten Wat und Schmuck achttausend Gulden zur Aussteuer, eine Summe, die den gewöhnlichen Brautschatz unter den Edelleuten damaliger Zeit um das Zehnfache überstieg. Wie schon er für Förderung der Wissenschaft gewirkt, beweist dass der berühmte H. Stephanus zu Paris sich ausdrücklich „des Erlauchten Ulrich Fugger Buchdrucker“ nannte.

Durch Verschwägerung mit dem edlen Geschlechte der Turzo in Ungarn breiteten die Fugger ihr Geschäft auch dahin aus. Mangel an Mitteln hinderte bisher die ergiebige Ausbeute der reichen Erzminen dieses Landes. Jakob übernahm erst den Kupferhandel in den ungarischen Freistädten, dann die Gewerke in Alt- und Neusol und endlich alle Gold- und Bleibergwerke in Kärnthen und Tyrol. Hier war er der erste, der sich auf die Ausbeutung der reichen Erzadern bei Schwatz legte, aus denen er 200,000 fl. jährlichen Gewinn zog und dort das herrliche Schloss Fuggerau erbaute. Zugleich trieb er das damals noch wenig bekannte Wechselgeschäft. Der Ahnherr hatte nur bescheiden Leinwand feilgeboten, die Enkel zogen alles, was käuflich war in ihren

Verkehr. All das brachte ihm ungeheuren Gewinn. Zum Kriege gegen Venedig konnte er dem Kaiser Max I. 1509 die höchstbedeutende Summe von 170,000 Ducaten leihen, der ihm hiefür erst die Einkünfte und dann den vollen Besitz von Weissenhorn und der Grafschaft Kirchberg verlieh. Später erkaufte er noch Schmichen, Marstetten und Wullenstetten, ward kaiserlicher Rath und für ein Darlehen von 100,000 Ducaten an Leo X. — zum Ritter des goldenen Sporns und lateranensischen Pfalzgrafen ernannt. Dieser Fugger war es auch, der, mit raschem, kaufmännischen Blicke die neue Richtung des Handels ermessend, zuerst mit seinen Brüdern und anderen reichen Augsburgern die überseeischen Unternehmungen begann. Drei ihrer Schiffe fuhren schon 1505 mit den Portugiesen nach Kalikut in Ostindien und kehrten nach drei Jahren mit reicher Ladung zurück. Obgleich König Manuel den vierten und zwanzigsten Theil bezog, so hatten die Fugger doch 175 Procent Gewinn und konnten so leichter den Verlust verschmerzen, den die Wegnahme von 20, mit ungarischem Kupfer beladenen Fahrzeugen verursachte, der ihnen durch die noch immer mächtige und eifersüchtige Hansa in der Ostsee zugefügt wurde.

Seine wahrhaft edle Gesinnung bewährte er auch durch die strenge Uebung der Christen- und Bürgerpflichten, die er trotz seines fabelhaften Reichthums nie hintansetzte. Mit allem Eifer wirkte er im Rathe und unterzog sich vielfachen Geschäften für seine Vaterstadt. Bei aller standesmässigen Pracht, die er in seinem goldenen Hause zu Augsburg, auf seinen vielen Schlössern in Bau und Ausstattung zeigte, vergass er nie die Ehre Gottes, der er durch zahlreiche neue Bauten und Verschönerungen an Kirchen und Kapellen, Stiftungen von Messen und Jahrtagen gedachte. Kunst und Wissenschaft fanden an ihm einen fürstlichen Mäcen. Und wer heute durch die Strassen von Augsburg wandelt, der findet zunächst St. Jakob eine besondere, von Mauern umgebene kleine Stadt in der grössern. Treten wir ein, so finden wir mehrere breite reinliche Strassen, gebildet von 106 netten Häuschen, und jedes derselben bewohnt von einer Familie zufriedener, arbeitsamer und unbescholtener Armer, die es verschmähen, Almosen zu nehmen, und hier für einen Gulden jährlichen Miethzins ihre freundliche Wohnung besitzen. Alles trägt noch das Gepräge früherer Jahrhunderte. Diess ist die in Augsburg wohlbekannte Fuggerei, eine Stiftung Jakobs, Ulrichs und Georgs.*) Ererbter oder von der blinden Glücksgöttin in den Schoos

*) Eine ähnliche Stiftung zunächst hinter den neuen Anlagen auf dem Gasteig hatte auch der, alles Gute und Schöne fördernde König Max II. aus seinen Privatmitteln im Sinne, und Schreiber dieses erhielt den ehrenvollen Auftrag, einen Entwurf hiefür auszuarbeiten. Der Plan scheiterte an allerlei Machinationen, besonders aber an dem Bedenken der hiefür niedergesetzten Commission. Ueberhaupt haben Commissionen, in denen Jeder die einfache Zustimmung für ein Armuths-

geschütteter Reichthum verleiht keinem Menschen Werth, wenn aber Fleiss und Klugheit das Vermögen gesammelt, und wenn es wie hier auf so edle Weise verwendet wird, dann adelt es wahrhaft dessen Träger, und sein Name ist wohl werth, der Nachwelt gerühmt zu werden. Jakob starb, vermählt mit der schönen und reichen Sybilla Arzet, im 66. Jahre und hinterliess, selbst kinderlos, all sein ungeheures Erbe den Söhnen seines Bruders Georg. Als man ihn in Hall zu Grabe trug, folgte der Kaiser persönlich seiner Bahre. So war denn am Ende des XV., noch mehr aber im Laufe des XVI. Jahrhunderts das Haus zu einem Reichthume gelangt, der weder in Deutschland noch selbst in Europa seines Gleichen hatte. „Ser rico como un Fuggar" — so wörtlich als Sprichwort im Don Quixote — sagten selbst die stolzen Spanier, wenn von dem übermässigen Besitze eines Mannes die Rede war. Wie mochte der bekannte Hanns von Schweinichen und sein armer Herzog von Liegnitz die Augen aufgesperrt haben, als sie, durch halb Europa bettelnd und vagabondirend auch nach Augsburg gekommen, von dem „Herrn Fugger", in dessen Thürmlein geführt wurden, wo er ihnen „von Ketten, Kleinodien und Edelgesteinen, auch von seltsamer Münze und Stücke Goldes, als Köpfe gross, einen Schatz gewiesen, dass er selbst sagt, es wäre über eine Million Goldes werth. Hernach schloss er einen Kasten auf, der lag bis obenauf mit lauter Dukaten. Darnach führte er J. F. G. auf dasselbe Thürmlein, welches von der Spitze an bis zur Hälfte hinunter mit lauter guten Thalern bedeckt war. — J. F. G. versahen sich auch eines stattlichen Geschenkes, aber bekamen nichts als einen guten Rausch." —

Raimund und Anton, die Söhne Georgs, pflanzten den Stamm der jüngeren Linie fort, während die ältere, die des stolzen Andreas, vom Reh genannt, der einst so verächtlich auf den Bruder herabgeblickt, nach und nach Vermögen und Ansehen verlor, ihren Vettern dienen musste und endlich in Dunkelheit 1583 erlosch.

Anton, der vierte Sohn Georgs, und der Regina von Imhof war im Beginn des XVI. Jahrhunderts der Bedeutendste seines Geschlechts. Damals gründeten die Fugger ein eigenes Haus zu Antwerpen zur besseren Förderung des indischen Handels und pachteten die seit den Zeiten der glänzenden arabischen Herrschaft arg herabgekommenen reichen Silberminen Spaniens. Auf allen Meeren zeigte sich achtunggebietend die blau und gelbe Flagge mit der getheilten Lilie. So oft Kaiser Karl nach Augsburg kam, wohnte er in dem goldstrotzenden Palaste

zeugniss erachtet das er dem eigenen Verstande ausstellt, und sich desshalb gedrungen fühlt durch Bemäcklung oder Widerspruch sein Licht leuchten zu lassen, gar manche grossartige Idee des hohen Dahingeschiedenen verpfuscht oder völlig zu den Todten gelegt.

Antons auf dem Weinmarkt, von dem Beatus Rhenanus eine so begeisterte Schilderung entwirft.*) Anton hatte dem Kaiser besonders zu dem Zuge nach Tunis grosse Summen vorgestreckt. Eines Abends — es soll während des Reichstages 1530 gewesen sein — sassen Beide im wichtigen Gespräche am Kaminfeuer, das, einen solchen Gast zu ehren, mit Zimmet und Mahagony unterhalten wurde. Als die Flamme dem Erlöschen nahe und kein Holz mehr zur Hand war, es auch den podagrischen Kaiser zu frösteln begann, erhob sich der fürstliche Kaufherr, ergriff die Schuldverschreibung Karls, auf 800,000 Goldgulden lautend, und warf sie zur Nährung der Gluth in den Kamin. „Und dieses Feyerlein," bemerkt die naive Chronik, „dünkte dem Kaiser gar lustig."

Damals verlieh der dankbare Fürst in der Person Antons dem Hause die Grafenkrone und herrliche Privilegien, darunter das Münzrecht. Er mochte es überdiess nicht zu dessen geringsten Verdiensten zählen, dass seine Glieder, standhaft beim alten Glauben verharrend, der Ausbreitung der Lutherischen Lehre in ihrer Vaterstadt kräftigst entgegenwirkten und dort den Vätern der Gesellschaft Jesu eine stattliche Niederlassung gründeten. Diesem Fugger hatte die Stadt ihre Rettung zu danken. Als nämlich der Kaiser, schwer erzürnt über ihre Partheinahme im schmalkaldischen Kriege, in welchem sie ihm unter ihrem Hauptmann Schärtlin mannhaft Widerstand geleistet, Augsburgs Mauern wollte schleifen lassen, erflehte ihr Anton Verzeihung und selbst noch Nachlass eines Theiles der schweren Geldbusse. Dieser Krösus hinterliess bei seinem Tode 1560 6 Millionen Goldkronen in Baarem, eine Menge Kleinode und weitgedehnten Landbesitz fast in allen Theilen Europas und in beiden Indien. Da konnte Karl, als ihm bei seinem Aufenthalte in Paris prahlend der Schatz der Könige von Frankreich gezeigt wurde, wohl mit Recht sagen: „In Augsburg habe ich einen Leinenweber, der all diese Herrlichkeiten baar bezahlen kann."

War schon Anton selbst ein hochgebildeter Herr, so überragte ihn doch weit der Sohn seines Bruders Raimund, Namens Hanns Jakob,**) als einer der Gelehrtesten seiner Zeit, und als grossartigster Gönner von Kunst und Wissenschaft. Neben der gründlichen Kenntniss der alten Sprachen wusste er sich in sechs lebenden „expeditissime wie ein Eingeborner" auszudrücken. „Für grossen Reichthum gibt es keinen schöneren Schmuck als die Wissenschaft," war der Grundsatz, den ihm schon sein Lehrer Christoph Hager eingeprägt, und dem er huldigte bis an sein Ende. Mit den ersten Männern seiner Zeit, die er auf weiten Reisen kennen gelernt, blieb er in warmer Freundschaft und

*) Wir werden weiter unten auf dieselbe zurückkommen.

**) Ihm liess König Ludwig I. eine stattliche Bronce-Statue in Augsburg errichten und seine Büste prangt in der bayerischen Ruhmeshalle zu München.

steter Verbindung. Die literarischen Schätze, die reichen Kunstsammlungen, welche schon sein Vater angelegt, mehrte er mit grösster Liberalität. Besonders berühmt war die Sammlung griechischer Handschriften, die er erworben hatte oder eigends in Venedig und im Oriente copiren liess. Kein irgend bedeutender Autor fehlte seiner Bibliothek. Aus seiner Feder floss jenes berühmte, prachtvoll ausgestattete Werk über die Geschichte des Hauses Habsburg, von dessen wenigen Abschriften, durch ihn selbst veranlasst, die Münchener Bibliothek so glücklich ist, eine unter ihren Cimelien zu besitzen. Unter dem Titel: „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich" hat es, hundert Jahre später, Sigmund von Birken leider mit vielen Auslassungen und Verstümmelungen veröffentlicht.*)

Leider ereilte ihn ohne sein Verschulden das Missgeschick. Er, der Vater von 22 Kindern, von denen ihn 16 überlebten, sah sich am Abende seines Lebens in seinen finanziellen Verhältnissen so zerrüttet, dass ihm von allen Gütern nur das in Bayern gelegene Tauffkirchen blieb. Dahin zog er, Amt und Vaterstadt verlassend 1565 und fand an Albrecht V. einen treuen Freund, der ihn zum geheimen Rath und Kammerpräsidenten ernannte. Die reichen Sammlungen, die er glücklich gerettet, erwarb der Herzog und sie bilden einen Theil jener, welche dieser kunstliebende Fürst angelegt und welche noch eine Zierde seiner Hauptstadt sind. Zehn Jahre später verschied der Schwergeprüfte, erst 59 Jahre alt, zu München.

Allmählig hatte sich das überaus fruchtbare Geschlecht in 5 Hauptäste vertheilt, so dass es im Jahre 1619 sieben und vierzig Grafen und sieben und vierzig Gräfinnen zählte, die dessen angeborenen Namen trugen und überhaupt die Zahl aller damals lebenden Nachkommen die Zahl der Tage des Jahres erreichte. Nicht wenige Glieder des immer streng katholisch gebliebenen Hauses waren auch zu hohen Kirchenwürden gelangt, Andere mit den Häusern Hohenzollern, Pappenheim, Fürstenberg und Liechtenstein verschwägert. Die grosse Zersplitterung des Besitzthums und die Verhängnisse des unheilvollen dreissigjährigen Krieges minderten allmählig den Reichthum des Hauses, ohne dass

*) Der ererbten Kunstliebe eines seiner Nachkommen, Hanns zu Kirchheim, dankt auch die reizende, mythologisch-allegorische kolossale Broncegruppe, wahrscheinlich Mars, Venus und Amor vorstellend, ihre Entstehung, welche, durch König Max II. vom Untergange errettet, nun eine der schönsten Zierden des National-Museums bildet. Entworfen im heiteren Geiste der Renaissance, aber mit aller plastischen Vollendung der Antike, 1584 zu Augsburg durch den Niederländer Hubert Gerard und den Italiener Carlo Pallagio ward sie von Pietro di Neve und Cornelius Mann gegossen. Kaum möchte sie an Ausführung und Formenreiz manchem berühmten Werke des Alterthums nachstehen, wenn auch die Stellung etwas übertrieben ist und ihr der keusche Geist der Alten mangelt.

hiedurch der Glanz des noch immer hochgeehrten Namens und das dankbare Andenken an so viele seiner Träger besonders in ihrer Vaterstadt getrübt werden konnte. Noch 1803 erhielt die jüngste Linie in Graf Anselm Maria die erbliche Reichsfürstenwürde.

Es ist menschlich, dass da, wo so viel Licht, auch die Schatten nicht fehlen. Schwer möchte es sein, die Fugger von dem Vorwurfe freizusprechen, dass sie für ihre grossen Verdienste um das Kaiserhaus sich in den Besitz höchst drückender Monopole setzten, durch welche sie nicht allein Andere von Erwerbung gleichen ungeheuren Gewinnes so viel möglich auszuschliessen suchten, sondern auch nach Willkühr Waarenpreise und Arbeitslohn bestimmten. Durch diesen Druck veranlassten sie Tumulte in Augsburg selbst, und in dem blutigen Jahre 1525 einen gefährlichen Aufstand ihrer Bergleute in Tyrol unter Michel Gruber, der nur mit vielen Menschenopfern grausam unterdrückt werden konnte. Oesterreichische Schriftsteller beschuldigen sie unwürdiger Knickerei, weil sie der Kaiserin Maria Blanca die schwarzen Tücher zur Hoftrauer auf Borg weigerten und des schamlosen Wuchers, weil sie von Kaiser Max in schwerer Geldnoth für 100 Gulden Capital 100 Gulden Zins erpresst haben sollen. Mag auch der heftige Partheimann Ulrich von Hutten nach dem von ihm und seines Gleichen stets und immer beobachteten Grundsatze: calumniare audacter etc. gar sehr in's Schwarze malen wenn er sagt: „Dass sie Münzfälscherei getrieben, sich des Alleinhandels nicht bloss der indischen Waaren, sondern auch der päbstlichen Ablassbriefe, Indulgenzen, Pfründen und Dispensationen bemächtigt hätten, den Deutschen für römischen Tand ihr gutes Gold ablockten, und durch die unerhörte Pracht in ihren Wohnungen und Hausrath, durch Schwelgerei und Völlerei die Sitten verdürben," so ist daran doch so viel Wahres, dass jenes Zeitalter der Renaissance von gar manchem dieser Vorwürfe durchaus nicht freizusprechen ist, dieselben aber keineswegs die Fugger allein treffen. Ueberdiess ist zu bedenken, dass diese Vorwürfe von dem armen, aus uraltem Stamme entsprossenen glühenden Vorfechter der Reformation gegen das überreiche, neugeadelte, immer streng katholisch gebliebene Haus geschleudert werden. Auch Graf Ott Heinrich als Statthalter des Kaisers während des 30jährigen Krieges und einige andere, weniger bedeutende Glieder desselben stifteten sich durch unzeitige Verfolgungssucht gegen ihre protestantischen Mitbürger eben kein freundliches Andenken in ihrer Vaterstadt.

Das Bild ist mit treuer Porträtähnlichkeit beider handelnden Personen von Niklas Bauer gemalt.

136. Venezuela in Südamerika 1528 für die Welser erobert.

Abentheurer aus allen Ländern strömten seit dem Beginne des XVI. Jahrhunderts nach der „neuen Welt", deren Herrlichkeit ganz Europa in fieberhafte Aufregung versetzt, die Phantasie entflammt, deren unermesslich geschilderte Reichthümer an Perlen, Edelsteinen und edlen Metallen aber auch einen Golddurst geweckt hatten, welcher zu einer Reihe unerhörter Gräuelthaten trieb, die auf ewige Zeiten die sogenannte civilisirte Menschheit brandmarken. Mag man immerhin den Heldenmuth bewundern, mit dem ein paar Hunderte kühner Männer es wagten, in völlig fremden Gegenden, nur auf sich allein angewiesen, den Kampf mit Hunderttausenden aufzunehmen, würde dieser Muth, für eine bessere Sache eingesetzt, ihnen unsterblichen Nachruhm erworben haben, der elende Zweck, für den sie wahre Blutströme vergossen, raubt ihren Namen jede Anerkennung und gibt sie mit Recht dem allgemeinen Fluche preis.

An der Südküste des grossen Golfs von Mexico breitet sich eine prachtvolle reichbewachsene tropische Landschaft aus. Sie hatte Columbus 1498 auf seiner dritten Reise zuerst gesehen, dort das Rauschen des riesigen Orinoko oder Paria Stromes an seiner Mündung zuerst vernommen, und dort, der erste Europäer, seinen Fuss auf ihren Boden gesetzt. Von ihm, der mit Recht urtheilte, dass eine so gewaltige Wassermasse nur dem Festland entströmen könne, erhielt das Land seinen ersten Namen der „Tierra firma". Alphons Ojeda und Amerigo Vespucci besetzten es im folgenden Jahre. An einem tief ins Land einschneidenden Golf, der mit dem ungeheuren 400 □Meilen fassenden See von Maracaibo zusammenhängt, erblickten sie im Distrikt von Coriana einen Indianer-Ort, zuerst nach der Tagesheiligen Sta. Ana, dann Coro genannt, den sie zum Mittelpunkt ihrer Ansiedelung wählten, und weil seine Hütten, auf Pfahlwerk erbaut, Aehnlichkeit mit Venedig boten, Klein-Venedig oder Venezuela hiessen. Der Name des Orts ging bald auf die ganze Landschaft um den See über. Sie war dicht von Indianern bevölkert, die unter mehreren Kaziken stunden und, wenn wir den Conquistadoren Glauben schenken dürfen, Menschenfresser waren. Die so heiss ersehnten Goldminen jedoch fanden sich nicht in ihren Gebieten, sie wurden ihren Andeutungen zufolge tief in den innersten berg- und waldreichen Gegenden gesucht, wohin die ausschweifende Phantasie der Europäer bald den fabelhaften See Parime versetzte, an dessen Ufer die Wunderstadt Manoa mit dem aus purem Golde erbauten Palaste liegen sollte, wesshalb jene Gegend auch den Namen des Goldlandes „El Dorado" erhielt.

Neben den Fuggern waren die Welser*) damals die reichsten Kaufherren in den Reichen Karl V., und dieser immer geldbedürftige Fürst stund mit einer Summe von zwölf Tonnen Goldes in ihren Büchern. Für dieselbe verpfändete er nun als castilisches Erblehen 1528 an Bartholomäus Welser, den Grossvater der schönen Philippine, das reiche Venezuela vom Cabo Vele bis nach Maracapana, eine Küstenerstreckung von mehr denn 250 deutschen Meilen und nach Innen, soweit als ihre Waffen es auszudehnen vermöchten. Dort sollten sie ihren eigenen Adelantado — Statthalter — haben, binnen drei Jahren 5 feste Plätze anlegen und erhielten durch einen besonderen Freibrief das Recht, alle Indianer, die sich ihnen nicht freiwillig unterwarfen, zu Sklaven zu machen. Der erste von Bartholomäus ernannte Gubernator, Ambros Dalfinger aus Ulm, ein unter Frundsberg vielversuchter Abentheurer, schiffte sich hierauf 1529 in San Lucar mit seinem Lieutenant Georg Ehinger, 400 deutschen und spanischen Fussknechten, 80 Reitern, 20 Constablern, 50 wohlerfahrenen Bergleuten und einigen Dominicaner Mönchen zur Bekehrung der Wilden auf einer kleinen Flotille von vier Schiffen nach Venezuela ein. Dort gebot seit 1523 der Spanier Juan de Ampues, den der indische Gerichtshof auf Hispaniola eingesetzt. Ihn, der wohl regiert, verdrängte kraft seiner Installation Dalfinger und überliess ihm nur die Inseln Curaçao, Buen Ayre und Oruba. Den neuen Ankömmlingen war es aber entfernt nicht darum zu thun, die Bedingungen des Lehenbriefes zu erfüllen und feste Ansiedlungen zu gründen, ihr unersättlicher Golddurst trieb sie sogleich in's Innere nach dem vermeintlichen El Dorado.

Während dieses Zuges hatten die Welser einen andern Ulmer, Klaus Federmann**) mit einer Verstärkung von 123 Spaniern und 24 Bergleuten nachgesandt. Nach harten Kämpfen mit den Baresken, mit denen er auf Lanzerota zusammenstiess, landete er 1530 in Venezuela, und bald nach ihm eine neue Verstärkung auf drei Schiffen unter Hanns Seyffendorfer, den die Welser als Factor schickten, da Dalfinger verschollen schien. Der aber kam kurze Zeit darauf nach einem achtmonatlichen Zuge arg vom Fieber durchschüttelt zurück, auf dem er zwar reiche Silberminen gefunden, aber an hundert Mann eingebüsst hatte. Er ernannte Ende Juli 1530 Federmann zum Gubernator und zog sich nach St. Domingo zu

*) Schmeichelnde Genealogen leiteten, wohl der Namensähnlichkeit wegen, ihr Geschlecht von Belisar ab.

**) Sein Mitbürger und Zeitgenosse Hanns Kiffhaber hat uns in einem äusserst selten gewordenen Drucke den Bericht dieses interessanten Argonauten Zuges nach dem neuen goldenen Vliess aufbewahrt.

seiner Heilung zurück. Als Federmann nun „in der statt Coro so vil volcks ohne nott unnd müssig befand“ brach er mit 110 spanischen Fussknechten, 16 Reitern und 100 eingeborenen „Indios“ als Lastträgern in's innere Land, gegen das Südmeer zu auf, dem Seyffendorfer die Gubernacion überlassend.

Mit welchen Gefahren diese Handvoll Leute auf ungebahnten Wegen von mehr denn 200 Meilen, in gänzlich fremden Gegenden, ohne verlässige Führer, von Verrath und menschenfressenden Feinden umgeben, zu kämpfen hatten, wie sie hochangeschwollene Flüsse, den noch heute so genannten Tocayo, an Breite der Donau gleich, auf ihren Tartschen übersetzten, die bitterste Hungersnoth litten und mehr als die Hälfte ihrer Leute als Kranke in Hamaks — Hängkörben — mitschleppen mussten und für vornehme Herren ausgaben, — „damit sy unns Christen, als die sy uns für untödtlich achten, auch krankheiten untherworffen zu sein nit spürten“ — wie sie endlich mit Haufen von 20,000 streitbaren Indianern zu kämpfen hatten; das alles berichtet Federmann ausführlich. Besonders gefürchtet waren die, den Wilden als höhere Wesen erscheinenden Reiter, welche alles vor sich niederwerfend in die nackten fliehenden Schaaren einbrachen und sie, „wie die Säue“ unbarmherzig niederstachen. Die Indianer wurden auf die empörendste Weise misshandelt und erlagen mit Ketten aneinander geschmiedet zu Hunderten dem Hungertode und den grausamen Schlägen ihrer Henker, welche sogar durch eigends abgerichtete Bluthunde die armen Wilden aufspüren und zerreissen liessen. Vergebens widersetzten sich die Missionäre, die durch ihre ächt apostolische Milde die Liebe dieser kindlichen Naturen gewonnen, und von ihnen wie göttliche Wesen verehrt wurden. Ja die tückische Verrätherei jener Barbaren zog selbst zweien der trefflichsten aus ihnen, den Patres Cordoba und Garés, auf welche der Schein der Mitschuld fiel, den Martyrtod zu.

Anfangs, berichtet Federmann, habe er freundlich mit den Wilden verhandelt, welche die Erzeugnisse ihrer Felder vertrauensvoll zum Tausche herbeitrugen. Bald aber kam es zu Zwistigkeiten und alsbald trat auch bei ihm die ganze Grausamkeit und Blutgier der Conquistadores zu Tage. Tod oder augenblickliche Unterwerfung ward die Parole. Die Unterworfenen liess er ungesäumt taufen „denn was ist nott ihnen lang zu predigen und zeit mit ihnen zu verlieren.“ Jedes Geschenk an Gold — der Kazike der Caquetios überreichte ihm allein 3000 Pesos = 5000 Gulden — steigerte seine Begierde und die ausgesuchtesten Martern sollten den Unglücklichen Geständnisse erpressen, die sie nicht im Stande waren zu machen. Gefangene Männer wurden niedergemacht oder in Ketten geschlagen, die Weiber „zu beliebigem Gebrauch“ unter die Kriegsknechte vertheilt. Verbrannte Hütten, verwüstete Felder, die Leichen der Erschlagenen bezeichneten seinen Weg. Was Wunders

denn dass die Indianer nach Federmanns eigenen Worten: „sie mehr für Teuffel dann Menschen achten", die eigenen Dörfer selbst niederbrannten und in die Wälder flohen. Auf seinem abentheuerlichen Zuge will er auch zu Stämmen gekommen sein, deren Wachsthum durch die „Vioroles", wohl Varioliden, so hintangehalten worden, dass viele aus ihnen sich als Zwerge wiesen, wie denn Federmann angibt, das hübsche und wohlgebildete Weib eines Kaziken von diesem zum Geschenke erhalten zu haben, welches nur 4 Spannen mass! Immer südlich rückend kam er, nachdem der Tucuyo übersetzt, zu den Xaguas 70 Meilen von Coro und dann nach langem mühseligen Zuge in rauhen Gebirgen zu dem mächtigen Volke der Cüycas dessen Namen wohl der grosse Fluss Coco in Neugranada erhalten hat. Hier brachten seine ausgesandten Kundschafter Nachricht, dass man in der Nähe Männer mit Bärten gesehen, die er für des Sebastian Gabotto Leute hielt*) dessen Gubernacion das heutige Neugranada begriff. Heftige, nicht immer siegreiche Kämpfe mit den Cuycas, einem schönen und kräftigen Volke — in einem Thale trafen sie auf besonders schöne Weiber und nannten es desshalb „El valle de los Damas — das ihm überall „ganz frech" bewaffnet entgegentrat, weil er dessen Kaziken erst martern und dann hinrichten liess, zwangen ihn zum Rückzuge. Er verfolgte ihn halbverhungert flussabwärts und dann längs der Küste des Karaiben-Meeres nach Coro zurück, wo er im März 1531 nur noch mit 35 Fussgängern und 8 Reitern krank und elend ankam und sich dann nach Europa einschiffte.

Nun scheint Dalfinger wieder aus St. Domingo zurückgekehrt zu sein, und einen zweiten Entdeckungs- und Raubzug in's Innere angetreten zu haben. Er wandte sich mehr ostwärts und kam der trügerischen Fata morgana seiner erhitzten Phantasie folgend bis zu den Bobures. Sie hatte ihn in den Tod gelockt. Mordend und verwüstend war er in diese höheren kühleren Thäler an die Quellströme des Orinoco gelangt. Dort stiess er auf wilde, kriegerische Stämme, und fand noch in demselben Jahre durch einen vergifteten Pfeil sein verdientes Ende, in einem Thale der Landschaft Churuara, das seitdem den Namen: „El valle de Misor Ambrosio" führt

An seiner Stelle wurde Johann Aleman, — wahrscheinlich der obengenannte deutsche Hanns Seyffendorfer — Federmanns Lieutenant, Gubernator, der jedoch bald starb. Nach ihm folgten sich rasch Dalfingers Lieutenant Barth Seiller und Johann Carvajal der sich wegen

*) Es ist diess der denkwürdige Venetianer Gavota oder Cabot, der schon 1497 im Dienste Heinrich VII. von England Neufundland entdeckte und dort zurückgesetzt, in spanische Dienste trat. 1528 ging er wieder nach England zurück und suchte als Gross-Pilot dieser Krone mit Willoughby vergebens die nördliche Durchfahrt nach Indien.

seiner Grausamkeit nicht zu halten vermochte. 1533 schickten die Welser den Georg von Speier als Statthalter, der mit 400 Fussknechten und 100 Reitern landete. Auch er drang, sein Volk in drei Rotten theilend, in's innere Land ein um es auszuplündern. Zu ihm stiess 1535 der junge Philipp von Hutten, ein Bruder des Bischofs Moritz von Eichstädt, und erhielt die Führung einer dieser Rotten. Auch er schildert in noch vorhandenen interessanten Briefen die allerorten verübten Grausamkeiten aber auch das furchtbare Elend dieses Zuges, auf dem sie alle Dörfer leer und ausgebrannt fanden, von ihrer Armada schliesslich nur noch 40 Reiter und 100 Fussknechte übrig hatten, unter denen kaum 50 gesund aber „ohne Rapier noch andere Wehr, ohne Büchsen und Armbrust waren." Zum Ueberfluss kam noch „der Schelm" unter die Rosse, so dass alle krank wurden. Viele, die unter den Hauptleuten San Martha und Andrä Gundelfinger zurückgelassen werden mussten, gingen mit diesen sämmtlich elend zu Grunde. Nach drei Jahren, im Mai 1538 kehrte der Rest 50 zu Fuss und 30 Reiter im erbärmlichsten Zustande, „nicht viel bass gekleidet dann die Indier so gar nackend gehen" nach Coro zurück. Sie hatten sich von Schlangen, allerhand eckelhaften Reptilien, wilden Kräutern und Wurzeln ernährt, ja es ward einer gefunden „so ein viertl von einem jungen Kind mit ettlich Kräutern kocht hat." Ein krepirtes Ross wurde mit 500, ein Hund mit 160 Gulden bezahlt und die gesottenen Häute von Schildüberzügen als Leckerbissen verzehrt. Dafür waren sie aber durch das unabsehbare Grasmeer der Llanos und das Land der wilden Apuris bis auf 3 Grade Nordbreite vom Aequator vorgedrungen, wo sie Kunde von Europäern erlangten, die einige Jahre früher den Marrogna (Maranhon) heraufgekommen. Auch von einem Weiberstaate in jener Gegend hörten sie erzählen: „so mit den Männern gar kein gemeinschaft haben, dann etlich Zeit im Jahr in aller mass und gestalt wie man von Amasonen schreibt." Ein Mährchen nach welchem der Fluss den Namen Amazonenstrom erhielt. Bis hieher zogen sie immer von „Nord a sun" wandten sich aber, von den Indianern listigerweise rechts, d. i. westlich nach dem Goldlande gewiesen, zu den Tschekes (oder Muiscas), die ein mächtiges Reich am obern Rio Magdalena bildeten. Bei diesem, auf ziemlicher Höhe der Cultur stehenden Volke trafen sie auf einen Kaziken, der dem Gubernator „zwei goldene Adler" verehrte.

Mittlerweile musste Federmann wieder zurückgekehrt sein und einen zweiten Zug unternommen haben, da Hutten, der noch bis Ende 1540 mit einem Reste der Truppen zu Barcisinemeto blieb, erfahren hatte dass er vor etwa drei Monaten durch die westlichen Berge gezogen sei, und „da er ein geschickter Gesell und das Glück des Landes, wie ich achte auf ihm stehe" Willens war, sich ihm ferner anzuschliessen. Aber Federmann gelangte nicht mehr nach Venezuela. Er war auf

seinem Zuge auf der Hochebene von Bogota mit zwei andern Spaniern Gonzalo Ximenes de Quesada und Benalcazar zusammengetroffen, welche von Peru und Quito hergekommen. Anfangs über den Ruhm der Entdeckung des goldreichen Landes und dessen Statthalterschaft streitend, beschlossen sie die Entscheidung dem Könige zu übergeben, worauf sich dann Federmann mit reichem Beuteantheil über Cartagena nach Spanien einschiffte, von wo er sich zu Karl V. in die Niederlande begab. Dort geht seine Spur verloren. In Coro hatte sich indessen Georg von Speier zu erhalten gewusst, obgleich ihn die spanische Regierung zu St. Domingo in eine Untersuchung verwickelt hatte. Er, im Uebrigen nicht unbeliebt, rüstete eben zu einem neuen Zuge in's Innere, als sein Körper dem Siechthum erlag, das er sich auf den früheren zugezogen.

Nach ihm verwaltete vom indischen Rathe ernannt der Bischof Bastida von St. Domingo die Gubernacion, der jedoch bald darauf den Stuhl von Portorico erhielt. Er ernannte Hutten — den Herrera und die anderen spanischen Schriftsteller beharrlich Philipp de Urré nennen — zum Capitan general der nun zum Danke seinen hochwürdigen Bruder bittet, ihm „beglaubigte“ Reliquien für eine neue Kapelle zu schicken, welche Bastida an seinem Sitze erbaut, zugleich aber auch seine Intervention bei den Welsern um die Gubernatorsstelle anspricht. Sie hatten dieselbe bereits an Georg Hochermuth, einen der Capitäne Speiers vergeben. Der muss jedoch nach wenigen Monaten verschieden sein, denn noch 1540 wurde Huttens Bitte gewährt und er selbst zum Gubernator befördert. Zugleich traf ein gleichnamiger Sohn Bartholomäus Welsers in Coro ein, welcher sich sogleich der neuen „Intrade“ anschloss. Nun zog Hutten abermals wohlgerüstet in's Innere und verblieb dort fünf Jahre. Von diesen haben wir leider keine Nachrichten. Man gab ihn verloren und die Audiencia general zu St. Domingo ernannte, durch gefälschte Papiere bestimmt, 1545 Juan de Carvajal abermals zum Statthalter. Der aber stiess 100 Meilen südlich von Coro in der Charwoche 1546 unvermuthet auf den heimkehrenden Hutten und seine Begleiter. Als er von den grossen Reichthümern an Gold, Perlen und Edelsteinen vernahm, die sie mit sich führten, liess er Hutten, den jungen Welser und noch zwei vornehme Spanier festnehmen, all' ihrer Habe berauben und endlich erwürgen. Für diese Frevelthat wurde Carvajal zwar durch den Oberrichter Juan de Tolosa zum Galgen verurtheilt und aufgeknüpft, die geraubten Schätze blieben aber trotz der bei dem Kaiser eingereichten Klage des alten Welser und des Bischofs von Eichstädt verschwunden.

Zu gleicher Zeit liefen andere Klagen der Venezuela benachbarten Adelantaden der Königin Isabella, der Gemahlin des Infanten Philipp*)

*) Des spätern Königs Philipp II. von Spanien.

am Hofe von Castilien ein. Sie beschwerten sich über Gränzüberschreitungen, ungerecht erhobene Zölle und andere Vexationen der deutschen Statthalter. Da zugleich die Welser, sei es aus Verdruss über den Mord ihres Verwandten, oder weil sie von der entfernten Besitzung bisher gar wenig Vortheil gewonnen, zögerten, neue Summen zu opfern und die erledigte Stelle zu besetzen, so ergriff Spanien gern die Gelegenheit, und die Audiencia, d. i. der oberste Gerichtshof zu St. Domingo schickte von Hispaniola aus Gubernadoren dahin. Während ihrer Verwaltung gelang es endlich den unermüdlichen Bestrebungen des edlen Las Casas, Bischofs von Chiopa die Reste der unglücklichen, zur Sklaverei verdammten Indianer zu retten. Karl V., den wohl das Gewissen bei der Kunde von den Gräueln schlug, die sein früheres Edict veranlasst, liess dasselbe 1546 in feierlicher Versammlung durch den Oberrichter Tolosa aufheben und alle „Indios" in den spanischen Colonien von nun an für freie Leute erklären.

Nach langem Rechtsstreite wurde neun Jahre später durch ein Urtheil des indischen Gerichtshofes Venezuela den Welsern vollends abgesprochen. Es ging in den unmittelbaren Besitz der Krone über und das amerikanische Vasallen-Reich unter der getheilten roth und weissen Lilie, an Umfang 35,000 □ Meilen haltend, hatte nach 27 Jahren sein Ende gefunden. Frei von seinen deutschen Henkern fing es an, langsam emporzublühen, Schifffahrt und Handel hoben sich und schon 1560 waren acht neue Städte angelegt, während unter der Welser Herrschaft nur durch Carvajal das einzige Tucuyo gegründet worden war.

Das Bild der Landung Dalfingers hat Anton Bauer gemalt.

137. Augsburgs Blüthezeit im XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts.

Wie ein kostbarer Garten voll der schönsten Blüthen und Früchte, in dem man allenthalben Geschmack, Anmuth, Reichthum und Ueberfluss findet, in dem das Auge überall einem fröhlichen Genusse des Lebens begegnet, so liegt das Augsburg des XVI. Jahrhunderts vor uns. Es kann kaum ein lebhafteres Bild von der heiteren Pracht der Renaissance geben, die damals in allen vornehmen Häusern der Stadt — und deren gab es gar viele — herrschte, als ein Brief des Beatus Rhenanus, der den Glanzpunkt aller, das Haus der Fugger, den Schauplatz unseres Bildes schildert.

„Welche Pracht zeigt doch Anton Fuggers Haus auf dem Weinmarkt! Auf kühn geschwungenen Gewölben, von Marmorsäulen mit reichen vergoldeten Capitälen getragen, dehnen sich Reihen der schönsten Gemächer hin, von denen immer eines das andere an Zierlichkeit und gediegenem Glanz der Ausstattung übertrifft. Auf den lichten Gängen, längs den breiten marmornen Stufen und an der Decke des Stiegen-

hauses strahlen uns die erlesensten Werke der Wandmalerei entgegen, welche auch die ganze Aussenseite des Hauses bedecken. Vergoldetes Gebälke durchzieht alle Wohngemächer, das Schlafzimmer mit dem vergoldeten Sternenhimmel weist sich als ein Muster von Zierlichkeit, in dem besonders das herrliche Bette das Allerschönste ist. Die reiche Capelle des heil. Sebastian zeichnet sich besonders durch äusserst kunstvoll eingelegte Stühle von kostbarem Holze aus. Die zierlichsten wälschen Marmor-Kamine, meist wahre Kunstwerke der Bildhauerarbeit, sahen wir in allen Zimmern, deren ungestörter Durchblick durch die Richtung der Thüren die schönste Perspective bot. Unsere Bewunderung erregten die vortrefflichen aus Italien gekommenen Gemälde, die in den kostbarsten goldenen Rahmen alle Wände schmückten, darunter mehrere eigends für den Besitzer des Hauses von der Hand des grossen Meisters Tizian. In Raimund Fuggers Haus in der Kleesattlergasse entsprechen kühle, mit Marmor ausgelegte Badstuben auf die angenehmste Weise dem Bedürfniss wie dem Vergnügen. Im oberen Stockwerke waren hier so viele unschätzbare, eherne und mamorne Reste des Alterthums — darunter wohl nicht wenige, die der heimische, hieran so reiche Boden Augsburgs bedeckt hatte — vereint, dass kaum in Italien deren mehrere im Besitze eines Mannes mochten gefunden werden. Der ganze Olymp umgab uns hier. Eine überaus reiche Sammlung der seltensten Münzen gehörte zu den Schätzen des Hauses, welches rings die angenehmste Aussicht in Ziergärten genoss, in denen sich künstliche Labyrinthe befinden und deren Sammetrasen das Auge erfrischt. Da blicken aus dem Grün der Obstbäume und des Lorbeers zierliche Lusthäuschen hervor, eherne Tritonen werfen krystallene Wassersäulen viele Ellen hoch in die Luft, welche von dem Dufte der Hyacinthen, Rosen und Narcissen erfüllt ist. Auch artige Vexirwasser fehlen nicht, die eine schmaussende oder spielende Gesellschaft plötzlich mit feinem Regen überspritzen, oder zu lustigem Erschrecken Karten und Trinkgefässe vom Tische schwemmen. Die seltensten Tulpen öffnen hier ihre prächtig gefärbten Kelche*) und Rhenanus findet die Gärten der Fugger weit schöner als jene der Könige von Frankreich zu Tours und Blois die er ebenfalls gesehen. Kurz allerorten sah man gediegene Pracht, welche den reichen geschmackvollen Bürger, nirgends widrige Ueppigkeit und Ueberladung, die den rohen Emporkömmling bezeichnet.

Und solcher Häuser und Kunstgärten besassen die Fugger in und um Augsburg, ungerechnet ihrer prächtigen Landsitze, so viele, dass sie

*) In Augsburg zog Heinrich Herwart 1557 die ersten Tulpen in Deutschland, wozu er die Zwiebel aus Constantinopel erhielt. Von hier verbreitete sich der Tulpenhandel nach Holland, wo er gegen Ende des Jahrhunderts in Manie ausartend Millionen verschlang.

vereinigt eine ansehnliche Strasse bilden konnten. Stellt man nun neben diese die herrlichen Kirchen und öffentlichen Gebäude, unter denen ein Wunder der Baukunst jener Zeit, das prächtige Rathhaus hervorragt, die eleganten Thorthürme, die Häuser der kaum minder reichen Welser, deren schönstes man noch auf dem der schönen Philippine zu Ehren benannten Platze zeigt, dann die der übrigen Patricier, der Rehlingen und Langenmantel, der Paler, Schorer, Rem, Ilsung, Hainhofer und Stetten, der Baumgartner, Höchstetten, der Peutinger, Bemmel, Lang und Kraft, der Imhof, Argon später Egen und Herwart und noch vieler Anderer, und endlich die zahlreichen stattlichen Wohnungen vermöglicher Bürger, und alle diese Gebäude im zierlichsten Style erbaut, mit phantastisch geschwungenen steinernen Giebeln und Figuren gekrönt, nicht selten mit blanken Kupferplatten gedeckt und von buntem Bilderschmuck aller erdenklichen Gegenstände der Mythologie, der heiligen und Profangeschichte, von Landschaften und Architekturen in den kunstreichsten Perspectiven so überdeckt, dass Cardinal Bentivoglio der Strasse von der Bischofstadt herab bis wieder zu St. Ulrich hinauf, die Aeneas Sylvius mit Recht eine Kaiserstrasse nannte, das Prädicat einer „öffentlichen Gallerie" gibt; betrachtet man endlich die zahlreichen, von trefflichen Broncegruppen überragten Brunnen, ausgeführt von den Meistern H. Gerhardt und A. de Vries, die lichten, nach der Schnur gezogenen, reinlichen und wohlgepflasterten Strassen, so muss dieses Pompeji des XVI. Jahrhunderts damals einen wundervollen Anblick gewährt haben.

Wie schimmerte und flimmerte es erst im Innern all dieser reichen Patricierhäuser! Allerorten prangten von einheimischen und fremden Künstlern gefertigte Werke von hohem Werthe. Treffliche Arbeiten in Gold und Silber getrieben, Majoliken um schweres Geld erworben, die zierlichsten geschnittenen Gläser aus Venedig, in hundertfach wechselnden eleganten Formen, herrliche Email-Arbeiten, kurz alles, was jetzt den schönsten Schmuck unserer Museen bildet, blitzte von den „Credenzen" herab. Kostbare, gewirkte Tapeten aus den Niederlanden oder reiche, goldbedruckte Ledertapeten deckten die Wände, und kein Geräthe, kein Schrank oder Stuhl, keine Stubendecke und kein Thürgerüste entbehrte des Schmuckes der sinnreichsten und fleissigsten Schnitzarbeit. Die seltensten Kunstwerke, Uhren, selbst Astrolabien, überreiche Schmuckkästchen vom feinsten Geschmack, theure chinesische Vasen, Schachbretter von der erlesensten, zierlichsten Arbeit, und hunderterlei ähnliche Dinge, deren jedes das Gepräge eines vollendeten Kunstwerkes trug, bedeckten die kostbaren Tische mit Platten von römischer oder Florentiner Mosaik. In die Fenster hatte man farbensprühende Glasgemälde eingelassen, und die reichsten Teppiche über den, oft mit den

seltensten Marmorarten eingelegten Fussboden gebreitet. In hellpolirten Käfigen sprangen muntere Affen, auf zierlichen Ringen wiegten sich gravitätisch die buntbefiederten Fremdlinge aus der heissen Zone und Pfauen und andere seltene Vögel stolzirten auf dem von farbigen Porzellanfliesen glänzenden Hofe, welcher durch künstlich verschlungene Eisengitter, Meisterwerke der Schlosserkunst, von Haus und Garten abgesperrt war. In den hochgewölbten reinlichen Ställen aber wieherten die trefflichsten Rosse andalusischer Zucht. So wiesen sich damals die Herrenhäuser der fürstengleichen Patricier Augsburgs.

Und welches heitere Leben durchwogte in jenen Tagen die Strassen der reichen damals an 80,000 Einwohner zählenden Stadt! Zu Ross und in Wagen mit Gold und Sammet verbrämt und von gleich gekleideten Dienern begleitet sieht man dort eine stolze Patricier-Familie sich auf ihr Landgut begeben. Hier schreitet ein glänzender Hochzeitzug aus der Kirche zum Tanzhause nächst dem Perlach, in dem die Geschlechter mit fürstlicher Pracht aufziehen. Züchtig, doch voll gefälliger Anmuth erschienen die Jungfrauen in farbenreichen Seidengewändern und höchst kleidsamer Tracht, die sittsam bedeckte was eine spätere steife Mode nonnenhaft verhüllte, auf den offenen, theilweise in ein Perlennetz gefassten Haaren das niedliche spanische Hütchen. Bei den jungen Männern in enganliegenden seidenen Tricots mit den bauschigen Hosenwülsten am Oberschenkel, dem hohen, knappen, vorne in eine Schneide, unten in eine Spitze auslaufendem Wamms, dem sogenannten Gänsebauch, Haupthaar und Bart kurz abgeschnitten, auf ersterem den seidenen, fast krämpenlosen Hut, und dem winzigen Scheinmäntelchen wies schon alles auf die herrschend gewordene spanische Sitte. Die älteren Leute, die Frauen in ihren ehrbaren reichen Schleierhauben und die Männer im weiten würdigen Sammetgewand mit dem kostbarsten Pelzwerk verbrämt, den Hut mit der nur ihnen gebührenden gelben Feder geziert, bewahrten noch die Kleidweise ihrer Väter. Alle aber erschienen geschmückt mit mancherlei köstlichen Kleinodien von Perlen und edlen Steinen und trugen schwere goldene Ketten um den Hals geschlungen.

Eines Lobes voll aber sind die zeitgenössischen Schriftsteller von der Anmuth und dem Liebreiz der Augsburgerinnen. Die Kosmographen Münster und Frank heben sie über alle Frauen in Deutschland hervor. So nennt sie letzterer: „Ein leutselig, freundlich, redsprächig und grüssbar Völklein, ein schön weiblich Bild das wol mit der Hofart kann, das ich auch ein Sprüchlein davon gehört hab: Hofart ist allenthalben Sünd aber in Augsburg ist es ein Wohlstand, denn sie konnten sich so artlich drein schicken, dass sie gleich an Hofart demüthig seyn und in grossem Bracht und Reichthum on Bracht.“ Den poeta laureatus Salomon Frenzl aus Breslau haben sie auch zu folgenden Versen begeistert:

„Wie ganz holdselig und wie milt
Sich da erzeig ein Frauenbild:
Schertzlich mit Worten und dabey
Redsprechig, wie sie auch so frey
Ein jeden zu bescheiden wiss
In züchten doch und hoff ich diess.“

Und nach den nun folgenden üblichen Rosen und Lilien der Wangen, dem Karfunkel der Aeuglein und den Rubinen-Lippen fährt er fort:

„Ihr Leib formirt mit allem Fleiss
Recht nach der adeligen weiss.
Gar züchtig und ganz tugendreich
Mit Sitten unterricht zugleich. —
Das Weibervolk da allzugleich
Ist künstlich klug an Sinnen reich
Trägt insgemein gross Lieb und Gunst
Zu dir du edle Sänger Kunst.“

Wie denn auch Musik, besonders Gesang und Lautenspiel, allgemein beliebt und geübt, bei keiner Lustbarkeit fehlte.

Nicht wenig erfüllten die häufigen Aufenthalte Max I.*), Karl V. und seines Bruders Ferdinand die Stadt mit dem buntesten Treiben. Besonders glänzend schildern die Chroniken den feierlichen Act, durch welchen Karl 1548 auf dem Weinmarkt dem neuen Kurfürsten Moritz von Sachsen die Lehen ertheilte. Es ist diess derselbe Reichstag der das Interim zu Tage gefördert, und der die demokratische Verfassung, dem Kaiser längst ein Dorn im Auge, abschaffte, um das Regiment den Geschlechtern zurückzugeben. Viele Gäste wurden in die gastfreie Stadt auch durch die öfter wiederholten festlichen Schiessen mit dem Bogen, der Armbrust und dem Feuerrohr gezogen, welche man so grossartig beging, dass die benachbarten Fürsten, besonders die bayerischen Herzoge bei dieser Lustbarkeit fast immer zu sehen waren. Die Comödien und Tragödien der Meistersänger, Gauklerbanden, Ringelstechen, Pferderennen, wie das schon damals übliche rohe Vergnügen der Thierhatzen sorgten für die schaulustige Menge.

Dass die Freuden der Tafel nicht vernachlässigt wurden, dass die seltensten Weine, besonders „wälsche, Rheinfall und Malvasier“ reichlich flossen, versteht sich von selbst. Ist doch heute noch das „Augsburger Kochbuch der J. Weiler“, welches neben Schiller, Uhland und Geibel vielleicht unter deutschen Profanschriften die meisten Auflagen erlebte, der Codex in allen Küchen Süddeutschlands. Aus jener Zeit stammen

*) Ahnungsvoll wandte sich dieser als er 1518 zuletzt aus Augsburgs Thoren ritt bei der Rennsäule auf dem Lechfeld nochmals um und sprach wehmüthig: „Nun behüt dich Gott mein liebes Augsburg und alle frummen Bürger darinnen! Wohl haben wir manchen guten Muth in dir gehabt nun werden wir dich nimmer sehen.“

die sogenannten „Fressgütlein“ in Göggingen, Inningen, Bobingen und anderen benachbarten Orten: Landhäuser mit grossen, reichgeschmückten und gemalten Sälen, die nichts eintrugen, wohin man sich aber im Sommer zu Ross und Wagen, im Winter in „solennen Schlittagen zu allerlei Kurzweil und Ergötzlichkeit“ verfügte.

Seit der Religionsfriede 1555 den inneren Wirren Stillstand geboten, war auch der Friede unter der Bürgerschaft hergestellt und „hatte bald,“ wie Mylius schreibt: „solche vertrauliche Beywohnung angefangen, das sich beide Theile auch mit heyrathen stets in einander eingewickelt, zu gemeinen Gevatterschaften einander gebraucht, auf Hochzeiten, bey ehrlichen Begräbnissen, in Gesellschaften und Contracten, mit fröhlichen Mahlzeiten und Gastungen einander dermassen begegnet und gedienet, dass ausser der Kirchen und des Predigstuhles, in gemeiner Stadt, bei burgerlichen Wesen auch die geringste Misshelligkeit nicht verspüret worden.“ —

Augsburg war durch den Handel gross und blühend geworden und dankte demselben fortwährend seine allgemeine Wohlhabenheit und die Mittel zu seinem luxuriösen Leben. Nahm doch schon Aeneas Sylvius keinen Anstand, sie die reichste Stadt der Welt zu benennen. Unter den eigenen Erzeugnissen seines Kunstfleisses standen die des Webstuhles obenan, wie denn die Weberzunft als die erste gleich nach den Kaufleuten kam. Ueber dritthalbtausend Meister arbeiteten am Anfang des XVI. Jahrhunderts hier und in den nächsten Orten, und jährlich passirten mehr denn 400,000 Stücke Barchent die obrigkeitliche Schau auf dem hiefür eigends erbauten Weberhause. Nächst den Augsburger Weberarbeiten, zu denen später noch die grossartigsten Färbereien kamen, haben die der dortigen Silberschmiede, unter denen sich wahrhafte Künstler hervorthaten, ihren grossen Ruf bis auf den heutigen Tag behauptet. Jetzt besitzt die Stadt, Dank der herrlichen Wasserkraft, wie sie keiner anderen Stadt Deutschlands zu Gebote steht — sie begann 1412 Leopold Karg zu regeln — eine Menge Fabriken, und überdiess umgeben hunderte jener modernen Minarete, die an den Tempeln des Plutus emporsteigen, rings das gewerbfleissige, blühende Augsburg.

Man würde aber sehr irren, wollte man glauben, dass über diesem Bienenfleisse des Erwerbens und über all dem prunkvollen Leben und Treiben die Pflege des Geistes wäre vernachlässigt worden. Sie ward vielmehr mit in den Kreis der edlen Vergnügungen gezogen. Büchersammlungen voll der seltensten Werke wurden nicht allein von den reichen Patriciern, sondern auch vom Rathe zum allgemeinen Gebrauche angelegt und mit grossen Kosten gemehrt. Die Schulen waren im bessten Stande, gelehrte Männer hielt man „gleich ein Kleynot hoch und hehr“ sagt Frenzl und fährt dann fort:

„Was Ehr und Rhumm mag dieses seyn
Dass alle Bürger insgemein,
Kein costen schwer noch Fleiss thun sparn,
Damit ihr Kinder was erfahrn
In allen Händeln mancherley
Sich üben auch in Künsten frey.
Auff dass auss ihnen mit der Zeit,
Erwachsen weise kluge Leuth."

Jünglinge reicher Leute wurden vielfältig nach Venedig oder auf die hohen Schulen von Padua oder Bononia oder nach Paris geschickt, um dort ihre Studien zu vollenden und sich in feinen Sitten und fremden Sprachen auszubilden. Auf dem Platze vor dem neuen Rathhause, wo wahrscheinlich die Zusammenkünfte junger Leute oder Handelsgeschäfte abgemacht wurden, konnten man die Sprachen Frankreichs, Italiens und Spaniens vernehmen.

Von dem geistigen Aufschwunge jener Zeit kann man sich kaum einen zu hohen Begriff machen. Hier herrschte der regste wissenschaftliche Eifer, und selbst die confessionellen Spaltungen boten der Gymnastik des Geistes ein neues Feld. Das Gymnasium zu St. Anna konnte unter seinen Rectoren, den bedeutenden Gelehrten Hieronymus Wolf. Georg Henisch und David Höschel mit gar mancher hohen Schule kühn in die Schranken treten. Namen wie die der beiden Mediciner Occo, des Sprachforschers Wilhelm Xylander in Heidelberg und Johann Forsters in Wittenberg, des gründlichen Kenners des Hebräischen, welcher Luther bei seiner Bibelübersetzung behilflich gewesen, des berühmten Stadtschreibers Konrad Peutinger*), dem wir die Erhaltung der unschätzbaren römischen Reisekarte verdanken, ferner der des Achill Pirmin Gasser, des Geschichtsschreibers seiner Vaterstadt und des vielgelehrten Marx Welser, des gründlichen Kenners und Sammlers ihrer Alterthümer, endlich der Georg Fuggers, dessen wir oben gedacht und der des Marquard Freher, des kurpfälzischen Vicepräsidenten, eines der ersten Herausgeber von Quellenschriftstellern deutscher Historie, werden stets mit hohen Ehren im Pantheon unserer Nation prangen. Und all diese Männer nannten Augsburg mit Stolz ihre Vaterstadt.

Nicht minder eifrig pflegte man die, das Leben verschönernden und veredelnden Künste. Ausser den weltbekannten Kunstsammlungen der Fugger waren auch die Welserischen, Bimmelischen und Hainhoferschen berühmt, und in den Häusern der Hopfer, Buroner und Steininger

*) Sein vierjähriges Töchterlein Juliana begrüsste 1504 Max I. mit einer zierlichen lateinischen Rede. Als der leutselige Fürst es aufforderte, sich eine Gnade zu erbitten, bat das Kind unbefangen „um eine schöne Docken." Und als dreizehn Jahre später Ulrich von Hutten auf Peutingers Betrieb von Max vor versammeltem Hofe als Dichter gekrönt werden sollte, war es eine andere Tochter desselben, die schöne Constanze, welche den Lorbeerkranz geflochten und dem Kaiser überreichte.

wurde man von reichen Sammlungen der grössten Seltenheiten überrascht. All diese Herrlichkeiten hat der dreissigjährige Krieg zerstreut und vernichtet und die reichsten Geschlechter waren gezwungen, sie zur Fristung des nackten Lebens hinzuopfern. Was annoch geblieben ist kaum ein Schatten des einstigen Glanzes.

Augsburg selbst besass eine nicht unansehnliche Zahl namhafter Künstler. Allen voran muss hier Elias Holl genannt werden, der damals in Deutschland wohl Wenige seines gleichen hatte. Er bildete seinen Geschmack in Venedig, ward dann zum Stadt-Werkmeister ernannt und erbaute als solcher das schönste Denkmal Augsburgs und heute noch dessen Stolz, das prächtige kühn emporgegipfelte Rathhaus, dessen Gemächer Matthäus Gundelach und Johann König, dessen berühmten goldenen Saal Kager und Rottenhammer später mit werthvollen Oel- und Wandbildern schmückten. Für den gelungenen Bau erhielt Holl als besonderes Ehrengeschenk 600 Goldgulden in einem silbernen Becher. Das Zeughaus, der Thurm von St. Anna, die Fleischhalle und das Hospital, viele Thorthürme so wie mehrere Zunft- und Privathäuser sind sein Werk. Das wahrhaft fürstliche Schloss auf dem Wilibaldsberge erbaute er für den Bischof von Eichstädt. Ungerechtfertigter Eifer der Katholischen, deren Kirchen er mied, trieb ihn aus der Vaterstadt, wo er, mit den Schweden zurückgekehrt die Befestigungswerke anlegte, aber bald darauf mit Verlust seines mühsam errungenen Vermögens starb. Beinahe gleichzeitig wirkte ein anderer Stadt-Werkmeister Burkhart Engelberger. Von ihm rührt der hohe Thurm bei St. Ulrich her.

Hier wurde Hanns Holbein, einem sehr verdienten Maler der alten schwäbischen Schule, dessen Bilder voll des individuellsten Lebens durch Weichheit und Anmuth sich auszeichnen, 1498 sein weit berühmterer Sohn gleichen Namens, unser deutscher Raphael geboren. Der Vater zog bald darauf mit seiner ganzen Familie nach Basel. Der jüngere Holbein, der später in seiner Vaterstadt so manches schöne Werk geschaffen, feierte jedoch die glänzendsten Triumphe am Hofe Heinrich VIII. von England. Von Hanns Burgmair, einem höchst bedeutenden Maler seiner Zeit haben sich nur spärliche Reste von Fresken erhalten. Er hatte die Häuser der Fugger auf dem Weinmarkt damit geschmückt. Im Dienste dieser Mäcene wirkte hier 1530 nicht allein Tizian selbst, den sie hiefür mit 3000 Goldkronen lohnten, sondern auch Antonio Ponzano, dessen Arbeiten man oft mit denen seines grossen Meisters verwechselte und Christoph Amberger, nach seiner Vaterstadt benannt, den Kaiser Karl sogar mit Tizian verglich. Vogtherr Licinus, Heinz und Bocksberger malten hier, nicht minder der berühmte Peter Candid, der Hofmaler Max I. von Bayern. Von diesen Meistern rührten viele der mitunter trefflichen Fresken an öffentlichen und Patricier-Häusern her, die bis auf wenige Reste der Zeit oder dem Unverstande barbarischer

Neuerungssucht zum Opfer fielen. Schon in den Anfang des XVII. Jahrhunderts fällt die Thätigkeit Mathias Kagers, eines Münchners, der später selbst zum Bürgermeister seiner neugewählten Vaterstadt aufstieg, und der nicht allein in den vielen Kirchen derselben, sondern auch an allen städtischen Gebäuden, dem Rathhaus, den Stadtthürmen, dem Weberhause höchst werthvolle Proben seiner Kunst hinterliess.

Unter den Kupferstechern waren die ersten Hieronymus Hopfer und Jobst Dennecker, der den berühmten Basler Todtentanz herausgab. Ihnen folgte die Familie Custos aus den Niederlanden, dann die überaus fleissigen Brüder Wolf und Lukas Kilian, Zierden der Kunstgeschichte Augsburgs. Den ältesten Grundriss der Stadt hat 1521 Georg Selder gefertigt. Meisterarbeiten in edlen Metallen und Bronce, deren schönste nun im grünen Gewölbe zu Dresden, lieferten Kellerthaler und Christoph Stauditz, dann Lenkert, von dessen kunstfertiger Hand eine prächtige Lampe im Dome und ein silberner Altar beim heil. Kreuz zeugen, welchen Herzog Wilhelm V. 1610 dahin gestiftet. Als tüchtigster Bildhauer seiner Zeit galt der Weilheimer Georg Petel; Melchior Baumgartner glänzt als Ebenist, der Füssner Martin Furtenbach als äusserst geschickter Mechaniker. Als verdiente Stempelschneider werden Kornmann und Mayer genannt, und selbst als Wachsbossirer machten sich Andrä Atemstedt und Holls Tochtermann Daniel Neuberger in weiten Kreisen einen Namen.

Die herrlichsten Rüstungen französischer, italienischer und spanisch-habsburgischer Fürsten, deren manche mit zu dem werthvollsten Schmucke des weltberühmten Museums Clugny zu Paris gehören und siegreich mit den Mailändern um die Palme streiten, rühren von Augsburger und Münchner Künstlern her.*) Auch die Giessereien der Augsburger,**) für welche der Rath ein eigenes Giesshaus erbauen liess, waren weit und breit berühmt. Sie arbeiteten nicht allein für die Stadt, welche dort schon 1502 35 metallene Stücke fertigen liess, sondern wurden auch von auswärts, besonders von Karl V. vielfach beschäftigt. Gar manche der meisterhaften lebensgrossen Erzbilder, die vor Kaiser Maxens Sarkophag in Innsbruck Wache halten, mögen hier glänzend aus ihrer Form erstanden sein. Ja selbst der ganze Entwurf jenes trefflichen Denkmals wird dem Augsburger Künstler Seissenhofer zugeschrieben. Die Namen eines Oberacker und Löffler werden als Giessmeister ge-

*) Professor von Hefner-Alteneck, der Director des Münchner Kupferstich-Cabinets hat diess aus den herrlichen Original-Zeichnungen erwiesen, die er eben so scharfsichtig als glücklich aus dem, von seinen Vorgängern sogenannten Ausschusse, wieder hervorgezogen.

**) 1378, meldet Gasser, habe hier Johann von Arau zuerst 3 Stücke gegossen und 1381 zogen die ersten 30 Büchsenschützen aus den Thoren Augsburgs zum Städtekrieg.

nannt. — Noch heute befindet sich die Stückgiesserei des bayerischen Heeres hier und in den alten Räumen, und die überaus zierlich gearbeiteten Riesenrohre, die vor und im Zeughause liegen, sprechen für die Kunstfertigkeit der alten Meister.

Die Kirchenmusik wurde von protestantischer wie katholischer Seite eifrigst gepflegt. Dort sorgten Salminger, J. Paix und Gumpelzhaimer, hier der Benedictiner Treer, ein Schüler Orlandos und die Fuggerschen Hofcapellmeister Aichinger, Boets und Hassler. Philipp Hainhofer, der Prediger Paul Jenisch und Bessardus waren der Hausmusik eifrige Pfleger. —

Auf unserem Bilde aber hat Professor Ferdinand Piloty gezeigt, welche Wirkung und Tiefe der Farbe die Freskomalerei unter dem Pinsel eines Meisters zu erreichen vermag. Es ist unstreitig eines der schönsten, ja, wenn man den trefflichen Aufbau mit der überaus saubern und fleissigen Ausführung zusammenhält, vielleicht das schönste der ganzen Reihe. Nur Schwoisers Turnier und Prof. Müllers Einzug in Prag, jedes wieder mit ihren eigenthümlichen Vorzügen ausgestattet, dürften mit ihm um die Palme ringen. Sinnvoll wurde der Vorwurf des Ganzen als ein Besuch der Familie Welser bei den Fuggern aufgefasst, und das Bild enthält viele Porträts. Auf der rechten Seite tritt Franz Welser,*) der Vater der schönen Philippine, mit dieser ein. Ihr naht sich der junge Erzherzog Ferdinand, des römischen Königs Sohn, galant eine Rose bietend. —

Der junge neunzehnjährige Ferdinand war 1547 mit seinem Vater, dem römischen Könige Ferdinand I. auf den Reichstag nach Augsburg gekommen. Dort sah er Philippine zuerst und ihr Anblick gewann sein ganzes Herz. Täglich war er vor ihrem Wohnhause auf dem alten Heumarkt schmachtend oder sein Ross courbettirend zu sehen. Auch sie liebte den schönen fürstlichen Jüngling, aber ihre Tugend und die Vorsicht der klugen Mutter hielten strenge Wacht, und nur der Schwur am Altare sollte seine standhafte Liebe krönen. Er ward 1550 ohne Wissen und Willen des Vaters und des strengen Oheims und Herrn Karl V. geleistet, und Philippine die Seine. Acht lange, bange Jahre zürnte der Vater. Da brachten treue Freunde am Hofe die unglückliche schöne Frau, verkleidet mit einer Bittschrift in der Hand, vor die Augen des Kaisers. Der verzieh, gerührt von ihrem Verstande und ihrer Holdseligkeit, erklärte die Ehe für giltig, ihre beiden Knaben aber nur für Markgrafen von Burgau. Der ältere, Karl, der später die böse Sibylla von Cleve heimführte, folgte dem Vater in dieser Herrschaft, der jüngere, Andreas, ward Cardinal. Mit ihnen erlosch die Nach-

*) Er hatte mit Anna Adlerin von Zinneberg diese Herrschaft, von der sich jetzt eine Linie der Grafen Arco nennt, erheirathet.

kommenschaft der schönen Augsburgerin. Als 1565 die Erzherzoge das Erbe des Vaters theilten, erhielt Ferdinand Tyrol und Vorder-Oesterreich. Nun zog er mit den Seinen nach Innsbruck und dem so wundervoll gelegenen Ambras. Hier starb Philippine 1580, und der trauernde Gatte liess seiner „charissima conjux,“ mit der er 30 Jahre der glücklichsten Ehe verlebt, ein herrliches Grabmal errichten. Weit berühmt und viel besungen wegen ihrer zarten Schönheit soll namentlich ihre Haut so durchscheinend gewesen sein, dass man den rothen Wein, den sie trank, durch die Kehle gleiten sah. Der Verdacht einer Vergiftung ist sicher völlig grundlos. —

Den Welsern entgegen tritt, im rothen mit Gold gestickten Ueberwurfe, Jakob Fugger, neben ihm befinden sich Ulrich und Georg. Links oben an diese schliesst sich der ältere Holbein mit seinem Sohne an, ein Bild vorweisend. Dazwischen, ausgezeichnet durch seinen mächtigen Bart, der berühmte Hauptmann der Stadt, Schärtlin von Burtenbach. Im Vordergrund erblicken wir Konrad Peutinger in stattlicher Figur in grünem Gewande, neben ihm sitzend seine Frau. Dazwischen Johann Baumgartner und neben diesem im schwarzen Gewande Adolph Occo. Ganz nach links steht Holl mit dem Zirkel in der Hand, hinter ihm Engelberger und Dennecker im Gespräch. Ganz rechts im Mittelgrunde erblicken wir eine Gruppe Handwerker um das Modell zu Kaiser Maxens Grabdenkmal. Der offene Bogen gestattet den Ausblick vom Weinmarkte gegen St. Ulrich hinauf.

Sommerschaft der schönen Augsburgerin. Als 1564 die Erzherzoge das Erbe des Vaters theilten, erhielt Ferdinand Tyrol und Vorder-Oesterreich. Nun zog er mit den Seinen nach Innsbruck und dem so wundervoll gelegenen Ambras. Hier starb Philippine 1580, und der trauernde Gatte liess seiner „charissimae conjux," mit der er 30 Jahre der glücklichsten Ehe verlebt, ein herrliches Grabmal errichten. Weit berühmt und viel besungen wegen ihrer zarten Schönheit soll namentlich ihre Haut so durchscheinend gewesen sein, dass man den rothen Wein, den sie trank, durch die Kehle gleiten sah. Der Verdacht einer Vergiftung ist sicher völlig grundlos. —

Den Welsern entgegen tritt, im rothen mit Gold gesticktem Ueberwurfe, Jakob Fugger; neben ihm befinden sich Ulrich und Georg. Links oben an diese schliesst sich der ältere Holbein mit seinem Sohne an, ein Bild vorzeigend. Dazwischen, ausgezeichnet durch seinen mächtigen Bart, der berühmte Hauptmann der Stadt: Schärtlin von Burtenbach. Im Vordergrund erblicken wir Konrad Peutinger in stattlicher Figur in grünem Gewande, neben ihm sitzend seine Frau. Dazwischen Johann Baumgartner und neben diesem im schwarzen Gewande Adolph Occo. Ganz nach links steht Holl mit dem Zirkel in der Hand, hinter ihm Rehlinger und Heinecker im Gespräch. Ganz rechts im Mittelgrunde erblicken wir eine Gruppe Handwerker um das Modell zu Kaiser Maxens Grabdenkmal. Der offene Bogen gestattet den Ausblick vom Weinmarkte gegen St. Ulrich hinauf.

Das vereinigte Königreich.

Maximilian Joseph I.

138. Kurfürst Max Joseph hält seinen Einzug in München 1799.

Erlöst von dem schweren Alp langjähriger Missregierung athmete jede Brust wieder freier, als die dumpfen Glockentöne der Frauenkirche den Tod des greisen Karl Theodor und damit das Ende der unheimlichen bedrückenden Willkührherrschaft seiner Günstlinge verkündeten. War doch sein Nachfolger jener milde, menschenfreundliche Maximilian von Zweibrücken, der den Münchnern längst lieb und werth geworden, als er früher mehrmals am Hofe des Kurfürsten in ihrer Mitte weilte. Auf ihm, dem IV. dieses Namens, ruhte der Segen seines Pathen, des unvergesslichen Max Joseph III. Ohne Hoffnung auf ein selbständiges Gebiet lag er jahrelang als königlich französischer Oberst des Regiments Alsace in Strassburg, erbte 1795 nach seines Bruders Karl Tode das Herzogthum Zweibrücken, welches jedoch schon von den Neufranken besetzt war, und musste desshalb, da er beim Ausbruche der Revolution den Dienst verlassen hatte, mit seiner Familie zu Mannheim in so beschränkten Verhältnissen leben, dass ihm bei seiner zweiten Vermählung ein Hochzeitgeschenk der Stände Bayerns von 10,000 Livres hochwillkommen war.

Umjubelt von den Bayern, die in ihm ihren Erlöser erblickten, traf er, vier Tage nach Karl Theodors Tode am 20. Februar in München ein.

Den festlichen Einzug mit den Seinigen verschob er bis nach den ersten Trauerwochen. Der fand denn am 12. März statt. Begleitet von den drei Kindern erster Ehe mit der darmstädtischen Wilhelmine, die er 1796 verloren: dem dreizehnjährigen Kurprinzen Ludwig, dem jetzigen greisen König Ludwig I., der eilfjährigen Auguste, der Wittwe Franz I. von Oesterreich und dem erst vierjährigen Prinzen Karl fuhr er seiner Gemahlin, der jungen, 23 Jahre alten, in Schönheit strahlenden Karoline aus dem Hause Baden bis Schwabhausen entgegen. So vereinigt erfolgte der feierliche Einzug durch das Karlsthor in die Hauptstadt der gesammten pfalzbayerischen Lande. Wie ein Vater zu seinen Kindern, nicht wie ein gebietender Herr zu angeerbten Unterthanen kam Max Joseph, und wie ein Vater wurde er empfangen. Rings um ihn brausten

die Wogen eines Volkssturmes der Freude die aus dem innersten Herzen kam, der tausenden von Augen Thränen entlockte. Ein ihm wohlbekannter Biedermann, der Brauer Pschorr, drängte sich an den, Schritt für Schritt durch die dichten Massen fahrenden Wagen und streckte ihm, voll überströmenden Gefühles die Hand mit den Worten entgegen: „O Maxel weil nur du da bist, jetzt geht alles gut.“ Jeder wollte einen Blick aus den offenen, liebevollen Augen des neuen Herrn, ein freundliches Lächeln der schönen Landesmutter erhaschen. Selten ist wohl ein neuer Regent mit so allgemeiner Begeisterung, mit so überzeugungsvollem Glauben an eine bessere Zukunft aufgenommen worden. Eine glänzende Beleuchtung schloss den unvergesslichen Tag, und am 26. März, an dem auch die Siegesbotschaft von Stockach eintraf, betrat das hohe Paar zuerst das Schauspielhaus, wo man die damals höchst beliebte Oper Winters: das unterbrochene Opferfest, gab. —

Aber in welchem Zustande verliess Max Joseph seine rheinischen, in welchem fand er seine bayerischen Lande! Wahrlich es gehörte mehr als gewöhnlicher Muth dazu das Ruder eines Staates zu ergreifen, den, ein leckes, halbzerfallenes Wrack, die Stürme von aussen unaufhaltsam dem Untergange zuzutreiben schienen. Alles war herabgekommen. Die Staatsverwaltung ohne Ansehen, Einheit und Kraft, die Aemter durch schamlose Käuflichkeit und den herrschenden Nepotismus häufig in den Händen der gewissenlosesten und unfähigsten Subjecte. Anwartschaften, selbst der Weiber auf dieselben wie auf einen Erbpacht, die sich dann einen Mann dazu suchten oder einen erbärmlich bezahlten Löhner aufstellten.*) Der Staatsschatz war leer, dazu die Schulden ohne Verhältniss zur Einnahme, aber alles mit einem dichten Schleier umhüllt, um die saubere Wirthschaft, bei der ein grosser Theil in den Taschen der hohen und niedern Einnehmer verschwand, dem Kurfürsten zu verbergen. Die Landschaft — die damaligen Landstände — die sich selbst wieder postulirten, waren ein Gespött des Landes und ein sklavisches Werkzeug in den Händen der Camarilla. Die Steuern, in der ungerechtesten Weise vertheilt, lagen fast ganz auf den Schultern des Bürgers und Bauern. Das Heer war tief herabgekommen, schlecht organisirt, schlecht geübt, Rumfords wohlthätige Reformen wieder ins Stocken gerathen. Es zählte bei einer übermässigen Anzahl von Generalen und Officieren auf 28 Regimenter nur — 8000 Mann und darunter für 8 Reiter-Regimenter — 700 Pferde. Die Zeughäuser stunden leer, und der wenige Vorrath war noch 1797 von den Oesterreichern mit fortgenommen worden. Das Volk endlich, zurückgeblieben unter geistlichem und weltlichen Druck, wieder tief in die beliebte und geliebte Dummheit

*) So finden wir z. B. in der Oberpfalz ein adeliges Fräulein als Oberförster an der Spitze einer Reihe von Forstbeamten.

versunken; die altbayerischen Provinzen schwach bevölkert, kurz die schönen Saaten Max III. verkümmert, ehe sie gereift, verwelkt unter dem Frost der Theilnahmlosigkeit von Oben, oder absichtlich ganz mit der Wurzel ausgerissen. So sah es im Innern aus.

Und nun im Aeussern! Die rheinischen Lande grösstentheils von den Truppen der Republik überschwemmt und ausgesaugt, und Mannheim, die Hauptstadt in ihren Händen. Altbayern und die Oberpfalz von den verbündeten Oesterreichern besetzt und von Osten her ein russisches Hilfsheer erwartet, das seinen Weg durch Bayern nahm.

Seit fünf Jahren war in Deutschland und Italien der Krieg gegen die Franzosen mit wechselndem Erfolg geführt worden. Das schwache bayerische Contingent hatte sich dabei in ehrenvoller Weise betheiligt. Von der Coalition gegen die Neufranken war jedoch Preussen schon 1795 zurückgetreten und schloss zu Basel seinen Separatfrieden. Die ganze Nordhälfte Deutschlands war mit in dessen Demarcations-Linie gezogen. Auch Würtemberg und Baden machten ihren Frieden mit der Republik, und so war es zuletzt Bayern allein, welches an Oesterreichs Seite auf dem Kampfplatze in Deutschland aushielt. Im Jahre 1797 am 4. September ward auch mit diesem der Friede von Campo Formio geschlossen. Er gab die Niederlande und das linke Rheinufer an Frankreich und überliess dafür Oesterreich ganz Venetien. Welche anderen Absichten dieser Staat damals auf das Gebiet seines einzigen, treu gebliebenen Alliirten in Deutschland durchführen wollte, haben wir früher erwähnt.*) Zur Bereinigung der einzelnen Artikel jenes Friedens trat noch am Schlusse des Jahres der Congress zu Rastatt zusammen. Hier war die Intrike im vollen Gange; Talleyrand sass wie der Vogelsteller an seinem Herde und fing gar manchen deutschen Gimpel mit süssen Versprechungen. Die andern Gesandten, rohe Republikaner, behandelten das ganze Reich en canaille.

Damals bestieg Paul den Thron Russlands und war entschlossen, seinem Reichswappen entsprechend, als ein neuer St. Georg gegen den Drachen der Revolution aufzutreten. Auch England schürte und sicherte bedeutende Subsidien. Paul hatte sich zum Grossmeister des Malteser Ordens wählen lassen, erachtete sich dadurch zur Einmischung in die Angelegenheiten Italiens und des Mittelmeeres berechtigt und erklärte an Frankreich den Krieg. Der schreckliche Suwarow setzte sich gegen Italien in Marsch. Seiner harrte das österreichische Heer zwischen Lech und Donau und schon im Februar 1799 stund wieder alles zu neuem Kriege bereit. Der Congress, kaum je ernstlich gemeint, diente nur dessen Vorbereitungen zu verstecken, die Situation schärfte sich immer mehr und die Franzosen begannen den Kampf, anfangs zu ihrem

*) s. S. 363 ff.

Nachtheile in Schwaben und in der Schweiz. Da durchhieb der berüchtigte Rastatter Gesandtenmord am 28. April den Knoten völlig. Bayern war dessen unschuldige Veranlassung. Wir kennen die Verhandlungen wegen Abtretung des Landes, welche Karl Theodor mit Oesterreich gepflogen. Sein Tod vereitelte den Plan. Da hofften die Lenker des Wiener Cabinets Thugut und Lehrbach den neuen Kurfürsten durch seine geheimen Verbindungen mit Frankreich als Reichsverräther zu compromittiren. Sie vermutheten die gravirenden Schriften bei den abreisenden Gesandten und Lehrbach liess dieselben durch Szekler Husaren frischweg banditenmässig ermorden. Man fand nichts und mit dem Verbrechen war, was bekanntlich politisch weit schlimmer ist, ein arger Fehler begangen worden. Die zweite Coalition gegen Frankreich wurde von Oesterreich und Bayern mit Russland, England und der Pforte geschlossen.

Bayerns schwaches Contingent half theilweise Philippsburg vertheidigen, theils stritt es in meist siegreichen Gefechten am Neckar und Mittelrhein, wo der später so berühmt gewordene Wrede seine Soldatenlaufbahn eröffnete. Der grösste Theil stund unter dem österreichischen General Sztarray mit den Russen unter Korsakow vereint in der Schweiz, und theilte mit ihnen am 24. September die furchtbare Niederlage bei Zürich. Der Kampf dauerte mit wechselndem Glücke fort und endete für das letzte Jahr des achtzehnten Jahrhunderts mit der Wegnahme Mannheims.

Aber die plötzliche Rückkehr Bonaparte's aus Aegypten am 9. October hatte die ganze Lage in Frankreich mit Blitzesschnelle verändert. Vier Wochen nach jener Rückkehr war das Directorium gestürzt, und wieder vier Wochen später am 13. December er selbst zum ersten Consul erwählt. Sein eiserner Wille schuf bald eine ungeheuere Streitmacht und schon damals suchte der schlaue Corse die kleineren Fürsten Deutschlands dem Interesse des Kaisers abwendig zu machen. Max Joseph hielt fest an Habsburg, obgleich ihm nicht unbekannt geblieben, dass dieses im ostensiblen Interesse des Malteserordens, dessen Güter der Kurfürst eingezogen, den Kaiser Paul aufgefordert hatte, Bayern von seinen Russen besetzen zu lassen und es dann an Oesterreich gegen Entschädigung abzutreten. Es wäre diess um so nöthiger, um den revolutionären Geist in diesem Lande zu ersticken, der da drohe von dort aus ganz Deutschland anzustecken. Schon war der Befehl hiezu an Suwarow ergangen, als Max durch Abordnung seines eigenen Vetters, Herzog Wilhelm von Birkenfeld in Petersburg die Wiederherstellung des Ordens zusagte und durch Schilderung seiner redlichen Absichten im Gegenhalte zu den Intriken des Wiener Hofes den Czaaren so zu überzeugen und zu gewinnen wusste, dass er jetzt sogar die Selbständigkeit Bayerns selbst gewährleistete.

Für den Feldzug von 1800 stund aber die Parthie weit ungleicher. Paul hatte, erzürnt über die Zweideutigkeit der österreichischen Staatslenker, denen der gerade, feurige Suwarow in Italien ein Dorn im Auge war, aus dem ihm fremden, seinen Finanzen höchst empfindlichen Kriege seine Russen in die Heimath gerufen. Sie zogen als Freunde durch Bayern. Preussen blieb partheilos hinter seiner schützenden Demarcationslinie. Auch das erschöpfte Oesterreich neigte zum Frieden, aber England trieb es durch sehr bedeutende Hilfsgelder und durch feierliche Gewährleistung des Besitzes von Italien zu erneutem Kriege. Der aber fiel höchst unglücklich aus. Der erste Consul erfocht in Italien den glänzenden Sieg bei Marengo und Moreau drang trotz der tapfersten Gegenwehr der Oesterreicher und Bayern — diese bildeten fast immer die Nachhut und retteten mit eigener Aufopferung das Heer aus den Engpässen an der Iller — durch Schwaben heraus bis mitten in Bayern. München war in seiner Gewalt; Munition und Geschütz, an 300 Kanonen und Mörser hatte General Hallberg noch glücklich nach Passau gerettet. Der Kurfürst ging nach Amberg, dann nach Würzburg. Nun schloss der Kaiser ohne dessen Wissen den Waffenstillstand von Parsdorf, der die Landesfestung Ingolstadt, dann Ulm und Philippsburg den Feinden zur Schleifung preisgab, und die Heere beider streitenden Partheien in Bayern festhielt, damit Oesterreich verschont bleibe.

Kurfürst Max hatte indessen seine Truppen mit Hilfe der englischen Subsidien — für 12,000 Mann jährlich nahe an 8 Millionen Gulden — ansehnlich gemehrt. Bei Mühldorf stunden unter den Generalen Zweibrücken, Wrede und Deroy 12,000 Mann, und bei Amberg war eine Reserve gebildet worden, welche Herzog Wilhelm commandirte und die mit den aus Ingolstadt, Ulm und Philippsbnrg eintreffenden Truppen auf 17,000 Mann stieg.

Mittlerweile kündigte Erzherzog Johann, der jetzt den Oberbefehl führte, den Waffenstillstand. Die Parthei der Intrikanten und ihr Schweif von vielgeltenden Dummköpfen*), welche den Einfluss und das Genie des Erzherzogs Karl fürchteten, hatten nämlich diesen bei dem Kaiser zu verdächtigen und vom Commando zu entfernen gewusst. Johann meinte die Franzosen in ihren Winterlagern unvorbereitet überfallen zu können, und so kam es, nach einigen weniger bedeutenden Gefechten, am 3. December zur Hauptschlacht bei Hohenlinden. Dieser Ort liegt mitten in dem etwa vier Meilen östlich München sich ausbreitenden Ebersberger Forst, der, ausserdem wenig gangbar, von den Hauptstrassen nach Mühldorf und Wasserburg durchschnitten wird. Der völlig uner-

*) Wer übersieht nicht lieber seine Umgebung, als dass er von ihr übersehen wird? Da ist es doch sehr begreiflich, dass Jene, welche die freie Wahl haben, und nur die eigene Bequemlichkeit und nicht das Wohl des Ganzen ins Auge fassen, zu Leuten von der ersten Sorte greifen.

fahrene, erst 19 Jahre alte Erzherzog hatte eine treffliche Stellung auf dem rechten, dominirenden Ufer des Inn, verliess dieselbe aber und rückte den Franzosen entgegen. Moreau, von all seinen Planen unterrichtet, überfiel rasch zuvorkommend die anmarschirenden feindlichen Colonnen schon in den dichten Wäldern bei dem heftigsten Schneegestöber, und wusste sie durch geschickte Manöver so zu verwickeln, ihre Verbindung und jeden Aufmarsch so zu hindern, dass sie nur mehr in einzelnen Abtheilungen, in den Flanken angegriffen, ohne Zusammenhang fochten. Als sie endlich durch eine gelungene Umgehung ihre Rückzugslinie bedroht sahen, riss die heilloseste Verwirrung ein und alles eilte in wilder, regelloser Flucht über den Inn zurück. Nur dem tapferen Chevauxlegers-Obersten Dorth gelang es, den Franzosen drei Geschütze, wohl die einzigen Trophäen der Deutschen aus dieser Schlacht, zu entreissen. Auch Wrede vermochte, nachdem er einige Tausende Bayern und Oesterreicher zusammengerafft, die Flucht einigermassen zu decken, und seinen Heerhaufen geordnet nach Mühldorf zu führen. Das Heer war gesprengt und hatte 7000 Todte und Verwundete, 11,000 Gefangene und 100 Kanonen verloren. Die Franzosen drangen nach Oesterreich hinab, wo ihre Vorposten nur mehr zwei Tagmärsche von Wien entfernt waren. Nun kam es zum Waffenstillstand. Am 1. Januar 1801 ward der Congress eröffnet, der am 9. Februar zum definitiven Frieden von Luneville führte. Schon vier Wochen früher hatte Max Joseph seine Truppen auf den Friedensfuss gestellt.

Wieder rückte Oesterreich mit den alten Erwerbungsgelüsten Bayerns, diessmal gar bis an den Lech hervor, und liess bereits Passau besetzen. Aber die Chancen stunden günstiger, als zu Campo Formio. Im richtigen Augenblicke hatte nämlich der scharfblickende Montgelas den klugen und gewandten Herrn von Cetto nach Paris geschickt, der dort gegen die Absichten des Wiener Hofes die Gewährleistung des bayerischen Gebietes und völlige Entschädigung auswirkte. Es lag in Frankreichs Plan, Bayern so zu kräftigen, dass es eine respectable Mittelmacht gegen den Kaiserstaat bilde. Und darum erklärte es denn zu Luneville, dass das Gleichgewicht Europas allerdings ein mächtiges Oesterreich, jenes von Deutschland aber ein kräftiges Bayern verlange. — Wie dieses geschehen, und wie es für sein verlorenes linksrheinisches Gebiet entschädigt worden, soll bei dem folgenden Blatte berichtet werden.

Und nun wieder zu den inneren Angelegenheiten, deren Verbesserung der Kurfürst mit Feuereifer in die Hand nahm. Schon durch das erste Edict, welches er am Tage seiner Ankunft in München erliess, stellte er die so höchst verderblichen Anwartschaften auf Staatsdienste und Lehen ab, die bisher von Karl Theodors Creaturen verhandelt, in vielen Fällen die Regierung gehindert, treue und thätige Diener zu belohnen.

Auch der Kauf und Verkauf der Officiersstellen, der dem Ansehen des Standes schweren Schaden brachte, unfähige Menschen, wenn sie nur Geld hatten, allmählig in die ersten Stellen förderte und das Vorrücken braver und talentvoller Männer erschwerte, ward aufgehoben. Am 23. April folgte das Decret, welches die vielerlei Verwaltungsstellen auflöste und in die drei Landesdirectionen von Bayern, Oberpfalz und Neuburg zusammenfasste und endlich folgte die Bildung eines neuen Conferenz- und Staats-Ministeriums, in welches neben Hompesch und Hertling auch der hochgebildete biedere Graf Morawitzky wieder eintrat, der aus Unmuth den Dienst unter Karl Theodor quittirt hatte Die Seele dieses Ministeriums aber, ja des ganzen neuen Staatslebens war Max Joseph Graf von Montgelas, nicht mit Unrecht häufig der Richelieu Bayerns genannt. Das war ein Charakter wie geschaffen für jene Zeit, um einen Staat mächtig und blühend zu machen. Ein Politiker par excellence, der sich weder auf Tendenzen und Velleitäten, noch auf doctrinäre Speculationen einliess, sondern die wahre Kunst der Politik verstund, nur mit gegebenen Grössen zu rechnen, die bestehenden Verhältnisse richtig zu benützen oder dieselben möglichst nach seinen Wünschen zu gestalten. Die Volksbeglückung par ordre war Mode geworden, und der sogenannte „aufgeklärte Despotismus" jener Zeit fand in dem früheren Illuminaten seinen trefflichsten Vertreter. Sein Wort: „Bayerns Geschichte ist die der verfehlten Gelegenheiten" gibt Zeugniss von seiner gründlichen Kenntniss derselben, verurtheilte die bisherige, rechtfertigt aber auch glänzend seine eigene Politik. Darum wusste Kaiser Franz gar wohl was er wollte, als er auf dem Wiener Congress die Entfernung dieses Mannes verlangte. Sie hat sich bitter fühlbar gemacht. — In München 1759 geboren, in Frankreich acht Jahre lang erzogen, war er ganz ein Kind jener frivolen, genialen Richtung geworden, welche die Revolution zeugte und gebar. Sie führte ihn in die Arme der Geheimbündler. Auf ihrer Liste gefunden, musste der junge, in Ungnade gefallene Hofrath München verlassen. Der wohlunterrichtete, feingebildete und gescheidte Mann fand dagegen freundliche Aufnahme am Zweibrücker Hofe, von wo er jetzt mit dem neuen Herrn als geheimer Rath nach München zurückgekommen war. Ihm wurden die auswärtigen Angelegenheiten besonders übertragen, und fürwahr, der stets im Frack, kurzen Beinkleidern und weissseidenen Strümpfen erscheinende zierliche Herr, sorgfältig gepudert mit der charakteristischen grossen Nase und dem spöttischen Munde, aus hellen geistsprühenden Augen blickend, den Tafelfreuden nicht abhold, die er aber gerne durch eine geistreiche Unterhaltung würzte, war in seinem Gebahren und seiner äusseren Erscheinung: „Jeder Zoll ein Diplomat."

Neues Leben pulsirte von nun an in allen Adern des Staates und verlieh ihm eine nie geahnte Frische. Taub gegen das Grollen oder den

Jammer der Privilegirten ward die Gleichheit der öffentlichen Lasten für alle Staatsbürger durchgesetzt. Ein zeitgemässes Toleranz-Edict, welches die freie Niederlassung aller christlichen Confessionen in Bayern, die Gleichberechtigung aller zur Anstellung im Staate aussprach, wurde erlassen, die Vorrechte abgeschafft, welche sich die Katholiken in der Rhein- und Oberpfalz unter der bigotten Herrschaft der letzten neuburgischen Kurfürsten erpresst hatten. Man sprach damals noch von Toleranz, aber diess Wort schon klingt wie eine Beleidigung gegen unsere Mitchristen. Nicht dulden, nein, ganz und voll gelten müssen wir sie lassen in ihrer Eigenthümlichkeit, wie wir diess für uns in Anspruch nehmen. Die lang verpönten gemischten Ehen wurden freigegeben, die Bestimmung über die Confession der Kinder auf die gerechteste Weise geordnet. Eine Deputation von Münchner Bürgern wagte, vom Clerus aufgestachelt, dem Kurfürsten einen Protest gegen das neue Toleranz-Edict, und besonders gegen die Ansässigmachung eines gewissen Michel, eines reformirten Pfälzers, in der bisher so rein katholischen Stadt zu überreichen.*) Noch an demselben Abende traf der Befehl aus Nymphenburg ein, bei Vermeidung strenger Strafe Michel unverzüglich als Bürger aufzunehmen.

In der richtigen Ansicht, dass nur ein geistig und sittlich gebildetes Volk zu regieren sei, berief man an die, seit 1800 aus der Landesfestung Ingolstadt nach Landshut verlegte Universität freisinnige Geistliche, darunter den trefflichen Sailer, welchen die Ultramontanen aus Dillingen vertrieben hatten, für die Lehrstühle der Theologie und Philosophie und den berühmten Rechtslehrer Gönner von Bamberg für den der Jurisprudenz. Unter jenen Theologen befand sich auch Socher, von dem Kant sagte: „Von allen meinen Schülern hat mich keiner so ganz verstanden, als ein armer Landpfarrer bei München.“ Er musste seinerzeit die Werke des grossen Philosophen als schwer verpönte Waare in Getreidsäcken in seinen Pfarrhof schmuggeln. Damals kamen auch Wiesmayer und Schiegg, der tüchtige Astronom, nach Bayern. Energisch ging man an die Verbesserung der Volksschulen. Vor allem befreite man sie von der ausschliesslichen klerikalen Oberleitung und bestellte weltliche Schulräthe und Visitatoren. Man gründete eigene Anstalten für die Bildung tüchtiger Lehrer, und selbst die Juden erhielten ihre besonderen Unterrichts-Anstalten. Eine Lehrschule für Taubstumme, eine Forstschule, eine Lehranstalt für Geburtshilfe und für Landärzte trat

*) Wem fallen hier nicht die Verhältnisse in Tyrol ein, wo man dem gläubigen Volke auch aus der Ansässigmachung der Protestanten des Himmels Zorn, Mord und Todtschlag prognosticirt. Gott aber will den Frieden und die Liebe unter all seinen Kindern, und die verschiedenen Confessionsverwandten werden sich immer gut vertragen, wenn nur — ihre Priester nicht das Gegentheil von dem wollen was Gott will.

ins Leben. Gute Schulbücher kamen, wenn auch aus protestantischen Gegenden ins Land. Durch sie sollte endlich hellere Einsicht verbreitet und das Vertrauen auf abergläubische und schädliche Gebräuche, Hexenpulver und Hexenrauch, Exorcismen bei Menschen und Vieh, Wetterläuten u. dgl. erschüttert werden. Umzüge und Wallfahrten, von denen schon Thomas a Kempis sagt: „Wenige werden durch Krankheit besser, wie auch die, so viel wallfahrten gar selten heiliger werden," wurden möglichst beschränkt oder ihrer verlockenden Ostentation beraubt. So sollte sich fortan die Fronleichnamsprocession gereinigt von allen Bruderschaftskutten und Bussäcken, Kreuzschleppern, gepuderten Engeln und anderen kindischen Maskeraden in einfacher Würde durch die Strassen bewegen. Die Spielereien in den Kirchen mussten aufhören und einer edleren Gottesverehrung Platz machen. Darin aber hatte man es versehen, dass all diese unzweifelhaft guten und wohlgemeinten Verordnungen in rein kirchlichen Dingen von der weltlichen Behörde erlassen wurden und man die Bischöfe gänzlich umging. Selbst die vernünftigsten Geistlichen fanden sich dadurch mit Recht verletzt, während die rohe und bigotte Meute der immer bereiten Kläffer das Volk hetzte, und ihm die so nothwendige und heilsame Minderung der vielen Feiertage und Bittgänge, und die Abstellung anderer Auswüchse des Cultus als eine Verfolgung der Religion selbst vorstellte.*) Durch viele treffliche Verordnungen trug man für die Volksbelehrung Sorge. Es wurde aber nicht wie in früheren Zeiten nur grob und apodiktisch befohlen, sondern durch Anführung der Gründe zu überzeugen getrachtet. Was in dem durch den Krieg furchtbar ausgesaugten Lande zur Unterstützung der Landwirthschaft, zur Hebung des gemeinen Mannes in seiner sittlichen Würde geschehen konnte, geschah. Darum wurde auch gegen die verletzende Rohheit vieler Beamten, die sich besonders auf dem Lande wie Paschen betrugen, und welche in ihrer Liebe zum gewohnten Schlendrian und ihrem Hass gegen jede Neuerung durch unvernünftige, rohe und gewaltsame Ausführung der bessten Verordnungen diese selbst verhasst zu machen suchten, mit aller Schärfe eingeschritten.

Mitten in den Kriegswirren wurden eine Feuerversicherungs-Anstalt, eine Wittwen- und Waisencasse für die Hinterlassenen der Staatsdiener gegründet. Der Impfzwang ward eingeführt, die Wirthe befreite man von der Last, im Interesse der Privilegirten, von bestimmten Bräuern ihren Bedarf zu nehmen. Ebenso enthob man Jeden bei seiner Ansiedlung oder Verheirathung in einer anderen Gemeinde von der, unter dem Namen Sperrgeld üblichen verhassten Abgabe, die ihn zwang,

*) Eine verbrauchte Tactik, die auch heute wieder mit Eifer ins Werk gesetzt wird und immerhin noch manchen Gimpel fängt.

einen Theil seines Besitzes der früheren Heimathgemeinde zurückzulassen. Endlich wurde auch die allgemeine Verpflichtung zum Dienste im vaterländischen Heere ausgesprochen, wodurch man diesem die Blüthe der Landesjugend und nicht mehr, wie bisher häufig, verkommene Subjecte oder entlassene Insassen der Zucht- und Arbeitshäuser zuführte. Damit war das Militär aus einer Strafanstalt ein Ehrenstand geworden. — Lesen wir, wie diese und gar viele ähnliche Einrichtungen noch vor sechzig Jahren unserem Vaterlande fehlten, so dürfte wohl ein Kind unserer Tage gar wenig Sehnsucht empfinden nach jener „guten, alten Zeit,“ wie sie von gewisser Seite wieder so lieblich und lockend geschildert wird.

Den Einzug Max Josephs und seiner Gemahlin in München hat Vischer gemalt. Beide sind Porträts.

139. Huldigung der neuerworbenen Provinzen an Max Josephs Königsthron.

Die Stipulationen des Friedens zu Luneville und des ihm folgenden Reichsdeputations-Schlusses waren vollzogen, das Kurhaus Bayern trat die gesammte Pfalz, das Fürstenthum Zweibrücken, das Herzogthum Jülich nebst den kleinen Besitzungen in den Niederlanden an die gallobatavische Republik und das damals mächtig vergrösserte Baden ab. Die Entschädigung für die weltlichen deutschen Reichsfürsten sollte in dem Gebiete der todten Hand — dem geistlichen Gute — und in den minder mächtigen Reichsstädten gefunden werden. Und so erhielt Bayern denn: das Bisthum Freising, die Stadt Passau und die zum Hochstift gehörige Grafschaft Neuburg am Inn im altbayerischen Lande. In Schwaben das Gebiet des Bischofs von Augsburg, das geistliche Fürstenthum Kempten, die Abteien Ursberg, Wettenhausen, Roggenburg, Kaisheim, Elchingen, Söflingen, Ottobeuern, Irrsee und Wengen, dann die Reichsstädte Ulm mit bedeutendem Gebiet, Kempten, Memmingen, Kaufbeuern, Ravensburg, Wangen, Bopfingen, Buchhorn, Leutkirch, und die freien Leute auf der Haide, den kümmerlichen Rest des einstigen grossen Landgerichts in Schwaben. In Franken aber lag die Hauptentschädigung. Dort fielen an Bayern: die beiden geistlichen Fürstenthümer Würzburg und Bamberg, die im Gebiete von Ansbach zerstreuten Eichstädtischen Orte, das obere Bisthum genannt, die Abtei Ebrach, dann die Reichsstädte Rothenburg, Schweinfurt, Nördlingen, Windsheim und Dinkelsbühl nebst den freien Bauernschaften Gochsheim und Sennfeld am Maine. Der Gewinn war allerdings 92 Quadratmeilen und 120,000 Seelen; die Einkünfte hatten sich aber um 600,000 Gulden gemindert.

Auf die Säcularisirung der reichsunmittelbaren geistlichen Gebiete

folgte nun auch die Aufhebung der landsässigen Prälaturen, Abteien und Klöster mit Ausnahme der barmherzigen Brüder und Schwestern. Ihre gesammten Güter sollten zu den Staatsausgaben verwendet werden.

Die Procedur bei dieser Säcularisirung jedoch ist ein hässlicher Flecken in der Regierungsperiode Max Josephs. Hatten sich auch die Klöster überlebt, waren auch viele derselben in Ueppigkeit und Luxus versunken*), so boten doch wieder andere das Bild eines Vereines wahrhaft frommer gelehrter Männer, welche ihre bedeutenden Einkünfte zu grossartiger Pflege der Wissenschaft und Erziehung der Jugend verwandten. Ihre Auflösung und besonders in solcher Weise lässt sich weder vom Standpunkte des Rechts, noch der Humanität rechtfertigen. Aber der Wahn jener Zeit, im Namen der Vernunft und des Fortschrittes müsse mit Allem, was alt und ehrwürdig, gründlich aufgeräumt werden und die schlechte Speculation, die Henne mit den goldenen Eiern mit einemmale zu tödten, griffen durch. Und so eröffneten denn die Abgeordneten der Regierung, zumeist Voltairianer, Jakobiner und ehemalige Illuminaten, einen wahren Vernichtungskrieg. Wie Räuber fielen sie über das reiche Besitzthum der Hochstifte und geistlichen Corporationen her, und wo sich Gelegenheit bot, dem Christenthum recht frech in's Gesicht zu schlagen, kannte die Brutalität und Unverschämtheit dieser Menschen keine Gränzen. Mit aller Härte verjagten sie die Insassen aus ihren liebgewordenen, altehrwürdigen Räumen, schlugen viele der werthvollsten Archive und Bibliotheken nach dem Gewichte los, — nur die kostbarsten und seltensten Schätze, und diese bei weitem nicht vollständig, kamen in die königlichen Sammlungen nach München — beraubten die Kirchen ihrer Gemälde, ihres Schmuckes und ihrer höchst werthvollen reichen Gewänder, verkauften Marmorstatuen nach dem Quadratfusse, die stolzesten Gebäude, die fruchtbarsten Felder, die schönsten Waldungen an reiche Speculanten, meist Juden, um einen Spottpreis oder rissen erstere vollends in wahrhaft vandalischer Weise um des Kupfers und Eisens willen nieder. Subjecte, denen der Glaube an Gott und seine geoffenbarte Religion ein Kinderspott und ein albernes Mährchen war, fanden besonderes Vergnügen darau, mit ihrer Starkgeisterei zu prahlen. So war in einem fränkischen Kloster die Versteigerung der geweihten kirchlichen Geräthe anberaumt. Auch mehrere Juden hatten sich eingefunden. Noch aber stand der Priester messelesend am Altare. Dem Commissär dünkte die Zeit zu lang, er schritt ungeachtet der Bitten der anwesenden Juden, den Gottesdienst doch beenden zu lassen, an den Altar, ergriff den Kelch, schüttete die consecrirten Hostien verächtlich lächelnd zu Boden und bot das Gefäss zum Kaufe aus. Aber

*) Zur „Recreation" der jüngeren Herren Conventualen hielt z. B. die tiefverschuldete Abtei Langheim 16 Reitpferde.

der Allmächtige lässt seiner nicht spotten. Der freche Gottesläugner starb später, von Wahnsinn umnachtet, im Schweinstalle, grunzend wie ein Schwein. Die Gemahlin eines andern hochgeborenen Räubers war keck genug, mit den, einem vielbesuchten, wunderthätigen Marienbilde gestohlenen Diamanten auf dem Hofballe zu erscheinen. Der Kurfürst wies sie entrüstet hinaus. Erzürnt äusserte sich ein Würzburger Bürger darüber, dass die neue Regierung als erstes Geschäft die steinernen Wappen der Erbauer an den öffentlichen Gebäuden herabschlagen lasse. „Gottes Wunder" meinte ein dabei stehender Schacherjude, „ist es doch Brauch, dass der Dieb zuerst das Gemerk aus der gestohlenen Waare herausmacht." — Und zu allem Ueberfluss hatte der Staat den geringsten Vortheil von diesen Raubzügen, deren Beute zumeist in den Taschen der Plünderer und Speculanten verschwand, ersteren jedoch gar wenig Segen brachte.

Ueberdiess trat auch Oesterreich wieder mit einer Menge von Ansprüchen, nicht unähnlich den berüchtigten Reunionskammern Ludwigs XIV. auf. So strich der fromme Staat kurzweg sämmtliche in der Wiener Bank angelegten, zu kirchlichen oder wohlthätigen Zwecken bestimmten Capitale aller jener Orte ein, die jetzt an Bayern gefallen waren. Auch behielt er, obgleich zur Entschädigungsmasse Bayerns eingerechnet, den höchst bedeutenden Grundbesitz der aufgelösten geistlichen Gebiete in Oesterreich für sich. Dreimal in drei Jahren sammelten sich seine Truppen zur Unterstützung der unberechtigtsten Ansprüche an der Gränze und nur Russlands Vermittlung konnte einen drohenden Kampf hintanhalten. Immer neue Ansprüche wurden erhoben und zuletzt wieder mit dem alten Plane hervorgerückt: „Es wolle alle Ansprüche fallen lassen, wenn Max Joseph geneigt wäre, den grössten Theil Bayerns gegen die österreichischen Gebiete in Schwaben auszutauschen. Der lehnte ab und nun bereitete ihm der Wiener Hof Schwierigkeiten im eigenen Lande. Der Kurfürst wollte nämlich sein ganzes Gebiet, wie bereits Oesterreich und Preussen vor ihm gethan, in einen Staat unter einem Herrn vereinigen. Desshalb sollte sich die in den neuen Provinzen zahlreich verstreute Reichsritterschaft gleich dem Adel Altbayerns zur Landsässigkeit bequemen. Darob grosses Geschrei, und der Reichsadel wie die unzufriedenen Aebte und Pröbste der aufgelösten Klöster suchten und fanden in Wien die stets bereite Hilfe. Galt es doch den Geist der Widersetzlichkeit in Bayern gegen Massregeln zu nähren, die man dort selbst geübt und ganz in der Ordnung gefunden. Wir begegneten ähnlichem Verfahren schon unter Max III. Wie jener liess sich aber auch Max Joseph nicht beirren und die Massregel wurde durchgeführt.

Von allen den wohlthätigen Einrichtungen, die der Kurfürst für seine Erblande getroffen, sollte zuerst die freie Ausübung der Religion

den neuen Erwerbungen zu Gute kommen. In vorzugsweise katholischen Gegenden sollten, wenn die Zahl ausreichte, protestantische Gemeinden gebildet werden. Das Wort der Schrift: „Gebt Gott was Gottes und dem Kaiser was des Kaisers ist“ strebte er mit aller Macht aufrecht zu erhalten. Kein Priester wurde unter seiner Regierung, wissentlich derselben, in Ausübung seines priesterlichen Berufes beeinträchtigt, dagegen aber jeder unberufene Eingriff in seine Rechte strenge zurückgewiesen. Die letzte Spur der Leibeigenschaft verschwand nebst ihrem hässlichen Gefolge von Dienstzwang, Leibzins, Scharwerk, Besthaupt und all den Plünderungstiteln des armen Mannes, die jahrhundertelanger Druck ersonnen. Die edlen Grafen Max Preising, Clemens und Anton Törring-Seefeld waren schon 1795 voran gegangen und hatten damit dem Ruhmeskranze ihrer uralten Geschlechter ein neues Reis eingeflochten. Eine der wohlthätigsten Verordnungen war jene, welche den vierten Theil aller Vermächtnisse an die, ohnehin meist reich ausgestatteten, Kirchen den Armen und der Schule zuwandte. Schon Max III. hatte dasselbe befohlen, unter Karl Theodor blieb es selbstverständlich unbefolgt. Die herrlichsten Mahnungen, würdig in Erz gegraben zu werden, für das Wohl der Jugend, „der Blüthe der künftigen Generation“ an die Priester und Schulmänner wurden erlassen. Sittlichkeit und wahre Religion, Menschen- und Landeswohl waren nicht bloss schöne Phrasen, sondern es wurde mit aller Kraft dahin gearbeitet, sie zu verwirklichen. Und wie viele tüchtige, erleuchtete Männer wählten im Glanze dieses neuaufgehenden Gestirnes Bayern zu ihrem zweiten Vaterlande! Bayern, in dem damals der Kampf zwischen dem Alten und Neuen um so mehr auf das heftigste entbrannte, als das Erstere seine Herrschaft weit über Gebühr behauptet hatte, und desshalb so Vieles nachzuholen war. Da kam der Düsseldorfer Jakobi, hervorragend als philosophischer Eklektiker wie als gemüthvoller Dichter. Der berühmte Schelling aus Leonberg in Schwaben wurde 1807 der Unsere, und wirkte in Bayern fünf und dreissig Jahre lang zum Heile der Wissenschaft, bis er einem Rufe des geistreichen Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin folgte. Sagen wir, dass König Max II. sein eifrigster Schüler gewesen und ihm bis zu seinem Tode die glühendste Verehrung bewiesen hat, so ehren wir beide Männer gleich hoch.*) Ferner der erste protestantische Geistliche in München,

*) Tausende philosophiren, aber wie Wenige sind Philosophen! Max II. war ein solcher, weil er nicht an unfruchtbaren Systemen herumdrechselte, sondern weil seine Philosophie praktisch geworden, weil er sie ins Leben übertrug. Seine Natur, zu seiner Ehre sei es gesagt, war eigentlich nicht gut angelegt, er wäre vielleicht, hätte er sich gehen lassen, misstrauisch, geizig, hart und jähzornig, ja tyrannisch geworden. Aber der erste Grundsatz eines wahren christlichen Philosophen „Erkenne dich selbst“ war auch der oberste seines Lebens. Am Ende jeden

der Oberhofprediger Schmidt, ein vortrefflicher Kanzelredner und wahrer Freund jedes Bedrängten ohne Unterschied der Confession. Der geschickte Chemiker Gehlen aus Pommern, der Ostpreusse Sömmering, gross durch seine physiologischen und physikalischen Entdeckungen, Niethammer, Jacobs und Thiersch, der treffliche Philologe, wurden zur Hebung der Bildungsanstalten unter Montgelas Regierung nach Bayern berufen, und zu Mitgliedern der 1807 neugebildeten Akademie der Wissenschaften ernannt. Ebenso der berühmte Criminalist Feuerbach aus Frankfurt am Main, der durch seinen milden, der Zeit entsprechenden und mit psychologischem Scharfsinn entworfenen Criminalcodex das Kreitmayrische drakonische Gesetzbuch 1813 gründlich beseitigte, nachdem es ihm schon 1806 gelungen, der Folter ein Ende zu machen. Dann der ausgezeichnete Numismatiker Schlichtegroll, der Historiker Breyer, dessen so gediegene Arbeiten als viel zu wahrheitsliebend und freisinnig in einer späteren Periode wieder aus den Schulen verschwanden. Auch der geniale Orthopäde Heine aus Lautenbach im Schwarzwalde, der in Würzburg wirkte, muss hier genannt werden.

Und welche Namen darf Bayern durch die Erwerbung der neuen

Tages hielt er Umschau in seinem Innern und schrieb gewissenhaft nieder, was er dort Gutes oder Uebles gefunden. Und diese Uebung, fortgesetzt seit den ersten Jünglingsjahren, machte ihn auch täglich besser, milder und wohlwollender. Seine Philosophie, gepaart mit tiefer Religiosität, stärkte ihn schwere körperliche Leiden geduldig und voll Selbstbeherrschung zu ertragen; und voll Pietät gegen seinen greisen Vater gab er gerne dessen Wünschen nach, auch wenn sie die eigenen durchkreuzten. Der König war in seiner Erscheinung und seinem Auftreten, in Wort und That ein Gentleman im edelsten Sinne. Fein gegen Damen, freundlich gegen Jedermann, herablassend ohne zu verletzen, hatte ihn sein herrliches, geschichtlich gewordenes Wort: „Ich will Friede haben mit meinem Volke“ die Verehrung aller Völker, seine Einsicht und strenge Rechtlichkeit das Vertrauen und die Hochachtung aller übrigen Fürsten erworben. Der stete Gedanke, Gott für alle seine Handlungen verantwortlich zu sein, erfüllte ihn mit dem strengsten Pflichtgefühle. Unter seiner Regierung wurde mit seinem Wissen, weder aus Gunst noch aus Abneigung nie das Recht gebeugt, und bei all den Tausenden, die er zum allgemeinen Bessten aus eigenem Säckel verwendete, war ihm das Gut des Staates stets heilig und unantastbar und nie entzog er einen Kreuzer desselben seinen bestimmten Zwecken. Und wenn ein Vorwurf den Verblichenen treffen kann, so ist es allein der, dass er eben aus allzugrosser Gewissenhaftigkeit in der Wahl des Bessten manchmal den günstigen Augenblick versäumte, das Gute zu unternehmen. So waren und blieben ihm Philosophie und Geschichte das wahrhaft die Seele veredelnde göttliche Schwesternpaar. Er las das Leben und die Schicksale grosser Männer, um ihre Tugenden nachzuahmen und ihre Fehler und Schwächen kennen zu lernen, um sie zu meiden. Nicht wie so Manche, welche die Kenntniss der letzteren zur Beschönigung der eigenen gebrauchen und die ersteren zu besitzen im Voraus überzeugt sind. Wahrlich, durch ein solches Leben hat sich Max II. den ruhigen, schönen Tod verdient, der ihm geworden.

Provinzen nun mit Stolz zu den Seinen zählen! Welche Männer wirkten fortan vereint mit den Eingeborenen, derer wir zuletzt, doch wahrlich nicht als der Letzten gedenken werden, zum Ruhme und Gedeihen ihres neuen Vaterlandes! Erwähnen wir nur den ausgezeichneten Würzburger Mediciner und Anatomen Döllinger — Vater des, wohl unbestritten ersten jetzt lebenden katholischen Theologen — den Nachfolger Sömmerings. Dann den tiefgemüthvollen Schwaben Christoph Schmid, den Verfasser der lieblichen, noch unübertroffenen Jugendschriften und jener musterhaften biblischen Geschichte, dem Entzücken der Kinder mehrerer Generationen, die, Gott weiss warum, jetzt wieder aus den Schulen verschwunden ist, um andern, ledernen aber mehr confessionell gefärbten Machwerken Platz zu machen. Ferner den, von unserem so schnell lebenden Geschlechte leider schon halb vergessenen, einst mit wahrer Andacht gelesenen und schwärmerisch geliebten Jean Paul Friedrich Richter aus Wunsiedel, dessen Romane von ächtem Seelenadel erfüllt, eine unversiegbare Fundgrube der tiefsten Gedanken wie des ausgelassensten Humors, der innigsten Rührung und des brillantesten Witzes bleiben werden. Uns gehören Namen wie Rückert und Platen, welche in Schweinfurt und Ansbach das Licht der Welt erblickt, und stets unter den ersten Zierden der deutschen Dichtkunst prangen werden, uns endlich der geniale Walther aus der Rheinpfalz, dessen kundige Hand Tausenden das Licht ihrer Augen erhalten oder neu geschenkt.

Nicht minder reich, nicht minder bedeutend ist die Reihe jener Altbayern, denen die neue Aera ihres Vaterlandes Licht und Freiheit gönnte, die Schwingen ihres Geistes zu entfalten. Nennen wir zuerst den muthigen Patrioten, geistlichen Rath Westenrieder, den schlichten Bürgerssohn aus München, der schon unter Max III. und die ganze dunkle Periode Karl Theodors hindurch nicht müde geworden, für Recht und Wahrheit zu kämpfen und durch eine Menge von volksthümlich gehaltenen historischen, geographischen und andern gemeinnützigen Schriften unablässig wie Keiner vor ihm, die Liebe zur Tugend und zum Vaterlande weckte und nährte. Ferner das Muster eines wahren Priesters, den durch seine hohe Tugend, seinen ächt christlichen Wandel, sein begeisterndes Beispiel und seine vom wahren Christenthum durchglühten Schriften als Leuchte der katholischen Geistlichkeit glänzenden Sailer, den Sohn eines armen Schuhmachers zu Aresing bei Schrobenhausen, der, schon 78 Jahre alt, den Bischofstuhl von Regensburg bestieg, auf dem ihm König Ludwig I. das schöne Zeugniss gibt: „dass er wohlthätig geleuchtet in den Jahren der Finsterniss die der Wahn für Licht ausgab.“ Mit grösserem Rechte als bei der Kaiserkrönung nach einem Dalberg sollte man bei jeder Erledigung eines Bischofsitzes Umfrage halten: „Ist kein Sailer da?“ und den Gefundenen freudigst

mit Ring und Stab investiren.*) Dann den innig frommen, unvergesslichen Wittmann, eines Hammerbesitzers Sohn aus der Oberpfalz, den designirten Nachfolger Sailers auf dem Regensburger Stuhle, diesen wahren Vater der Armen, der, all das Seine opfernd, demüthig und liebevoll waltend ganz nach der Lehre und dem Beispiele des Heilands wandelte. „Ich kann ruhig sterben, da Wittmann mein Nachfolger wird," sagte Sailer auf dem Todbette, und das richtige Gefühl des dankbaren Volkes hat den Mann, der wie ein Heiliger unter ihm lebte, auch ohne die feierliche Sanction des Vaticans zu seinem Schutzheiligen erkoren.**) Neben diesem geistlichen Dreigestirn erblicken wir ein wissenschaftliches in drei Männern, die sämmtlich München ihre Vaterstadt nennen. Erst die beiden Baader, deren älterer Joseph dem bayerischen Berg- und Hüttenwesen einen neuen Aufschwung verlieh, als Ingenieur und Mechaniker, besonders im Wasserbau die schönsten Erfolge erzielte und der erste war, der schon 1808, zu einer Zeit, wo noch nirgends grössere, dem allgemeinen Verkehr dienende Eisenbahnen versucht worden, Plane und Entwürfe zu solchen vorlegte. Indolenz, Neid und Eifersucht haben Bayern um den Ruhm gebracht, die ersten Bahnen der Welt zu besitzen.

Nicht minder hoch steht sein Bruder Franz, einer der scharfsinnigsten und tiefsten Denker unserer Zeit, der „wahre Philosoph der Zukunft." Ihn, der früher ebenfalls als Oberstbergrath gewirkt, hatte die stete Beschäftigung mit der Natur zu der von ihm besonders scharfsinnig durchgeführten Vereinigung der Natur- mit der kirchlichen Gotteslehre geführt, zu einem System, das überall Gott in der Natur findet, aber nicht wie unsere Materialisten und Pantheisten die Natur aus sich selbst als schaffenden Gott aufstellt. Endlich Cajetan Weiller, den Sohn armer Säcklersleute, den trefflichen Pädagogen und Priester, der bis zum Director aller Lehranstalten seiner Vaterstadt emporstieg. Von seinen vielen Schriften ist besonders bei der Strömung unserer Zeit sein „Geist des ächten Katholizismus als Grundlage für jeden späteren" beherzigenswerth, in welcher er als ein wahrer gottbegeisterter Seher spricht. Hätte er aber nichts weiter als die einzige herrliche Abhandlung „Ueber die Ethik als Dynamik" geschrieben, so verdiente er einen Ehrenplatz in jedem bayerischen Pantheon. Ein solcher Mann war den denkfaulen Form-Katholiken und den Römlingen ein Gräuel,

*) Auch ihn haben unsere gar streng sichtenden Neuscholastiker gewogen, und den Mann, dem diese Subjecte nicht würdig sind die Schuhriemen zu lösen — für zu leicht befunden.

**) Er hinterliess keine reichen Verwandten, die Armen waren seine Erben und er gehörte keinem Orden an, der sich durch ihn glorificiren konnte. Wer sollte da die sehr theure Ceremonie der Heiligsprechung in Rom bezahlen?

und der Nuntius sprach es offen aus: „So lange dieser Weiller an der Spitze steht, und seine Lehre, — (d. i. die christliche Liebe,) — wirkt, ist kein Heil zu hoffen.“ Der König liess sich durch den Minister Thürheim hintergehen, und Weiller ward ehrenvoll von seinem Posten entfernt. Führen wir nun noch an: den tiefen, nur zuweilen allzu excentrischen Denker Gruithuisen, eines holländischen Falkenirers Sohn aus Haltenberg am Lech, der sich vom gemeinen Hartschier durch rastlosen Fleiss zu einem der originellsten Chemiker, Meteorologen und besonders Astronomen emporgearbeitet, und dem die leidende Menschheit die Idee zu einem der wohlthätigsten Instrumente verdankt, den Stein in der Harnblase zu zertrümmern, nennen wir Fuchs, eines Bauern Sohn aus Mattenzell in Niederbayern, den scharfen Beobachter, den ausgezeichneten Chemiker und Mineralogen, der Wissenschaft und Industrie durch so viele, folgenreiche Entdeckungen gefördert, unter welchen wir nur jene des Wasserglases hervorheben, dann vor allen Fraunhofer, den armen Glaserlehrling aus Straubing, in dem sich Max Joseph selbst aus den Trümmern eines eingestürzten Hauses eine der schönsten Zierden seiner Regierungsperiode rettete. „Approximavit sidera“ ist der wohlverdiente Nachruf auf dem Grabsteine des grossen Optikers, zwei Worte, die classisch einfach das ganze Wirken eines Mannes ausdrücken, der für seine Wissenschaft und damit für die Astronomie Unsterbliches geleistet. An diesen leuchtenden Stern knüpfen sich gleich zwei Trabanten die Namen eines Reichenbach, des Erfinders der bewundernswerthen Kreistheilungsmaschine, des Gründers einer Anstalt, aus der die solidesten und schönsten astronomischen und mechanischen Instrumente hervorgingen, die sich bald eines, über den ganzen Erdball verbreiteten Rufes erfreuten und des Bauernsohnes Utzschneider, der, ein Theilnehmer dieses Instituts, dessen Seele Fraunhofer war, in den höchsten Staatsämtern sich besondere Verdienste um die Salinen, die Landwirthschaft durch Gründung des landwirthschaftlichen Vereines, die Landesvermessung und die Staatsfinanzen erwarb. Fügen wir noch hinzu den Bauernsohn aus Oberbayern, Franz Häberl, den gelehrten, menschenfreundlichen Arzt, dessen rastloser Bemühung das, europäischen Rufes sich erfreuende Krankenhaus zu München seine Entstehung verdankt, und werfen wir einen Blick auf jene Männer der That, die an der Spitze der bayerischen Truppen denselben unsterblichen Nachruhm verschafften, auf Wrede, Deroy und Raglovich, denen wir später noch begegnen werden; erinnern wir uns endlich, dass damals eine der bedeutendsten Erfindungen für die darstellenden Künste, eines der wesentlichsten Hilfsmittel für die Wissenschaft, die der Lithographie durch Sennefelder in Bayern gemacht wurde, so überblicken wir eine Zeit, rührig und productiv wie keine vor ihr, und eine Reihe von Männern so bedeutend in ihrer Eigenart, dass unsere Periode der Epigonen beinahe beschämt die Segel streichen

muss, um so mehr wenn man bedenkt, dass jene Männer so vieles wieder neu schaffen mussten, da die Saaten, die unter Max III. schon so erfreulich gekeimt, meist vernachlässigt und vom Unkraut wieder dicht überwuchert waren. —

Mittlerweile hatte Bonaparte den Gipfel seiner Grösse erreicht, und 1804 als Napoleon I. den neuerrichteten Kaiserthron Frankreichs bestiegen. Bayern neigte sich immer mehr der glanzvoll aufgestiegenen Sonne zu. Aber wahrlich nicht undeutsche Vorliebe für das neue Kaiserreich, sondern Oesterreichs Uebermuth und stete Intriken, welche unverrückbar Bayerns Vernichtung im Auge behielten, haben dieses in die Arme Frankreichs getrieben. Oder sollte etwa der Hilfsbedürftige sein Geschick bis zur Selbstaufopferung immer wieder mit dem des mehr als zweideutigen Nachbars verbinden und nicht da Hilfe suchen, wo er sie mit Sicherheit finden konnte? Oesterreich kannte und verfocht nur seine Interessen, und wo war damals ein Deutschland, dem sich Bayern als treues Glied hätte anschliessen können? Warum sollte auch der Staat sich selbst aufgeben, der noch Muth und Kraft in sich fühlte, für seine Existenz einen Gang zu wagen?

Die Situation zwischen dem alten und neuen Kaiserreiche wurde, nachdem Napoleon am 18. März 1805 auch die eiserne Krone der Lombarden auf sein Haupt gesetzt, wieder immer gespannter. Mit aller Macht in dieselbe einzutreten, musste Max Joseph sein Heer auf einen Achtung gebietenden Stand setzen. Und so war es denn, 38,000 Mann stark, in sechs Brigaden vertheilt unter den Generalen Gaza, Deroy, Tauffkirch, Wrede, Ysenburg und Kinkel wohlgerüstet und durch die ausgezeichneten Verdienste des Generals Manson, eines Emigranten, mit 36 Batterien versehen, bereit, jedem neuen Kampfe zu begegnen. Seinem Muthe sollte bald in weites Feld geöffnet werden. —

Unberufene aber leider massgebende Einmischung zwang den Künstler Köckert, seinen schönen, poetisch gedachten, nach dem Sinne des verblichenen Stifters entworfenen Carton zurückzustellen und die trockene Staatsaction zu malen, die wir vor uns sehen; das Hauptverdienst besteht nun in den wohlgetroffenen Porträts, die es zeigt. Max Joseph auf dem Throne, hinter ihm von der Rechten zur Linken Montgelas, Zentner, Wrede, Reigersberg und Pappenheim. Links im Vordergrunde Sailer, ihm gegenüber Schmidt.

140. Die Bayern erfechten unter Commando des Kronprinzen Ludwig den Sieg bei Abensberg 1809.

Englands Gold und diplomatische Künste wussten im Jahre 1805 die alten Gegner Frankreichs, Oesterreich und Russland wieder gegen dasselbe in die Waffen zu rufen. Max Joseph suchte, Preussens Beispiel

folgend, dem Kampfe fern zu bleiben. Oesterreich aber duldete eine solche Neutralität der süddeutschen Fürsten nicht, ihm lag daran, den Kriegsschauplatz seinen Erbstaaten fern, auf deren Boden zu verlegen. Schon rückten seine Heere drohend an den Inn, auf dem Regensburger Reichstage erklärte dagegen der französische Gesandte: Sein Kaiser würde jeden Angriff Bayerns als eine Kriegserklärung ansehen. Da erschien plötzlich, so ging in München die Rede, am Abend des 6. Septembers ein hoher General, bestaubt von der Reise in Nymphenburg vor dem Kurfürsten, und erklärte ihm, mit der Reitgerte an die Stiefel klopfend, im Namen des Reichsoberhauptes: Er habe seine Truppen ungesäumt mit denen des Kaisers gegen Frankreich zu vereinigen, oder deren Entwaffnung zu gewärtigen. Aber auch im ersteren Falle sollten sie nicht etwa unter eigenen Führern in geschlossenen Divisionen beisammen bleiben, sondern — wie Meuterer — Bataillonsweise untergesteckt werden. Max Joseph, innerlich empört, wollte Zeit gewinnen und machte Bedingungen. Noch während der Verhandlungen überschritt jedoch Klenau am 8. den Inn, in der folgenden Nacht verliess der Kurfürst München und am 14. zogen die Oesterreicher dort ein. Von Würzburg aus erliess der Kurfürst einen geharnischten Aufruf an sein Volk und befahl den einzelnen Heerabtheilungen und den Beurlaubten sich in Franken zu sammeln. Alle gehorchten, und oft mit Lebensgefahr schlichen sich, mitten durch das feindliche Heer das bereits Bayern überschwemmte, die braven Bursche zu ihren Regimentern. Fast unter den Augen der Oesterreicher rettete noch General Halberg die reichen Vorräthe des Münchner Zeughauses und der kleineren festen Plätze nach Würzburg. Am 24. aber gehen 150,000 Franzosen über den Rhein und am 2. October vereinigen sich Wrede und Deroy mit ihnen. Am 1. war Frankreichs Kriegserklärung erschienen, und Napoleons Verheissung, er werde den Feldzug in sechs Wochen beendigen, traf buchstäblich ein. Die Hauptmacht der Oesterreicher unter Mack stund in Schwaben, und da wusste nun der Kaiser so geschickt zu manövriren, dass dieselben nach mehreren unglücklichen Gefechten, allmählig auf Ulm zusammengedrängt am 20. zur Capitulation gezwungen wurde, nach welcher 25,000 streitbare Männer, mit 40 Fahnen und 60 Kanonen die Waffen vor dem Sieger strecken mussten. Nur die Reiterei hatte sich unter Erzherzog Ferdinand nach Böhmen durchgeschlagen. Schon am Maximilianstage zog Wrede unter unbeschreiblichem Volksjubel wieder in München ein, ihm folgte der Kurfürst, bald darauf der Kaiser. Wrede rückt mit einem Theile der Bayern, den rechten Flügel zu decken, nach Salzburg, während das Hauptheer, stets fechtend Inn und Enns überschreitet. Und noch sind auf diesem beispiellosen Siegesfluge nicht volle sechs Wochen seit dem Tage von Ulm verflossen, als Murat am 13. November in Wien einzieht. Napoleon blieb in Schönbrunn.

Noch trennte Tirol die Sieger in Deutschland von jenen in Italien. Diese ungeheuere Bergfestung ward von drei Seiten angegriffen. Ruhmvoll betheiligte sich Deroy's Division an den blutigen Kämpfen, welche endlich die Oesterreicher in ihr inneres Land zurückdrängten.

Ihre Hauptmacht, mit den Russen vereint, hatte sich indessen nach Mähren gewandt, ihnen nach die Franzosen. Von ungeheuerer Uebermacht bedrängt focht Wrede, der die linke Flanke der Hauptarmee decken musste, bei Iglau, und hielt dort, wenn auch nicht Sieger, die Feinde doch so lange auf, dass sie keinen Theil mehr nehmen konnten an der sogenannten drei Kaiserschlacht bei Austerlitz am 2. December. Das war einer der Schicksalstage im Leben Napoleons, an welchem nach dem pomphaften Bulletinstyle der grossen Armee, seine Gegner an Todten, Verwundeten und Gefangenen einen Verlust von 38,000 Mann und von 120 bespannten Kanonen erlitten haben sollen. Wenn diess auch weit übertrieben, so war doch jedenfalls die Niederlage so vollständig, dass sich zwei Tage nach derselben das Haupt des alten und stolzen Kaiserhauses genöthigt sah, friedeheischend vor dem glücklichen Advocaten Sohne aus Corsica zu erscheinen. Grollend zogen die besiegten Russen in ihr Land, und noch am 26. December desselben Jahres ward der Friede von Pressburg geschlossen.

Bayern, das mit etwa 25,000 Mann und 200 Geschützen in's Feld gerückt, musste zwar Würzburg wieder abtreten, erhielt aber dafür ganz Tirol mit Brixen und Trident, Vorarlberg, Lindau, Mehreres in Oberschwaben, die Fürstenthümer Eichstätt und Passau nun ganz, das altösterreichische Burgau und die Domänen des deutschen Ordens. Ansbach, das Frankreich von Preussen erlangt, kam kurz darauf im Austausche gegen Berg an Bayern, dem auch später am 15. September 1806 das wichtige Nürnberg zufiel.

Am 1. Januar dieses Jahres ritt der Herold durch die Strassen der Hauptstadt und verkündete unter Trompetenfanfaren die neue Königswürde die Max Joseph I. angenommen, und am 14. sah München die Vermählungsfeier der blendend schönen achtzehnjährigen Königstochter Auguste mit dem nicht minder schönen, ritterlichen Eugen Beauharnois, dem Adoptivsohne des Imperators. Noch sollte der neue König, obgleich mit voller Souveränetät ausgestattet, nicht aufhören, ein Glied des Reiches zu sein. Aber dessen Tage waren gezählt; denn nachdem am 1. August Napoleon dem Reichstage zu Regensburg die Bildung des Rheinbundes verkünden liess, legte sechs Tage darauf Kaiser Franz die deutsche Kaiserkrone nieder. Das mehr denn tausendjährige Reich war aufgelöst.

Liess auch Napoleon erklären, dass die Fürsten des Rheinbundes Souveräne ohne Oberlehensherren seien, so stund diese Souveränetät doch auf sehr schwachen Füssen, da sie für den Schutz Frank-

reichs verpflichtet waren mit ihrem ganzen Contingent — Bayern mit 30,000 Mann — an allen Kriegen Napoleons auf dessen Verlangen Theil zu nehmen. So mussten die Kleineren derselben den ihnen ganz fremden Krieg in Spanien mitkämpfen. Nur durch energische Weigerung konnten sich Bayern und Würtemberg diesem Verlangen entziehen, um bald darauf als wahre Vasallen Frankreichs, in Deutschland selbst gegen Deutsche fechten zu müssen, die stets in Frieden mit ihnen gelebt hatten. —

Furcht vor dem Verluste des kaum überlassenen Hannovers, das Project eines nordischen Bundes als Gegengewicht des Rheinbundes, das Drängen der noch von Friedrichs Triumphen berauschten Armee verursachten nämlich am 1. October Friedrich Wilhelms III. Kriegserklärung an Frankreich. Wieder war Russland mit im Bunde. Aber ein furchtbarer Unglückstag zerstörte den ganzen Zauber des preussischen Kriegsruhmes. Prahlerische Selbstüberschätzung, veraltete Kriegführung, übermüthiges Junkerthum und die liederliche Wirthschaft unter Friedrich Wilhelm II. hatten des grossen Königs Musterheer so tief herabgebracht. „Ils se tromperont furieusement, ces perruques“ rief Napoleon als er die preussische Schlachtordnung recognoscirte. — Nun wir wollen zu Gott hoffen, dass das „trompiren“ in einem neuen Kampfe der Deutschen gegen Frankreich auf einer anderen Seite zu finden sei. — Der geniale Feldherr hatte seine Dispositionen abermals mit solcher Umsicht getroffen, die grossen strategischen Fehler seines Gegners mit solchem Scharfsinn benützt, dass er schon 14 Tage nach der Kriegserklärung die Preussen zu der unglücklichen Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt zwang, in der ihr ganzes Heer vernichtet und zersprengt wurde, und dasselbe 20,000 Todte und Verwundete, 30,000 Gefangene, darunter 20 Generale, und 300 Geschütze verlor.*) Eine so beispiellose Muthlosigkeit hatte die meisten Generale ergriffen, dass sie Festung auf Festung, darunter die stärksten des Reiches ohne Vertheidigung überlieferten. Sachsen trat nun als Königreich gleichfalls in den Rheinbund. Der Krieg endete erst am 9. Juli 1807 nach den furchtbar blutigen Siegen der Franzosen bei Eilau und Friedland in Ostpreussen durch den Tilsiter Frieden. Er riss alles Land diesseits der Elbe von Preussen ab, und legte dem schwer heimgesuchten Staate die härtesten Bedingungen auf.

In diesem Kriege waren die Bayern getheilt. Zwei Divisionen stunden unter Vandamme in Schlesien, wo sie bei Eroberung der vielen Festungen dieser Provinz rühmliche Dienste leisteten. In Breslau war es, wo die eroberte Stadt von den Preussen wieder berannt wurde. Die kleine Besatzung der Bayern eilte auf die Wälle. Als diess die 500 Kranken und Verwundeten in den Spitälern erfuhren, forderten sie mit Gewalt Kleider und Waffen, und stellten sich, halb sterbend in

*) Abermals Bulletinstyl, dessen Wahrheit Thiers natürlich unbedingt adoptirt.

die Reihen ihrer Brüder. Solcher Geist herrschte im bayerischen Heere. Eine andere Division befand sich unter dem Commando des einundzwanzigjährigen Kronprinzen Ludwig bei der grossen Armee und kämpfte dort muthvoll und siegreich bei Sierok und Poplawy in Polen. — Besonders ruhmvoll fochten hier unsere Chevauxlegers, und Graf Karl Pappenheim fand dort an der Spitze seines Regiments den Heldentod.

In der kurzen nun folgenden Friedenspause wurde endlich die Stellung der früheren Reichsunmittelbaren, deren Gebiet an Bayern gefallen, auf eine so schonende Weise gewahrt, dass später auch die Uebrigen allenthalben darauf antrugen, derselben Rechte theilhaft zu werden. Auch das Lehenwesen wurde geordnet. Der Schule wurde fort und fort alle Sorgfalt zugewendet, um ihr eine würdige Stellung zu geben. Auszeichnungen für Verdienste im Frieden und im Kriege wurden gestiftet, die Akademie der Wissenschaften neu organisirt und eine solche für die bildenden Künste errichtet. Konnten sich auch die Historienmaler von der herrschend gewordenen akademischen Manier, dem gespreizten Davidischen Pathos und dem ganzen innerlich hohlen Empire Style nicht frei halten, und huldigten die Landschafter einer ziemlich trockenen, wenig harmonischen, poesielosen und ängstlichen Detailmalerei, in der sie ihr Hauptverdienst suchten, so bleiben doch Namen wie Langer, Kobell, Adam, Hauber, Kellerhoven und der Kupferstecher Hess in rühmlichem Andenken, und die Brüder Eberhardt haben frei von jeder Manier als Bildhauer Werke geschaffen, die stets ihren Ruhm verkünden werden. Die Architektur freilich war kläglich nüchtern und kam mit ihrem Utilitätsprincip nicht über den Kasernenstyl hinaus. — Leider erschien auch, der Vorliebe des Königs für die Jagd huldigend, ein sehr strenges Gesetz gegen den Wilddiebstahl, das jedoch billigen Ersatz für Wildschaden aussprach. Das Gerichts- und Verwaltungswesen wurde neu organisirt und Hand in Hand damit ging eine neue Territorial-Eintheilung in 15 Kreise des, nunmehr 1636 □ Meilen umfassenden und 3,300,000 Einwohner zählenden Königreichs. Die Freiheit des Richters, unabhängig von Cabinetsurtheilen wurde wenigstens im Princip ausgesprochen. Dass sich ein gewaltsam durchgreifender Wille wie der Montgelas nicht immer daran gebunden hielt, ist freilich nicht zu läugnen. Wenigstens war doch in jenen Blüthentagen der Polizei „der Wahrheit Hort, das freie Wort“ in Bayern noch am wenigsten gefesselt, und nur dem bereits allmächtig gewordenen Willen Napoleons erlag Palm, der Märtyrer der Freiheit des deutschen Volkes. —

Noch hatte das Wiener Cabinet seine grossen Verluste an Gebiet und Ansehen nicht verschmerzt, und unter dem Schleier neuer Heereseinrichtungen bewaffnete und übte es einen grossen Theil seiner Völker. Aber es harrte seiner Zeit. Die schien ihm gekommen, als der Volkskrieg in Spanien entbrannte, und Napoleon zur Behauptung seiner

Herrschaft die bessten Kerntruppen dahin geschickt hatte. Wie Lenzesboten flatterten mit einemmale im Frühling 1809 die Proclamationen des Kaisers Franz aus der Feder Schlegels und Gentz durch Deutschland. Sie flossen über von deutschem Patriotismus und appellirten zum erstenmale an das erstaunte Volk. Das war eine, nur Wenige täuschende Firma, denn wann hatte sich Oesterreich je um das deutsche Volk bekümmert, als wenn es dessen Hilfe bedurfte?*) Schnell drang die Kunde hievon und von den gewaltigen Rüstungen Oesterreichs über die Pyrenäen. Napoleon eilte nach Paris. Schon befanden sich 200,000 Mann unter Erzherzog Karl gegen Bayern, 80,000 nach Italien und 36,000 nach Polen im Anzuge. Es war die grösste Anstrengung, die der Kaiserstaat je gemacht. Rasch zogen sich nun die in Deutschland zerstreuten Streitkräfte der Franzosen zusammen, und schon Mitte März befanden sich Davoust bei Amberg, Lannes bei Augsburg und Massena bei Dillingen mit 150,000 Mann. Zu ihnen stiessen die, etwa 60,000 Mann zählenden Rheinbundtruppen. Am 9. April erfolgte zugleich der Einfall der Oesterreicher über den Inn und in die Oberpfalz, und wenige Tage später die Insurrection Tirols. Die bayerische Regierung hatte dessen alte Freiheiten wortbrüchig einer unzeitigen Nivellirungssucht geopfert, und der herausfordernde Uebermuth und Hohn wie die gewaltthätige Neuerungswuth frivoler Beamten wussten dem streng katholischen Volke Max Josephs milden Scepter aufs tiefste verhasst zu machen. Am 18. besetzte Jellachich München, am Tage vorher war Napoleon in Donauwörth angekommen. Das bayerische Heer, aus 47 Bataillons, 24 Schwadronen, eben so vielen Batterien und einem 7000 Mann zählenden Bergschützencorps bestehend, erschien 34,000 Mann stark auf dem Kampfplatz. Unter Marschall Lefevre befehligte dieselben der Kronprinz, Wrede und Deroy. Eine schwache Division unter Kinkel stund in Tirol.

Es galt diessmal die längs der Donau sich heraufwälzenden Massen durch einen eingetriebenen Keil zu zersprengen und die vereinzelten Theile gesondert zu vernichten. Diess zu vollführen hatte sich nach mehreren blutigen Gefechten Napoleons Hauptmacht bis zum 20. April bei Abensberg gesammelt. Im grossen Ring umgaben die Oesterreicher die nördlich dem Städtchen aufgestellten Franzosen und Rheinbundtruppen. Ein excentrischer Angriff sollte den Erzherzog Karl von

*) Und wie gründlich dem „System" jeder patriotische Aufschwung, wenn er selbständig und nicht auf Commando auftrat, zuwider war und blieb, sollten jene vier patriotischen Jäger-Offiziere erfahren, welche später die Leiche ihres Nationalhelden Hofer aus Mantua in die Heimath brachten. Nur mit Mühe gelang es dem braven hellsehenden Erzherzog Johann sie — vor der Strafe als Leichenräuber zu schützen. Jetzt, will es endlich scheinen, bricht auch für dieses herrliche deutsche Kernvolk ein vielversprechender Morgen an. Möge der Gott des Lichtes und der Wahrheit seine Mühen segnen!

seinem linken Flügel trennen, ihn selbst gegen Regensburg treiben, letzteren auf die Isar zurückwerfen. Des Kaisers bekannte Taktik, an entscheidender Stelle immer stärker als der Gegner aufzutreten, gelang vollkommen. Nur 24,000 Mann unter Davoust gegen den rechten Flügel der Oesterreicher zurücklassend, begann am Morgen des 20. der Angriff auf das Centrum und den linken Flügel des Erzherzogs. Letzteren schlug Lannes unter grossem Verlust bis hinter Rottenburg zurück. Gegen das Centrum zog der Kaiser selbst an der Spitze der Bayern und Würtemberger. „Ihr allein sollt die Oesterreicher schlagen, ich will euch so gross machen, dass ihr euch künftig selbst dieses ländersüchtigen Nachbars erwehren könnt. In wenig Tagen sollt ihr in München, in einem Monat in Wien sein", hatte er ihnen zugerufen und jubelnd folgten die, gegen die Oesterreicher aufs äusserste erbitterten Soldaten dem bewährten Feldherrn. Mit der grössten Tapferkeit widerstand Karls Centrum bei Kirchdorf bis zum Nachmittage, und wich erst, als es sich durch Wrede's Uebergang über die Laber in der Flanke bedroht sah, auf Pfeffenhausen zurück. Noch bei anbrechender Nacht nahm Wrede selbst an der Spitze des 6. leichten Bataillons den Ort mit dem Bajonnet. Während der Schlacht hatte ein heftiges Gewitter getobt und die Blitze und Donner des Himmels sich mit denen der Kanonen gemischt.

Nun wurden die Divisionen des Kronprinzen und Deroy's zur Verstärkung Davoust's geschickt. Der Kaiser, unter ihm Wrede eilten gegen Landshut, wo man die geflüchteten Oesterreicher beim Uebergange über die Isar in unsäglicher Verwirrung fand. Rasch wurden sie angegriffen. Chevauxlegers, Wrede an ihrer Spitze, nehmen eilf Kanonen und sprengen über die brennende Brücke, wo Oberst Zandt an der Spitze seines Regiments fällt; und da zu gleicher Zeit Massena auf dem rechten Isarufer in der Flanke erscheint, wird die Flucht allgemein. 25 Kanonen, 8000 Gefangene und eine ungeheuere Menge Munition und Feldgeräthe gehen verloren. Bessières wird mit einem Corps in dem sich Wrede und seine tapferen Reiter befinden, zur Verfolgung nachgeschickt.

Bei Eggmühl, etwa fünf Meilen nördlich von Landshut, war an demselben Tage Davoust, mit dem sich bereits die Divisionen Kronprinz und Deroy vereinigt, in ein heftiges Gefecht gerathen, das jedoch unentschieden wieder abgebrochen wurde. Den Kanonendonner desselben vernahm der Kaiser schon auf seinem Marsche gegen Landshut, und da er in der Nacht noch erfuhr, dass Erzherzog Karl — er war schwer an Nervenleiden darniedergelegen — sich aufgerafft, Regensburg genommen, dadurch dem nördlich der Donau befindlichen Corps Bahn gebrochen, und mit diesem vereinigt gegen Eggmühl im Anzuge sei, eilte er am grauenden Morgen des 22. mit allen Truppen, die er selbst und Lannes commandirten, in Gewaltmärschen ebendahin. Er fand die

Oesterreicher bereits in Schlachtordnung, und begann nach einer Stunde Rast um Mittag den Angriff. Der entscheidende Pnnkt war eine Batterie von 16 schweren Geschützen, welche die Regensburg-Landshuter Strasse beherrschte. Unter ihren Schutz hatten sich die im ersten Anlaufe gedrängten Feinde zurückgezogen. „Sire, jene Batterie genirt uns gewaltig“ riefen die Führer dem vorüberreitenden Kaiser zu. „Nehmt sie“ war dessen lakonische Antwort und alsbald brausten die Dragoner von Taxis und das 4. Chevauxlegers-Regiment unter General Seydewitz heran und nahmen, gezehntet vom mörderischen Kartätschenfeuer, die ganze Batterie. Und als gleich darauf die Würtemberger das stark besetzte Eggmühl mit blanker Waffe erstürmt hatten, und die Oesterreicher aus den schützenden Wäldern in die Ebene getrieben waren, donnerten aus der Gegend von Schirling sechzehn Reiterregimenter heran, warfen die ihnen entgegengeschickten Husaren und Kürassiere über den Haufen und brachen in die Flanken des Fussvolkes, das sich nun in eiliger Flucht zurückzog. Erst die Finsterniss that dem Morden Einhalt. 15 Fahnen wurden erobert, an 10,000 Mann kampfunfähig gemacht.

Jetzt trat Karl seinen Rückzug über die Donau an, Regensburg und dessen Umgebung zur Deckung desselben vertheidigend. Es ward beschossen, fast die Hälfte der Stadt ging in Flammen auf, die schweren Geschütze Lannes legten Bresche in die Mauer und die Stadt wurde unter grossem Blutverluste erstürmt. Hier war es, wo der damalige Regens des Priesterhauses Wittmann mit seinen Alumnen, mitten durch den Kugelregen, vom Feinde unbelästigt, die Verwundeten eines brennenden Spitales rettete. Dass mittlerweile seine ganze Habe in Flammen aufging, bekümmerte den Gottesmann wenig. — Der Erzherzog war gegen Böhmen gezogen, Davoust ihm nach. Napoleon mit seinen Colonnen ergoss sich die Donau hinab gegen Linz um Wien noch vor Karl zu erreichen.

Der von Wrede verfolgte linke Flügel des Armeecorps unter Hiller war durch Reserven verstärkt indessen wieder über den Inn zurückgekehrt und warf Wrede der nur 9 Bataillons und ein Reiterregiment zählte zurück. Er verlor 37 Offiziere. Ihm zur Hilfe sandte Napoleon die Division Kronprinz. Jellachich hatte München als unhaltbar am 23. April verlassen, am 25. kehrte der König umjubelt von den treuen Bürgern zurück und Tags darauf der Kronprinz, in Verfolgung der Oesterreicher begriffen. Noch bestunden die vereinigten Divisionen blutige Gefechte gegen Hiller bei Tittmoning und auf dem Glacis von Salzburg, welches sie mit stürmender Hand nahmen. Hiller eilt nun gegen die Donau. Aber sein Versuch, Napoleon zuvorkommend, sich noch mit Karl, der am linken Ufer, von Böhmen her anrückte, zu vereinigen misslingt in dem furchtbar mörderischen Gefecht bei Ebelsberg

und auch er zieht sich gegen Wien zurück. Das ganze Land südlich der Donau, der Weg zur Hauptstadt der Monarchie steht der grossen Armee offen.

Während dieser Siege hatte aber die Insurrection in Tirol furchtbar überhand genommen. Alles Volk griff so rasch zu den Waffen, dass die Division Kinkel, etwa 5000 Mann stark, allerorten vereinzelt überfallen, an zwei Dritttheile ihrer Leute durch die Kugeln der Tiroler verlor. Der Rest, auf Innsbruck zusammengedrängt, wird dort theils getödtet, theils gefangen. Die Oesterreicher unter Chasteler rücken heran, und sind bald Herren des Landes, in dem nur noch Kufstein Widerstand leistet. Schon brechen die Insurgenten über die bereits Andre Hofer, der Sandwirth aus Passeyr den Oberbefehl führt, in die altbayerischen und würtembergischen Lande heraus und plündern selbst bis Memmingen und Murnau. Ein solches feindliches Bollwerk zwischen Deutschland und Italien und im Rücken des vordringenden Heeres durfte nicht geduldet werden. Am 1. Mai war Lefevre zur Wiedereroberung Tirols mit den beiden Divisionen Wrede und Deroy aufgebrochen. Die des Kronprinzen blieb zur Deckung im Salzburgischen. Strub- und Loferpass erstürmte Wrede, Deroy rückte am linken Innufer vor, Kufstein war am 12. entsetzt. Nun zogen beide Feldherrn am Inn aufwärts, Chasteler erlag bei Wörgl. Aber die immer aus dem Hinterhalt von unsichtbarer Hand entsendeten Kugeln, deren keine ihres Ziels verfehlte, die ganze Sectionen niederschmetternden Felsen, welche die Feinde von den Höhen herabwälzten, entflammte die Bayern mit so bestialischer Wuth gegen die Gefangenen, ja selbst gegen Weiber und Kinder, deren erstere sich nicht selten unter die Kämpfenden mischten, dass Wrede seine Soldaten in einem Tagsbefehle ernstlich auffordern musste: „Endlich wieder Menschen zu werden." Besonders ward in Schwaz und Vomp barbarisch gehaust. Chasteler hatte sich davon gemacht, schon war am 19. Mai Innsbruck wieder in bayerischen Händen, und alles schien ziemlich beruhigt, als die Nachricht von dem Siege des Erzherzogs Karl bei Aspern am 22., unendlich übertrieben, wieder zündend in's Land flog. Lefevre mit den Divisionen Kronprinz und Wrede mussten Napoleon zu Hilfe eilen, nur Deroy blieb mit wenigen Tausenden zurück. Von allen Seiten umringt, vom 25. bis 29. unaufhörlich kämpfend, konnte er Geschütz und Reiter nur durch Umwickeln der Räder und Hufe auf ungangbaren Wegen in stiller Nacht durch die Scharnitz nach München retten, um Oberbayern gegen die Tiroler zu decken, die bald anfingen wieder bis Weilheim heraus zu streifen.

Nach der Schlacht von Aspern hatte Napoleon auf der Insel Lobau unterhalb Wien alle seine Streitkräfte versammelt. Es waren 150,000 Mann, worunter auch die Bayern. Ihm gegenüber bei dem befestigten Enzersdorf die Oesterreicher in ziemlich gleicher Stärke. Am

5. Juli überschritten die Franzosen den Strom und erschienen plötzlich in ihrer linken Flanke. Auf dem Marchfelde wurde nun an diesem und dem folgenden Tage die entscheidende Schlacht von Wagram geschlagen, in welcher Napoleon durch das Zurückwerfen und Aufrollen der Oesterreicher gegen ihr Centrum und ihren rechten Flügel diese vollständig schlug, von Wien wegtrieb und auf der Strasse nach Mähren verfolgte. Auf dieser Verfolgung betheiligte sich Wrede noch an dem Treffen bei Znaym wo Waffenstillstand geschlossen wurde. Am 7. hatte die Division des Kronprinzen bei Linz noch heftige Angriffe zurückzuschlagen. —

In Tirol bildete sich während dieser Vorfälle eine Landesregierung, deren Oberhaupt Hofer, deren Seele Hormayr war. Oesterreichische Hilfstruppen erschienen wieder, und die colossalsten Lügenberichte, die vielen tapferen Geistlichen, die das Volk fanatisirten und selbst an dessen Spitze mitzogen, schürten dessen Glaubenseifer und Patriotismus stets aufs Neue. Das ganze Land glich einem Heerlager, die Insurgenten wurden immer dreister und heftige Gefechte gegen sie fanden schon bei Murnau und Kempten statt. Dem Unwesen musste energisch gesteuert werden und da der bevorstehende Friede den Abzug der Bayern aus Oesterreich gestattete, so rückten Mitte October deren drei Divisionen vereint gegen Tirol. Von Süden kam Eugen den Eisak herauf und forderte gleichfalls Unterwerfung. Die äusseren Thäler folgten diesem Rufe, geschreckt besonders durch die zahlreiche Artillerie. Schon hatten die Oesterreicher zufolge des Waffenstillstandes das Land verlassen und nur auf dem verschanzten Brenner und Iselberg behauptete sich Hofer noch wie in einer unangreifbaren Citadelle. Geheimnissvoll wird deren Bestürmung vorbereitet und erfolgt am 1. November. Die Tiroler werden überrumpelt, fliehen, und all ihr Geschütz geht verloren. Selbst Hofer neigt sich zur Unterwerfung. Da verdirbt eine blutige Proclamation das begonnene Friedenswerk. Sie weckt aufs neue die Wuth des Volkes und sein Führer ruft es abermals zu den Waffen. Aber Tirols Kraft war gebrochen, die Feinde mitten im Lande. Hofer verschwindet und Bluturtheile, sogar an Geistlichen vollzogen, erfüllen alles mit starrem Schrecken. So fügen sich endlich die Tiroler der Gewalt, ihre Herzen gewann Bayern nie. Oesterreich verliess das treue Volk und fand im Wiener Frieden nur ein paar armselige Worte für dessen Amnestie. Sie waren unnöthig, da der milde Max ohnehin mit freudigem Herzen verzieh. Hofer schrieb aus seinem Versteck in den Eiswüsten der Oezthaler Ferner im felsenfesten Vertrauen auf seinen Kaiser zweimal vergebens an ihn, und fiel endlich durch Verrath in die Hände der Franzosen. Sein glaubenstreues, tapferes Herz verblutete am 20. Februar 1810 in den Gräben von Mantua.

Lange vorher, am 14. October endete der Friede von Wien den

blutigen Krieg. Um 2000 □Meilen verkleinert, ganz vom Meere abgeschnitten und all seiner Küstenländer beraubt ging das besiegte Oesterreich aus demselben hervor. Hätte es gleichzeitig mit Preussen den Krieg 1807 begonnen, statt seine Hoffnungen auf dessen Untergang zu bauen, die Weltherrschaft Napoleons wäre schon damals vernichtet worden. Dann aber würde das Ringen um die Herrschaft in Deutschland zwischen den beiden Mächten unfehlbar einen Kampf auf Leben und Tod hervorgerufen haben, in dem die eine sicher wieder Frankreich an der Seite ihres Gegners gesehen hätte. Und diess ist das unselige Gespenst des Dualismus, der Fluch Deutschlands, welches, gleich Banquos Geist, seit den Tagen Hermanns und Marbods immer wieder drohend sein Haupt emporhebt und seine blutigen Locken schüttelt.

Bayern musste Wälschtirol an das Königreich Italien abtreten, erwarb aber dafür Salzburg, Berchtesgaden und das Innviertel, welches einst der Teschner Friede abgerissen. Auch das uralt bayerische Regensburg und das Fürstenthum Baireuth, noch bis 1810 unter unmittelbarer französischer Herrschaft, fielen ihm zu. Das Königreich bildete damals ein trefflich abgerundetes geschlossenes Ganzes.

Das Bild, eine Episode aus der Schlacht von Abensberg ist von Professor Diez in stereochromischer Manier gemalt. Der Kronprinz, hinter ihm Oberst Graf Pocci und der meldende Fürst Wallerstein sind Porträts.

141. Schlacht bei Brienne, als Hauptsieg der Bayern gegen Frankreich 1814.

Am 2. April 1810 wurde zu Paris die Vermählung Napoleons und Marie Luisens, der Tochter Franz I., mit ungeheuerer Pracht gefeiert. Das Oberhaupt der katholischen Kirche war Gefangener des Kaisers, Rom ein Theil seines Reiches und als dessen zweite Hauptstadt erklärt. Das dalmatinische Küstenland, die Sieben-Insel-Republik, ganz Holland und die Hansestädte, mit dem Mündungslande aller deutschen Ströme waren zu Frankreich geschlagen, das nun über alle Küsten und Seehäfen des Festlandes von Westeuropa gebot. Die deutschen Fürsten sind dessen willenlose Vasallen geworden, und selbst in Spanien neigt sich der Sieg zu des Kaisers Fahnen. Und als ihn endlich Marie Luise am 20. Mai 1811 mit einem Thronerben beschenkte, da stund der Imperator im Zenith seines Glanzes, er war ein Mitglied der europäischen Fürstenfamilie geworden. Um diesen Preis hatte er sich von der sanften Josephine, der Schöpferin seines Glückes, damit aber auch von diesem selbst losgesagt. Nun unbestreitbar Dictator in Europa verlieh die mit Alexander von Russland am 25. Juni 1807 auf dem Niemen geschlossene Freundschaft seinem Worte Geltung von Lissabon bis Peters-

burg. Die Meere allein blieben die unbeschränkte Domäne Englands seines unangreifbaren Erbfeindes, und der Allgewaltige musste selbst bekennen, „er könne auch kein Fischerboot ohne dessen Willen in die See stechen lassen."

Aber welcher Sterbliche vermöchte ein solches Uebermass von Macht zu ertragen, ohne versucht zu werden sie zu missbrauchen? So wuchs denn auch die Herrschsucht und der Uebermuth dieses Halbgottes mit seinen fabelhaften Erfolgen und kannte bald keine Gränzen mehr. Wie Spielmarken rollten die Geschicke von Völkern und Ländern durch seine Hand, ein Opfer seiner Berechnungen und seiner Launen. Dafür spricht aber auch die Nemesis in der Geschichte kaum irgendwo deutlicher als in dem Lebensgange Napoleons. Bisher erlagen alle Fürsten, die sich gegen ihn verbündet und die Waffen ergriffen, seinem Genie und seinem Siegerschwerte. Als er dasselbe jedoch im ungerechten Kampfe gegen Spanien versuchte, versagte es seine Dienste, und knirschend musste er erkennen, dass es Mächtigeres gäbe als seine sieggewohnten Legionen, ein starkes, geeinigtes Volk das für sein heiligstes Gut, seine Freiheit kämpft. Und als er im Wahne seiner unwiderstehlichen Macht immer hartnäckiger, immer verblendeter göttlichen und menschlichen Gesetzen Trotz bietet, da schlägt ihn die Hand Dessen, der doch noch stärker als er, stürzt den, der es vorgezogen, statt des Segens den Fluch von Millionen auf sein Haupt zu rufen, herab von seiner schwindelnden Höhe, und lässt den ewig Ruhelosen, angeschmiedet auf einer einsamen Insel im fernen Ocean sein freudeloses, tragisches Ende finden. —

Der Seehandel ist der Lebensnerv des britischen Volkes und an dieser Achillesferse beschloss Napoleon seinen bittersten Feind tödtlich zu verwunden. Nachdem bisher alle Erschwerung jenes Handels nur unvollständig gewirkt, erschien am 19. October 1810 ein Decret im ganzen Umfange der Länder in denen sein Scepter gebot, alle englischen Waaren zu verbrennen. Schweden und sein neuer Gebieter Bernadotte fügten sich, auch Preussen und Oesterreich nach den im Februar und Mai 1812 geschlossenen Allianzverträgen.

Noch dauerte der erbitterte Volkskampf der Spanier welche von den Briten kräftigst unterstützt wurden fort, als schon die schweren Wolken eines neuen, furchtbaren Ungewitters am Horizont emporstiegen. Schreckerfüllt sahen es die Völker durch den ungeheueren Kometen vorher verkündet, der im Gluthjahre 1811 am Himmel brannte. Die Freundschaft der beiden Kaiser, die Europa unter sich getheilt zu haben schienen, erkaltete immer mehr. Napoleon widerstrebte jeder Vergrösserung Russlands auf Kosten Oesterreichs und der Türkei, und Alexander hatte die Hand seiner älteren Schwester Katharina, um welche der Imperator vergebens geworben, dem Erbprinzen von Oldenburg

gegeben. Napoleon vertrieb diesen aus seinem Lande und vereinigte es mit Frankreich und Russland hob hinwieder die Continentalsperre gegen England auf, verband sich mit diesem und Schweden, und rüstete mit aller Macht. Auch Napoleon rüstete, nachdem er durch scheinbare Unterhandlungen Zeit gewonnen. Mit bitteren Gefühlen sandte Max Joseph seine Truppen zum Kriege gegen einen ihm nahe verwandten, stets freundlich gesinnten Fürsten, er schrieb an Berthier, der Kaiser möge doch das Glück nicht ferner herausfordern. In gleichem Sinne warnten die wenigen Freunde die noch wagen durften die Wahrheit zu sprechen. Umsonst. Im Frühjahre 1812 wälzte sich eine Fluth streitbarer Männer wie Europa seit dem Völkergewimmel unter Attila nicht mehr gesehen, gegen die Wälder und Steppen Russlands heran. Franzosen und Italiener, Holländer, Polen, Slavonier und Dalmatiner, Spanier, Portugiesen und Irländer, deutsche und schweizerische Bundestruppen befanden sich in dem ungeheuren Heere das mehr als eine halbe Million Menschen und weit über tausend Geschütze zählte. Selbst 40,000 Oesterreicher und 20,000 Preussen waren an den Triumphwagen des Uebermüthigen gekettet. Die 30,000 Bayern führten Wrede und der greise Deroy, de sich diese Gnade besonders erbeten; aber sie, wie alle Nichtfranzosen stunden unter französischen Marschällen.

Am 24. Juni — viel zu spät im Jahre — überschritt Napoleon den Niemen, den Gränzfluss Russlands. Die bayerischen Chevauxlegers durchschwammen denselben und waren die ersten am feindlichen Ufer. Die Russen jedoch verschwanden nach kurzem Geplänkel. Und so zogen sie sich, jedem ernstlichen Kampfe ausweichend, stets zurück um den Gegner, wie einst die Scythen den Darius, immer tiefer in das unwirthbare Land zu locken. Erst bei Smolensk traf Napoleon, in Eilmärschen folgend, ernstlich mit ihnen zusammen und schlug sie. In denselben Tagen am 17. und 18. August kam es auch mit den Bayern bei Polocz zum Kampfe, der nach hartnäckiger Gegenwehr den Russen 21 Kanonen und mehr denn 7000 Mann kostete. Einen schmerzlichen Verlust erlitten die Bayern, indem hier der Heldengreis Deroy *) jene Todeskugel empfing, die am 23. seinem Leben ein Ende machte. Mit ihm wurden General Siebein, die Obersten Wrede und Preising, Gedoni und Andere bestattet, die in jener Schlacht gefallen waren. Wrede übernahm das Commando der Bayern, die aber nur mehr, durch Hunger und Krankheit herabgekommen, 10,000 Streitbare zählten. Am 6. September kam es zu der entscheidenden Schlacht von Mosaisk, und

*) Er zählte 69 Lebens- und 62 Dienstjahre, da er schon im Alter von 7 Jahren als Fähnrich in das Pfälzer Regiment Zweibrücken eintrat. Mit 15 focht er in der Schlacht von Rossbach.

als auch diese glänzend gewonnen, zog Napoleon am 14. zu Moskau und in den alten Palast des Kreml ein. Keine Huldigung empfing ihn, Todesstille herrschte in der ungeheueren Stadt, und mit einemmale schlugen in der folgenden Nacht die Flammen an mehreren Orten empor. Die Russen hatten das heilige Moskau, die wahre Hauptstadt der Czaaren mit allen unermesslichen Vorräthen selbst in Brand gesteckt. Mit bangen Ahnungen, von den düstersten Gedanken erfüllt mochte Napoleon in das Gluthmeer zu seinen Füssen blicken. Die Welt über seine Gefühle zu täuschen, erliess er aber mitten unter diesen Schrecknissen, vom Kreml datirt, das Organisationsdecret der grossen Oper zu Paris. Auf seine Friedensanträge beharrlich ohne Antwort gelassen verliess er endlich — abermals viel zu spät — am 19. October die verwüstete Stadt und entschloss sich mit seinem halbverhungerten Heere zum Rückzug. Jetzt aber zeigten sich allerorten die Feinde, immer neckend, stets zurückgetrieben, stets wiederkehrend, und als am 7. November plötzlich die Witterung umschlug und strenge Kälte eintrat, begann das Elend und der Rückzug gestaltete sich in der verödeten Gegend bald zur regellosen Flucht. Alle Ordnung war gelös't, alle Zucht verschwunden. Die ermüdeten, ausgehungerten Soldaten stritten sich um die gefallenen Pferde, erstarrten an den herabgebrannten Feuern oder sanken, immer wieder aufgeschreckt von dem Schreckensrufe: „Die Kosaken kommen" endlich todt zusammen. Zahllose Schneehügel längs der grossen Strasse bezeichneten die Leichen der Umgekommenen. Da erhielten, und diess ist allgemein anerkannt, nur noch die Süddeutschen, besonders die Bayern ihre strenge Mannszucht und deckten unter rühmlichen Gefechten den Rückzug, bis auch die Meisten von ihnen dem allgemeinen Elend erlagen. 22 bayerische Fahnen, die stolzen Siegestrophäen in den Kirchen Petersburgs, eroberten die Russen jedoch nicht auf dem Schlachtfelde, sondern nahmen sie aus einem Wagen, der wegen Mangel an Pferden und weil man mit unkluger Heimlichkeit der Bedeckung dessen Inhalt verschwiegen, achtlos stehen geblieben war. — Von dem ausgezogenen Heere, das in Polen noch 4000 Mann zählte, vermochte General Rechberg nur 1030 in die Heimath zu führen. Aus der Festung Thorn kamen später noch 1050 zurück. Wie bei Polocz Fussvolk und Artillerie, so brachen sich bei Mohilew, Witepsk, Smolensk und Mosaisk die bayerischen leichten Reiter ihre unverwelklichen Lorbeeren. Schon in Moskau auf 6 Escadrons zusammengeschmolzen zählten sie nach dem grauenvollen Uebergang über die Beresina noch 40 Pferde die sich an die sogenannte heilige Schaar des französischen Hauptquartiers schlossen.

Napoleon brachte, allen vorauseilend, unter vielen Gefahren auf einem Schlitten flüchtend, zuerst die Kunde von der Vernichtung des schönsten Heeres nach Paris. Statt jedoch die Hand des Allmächtigen in Demuth zu erkennen raffte er, im alten Uebermuth verharrend, neue

Menschenmassen zusammen, um sie den langsam vordringenden Russen entgegenzuwerfen.

Aber mit dem Frühling des Jahres 1813 erhob sich eine wunderbare Bewegung durch ganz Deutschland. Wie ein Pulsschlag drang es durch alle Herzen, jetzt ist der Augenblick gekommen den Gewaltigen zu stürzen, um die knirschenden Völker, die gedemüthigten Fürsten von seinem eisernen Drucke zu erlösen. Erst bedächtig zaudernd erliess endlich König Friedrich Wilhelm III. am 17. März den so berühmt gewordenen „Aufruf an mein Volk" vereinigte sich mit den Russen, sprengte für Preussen die jenes Land am schwersten drückenden Fesseln Napoleons und stellte sich an die Spitze der grossen deutschen Bewegung. Da sah man, was ein Staat zu leisten vermag, dem es ernstlich um seine Verjüngung zu thun ist. Nach den sieben Jahren die zwischen der Schmach von Jena und den nun beginnenden unsterblichen Heldenkämpfen des Jahres 1813 liegen, war er wie ein Phönix aus seiner Asche emporgestiegen.

Längst war auch in Bayern die öffentliche Meinung gegen Frankreich. Der Uebermuth und die rohe Rücksichtslosigkeit des Kaisers und seiner unteren Gewalthaber, wie des letzten Soldaten hatte alles erbittert und man fing an sich allmählig zu erinnern, dass man denn doch auch ein deutsches Vaterland habe. Klugheit gebot zwar den noch immer Mächtigen, der wieder mit neuen Schaaren herbeizog und in dessen Heeren die Bayern, deren 8000 ihm Raglovich in Sachsen zugeführt, erst noch die Siege bei Lützen und Bautzen miterfochten, nicht vorzeitig aufmerksam zu machen und zu reizen. Ohne sich auszusprechen, erkannte Max Joseph, Bayern müsse jetzt eine Ehrfurcht gebietende Stellung nach jeder Seite hin einnehmen. Die wehrhafte Jugend folgte freudig dem Aufrufe ihres Königs, kannte man doch im ganzen Lande die Stimmung des Kronprinzen und war doch alles überzeugt, es gälte dem allgemeinen Feinde des Friedens in Europa. Noch hielt Oesterreich an sich, denn Napoleon stund jenseits der Elbe, mitten in Deutschland und hatte erst im Mai die oben erwähnten bedeutenden Siege erfochten. Ein Waffenstillstand, besonders das Werk Oesterreichs ward vermittelt, und Metternich suchte während desselben den Kaiser zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Noch war alles zu retten. „Aber wen Gott vernichten will dem verblendet er die Sinne und er rennt offenen Auges in sein Verderben." Napoleon gab nicht nach, und kaum war die Frist abgelaufen als er rachedürstend gegen Berlin losbrach. Hier jedoch erfocht der aufopfernde Schlachtenmuth der jungen preussischen Landwehr fast vor den Thoren der Hauptstadt Ende August den Sieg bei Grossbeeren, dem unmittelbar unter des alten Blücher Heldenführung die unsterblichen Tage an der Katzbach und am Bober folgten, in denen die Franzosen ohne die Gebliebenen

25,000 Gefangene und über 100 Kanonen verloren. Schon am 10. Juli hatte sich Kaiser Franz von dem Schwiegersohne abgewandt, und seine Kriegserklärung erlassen. Noch einmal lächelte diesem das scheidende Glück bei Dresden, wo er Schwarzenbergs Heerhaufen schlug und nach Böhmen drängte. Diesem kurzen Silberblick folgten aber die härtesten Schläge in den Schluchten des Erzgebirges bei Kulm, dann bei Wartenberg und Dennewitz, die Vereinigung der drei verbündeten Heere und der Uebertritt Bayerns zur deutschen Sache.

Max Joseph, dem richtigen Gefühle des grössten Theiles seines Volkes folgend, trennte sich endlich von dem Manne, der die eigene Existenz und die seiner Verbündeten rücksichtslos seiner Ehrsucht opferte. Die Kaiser von Oesterreich und Russland richteten eindringliche Briefe an den König, sie garantirten ihm seine volle Souveränetät und sein Gebiet. Endlich war auch dessen Seele mit der nicht unbegründeten Sorge erfüllt, dass, bei der ausgesprochenen Abneigung Napoleons gegen den Kronprinzen, nach seinem Tode die wittelsbachische Dynastie vollends verdrängt, und Bayern wie Westphalen in eine französische Satrapie unter Eugen verwandelt würde. Diess alles bestimmte seinen Entschluss.

Das neue Heer unter Wrede, — das sieggewohnte alte lag im Schnee Russlands begraben, — zählte schon wieder 36 Bataillons und 24 Escadrons, und stund zur Sicherung der Gränze den Oesterreichern am Inn gegenüber. Es zur Hilfe nach Sachsen zu senden, hatte der König entschieden verweigert. Dort nun schloss Wrede nach langen Unterhandlungen, trotz Montgelas Gegenbemühung am 8. October den Vertrag zu Ried und damit die Allianz Bayerns mit Oesterreich und dessen Verbündeten.

In den ewig denkwürdigen Tagen vom 16. bis zum 19. October ward endlich durch die vereinigten Russen, Preussen und Oesterreicher in der Völkerschlacht bei Leipzig, entscheidend, wie einst die Macht Attilas auf den catalaunischen Feldern, die Herrschaft Napoleons in Deutschland völlig gebrochen und sein Heer in wilde Flucht getrieben. Auf dieser stellte sich Wrede mit kaum 35,000 Bayern und Oesterreichern am 31. den Franzosen bei Hanau entgegen, wird aber von der unerwartet auf dieser Strasse unter Führung Napoleons heranbrausenden, weit überlegenen Hauptmacht des Feindes zur Seite geworfen und der Kaiser führt sein Heer, fortan unbehelligt, bei Mainz über den Rhein. Nochmal ward ihm, am 9. November, die Integrität Frankreichs zwischen Rhein, Alpen und Pyrenäen geboten. Er verschmähte in unbegreiflicher Verblendung den Antrag, und sein Hass, besonders über Bayerns Abfall sprach sich im Senate so unumwunden aus, dass er betheuerte keinen Frieden schliessen zu wollen, er habe denn München niedergebrannt. Durch ganz Bayern hinwieder ging eine freudige opferwillige Begeisterung

als König Max am 28. October nun auch sein Volk für die grosse deutsche Sache zu den Waffen rief. Tausende und Tausende von Legionisten, freiwilligen Jägern und Husaren zogen aus, mit ihnen Prinz Karl, der achtzehnjährige zweite Sohn des Königs als Führer einer Reiter-Brigade.

Nun überschritten die Heere der Verbündeten, lawinenartig angewachsen noch im December 1813 und in den ersten Tagen von 1814 den Gränzstrom selbst und verpflanzten den Krieg auf Frankreichs Boden. In diesem Kampfe gegen eine ungeheuere, aber leider schon durch die glimmende Zwietracht der Fürsten und ihrer Führer in sich uneinige Uebermacht entfaltete Napoleon noch einmal, wie kaum jemals früher, sein allen weit überlegenes Feldherrngenie, mit dem er ihre Heere zu trennen, aufzuhalten und einzeln in nicht selten nachtheilige Gefechte zu verwickeln wusste.

Die Bayern, bei der grossen Hauptarmee des Centrums als eigenes Corps unter Schwarzenberg stehend, hatten schon am 23. December zuerst von allen Deutschen den Rhein überschritten, und rückten nun, concentrisch mit allen anderen Corps gegen Paris vor. So gelangte Wrede in die linke Flanke des Feindes und zog am 1. Februar gegen Brienne heran. Aus dem Walde debouchirend fand er bereits die Russen im heftigsten Kampfe. Rasch warf er sich auf das in einer Flankenbewegung begriffene Corps Marmont's, trieb es zurück und erstürmte den Schlüssel der Stellung, das Dorf Chaumenil mit der Brigade Habermann. Nun eilte Napoleon selbst mit der Garde herbei und liess das Dorf durch zahlreiche Artillerie beschiessen. Da befahl Wrede der dritten Cavallerie-Brigade, den Chevauxlegers König und Leiningen unter dem Obersten Dietz jene Batterien zu nehmen. Die prächtigen Schwadronen, weit voran an ihrer Spitze der Oberst, stürzten sich mit Blitzesschnelle auf die feindliche Reiterbedeckung und in kaum einer Viertelstunde war diese geworfen, die Vierecke des Fussvolks niedergeritten und 16 Kanonen erobert. Selbst der Kaiser kam in Gefahr in die Hände der siegestrunkenen Reiter zu fallen. Die Franzosen wurden auf allen Punkten zurück getrieben und der edle offene Heldengreis Blücher eilte nach der Schlacht zu Wrede, umarmte ihn und dankte thränenden Auges für sein freiwilliges und so entscheidendes Eingreifen in den Kampf. Bei der Verfolgung des Feindes that sich besonders die Brigade des Prinzen Karl hervor.

Nach mehreren, den Franzosen günstigen Gefechten, besonders bei Montereau, wo der Kronprinz von Würtemberg nach heldenmüthiger Gegenwehr unterlag, beschloss man einen allgemeinen Rückzug hinter die Aube. Ihn hatten die Bayern zu decken. Nochmals ward Napoleon der Friede angeboten und wieder, durch augenblickliche Vortheile geblendet, lehnte er ab. Schon wollte man noch weiter zurückgehen, als

vorzüglich Wrede unter allen versammelten Generalen fest auf der Einstellung dieses gefährlichen Rückmarsches und dagegen auf rascher Angriffsbewegung bestand, um Blücher Luft zu machen, gegen den sich Napoleon mit der Hauptmacht geworfen. Ihm stimmte der König von Preussen bei, und so kam es unter heftigem Schneegestöber am 27. Februar zur Schlacht bei Bar sur Aube, in welcher das 10. bayerische Infanterie-Regiment den Ort nach der heftigsten Gegenwehr erstürmte, und die beiden Reiterbrigaden Dietz und Vieregg ein glänzendes Gefecht mit den französischen Kürassieren bestanden.

Mittlerweile hatte Blücher bei Laon gesiegt, und nun beschloss Schwarzenberg am 20. März, Napoleon bei Arcis anzugreifen um dort den Uebergang über die Aube zu erzwingen. Im grossen Halbkreis umgaben Oesterreicher, Russen und Bayern die auf Arcis gestützte Stellung der Franzosen. Mittags um 11 Uhr erfolgte das Signal und das Corps Wrede's, aus 27 Bataillons, 46 Schwadronen, worunter Oesterreicher und Russen und 90 Geschützen bestehend, setzte sich gegen den linken Flügel des Kaisers und die Aube-Brücke in Bewegung. Die feindlichen Reiter wurden gegen die Brücke geworfen. Hier aber hielt Napoleon selbst, den Degen in der Hand und trieb sie in ihre alte Stellung zurück. Mit den Oesterreichern und Russen die das Centrum und den rechten Flügel der Gegner bereits auf Arcis zurückgedrängt, rückten nun auch die Bayern vor. Ein äusserst blutiger Kampf entspann sich um das Dorf Grand Torcy, den Zugang zur einzigen Brücke über den Fluss. Es wurde wechselsweise gewonnen und verloren. Aber nichts war im Stande, den durch die Gegenwart ihres grossen Kaisers begeisterten Garden es ganz zu entreissen. Sie behaupteten es schliesslich und die Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Am folgenden Tage war Napoleon verschwunden. Er hatte die Stellung geräumt und sich rasch gegen Chalons gewendet, um die Rückzugslinie der Verbündeten zu bedrohen. Und nun fasste Schwarzenberg, wieder durch Wrede aufgestachelt, am 24. Mai den entscheidenden Entschluss, unbekümmert um des Kaisers gefährliche Bewegung, direct auf Paris loszumarschiren und nur ein russisches Reitercorps zu dessen Beobachtung zurückzulassen. Der Plan glückte. Wrede erhielt den Auftrag, den Rücken der grossen Armee zu sichern. Diese zog am 31. Mai siegreich in der feindlichen Hauptstadt ein, die Bayern am folgenden Tage durch dieselbe auf das linke Seineufer.

Damit und mit Napoleons Abdankung und Abreise nach Elba schloss der Feldzug. Ein Congress der sämmtlichen betheiligten Fürsten und ihrer Diplomaten zu Wien sollte das Friedenswerk vollenden. Er hätte beinahe zu erneutem heftigem Kampfe unter ihnen selbst geführt, wenn nicht Napoleon, der von ihrer Uneinigkeit unterrichtet war, als wahrer, freilich sehr unabsichtlicher Friedensstifter nach eilf Monaten

wieder auf französischem Boden erschienen wäre. Seine alten Soldaten, ja das ganze Volk, erbittert über die erlittene Demüthigung durch die Fremden und den Uebermuth der durch sie eingesetzten bourbonischen Prinzen und ihrer heimgekehrten Anhänger, fiel dem ruhmgekrönten Herrn, der es zum ersten Europas gemacht wieder begeistert zu. Mit Jubel empfangen, zog er am 20. März 1815 in die Tuillerien ein. Aber sein Erscheinen hatte die Streitenden zu Wien rasch geeinigt, und zum zweitenmale bewegten sich ungeheuere Heeresmassen gegen den Usurpator heran. Unter ihnen die Bayern mit 4 Infanterie- und 2 Reiterdivisionen, 188 Geschützen und den nöthigen Reserven, 60,000 herrlich gerüstete, streitfertige Männer, als ein selbständiges Corps unter ihrem bewährten Führer, den sein dankbarer König inzwischen zum Feldmarschall und Fürsten von Ellingen erhoben. Die Lorbeeren dieses Feldzuges brachen allein die Engländer — mit ihnen Niederländer und Nassauer — und die Preussen, welche vereint am 18. Juni die furchtbare Vernichtungsschlacht bei Belle Alliance schlugen, in der endlich die Herrschaft Napoleons zertrümmert wurde.

Aber was das tapfere Schwert der Soldaten errungen, verdarben die schleichenden berechnenden Diplomatenkünste, die Furcht der Mittelmässigkeit vor dem erwachten Selbstbewusstsein und der Kraft der Völker, — man affectirte Misstrauen in deren Mündigkeit — und die Eifersucht und der vielfache Wortbruch der Fürsten. Für Bayern aber war noch besonders der ungerechtfertigte Hass des weiland Reichsfreiherrn von Stein und seiner preussischen Coterie nachtheilig, den dieser, der sich allerdings unsterbliche Verdienste um die deutsche Sache erworben, gegen Max Joseph als den bedeutendsten der ehemaligen Rheinbundfürsten bei jeder Gelegenheit und oft in der ungeschliffensten Weise an den Tag legte. Wahrscheinlich, weil der König seinerzeit keine Lust verspürt, sich zu Gunsten Oesterreichs expatriiren zu lassen und, erdrückt von der Macht Napoleons, nicht für ein damals unfindbares Deutschland in die Schranken getreten war; für ein Deutschland, das doch Preussen selbst 1795 zuerst des eigenen Vortheils wegen unpatriotisch im Stiche gelassen, und weder 1800 noch 1805 wieder zu finden gewusst.

Der Reiterangriff in der Schlacht von Brienne ist von Professor Diez stereochromisch gemalt. Oberst Dietz Porträt.

142. Max Joseph gründet die neue ständische Verfassung Bayerns.

Lange weigerte sich Bayern, in den deutschen Fürstenbund, dessen Ziele dunkel, und dessen mächtigste Glieder ihm keineswegs hold waren, einzutreten; es strebte vielmehr seine volle Souveränetät zu bewahren. Da nun aber eine solche Stellung eines in Mitte Deutschlands liegenden,

etwas über drei Millionen zählenden Staates völlig unhaltbar war, und ferneres Sträuben den Verdacht wach rief, der König wolle abermals in Frankreich seine Stütze suchen, so trat er endlich dem deutschen Bunde bei. War derselbe auch, den reellen Machtverhältnissen nicht entsprechend, in seiner Grundverfassung verfehlt, mag man nun vollberechtigt und freigebig alles Schlimme über ihn ausgiessen, das unbestreitbare Verdienst hatte er denn doch, unserem deutschen Vaterlande seine bis auf das letzte Dorf bewahrte Integrität und einen fünfzigjährigen Frieden erhalten zu haben, der seine staunenswerthen Segnungen darüber ausgebreitet. Hätte es in der Absicht Preussens gelegen, das viele Gute welches wir seinem Streben danken, so energisch in und mit dem Bunde statt auf eigene Faust zu gründen und zu fördern, der Bund bestünde heute noch und hätte sicherlich die meisten der Vorwürfe nicht erfahren, die ihn betroffen haben.

Montgelas galt als Rathgeber zu jener anfänglichen Weigerung seines Herrn, war als Freund Frankreichs und als principieller Gegner des bei dem Könige in höchster Gunst stehenden Feldmarschalls bekannt, und besonders Metternich gründlich verhasst. Da wurde denn während eines Besuches Max Josephs bei seiner Tochter, der neuen Kaiserin in Wien, dessen Entfernung geplant, die auch, wie auf seine Bitte am 1. Februar 1816 plötzlich und nicht zum Heile Bayerns erfolgte. Nun bewegte sich dieses wieder ganz im Fahrwasser Oesterreichs. Vergessen war, wie Kaiser Franz, uneingedenk seiner feierlichen Versprechungen, hinter dem Rücken Bayerns Verbindungen einging, die jene Versprechungen geradezu aufhoben,*) vergessen, wie er in geheimen Protokollen mit den andern Grossmächten, — abermals zur eigenen Vergrösserung, — garantirte, uralt bayerische Landestheile, Salzburg und das Innviertel vom Mutterlande wieder abriss, vergessen endlich, wie Metternich wenige Wochen vorher des Königs Beitritt zum deutschen Bunde durch eine förmliche Drohnote erzwungen.

Zum Wortbruche konnten jedoch die Bemühungen Metternichs und seiner Creaturen in München den geraden Sinn des Königs nicht ver-

*) Oesterreich hatte den Heimfall der ganzen Pfalz an Bayern gewährleistet, wenn der directe Mannsstamm in Baden mit dem damals regierenden Grossherzog erlösche. Aber der badische Minister von Berstadt bestürmte den Kaiser Alexander in Aachen so lange mit Bitten und Thränen, bis dieser, der überall gerne den Protector spielte, den ungetheilten Bestand des ganzen Gebietes zusicherte. Demüthig fügten sich Oesterreich und Preussen der Verfügung des fremden Monarchen über deutsches Bundesland — sie traf ja nicht das ihrige. — Kurz darauf erklärte dann der Grossherzog gegen alles bisherige Fürstenrecht seine unebenbürtig erzeugten Söhne, die Grafen von Hochberg, für erbfähig, und König Max, ihm nahe verwandt und befreundet, liess es endlich widerstrebend geschehen, um den kaum geschlossenen Frieden nicht zu stören. Die bedungene, erbärmliche Entschädigung von 100,000 fl. muss Oesterreich heute noch an Bayern bezahlen.

leiten. Er hatte, wie sämmtliche deutsche Fürsten, nach dem klaren Wortlaute der Wiener Verträge seinem Volke für die schweren Opfer die es gebracht, eine ständische Verfassung verheissen und blieb fest entschlossen, das gegebene Wort einzulösen. Allerdings drängte auch der schlechte Zustand der bayerischen Finanzen, die Creditlosigkeit des Staates und in deren Folge die tiefe Entwerthung der Staatspapiere dazu, die Garantie des Landes für dieselben zu gewinnen, was in genügender Weise nur durch die Landstände geschehen konnte.

Diese waren in Bayern keineswegs eine neue Einrichtung. Seit den frühesten Zeiten kannte man hier allgemeine Volksversammlungen, auf denen die Kirchenfürsten und Prälaten sowie alle Edeln und Vollfreien mit dem Herzoge die Gesetze und alle wichtigen Landesangelegenheiten beriethen. Der Vollfreien wurden jedoch immer weniger, sie sanken zur Vasallenschaft, ja selbst zur Hörigkeit unter die grössern Gutsherrn herab, und so tagten später diese, vereint mit den Prälaten und den mittlerweile hinzugekommenen Abgeordneten der Städte über das Wohl des Landes. Die sämmtlichen bayerischen Bischöfe hatten sich allmählig die Immunität für ihr weltliches Gebiet erworben, die sie nun selbst zu Landesherren machte und ihrem Stolze willkommenen Vorwand lieh, von den Landtagen ihres Vaterlandes wegzubleiben. Jene Classen nun, eine Gesellschaft der grössten Gutsbesitzer, bildeten fortan die drei Stände, die sogenannte L a n d s c h a f t. Sie, wie der Herzog, der reichste Grundbesitzer im Lande, lebten von den Leistungen ihrer Bauern und Hintersassen, vom Ertrage willkührlich errichteter Schlagbäume und den tausenderlei Erpressungen jener hieran so erfindungsreichen Zeit. Weil aber der Herzog das ganze Land im Kriege und im Frieden vertrat, so war es billig, dass er von den Uebrigen auch Beiträge zu diesen Lasten — Steuern — verlangte, die dann, weil man sie gar häufig auch zur Tilgung von Schulden verwendete welche für unnütze und kostspielige Privatzwecke, Familienfehden im Auslande und den Glanz des Hofes gemacht worden waren, zu vielfachen Klagen und Remonstrationen führten, deren Bewilligung schliesslich an Verleihung immer neuer Privilegien für die bevorzugten Classen geknüpft wurde. Da die Stände in den Theilungen und häufigen Zwistigkeiten der Herzoge oft als Schiedsrichter auftraten, so gewannen sie endlich so grosse Macht, dass die minder energischen Fürsten zuletzt ohne ihre Zustimmung und Geldbewilligung kaum mehr etwas unternehmen durften. Sie kamen zusammen wann und wo sie wollten, erhoben nach ihrem Belieben Steuern, und legten sie in eine Truhe, aus welcher sie dem Herzoge nur nach Gutbefinden und zu bestimmten Zwecken abgaben. Dass er zur Noth seinen Haus- und Hofhalt selbst bestreiten konnte, machte der Besitz seines vielen Gutes im Lande möglich, dessen Ausnützung ihm natürlich unbenommen blieb. Nur energische Herren, wie etwa Albrecht IV., der seine Steuerer, ohne die von der Land-

schaft zu fragen, durch das Land schickte und dem Keiner sein „Bet" weigerte, fuhren ihnen durch den Sinn. Unter den jungen Herzogen Wilhelm IV. und Ludwig traten sie förmlich als Mitregenten auf. Damit war denn auch der höchste Punkt ihrer Macht erreicht.

Als das Land endlich wieder unter einen Herrn gekommen, hatte sich die Physiognomie der alten Landschaft doch bedeutend verändert. Aus Sparsamkeit und Bequemlichkeit versammelte sie sich nicht mehr selbst, sondern wählte aus ihrer Mitte einen Ausschuss „die Verordneten der Landschaft" zur Wahrung ihrer Rechte und Freiheiten, und dieser Ausschuss ging bald so weit, einen noch engeren aus seiner Mitte zu ernennen, der in München residirend sich dann durch so viele Mitglieder verstärken konnte, als ihm gut dünkte. Mit diesem Ausschusse war nun freilich bequem zu verhandeln. Kein berathender, Achtung gebietender Körper mehr, sank er allmählig zur blossen Bewilligungsmaschine herab. Uud als es so weit gekommen, dass der Ausschuss wohl die Steuern bewilligte, sie aber statt selbst zu zahlen nur den Bauern und Hintersassen auflastete, erachteten es die Herzoge bei ihrer mehr und mehr ausgebildeten Landeshoheit als ihre Pflicht, sich des gedrückten Landmannes anzunehmen, und darauf zu sehen dass die Stände sich an der Steuerlast ebenso selbst betheiligten wie der Landesherr, der ja zum allgemeinen Bessten aus seinen Kammergefällen gleichfalls beitrug. Der thatkräftige Kurfürst Max I. kehrte schliesslich das Verhältniss ganz um. Er bestimmte die nöthigen Leistungen, er rief die Stände ein und er ertheilte die Bewilligung zur Eintreibung der Steuer. Dabei vegetirte die alte Landschaft in München fort, sich nach Belieben aus ihrer Mitte selbst ergänzend, gefällig dem Willen des Fürsten — der sich ja auch ihnen und den Ihrigen gnädig erzeigen mochte — wenn es auf Kosten der untern Stände geschehen konnte, aher ungemein widerborstig, wenn es der Schmälerung sogenannter „wohlerworbener" Privilegien oder einer noch so geringen Leistung für das allgemeine Besste aus dem eigenen Beutel galt. Wir haben ihr erbärmliches Benehmen gegen Max III. kennen gelernt.

So fand Max Joseph die Verfassung Bayerns. Auf allen Seiten drohende Gefahren verlangten gebieterisch die Füllung der unter Karl Theodors Missregierung völlig ausgeraubten Cassen, um die nöthigen Rüstungen vorzunehmen. Diessmal stimmte die verordnete Landschaft, durch persönliche Rücksichten bestimmt, bereitwilligst bei, aber die Stände selbst, vor allem Adel und Geistlichkeit, bestritten deren Vollmacht, sie wollten eben nach alter Weise von der Steuer befreit bleiben. Besonders ungeberdig betrugen sich jene des Herzogthums Neuburg. Da ging denn die Bewegung über ihre Köpfe weg und unbeachtet verhallte ihr Wort unter den gewaltigen Donnerschlägen der Zeit.

Nach gänzlicher Aufhebung der Einzelverfassungen wurde am

1. Mai 1808 eine neue Gesammt-Constitution publicirt. Trotz des höchst freisinnigen Aushängschildes: Allgemeine Nationalrepräsentation, Aufhebung aller Privilegien, Gleichheit der Steuerpflicht und des Waffendienstes, vollkommene Gewissens- und Pressfreiheit mit Ausnahme der politischen Zeitschriften u. s. w. trug dieselbe doch den für jene Zeit so charakteristischen Anstrich der ausgebildetsten Bureaukratie. Die Minister waren nur dem König gegenüber verantwortlich. Die Wahlmänner, etwa 1 auf 1000, ernannte wieder der König selbst aus den 400 höchstbesteuerten Landeigenthümern, Kaufleuten und Fabrikanten, welche aus ihrer Mitte sieben Mitglieder zur Reichsversammlung wählten. Das gab für die damaligen 15 Kreise: Main, Pegnitz, Nab, Rezat, Altmühl, Ober- und Unterdonau, Lech, Regen, Isar, Salzach, Iller, Inn, Eisak, und Etsch-Kreis zusammen 105 Abgeordnete. Die aus ihnen gewählten Commissionen hatten dann mit den einschlägigen Sectionen des geheimen Rathes, der ein sehr wichtiger Factor der Regierung war, zusammenzutreten, die Gesetze und den Finanzetat zu berathen, und hierauf vor die Reichsversammlung, in der jedoch nur die Mitglieder dieser Commissionen das Wort ergreifen durften, zur geheimen Abstimmung zu bringen, in der die einfache Majorität entschied. In dieser Verfassung existirte allerdings das Impedimentum einer ersten Kammer nicht, dagegen war auch kein persönlicher Austausch der Meinung gestattet und kein Turnier des Geistes fand statt. Sie war einfach eine Regierungsinstitution und ihre Befugnisse ein glänzender Schemen, bar aller Realität. Der stets wechselnde Territorialbestand des Reiches, und die fortgesetzten Kriege hinderten die Einberufung dieser Kammer, welche ohnehin bei völlig ausgeschlossener freier Wahl des Volkes nie ein Ausdruck seiner Gesinnung gewesen wäre. Doch kamen alle andern in jenem Staatsgrundgesetze enthaltenen Bestimmungen zur Ausführung, und es bot besonders den unschätzbaren Vortheil, dass jetzt schon die Unzahl von Steuerarten aufhörte und an ihre Stelle vier directe, die Grund-, Haus-, Dominical- und Gewerbsteuer traten, zu denen statt der 30 Arten von Personalsteuern das Familienschutzgeld kam.

Zehn Jahre später rief der König das hochwichtige Institut, auf andern Grundlagen erbaut, wahrhaft in's Leben. Vorher wurde noch ein wichtiger Punkt, die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten mit Rom erledigt. Sie schleppten sich schon seit dem Jahre 1803. Aber die Wahl des Unterhändlers, des bayerischen Gesandten Casimir von Häffelin, war keine glückliche.*) Erneute Verhandlungen 1806 und

*) Die Biographie dieses Mannes bietet eine zu drastische Signatur jener Zeit, als dass wir es uns versagen könnten, sie hier kurz zu erzählen. Casimir Häffelin war der Sohn eines Amtsschreibers aus Minfeld im Zweibrückischen. Als blutarmer Messpriester nach Mannheim gekommen, wusste er sich bei dem vielgeltenden

1808 angeknüpft zerschlugen sich und als auf abermalige Anregung des Königs, im aufrichtigsten Interesse desselben für das Wohl der katholischen Kirche, dieselben wieder eröffnet wurden, schloss endlich Häffelin mit Consalvi am 5. Juli 1817 das Concordat ab. Staunen und Unwillen erfüllte alles bei dessen Bekanntwerden. Solche Forderungen hatte man in Rom seit Karl Theodors Zeiten nicht mehr zu stellen gewagt. Es ward natürlich verworfen und Graf Rechberg mit neuen Instructionen dahin geschickt. Nur zäh und möglichst verclausulirt gestattete man Zusätze zu einem Vertrage, der nun einmal unwiderruflich abgeschlossen sei. Endlich verständigte man sich über ein Actenstück, das noch immer der Curie eine überwiegende Gewalt einräumte, grosse Unzufriedenheit im Lande erregte und erst durch das Zusatzedict zur Verfassungsurkunde sein nothwendiges Correctiv erhielt; ein Edict, gegen das bei jeder passenden Gelegenheit von den Anhängern Roms aufs neue angekämpft wird.*)

Prälaten Maillot so einzunisten — „ayant eu la patience de ramper plus de 20 ans aux pieds de son protecteur" sagen die Memoiren Clerambault's — dass ihm dieser die bedeutendsten Hof- und Kirchenstellen, den Freiherrntitel und eine Maltesercommende verschaffte. Mit Karl Theodor kam er nach München, ward Probst an der Frauenkirche, Director der Schatzkammer und des Antiken Cabinets, so dass seine sämmtlichen Aemter ihm 16,000 fl. jährlicher Rente ertrugen. Aber er wollte Bischof werden und da sein bisheriger Gönner nicht mehr zog, wandte er sich an den päbstlichen Nuntius Graf Zoglio und verläumdete den Mann, der ihn aus dem Staube gehoben bei demselben so schwer, dass der Kurfürst Maillot von München auswies.

Häffelin ward nun wirklich Bischof von Chersones i. p. In viele schmutzige Händel verwickelt — die Diamanten der Schatzkammer und seine Maitresse, die Wittwe des Schatzmeisters, welche öffentlich die Honneurs in seinem Hause machte und ihm fünf Kinder geboren, spielten dabei eine seltsame Rolle — wurde er endlich seines scandalösen Lebens wegen und weil sich sein Name auf der Liste des Illuminaten Ordens fand, dem er unter dem Namen „Philo de Byblos" angehört, nach Malta verbannt. Als ihn eine hochstehende Dame dieser Ungnade wegen bedauerte, sagte er: „Gnädige Frau, denken sie daran was ich ihnen heute sage: Ich werde noch einmal in's Fahrwasser kommen, und dann ist mir der rothe Hut sicher." Als ihn sein ehemaliger Ordensbruder Montgelas nach Rom schickte, war alles überzeugt, dass er keinen Augenblick anstehen würde, das Interesse seines Landes und seines Herrn seinem Ehrgeize zu opfern. Man hatte richtig geurtheilt, er verrieth Bayern, und seine Verdienste um Rom belohnte Pius VII. wirklich mit dem Purpur. Erst in seinem 90. Jahre verschied 1827 dieser würdige Purpurträger zu Rom. — Unser gegenwärtiges Concordat ist sein Vermächtniss an das Vaterland.

*) Wir haben diess in der unseligen Periode Abels gesehen, in welcher desshalb dem Lande ein tiefer confessioneller Unfriede drohte, wir erlebten einen glücklicherweise durch die klare Einsicht und den festen Willen des Königs vereitelten Versuch unter Max II. und schon unter der gegenwärtigen Regierung erneute Anläufe, die aber König Ludwig II., erfüllt von ächt constitutioneller Gesinnung, gleichfalls entschieden in die gehörigen Bahnen wies.

Am 17. erschien das vorbereitende Edict, welches die Gemeinde-Verfassung regelte, und der 26. Mai 1818 endlich war der bedeutungsvolle freudige Tag, der Bayern seine Verfassung geschenkt, die nun bald fünfzig Jahre lang ein festes Band um Fürst und Volk geschlungen, ein stolzes Palladium desselben geworden, und sich in ihrer Integrität, wenn auch von manchen Angriffen bestürmt, und äusserlich den Zeitverhältnissen angepasst, zum Segen und Heile des Landes erhalten hat.

Sie erklärt Bayern für einen souveränen, monarchischen Staat, der mit allen seinen Bestandtheilen an Land und Leuten, Gütern, Regalien und Renten eine unveräusserliche Gesammtmasse bilde. Sie regelt die Thronfolge, gewährt völlige Freiheit der Gewissen, völlige Gleichstellung der drei christlichen Confessionen, sichert die Unantastbarkeit der geistlichen Gewalt in rein kirchlichen Dingen, verordnet jedoch das placetum Regis und stellt die Geistlichen für alle bürgerlichen Handlungen unter das weltliche Gericht. Ferner gewährt sie Sicherheit der Personen und des Eigenthums, Unaufhaltbarkeit der Rechtspflege und Gleichheit der Gesetze und vor den Gesetzen, mit Auschluss aller Specialgerichtshöfe. Sie bestimmt gleiches Recht jedes Bürgers zu allen Graden des Staatsdienstes, aber auch gleiche Verpflichtung zur Ehre der Waffen. Endlich verfügt sie den gleichen Antheil an den Lasten des Staates, aber auch einen geregelten Haushalt in demselben durch alle Theile, und gesicherte Verwendung der bewilligten Mittel.

Eine Standschaft, hervorgehend aus allen Classen der ansässigen Staatsbürger, mit dem Rechte des Beirathes, der Zustimmung und Willigung, dem Wunsche — nun auch des formulirten Antrages — und der Beschwerde wegen Verletzung der Verfassung, ward zum Wächter derselben eingesetzt, um sie gegen willkührlichen Wechsel zu schützen, aber auch im Fortschritt zum Bessern nicht zu hindern. Diese Versammlung der Stände sollte aus zwei Kammern bestehen: Jener der Reichsräthe, gebildet aus den Prinzen, den Erzbischöfen, den Häuptern der früher reichsunmittelbaren Häuser, dem Consistorial-Präsidenten einem Bischof und anderen vom Könige besonders ernannten Männern seines Vertrauens. Zur zweiten Kammer stellte der Stand der adeligen Gutsbesitzer mit eigener Gerichtsbarkeit ein Achttheil, die gesammte Geistlichkeit gleich viel, Städte und Märkte ein Viertheil, die Classe der übrigen Landeigenthümer die Hälfte und jede der drei Universitäten ein Mitglied. Alle 6 Jahre sollte eine neue, jedoch indirecte, auf die Mitglieder der Classe beschränkte Wahl, alle drei Jahre mindestens die Einberufung stattfinden.

Ohne Beirath und Zustimmung dieser Stände darf kein Gesetz erlassen, abgeändert oder aufgehoben werden. Ihre Zustimmung ist erforderlich zur Hebung aller directen und indirecten, Anordnung neuer oder Aenderung bestehender Auflagen. Ihr ist Rechenschaft über Ein-

nahme und Ausgabe im Staatshaushalte zu geben, mit ihr die Aufstellung des Budgets zu vereinbaren. Unter ihrer Oberaufsicht und Gewährleistung steht die gesammte Staatsschuld, sie wacht über die statutenmässige Tilgung, und ohne ihre Zutimmung darf keine neue Anleihe contrahirt werden. Das alles blieb in den Principien aufrecht erhalten, nur hörte mit der Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit die Wahl nach Ständen auf, und an ihre Stelle trat die freie Wahl nach bestimmten Wahlkreisen, das Antragsrecht wurde erweitert und die Aufstellung und Bewilligung des Budgets äusserst zweckmässig auf eine zweijährige Periode festgestellt.

Und mit den aus dem innersten liebevollen Herzen des Königs hervorgegangenen Worten: „Bayern! Diess sind die Grundzüge der aus unserem freien Entschlusse euch gegebenen Verfassung. Sehet darin die Grundsätze eines Königs, welcher das Glück seines Herzens und den Ruhm seines Thrones nur von dem Glücke des Vaterlandes und von der Liebe seines Volkes empfangen will", schloss er die Feier des für unser Vaterland unvergesslichen 26. Mai in denselben Räumen, in denen noch heute die Abgeordneten Bayerns sich berathen.

Das Bild ist von Weissbrod gemalt.

143. Vater Max im Kreise der Seinen; Gründung von Bad Kreuth.

Nachdem die ersten sechzehn Regierungsjahre Maximilian Josephs unter unausgesetzten Kriegsstürmen hingegangen, sollte ihm der Abend seines ereignissvollen Lebens im ungetrübten Glanze der goldenen Friedenssonne verfliessen. Darum war aber diese Zeit keineswegs frei von innern Kämpfen.

Wieder regte sich Rom, welches die Bestimmungen des Concordats in seinem Sinne durchsetzen wollte und desshalb gegen das Religionsedict in der Presse und in Staatsschriften ankämpfte. Dort war ein gewisser Mastiaux, ehemaliger Domherr zu Augsburg, der geschickte und thätige Führer der Opposition. Lange Zeit als freisinnig und helldenkend, ja in Göttingen wo er gelebt, für einen Feind des Pabstthums geltend, wechselte der ehrgeizige Mann die Fahne, als er merkte, dass bei Ernennung der neuen Bischöfe von ihm keine Sprache sei. Auch der Nuntius in München verlangte, selbst gegen den Willen der betreffenden Bischöfe und Capitel die sich nicht mit Verwaltungsgeschäften schleppen wollten, deren Ausstattung mit Grund und Boden, und erst nach langen Verhandlungen erklärte man sich in Rom „vor der Hand" mit ihrer reichlichen Besoldung einverstanden. Aller Festigkeit des Königs bedurfte es ferner, die von ihm postulirten Domherrn durchzubringen, und besonders den Nuntius in seine gebührenden Schranken zurückzuweisen, der es von Zeit zu Zeit versuchte, als Gesandter des

römischen Stuhles sich die Rechte eines besondern Legaten anzumassen und wie einst sein Vorgänger unter Karl Theodor Geistliche vor sein Gericht zu ziehen.

Schon auf dem ersten Landtage nahmen die beiden Kammern Stellung gegeneinander. Strebte die Wahlkammer in aufrichtig constitutionellem Geiste die Verfassung zur Wahrheit zu machen, so bezeichnete jene der Reichsräthe zu grosser Verletzung der dadurch verdächtigten zweiten Kammer, als Ziel ihres Wirkens: „Dem mächtigen Anwogen derselben einen Damm, dem Wandelbaren Festigkeit, dem Beweglichen Stätigkeit entgegenzusetzen, damit der Monarch auf der erhabensten Stufe bleibe, unerreichbar und unverletzlich.“ Wollte die zweite Kammer in aufrichtiger Freude und mit überquellender Herzlichkeit den Jahrestag der Verfassungs-Verkündigung als ein Nationalfest gefeiert wissen, so verhielt sich die erste dagegen kalt ablehnend: „Da die Anordnung von Staats- und Nationalfesttagen ausser dem Wirkungskreise der ständischen Verhandlungen liege.“ Ihr blieb die Verfassung wie sie war, in so entschiedenem Gegensatze zu den alten feudalen Kammern, stets ein Dorn im Auge.

Gar bald auch sollte der König, das Mitglied des deutschen Bundes, Veranlassung finden, seine ihm gewährleistete Souveränetät geltend zu machen. In den beiden Grossstaaten Oesterreich und Preussen hatte man nämlich nach dem Kriege nicht für „opportun“ erachtet, das von den Fürsten ihren Völkern im Drange der Noth gegebene Wort einzulösen, und von der verheissenen billigen Theilnahme derselben an der Regierung und Verwaltung war wieder alles still geworden. Es sollte eben dort in der alten faulen und drückenden Weise fortgewirthschaftet werden. Die geistige Entwicklung wurde gehemmt und dadurch tiefer Unmuth in allen Bessern erzeugt, die grosse Menge aber suchte man von aller Politik fern zu halten und die Welt in jenes saft- und kraftlose sybaritische Genussleben einzulullen, welches der Grosswürdenträger in der lustigen Stadt der Phäaken mit innigstem Behagen sich über ganz Deutschland immer mehr verbreiten sah, bis der Donnerschlag von 1830 — dem seither in immer kürzern Perioden immer heftigere folgten — das ganze Volk grausam aus seinem behaglichen Schlummer emporriss. — Darum verdross Jene das frische constitutionelle Leben, welches in den Mittelstaaten, besonders in Bayern erwacht war, und darum strebten die beiden Grossstaaten nach dessen völliger Vernichtung oder gründlicher Beschränkung des freien Wortes und der Oeffentlichkeit der Kammerverhandlungen, und fanden willkommene Helfer im Staatsrathe, den Reichsräthen und des Königs nächster Umgebung. Der aber hielt fest an seinem Fürstenworte. Weil jedoch die Mächtigsten seiner Genossen es unter nichtigen Vorwänden unerfüllt gelassen, machte sich die grosse Unzufriedenheit in ihren Ländern beim

Jubelfeste der Reformation 1817 auf der Wartburg unter denselben jungen Männern Luft, die noch kurz vorher ihr Leben freudig für die Freiheit und Grösse ihres deutschen Vaterlandes eingesetzt hatten. Und als endlich gar einer derselben, Sand aus Wunsiedel, im Freiheitsfanatismus den Schriftsteller Kotzebue, den Agenten des verhassten russischen Autokrators, mit dem Dolche niederstiess, erfasste die Wortbrüchigen starrer Schrecken, und sie zitterten vor dem Volke, als strebe es nach dem Umsturz ihrer Throne. Der Czar schürte fleissig und so kam denn 1819 der verrufene Karlsbader Congress zu Stande, dessen Beschlüsse wie giftiger Mehlthau auf die kaum erblühte Freiheit des Volkes fielen. Auch Bayerns Verfassung wurde heftig angegriffen, und kaum schien deren warme Vertheidigung durch den wackern Rechberg sie retten zu können. In Mainz etablirte man jene verrufene, fluchbeladene Central-Untersuchungs-Commission, welche die edelsten Jünglinge, die bessten, hochherzigsten Männer Deutschlands in ihre Gefängnisse schleppte, oder zur Flucht in's Ausland trieb. Ja man schlug dem Nationalgeist so schamlos frech in's Gesicht, dass das öffentliche Erinnerungsfest an die Völkerschlacht verboten und das Siegesdenkmal auf dem Wahlfelde umgestürzt wurde.

Aber Maximilian, der „in seinem Particularismus" nicht das willenlose Werkzeug der beiden Grossstaaten sein wollte, widerstrebte den Beschlüssen von Karlsbad und den spätern von Wien, welche in vielen andern Staaten mit aller Härte vollzogen wurden. Er liess zwar die Bundesbeschlüsse bekannt geben, wies aber dabei auf die Verfassung hin, welche die meisten derselben wieder illusorisch machte. Jede Auslieferung bayerischer Angeklagter nach Mainz verweigerte er entschieden, die Untersuchung wurde im Lande selbst mit aller Schonung geführt, später ganz eingestellt und die jungen Männer ihrer Haft entlassen. Der König liess sich dieselben persönlich vorstellen, richtete väterliche Mahnworte an sie und unterstützte die Hilfsbedürftigen auf das reichlichste. Begeistert begrüsste das Volk, mit heftigem Groll Oesterreich und Preussen seine Massregeln. Aber mit richtigem Blick schickte Max Joseph den geheimen Rath von Zentner, welcher die Verfassungsurkunde entworfen, zu deren Vertretung auf den Ministertag nach Wien und der scharfe Verstand des gewiegten Staatsmannes, gestützt auf die Festigkeit seines Königs, erhielt unserem Vaterlande in jener traurigen Zeit des allgemeinen Rückschrittes unangetastet sein unschätzbares Palladium.

Eine andere nationale That wurde unter Max Joseph von Bayern mindestens angebahnt. Er trat, unter allen deutschen Fürsten zuerst, mit Württemberg, Baden, den beiden Hessen und Nassau in Unterhandlung zu einem gemeinsamen Handelsbund. Voll Misstrauen intrikirten die Grossstaaten, welche eine keimende Trias witterten, an

den verschiedenen Höfen gegen diesen Plan, er zerschlug sich um einige Jahre später als erster Zollverein zwischen Bayern und Württemberg abgeschlossen zu werden. Darum gebührt König Max I. das Verdienst, dieses wahrhaft deutsche Band, das jetzt unser ganzes grosses Vaterland umschlingt, zuerst geknüpft zu haben.

Die bewährte, verständige und überaus wohlthätige Königin, zwei Söhne, welche beide bereits ruhmvoll in das öffentliche Leben eingetreten und für ihr Vaterland gestritten, und fünf in Anmuth und Schönheit heranblühende Töchter umgaben, die nächsten seinem Throne, den gütigsten, liebevollsten Vater, dessen Herz aber jeden seiner Unterthanen mit kaum minderer Liebe umschloss. Wohl noch viele von uns Aeltern erinnern sich des allem Prunk und erborgtem Schimmer abholden, staatlichen hochgewachsenen Mannes, dessen Antlitz von Hoheit und Würde, dessen klarblickendes Auge von Freundlichkeit und Güte strahlte, wie er in unserer Mitte gewandelt, im einfachen dunkelblauen Rocke mit vergoldeten Knöpfen, den enganschliessenden Beinkleidern und den ungarischen, halbhohen Stiefeln, Tschismen genannt, leutselig jedem Grusse dankend, Bekannte freundlich ansprechend und nur von ein paar niedlichen, feinhaarigen Bologneserhündchen begleitet, deren Nachkommen man noch hie und da unter dem Namen Königshündchen in München begegnet. Auch Singvögel liebte er, und sie und Blumen mussten ihn überall umgeben, wo er weilte. In Nymphenburg hatte er sich eine kleine Menagerie angelegt, deren Bewohner seine Stimme kannten und auf seinen Ruf herbeikamen, weil er sie oft mit eigener Hand fütterte. Denn er war ein Freund der Thiere und ein solcher wird nicht leicht ein Feind der Menschen sein.

Unter diese mischte er sich gerne, allein und unbewacht, wenn möglich unerkannt und erfuhr da manches Gebrechen, gar manchen Kummer. Jedes Leid des Volkes schlug an sein fühlendes Herz und wie glücklich wäre er gewesen, hätte er jedem abhelfen können. Darum unterschrieb er, wie sein Pathe Max III. höchst ungerne ein Todesurtheil und milderte den strengen Spruch des Rechtes, wo es nur immer anging.

Zahllose Anekdoten leben noch immer im Volke von dem liebevollen Wirken des „guten Vaters Max“. Wie er sich z. B. in dem furchtbaren Hungerjahre 1817 mitten auf die Schranne unter das Gedränge der Käufer und Verkäufer stellte und als die Preise wucherich immer höher getrieben wurden, laut ausrief: „Zu mir kommt liebe Kinder, ich gebe euch mein Getreide immer um einen Gulden wohlfeiler!“ Dann wie er einmal ein bettelndes Mütterchen, das durch seinen Anblick sprachlos gemacht, ihre Bitte unvernehmbar stammelte, gerade in gereizter Stimmung unbeachtet stehen liess, aber der trostlos Fortwankenden augenblicklich ein um so bedeutenderes Geschenk nach-

sandte. Oder wie er ein andermal einen Lakaien, der auf seine Frage nach einem in der Ferne harrenden Armen antwortete: „Das ist halt auch wieder so ein Bettler" hart mit den Worten anliess: „Bursch, danke er dem Himmel, dass er nicht zu betteln braucht." Besonders wurde er zur Zeit der Miethezahlungen in Anspruch genommen. Als bei dieser Gelegenheit einer aus seinem Gefolge meinte, es kämen doch gar zu viele, entgegnete er: „desswegen bin ich da; so lange ich geben kann, will ich geben." Schon seit dem Jahre 1800 liess er 50 arme, hilflose Waisen bei rechtschaffenen, wohlhabenden Pflegeeltern erziehen, und so oft eine Waise gut ausgestattet ins Leben hinaustrat, nahm eine andere ihre Stelle ein. Seine überaus reiche Schenkung allein ermöglichte die Stiftung des grossartigen Krankenhauses zu München.

Dass diese grosse Herzensgüte, welche nicht leicht eine Bitte abschlagen konnte, eine Menge Intrikanten, Spieler, Glücksjäger und kecke Gesellen herbeizog die seinen Lieblingsneigungen schmeichelten, dass sich viele und darunter sehr hochstehende Bettler unverschämt an ihn drängten, um dann die Gaben die ihm ihre erheuchelte Noth abgelockt im Wohlleben zu verprassen, ja dass sich einzelne Damen sogar besonderer Spielgelder aus seiner Schatulle zu erfreuen hatten, darf nicht verschwiegen werden. Eben so wenig wie er selbst von seiner nächsten Umgebung missbraucht, und nicht selten unverantwortlich betrogen wurde, wie man in Küche und Keller ein förmliches Raubsystem organisirt hatte — sein Morgenbrödchen figurirte täglich mit 5 fl. in der Rechnung! — und wie die grossherzig gewährte Apothekenfreiheit zur reichlichsten Fournirung des Café- und Theetisches in gar manchem Hause dienen musste. Gegen alle diese Menschen artete seine Herzensgüte leider in unverantwortliche Schwäche aus. Für lustige, mitunter auch ziemlich equivoque Stadtanekdoten hatte der joviale Herr stets ein offenes Ohr, und diese Schwäche wurde von den Hofdienern fleissig ausgebeutet. Lüge und Zuträgerei aber hasste er in tiefster Seele und duldete um sich keinen Verläumder.

Nirgends jedoch zeigte sich Max Josephs Güte und Menschenfreundlichkeit in hellerem Lichte als in seinem lieben Tegernsee und die Ankunft des „Herrn Vaters" war für Alt und Jung ein Freudentag. Er hatte dieses ehemalige berühmte Kloster 1817 vom Grafen Drechsel erkauft, wählte es zu seinem Sommeraufenthalte und ward nie müde es mit neuen Gartenanlagen und Promenaden zu verschönern. Auf einer Fussreise begegneten wir Cadeten hier eines schönen Morgens dem Könige dem wir sogleich, frontmachend, unsere militärischen Honneurs erzeigten. „Nun Kinder, wo kommt denn ihr her, habt ihr schon gefrühstückt?" „Ja wohl Eure Majestät" hiess es kleinlaut „Milchsuppe". „Pfui Teufel! Milchsuppe und ein Fussmarsch, das wäre das Wahre. Kehrt euch, marsch in's Schloss man soll euch was

Kräftiges auftragen.“ Wie rasch wir dem Befehle gehorchten, und wie unser Appetit bei kaltem Wildpret und Wein dem hohen Wirth alle Ehre machte lässt sich denken. — Nicht selten besuchte er die Häuser der Landleute, setzte sich mit an den Tisch und theilte, zum Schrecken seines Leibarztes, reichlich deren derbe Kost. Ein Bauer aber, dessen Hof er der schönen Aussicht wegen öfter besuchte, wusste jedesmal von einem Unglück zu berichten, welches ihm in der Zwischenzeit widerfahren. Der König spendete mehrmals ausreichenden Ersatz. Endlich riss ihm die Geduld. „Weil das Unglück in deinem Hofe gerade immer vor mir einkehrt, so will ich ihn von nun an meiden“, sagte er und wandte dem dummpfiffigen Patron den Rücken.

In einem freundlichen Wiesenthale, etwa drei Stunden hinter Tegernsee am Fusse des Hohlensteines befindet sich eine seit 1511 bekannte Heilquelle, zum heil. Kreuz genannt, an der die Aebte des Klosters, dem die Gegend, „im Gereuth“ genannt, zu eigen war, Badhaus und Kapelle errichteten. Mit dem Schlosse kam auch diese ziemlich vernachlässigte Heilquelle an den König. „Ich thue so viel in Tegernsee für mein Vergnügen, hier will ich auch etwas für die leidende Menschheit thun.“ Diese Worte des edlen Herrn entschieden über Kreuth's künftiges Schicksal. Seit dem Jahre 1820 regte sich hier ein geschäftiges Leben. Unter den Augen des zweiten Stifters entstanden immer neue Anlagen und Spaziergänge. Zwei neue Badehäuser stiegen empor, der Grundbesitz wurde stets vermehrt, ein Beneficium gegründet und ein später noch bedeutend vermehrtes Capital von 50,000 fl. ausgesetzt, dessen Zinsen auch den Armen den Gebrauch des Bades und der mit demselben verbundenen überaus heilsamen Molkenanstalt ermöglichten. Ausserdem befanden sich alljährlich zahlreiche Kranke auf des Königs Kosten in Kreuth, und es zeugt von seinem feinen Gefühle, dass keiner der Badegäste erfahren durfte wer im Genusse des Freitisches und des Freibades war. Noch im Todesjahre des edlen Stifters, 1825, erhob sich ein prächtiger Kursaal mit mehreren Nebengebäuden. Der Besitz des Schlosses und Bades ging an die königliche Wittwe, und als auch diese das Zeitliche gesegnet, an den 2. Sohn des Stifters, den Prinzen Karl über, welche Beide die Anstalt immer mehr hoben und ihre Mittel bedeutend mehrten.

Die eintretende Theilnahmlosigkeit des Alters entfernte Max Joseph in seinen letzten Lebensjahren immer mehr von den eigentlichen Staatsgeschäften, die er vertrauensvoll in den Händen seiner Minister für gut besorgt hielt, und machte ihn, der sich in früheren Jahren für jedes edle und hochsinnige Streben begeisterte, aus übergrosser Friedensliebe immer zugänglicher für die politischen Anschauungen und Maassnahmen Metternichs. Aber seinen geraden, offenen Sinn, sein biederes und liebevolles Herz vermochte jenes üble Beispiel nicht zu ändern. Max

Joseph blieb ein Feind aller Cabinetsjustiz, verachtete alle Scheinheiligkeit und alles Formenwesen, und hielt, bei aller wahren Frömmigkeit jeden geistlichen Einfluss von sich entfernt. Er geizte nicht nach Ruhm, sondern nur nach Liebe. Diese zu verdienen war sein Streben, und sie zu erringen mahnte er auch seine geliebten Enkel Max und Otto. „Um was ich euch meine Lieben bitte" sagte er eines Tages zu ihnen, „ist, dass ihr mir nicht stolz werdet. Unser Stolz soll allein sein, von Allen geliebt zu werden." Wie treulich beide die Lehren des theuren Grossvaters im Herzen bewahrt, bezeugt die Geschichte.

Noch unvergessen ist, mit welch' allgemeinem Jubel das ganze Land um 16. Februar 1824 die Gedächtnissfeier seines vor 25 Jahren erfolgten Regierungsantrittes beging. Was war Bayern in diesem Zeitraume geworden! Kaum dürfte sich ein zweiter Staat finden, der in verhältnissmässig kurzer Zeit eine so völlige Wiedergeburt erfahren. Es war aber auch ein Familienfest, welches alle, hoch und niedrig umschlang und das mit dem lauten Ruf des Dankes gegen Gott für diesen Regenten in den grössten Städten wie in den ärmsten und entferntesten Dörfern mit gleichem Gefühl begangen wurde, da man in seinem Sinne handelnd, nirgends vergass, durch reiche Gaben den 16. Februar auch dem Dürftigsten zum Freudentage zu machen.

Als an diesem Tage der Grundstein zu dem Meisterwerke Rauchs gelegt wurde, welches uns jetzt den Unvergesslichen, segnend die Hand ausstreckend, zeigt, wie er leibte und lebte, stand er, seinen kleinen Enkel Luitpold auf dem Arme, verborgen hinter einem vergitterten Fenster des alten Schlosses, und Thränen füllten sein Auge, als er die allgemeine Theilnahme gewahrte. Dennoch ward er bemerkt, und das begeisterte Volk brach bei seinem Anblicke in ein tausend und tausendstimmiges Lebehoch aus. —

Aber welch starrer Schrecken zog am Morgen des 13. Octobers 1825 durch die Strassen der Residenzstadt als erst leise, dann laut und immer lauter sich die erschütternde Kunde von dem Tode des Königs verbreitete, den man sanft hinübergeschlummert in seinem Bette zu Nymphenburg gefunden. Noch zweifelten Viele, bis die dumpfen Glocken der Frauenkirche seinen Heimgang, die Stimme des Herolds, den Regierungs-Antritt des neuen Herrn, König Ludwig I., verkündete. Das besste Herz hatte aufgehört zu schlagen.

In sinniger Verbindung mit seiner Lieblingsstiftung Kreuth hat der Künstler v. Heckel Max Joseph im Kreise seiner Familie dargestellt. An seiner Seite die treffliche Königin Karoline so lange Zeit hindurch die treueste, liebevollste Gefährtin in Freud und Leid, welche erst zwanzig Jahre später neben ihm bei den Theatinern ihre Ruhestätte fand. Hinter beiden die Zwillingsschwestern Elisabeth und Amalie, geboren 1801, deren erstere 1823 von dem Kronprinzen von Preussen,

dem spätern, so kenntnissreichen, witzigen und phantasievollen Könige Friedrich Wilhelm IV., die letztere schon ein Jahr früher von dem jetzigen Könige Johann von Sachsen, dem eben so gründlichen Kenner als geschmackvollen Uebersetzer des Dante heimgeführt wurde. Von den beiden jüngeren Schwestern gleichfalls als Zwillinge 1805 geboren vermälte sich Sophie 1824 mit dem Erzherzog Franz Karl von Oesterreich. Sie, die Mutter des jetzigen Kaisers, war die treue, tröstende Freundin des unglücklichen Herzogs von Reichstadt, und vielleicht die einzige Seele am ganzen Kaiserhofe die sein tiefes Weh verstand. Jetzt gilt die energische hohe Dame nebst dem Cardinal Rauscher im Volke als das Haupt der Ultramontanen und als Stütze aller retrograden Maassregeln im Kaiserstaate. Die andere, Maria reichte erst 1833 dem spätern Könige von Sachsen, dem gelehrten Botaniker Friedrich August als zweite Gemahlin ihre Hand, und wurde durch den bekannten unglücklichen Sturz desselben bei Brennbichel in Tyrol 1854 Wittwe. Die jüngste Tochter Luise, geboren 1808 verband sich erst nach dem Tode des Vaters 1828 mit ihrem Vetter, dem Herzog Max von der Birkenfelder-Linie, dem sie unter andern Kindern die Heldin von Gaëta, die muthige Königin Maria von Neapel, und die jetzige Kaiserin von Oesterreich gebar.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Register.

	Seite
Vorwort	III

Altbayern

Die Urzeit.

1. Verkehr zwischen Römern und Barbaren im Standlager bei Grünwald im II. und III. Jahrhundert. *Kökert*	1
2. Der heilige Severin predigt um die Mitte des V. Jahrhunderts in Bayern das Christenthum. *Frank*	4
3. Vermählung Teudelindens, der Tochter Garibalds I., mit Autharis, dem Longobarden-Könige, auf dem Sardisfelde bei Verona 589. *Kökert*	7
4 Herzog Tassilo II. gründet Herrnchiemsee als gelehrte Schule 782. *Frank*	10

Die Luitpoldinger.

5. Tod des Markgrafen Luitpold in der Schlacht gegen die Ungarn 907. *Rögge*	12
6. Vergleich Herzog Arnulfs mit König Heinrich I. vor Regensburg 920. *Rögge*	13
7. Sieg Herzogs Berthold I. über die Ungarn auf der Walser-Haide 943. *Schwörer*	16
8. Pfalzgraf Arnulf fällt vor Regensburg im Kampfe für sein Recht als Stammesherzog in Bayern 954. *Schwörer*	18
9. Graf Ekkehart von Scheyern unternimmt mit mehreren Bischöfen und vielem Volke einen bewaffneten Pilgerzug in das gelobte Land 1064. *Munsch*	20
10. Das Geschlecht der Schyren übergibt sein Stammschloss den Benediktinern und siedelt nach dem neuerbauten Wittelsbach über 1113. *Munsch*	22
11. Segensreiches Wirken für Wissenschaft und Kunst in den Klöstern des alten Bayerlandes. *Sporrer*	23

Seite

Die Welfen.

12. Herzog Heinrich X., der Stolze, erbaut 1135 bis 1146 die Brücke zu Regensburg. *Hauschild* 27
13. Heinrich der Löwe besiegt den Aufstand der Römer während der Krönung Friedrichs I. in der Peterskirche 1155. *Spiess* . . 29
14. Herzog Heinrich der Löwe gründet München 1158. *Gungel* . . 34
15. Herzog Heinrich des Löwen Pilgerzug nach Jerusalem 1171. *Spiess* . 35
16. Der Regensburger Donauhandel in den Orient im XI. und XII. Jahrhundert. *Adamo* 37

Die ersten Wittelsbacher.

17. Otto von Wittelsbach wird zu Altenburg in Sachsen mit dem Herzogthume Bayern belehnt 1180. *Mosdorf* 41
18. Ludwig der Kelheimer vollendet die Befestigung von Landshut 1204. *Mosdorf* 42
19. Ludwig der Kelheimer wird auf dem Zuge gegen Kairo der Retter der Kreuzfahrer 1221. *Beischlag* 43
20. Erbprinz Otto erwirbt durch seine Verbindung mit der Erbgräfin Agnes die Pfalzgrafschaft 1225. *Wagner* 45
21. Herzog Otto III. von Niederbayern wird 1305 zum Könige von Ungarn gekrönt. *v. Pechmann* 47

Ludwig der Bayer.

22. Herzog Ludwig's Sieg bei Gammelsdorf über die Oesterreicher und Niederbayern am 9. November 1313. *Deckelmann* 49
23. Sieg bei Ampfing und Mühldorf über Friedrich den Schönen von Oesterreich 1322. *Muttenthaler* 50
24. König Ludwig erwirbt die Mark Brandenburg 1324. *Muttenthaler* . 53
25. Ludwig des Bayern Krönung zu Rom 1328. *Baumann* . . . 55
26. Hausvertrag zu Pavia, welcher Bayern und Pfalz trennt 1329. *Baumann* 60
27. Herzog Heinrich von Niederbayern gründet 1337 die Bayerburg in Litthauen. *Baumann* 62
28. Churverein zu Rense 1338. *Rögge* 64
29. Erwerbung von Tyrol 1342. *Deckelmann* 66
30. Erwerbung der holländischen Provinzen 1345. *Deckelmann* . . 69
31. Elisabeth (Isabeau) von Bayern zieht als Königin in Paris ein 1389. *Schwoiser* 71

Bayern-Ingolstadt.

32. Edle Rede Herzog Stephans II. zu Padua 1390. *Schwoiser* . . 75
33. Die Bürger von Ingolstadt kommen, ihren Herzog zu lösen, nach Burghausen und finden nur mehr dessen Leiche 1447. *Schwoiser* . . 76

Bayern-Straubing und Bayern-Landshut.

34. Jakobäa von Bayern-Holland erficht den Sieg bei Alphen 1426. *Häberlin* 79
35. Ludwig des Reichen Sieg bei Giengen 1462. *Wohnlich* . . . 82

Seite

36. Ludwig der Reiche stiftet die Hochschule zu Ingolstadt 1472. *Guggenberger* 84
37. Herzog Georg des Reichen Hochzeitsfest zu Landshut 1475. *v. Pechmann* 89

Bayern-München.

38. Herzog Ernst rettet seinem Sohne Albrecht das Leben im Treffen bei Alling 1422. *v. Pechmann* 93
39. Versöhnung Albrechts III. mit seinem Vater nach der Ermordung der Agnes Bernauer 1435. *v. Pechmann* 96
40. Herzog Sigmund legt den Grundstein zur Frauenkirche in München 1468. *v. Menz* 100
41. Herzog Albrecht IV. gründet das Recht der Primogenitur in der Erbfolge Bayerns 1508. *v. Menz* 102
42. Der berühmte Johannes Thurmaier (Aventin) unterrichtet die Prinzen Ludwig und Ernst, Brüder Herzog Wilhelm IV., in der Geschichte ihres Vaterlandes. *v. Menz* 105

Das vereinigte Bayerland.

43. Die treuen Bayern, zur Abwehr am Peissenberge versammelt, weisen die Anträge der empörten schwäbischen Bauern zurück 1525. *Munsch* 109
44. Herzog Albrecht V. bestellt Orlando di Lasso zu seinem Kapellmeister 1562 *A. Rich. Zimmermann* 112
45. Turnier auf dem Marienplatze zu München bei der Hochzeit Wilhelm V. mit Renata von Lothringen 1568. *Schwoiser* 115
46. Albrecht V. legt den Grund zu den berühmten Münchner Sammlungen von Büchern und Kunstwerken. *Kökert* 118
47. Wilhelm V. im Kreise der Armen. *Munsch* 120

Maximilian I.

48. Herzog Maximilian vollendet den Residenzbau zu München 1619. *Schabet* 123
49. Herzog Maximilians I. Einzug in Prag nach dem Siege auf dem weissen Berge 1620. *Müller* 126
50. Stiftung des St. Joseph Spitales zu München 1626. *Ferd. Piloty* . 129
51. Bayern erhält die Kurwürde zurück 1628. *Otto* 131
52. Kurfürst Max I. und der sterbende Tilly zu Ingolstadt 1632. *Müller* 133
53. Die bayerischen Reiter nehmen in der Schlacht bei Nördlingen den schwedischen Obergeneral Gustav Horn gefangen 1634. *Otto* . 137
54. Der berühmte Jesuit Balde dichtet seine treffliche Ode auf Max I. im Buchenwalde bei Hessellohe 1641. *Müller* 139
55. Das bayerische Heer erhebt sich gegen Johann von Werth, als dieser es 1647 seinem Kriegsherrn untreu machen und verrätherisch zum Kaiser überführen will. *Schabet* 143
56. Der greise Kurfürst übergibt seinem Sohne Ferdinand Maria die monita paterna. *Schabet* 148

Max Emmanuel.

57. Der vierundzwanzigjährige Kurfürst Max Emmanuel erstürmt Ofen 1686. *Vischer* 153

Seite

58. Max Emmanuel erobert Belgrad als Oberfeldherr der kaiserlichen, bayerischen und Reichstruppen 1688. *Hauschild* 157
59. Max Emmanuel belagert Carmagnola in Piemont 1691. *Benz* . . 161
60. Max Emmanuels Einzug in Brüssel als Statthalter der spanischen Niederlande für König Karl II. 1692. *v. Heckel* 162
61. Tod des Prinzen Joseph Ferdinand, des sechsjährigen Sohnes des Kurfürsten und ernannten Erben Spaniens 1699. *Gugel* . . . 165
62. Graf Arco opfert sich auf dem Zuge nach Tyrol für seinen Fürsten 1703. *Martin* 169
63. Plinganser und Meinel erstürmen Braunau an der Spitze der Landesvertheidiger 1705. *Seybold* 174
64. Der Metzgermeister Matthias Kraus von Kelheim erhebt sich am 12. Dezember 1705 an der Spitze der Bürger und befreit die Stadt von den Oesterreichern. *Flüggen* 181
65. Siebentausend Bauern erliegen nach heldenmüthigem Kampfe am 8. Januar 1706 bei Aidenbach unweit Vilshofen dem Heere der Oesterreicher. *Grünewald* 183
66. Max Emmanuel sieht nach langjähriger Trennung die Seinen im Schlosse Lichtenberg am Lech wieder 1715. *Schwörer* 188

Karl Albert und Max Joseph III.

67. Kurfürst Karl Albert wird 1742 in Frankfurt zum römischen Kaiser gekrönt. *Otto* 193
68. Bürger und Soldaten unter Luckner und Gschray vertheidigen Straubing tapfer gegen die eingedrungenen Oesterreicher 1742. *Otto* . . 200
69. Kaiser Karl VII. flieht, gebeugt und verfolgt durch das Unglück aus seiner Residenz zu München 1743. *Szekely* 203
70. Johann Poppel, ein armer Fassbinderssohn aus der Au, gründet muthvoll und beharrlich das Waisenhaus zu München 1742. *Hauschild* 206
71. Kurfürst Max III. stiftet die Akademie der Wissenschaften zu München 1759. *Conräder* 210
72. Max III. ein Wohlthäter des Volkes in den Hungerjahren. *Mahlknecht* 214
73. Max III. verbrennet die ihm von den Finsterlingen überreichte Proscriptionsliste seiner trefflichsten Männer. *Hauschild* . . . 219

Pfalz.

Alte Kurlinie.

74. Pfalzgraf Rudolph I. und Herzog Otto von Niederbayern fechten für Kaiser Adolph von Nassau in der Schlacht bei Göllheim 1298. *Kölbl* 231
75. Kurfürst Rupert I. schützt die grausam verfolgten Juden zu Heidelberg vor dem Grimme des Pöbels 1348. *Sporrer* 237
76. Kurfürst Rupert I. gründet die Universität Heidelberg 1386. *Adamo* 240
77. Kaiser Rupert nimmt den Böhmen die oberpfälzischen Städte und Schlösser wieder ab 1401. *Baumann* 244
78. Kaiser Rupert zerstört die ungerechten Zollstätten am Rheine und erobert die Raubschlösser Bernhardt I., Markgrafen von Baden 1403. *A. Rich. Zimmermann* 247

Seite

79. Der abgesetzte Pabst Johann XXIII. wird 1417 zu Kostnitz dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz übergeben und als Gefangener nach Heidelberg gebracht. *Ant. Bauer* 251

80. Erster Sieg über die Hussitten unter Pfalzgraf Johann bei Hiltersried 1433. *Ant. Bauer* 258

81. Kurfürst Ludwig III., der Bärtige, begibt sich mit mehreren Edelleuten 1426 auf eine Pilgerfahrt in das gelobte Land. *Weissbrod* . . 263

82. Pfalzgraf Christoph verlässt seine Heimath zur Uebernahme der Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen 1439. *Wohnlich* . 265

83. Friedrich der Siegreiche schlägt bei Seckenheim das Reichsheer 1462. *Barth* 268

84. Friedrich der Siegreiche nimmt Theil an den religiösen Uebungen der Barfüsser Mönche zu Heidelberg. *Barth* 272

85. Philipp der Aufrichtige als Förderer des Humanismus, umgeben von Johann von Dalberg, Rudolph Agricola, Konrad Celtes und Reuchlin. *Barth* 276

86. Kampf und Sieg der Pfälzer vor Landshut geführt von Elisabeth, der Gemahlin Pfalzgraf Ruperts, Erbtochter Georg des Reichen 1504 *Barth* 283

87. Die treuen Bauern von Weilersbach und Ramstein nehmen die aufrührerischen Bauern des Kolbenhaufens für den Kurfürsten gefangen 1525. *F. Piloty* 291 291

88. Philipp, Pfalzgraf bei Rhein vertheidigt die Mauern Wiens gegen Sultan Solyman 1529. *Martin* 296

89. Der vierzehnjährige Pfalzgraf Georg Johann von Veldenz hält 1558 die Dankrede bei der Reformation der Universität Heidelberg. *Ferd. Piloty* 301

90. Kurfürst Ottheinrich erbaut den nach ihm benannten schönen Flügel des Heidelberger Schlosses 1557. *Martin* 304

Pfalz-Simmern.

91. Kurfürst Friedrich der Fromme nimmt die aus den Niederlanden vertriebenen Calviner auf, und gründet durch sie die Neustadt Frankenthal 1572. *Thiersch u. Hövemeyer* 311

92. Friedrich IV., der Aufrichtige, stiftet zu Auhausen bei Wassertrüdingen die evangelische Union 1608. *Thiersch u. Hövemeyer* . . 316

93. Friedrich V. wird durch Oranien zur Annahme der böhmischen Königskrone bestimmt 1619. *Fortner* 322

94. Pfalzgraf Rupert besiegt als englischer Admiral unter König Karl II. die Holländer in einer grossen Seeschlacht an der Themsemündung 1666. *Fortner* 327

95. Karl Ludwig erhält die achte Kurwürde und nimmt 1649 wieder Besitz von seinen Erblanden *Fortner* 333

96. Karl Ludwig übergibt die, 1679 zu Mannheim erbaute, der Sancta Concordia geweihte Kirche dem katholischen, lutherischen und calvinischen Cultus. *Thiersch u. Hövemeyer* 339

Seite

Pfalz-Neuburg und Sulzbach.

97. Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg erwirbt Jülich, Berg und Ravenstein und hält zu Düsseldorf seinen feierlichen Einzug 1666. *Palme*
98. Kurfürst Johann Wilhelm verschönert Düsseldorf, und legt daselbst die berühmte Gemälde-Gallerie an. *Palme* 351
99. Mannheim, ein Hauptsitz der Kunstbildung unter Kurfürst Karl Theodor. *Palme* 356
100. Herzogin Maria Anna bestimmt den Herzog Karl von Zweibrücken, den Verzicht auf die bayerischen Lande zu Gunsten Oesterreichs zu verweigern 1778. *Doepler* 362
101. Karl Theodor lässt durch Rumford den englischen Garten bei München anlegen 369

Die Wittelsbacher auf dem schwedischen Königsthrone.

102. Karl X. Gustav zu Upsala zum König von Schweden gekrönt 1654. *Pixis* 377
103. König Karl Gustavs Zug über den gefrorenen Belt 1657. *Pixis* . 381
104. König Karl XI. besiegt die Dänen in der Hauptschlacht bei Lund 1676. *Pixis* 385
105. König Karl XII. in der Schlacht bei Narva 1700. *Hauschild* . 389
106. König Karl XII. in der Sclacht bei Pultava 1709. *Hauschild* . . 392
107. Karl XII. Kampf mit den Janitscharen, und Gefangennehmung in Varnitza 1713. *Hauschild* 394

Franken.

108. Kampf der Hermunduren und Katten um die Salzquellen bei Kissingen 58 nach Christus. *Hiltensberger jun.* 399
109. Der heilige Bonifaz gründet auf der Salzburg oberhalb Neustadt an der Saale die Bisthümer Würzburg und Eichstädt 741. *Hiltensberger jun.* 400
110. Einweihung des Domes zu Bamberg in Gegenwart Kaiser Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde 1007. *Hiltensberger jun.* . . . 404
111. Kaiser Heinrich IV. besiegt in der Schlacht bei Melrichstadt am 12. August 1078 seinen Gegenkönig Rudolph von Sachsen. *Echter* 408
112. Vermählung Kaiser Friedrich des Rothbarts mit der Pfalzgräfin Beatrix von Burgund zu Würzburg in den Pfingstfeiertagen 1157. *Echter* 410
113. Beisetzung des berühmten Minnesängers Walter von der Vogelweide um 1230. *Echter* 416
114. Wolfram von Eschenbach siegt im Sängerkriege auf der Wartburg 1207. *Echter* 425
115. Kaiser Ludwig der Bayer verleiht den Nürnbergern neue Rechte *Rothbart* 433
116. Kaiser Karl IV. stellt zu Nürnberg die Herrschaft der Geschlechter wieder her und gestattet das sogenannte Schönbartlaufen 1350. *Schwoiser* 439
117. Zwölfhundert Bürger von Würzburg fallen in Vertheidigung ihrer Reichsfreiheit auf dem Kirchhof von Bergtheim 1400. *Sporrer* . 442

Seite

118. Johann Capistran predigt 1452 zu Nürnberg gegen den Luxus. *Rothbart* 448

119. In Bamberg wird im jetzigen bayerischen Lande die erste Buchdruckerei errichtet und das erste deutsche Buch gedruckt 1461. *Rothbart* . 454

120. Der berühmte Nürnberger Patrizier Martin Behaim unternimmt 1484 im Dienste der Krone Portugal seine wichtigen Entdeckungsreisen an der Westküste von Afrika. *Hauschild* 459

121. Des alten Nürnbergs Blüthezeit am Ende des XV. und im Anfange des XVI. Jahrhunderts. *Adamo* 466

122. Sebastian von Rotenhan vertheidigt den Marienberg ober Würzburg gegen die aufrührerischen Bauern 1525. *Schwoiser* . . . 475

123. Bischof Julius stiftet das Julius-Spital zu Würzburg 1576. *Schwoiser* 479

124. Der Kapuziner-Guardian Pater Bernhardt überreicht auf der Brücke zu Aschaffenburg dem Könige Gustav Adolph 1631 die Schlüssel der Stadt und erbittet deren Schonung. *Wagner* 483

125. Die Kronacher vertheidigen gegen schwedische und weimarische Truppen 1634 heldenmüthig ihre Stadt. *Schwoiser* . . . 486

126. Markgraf Friedrich von Baireuth stiftet 1743 die Universität Erlangen. *Barthelme* 493

127. Fürstbischof Ludwig von Würzburg hält bei der zweiten Jubiläums-Feier der Universität 1782 in eigener Person die Eröffnungsrede. *Barthelme* 499

Schwaben.

129. Tiberius und Drusus, Kaiser Augusts Stiefsöhne, als Gründer Augsburgs. *Frank* 611

130. Die heilige Afra erleidet zu Augsburg den Martyrertod 304. *Frank* 516

131. Der heilige Magnoald stiftet die Abtei St. Mang zu Füssen und eröffnet die Eisenwerke am Säuling Anfang des VII. Jahrhunderts. *Frank* 519

132. Entscheidende Niederlage der Ungarn auf dem Lechfeld 955. *Frank* 522

133. Georg von Frundsberg, Herr von Mindelheim, als Sieger über Franz I. in der Schlacht von Pavia 1525. *Ant. Bauer* 526

134. Die protestantischen Fürsten übergeben 1530 zu Augsburg dem Kaiser Karl V. ihr Glaubensbekenntniss. *Nic. Bauer* . . . 534

135. Der reiche Anton Fugger wirft den Schuldschein Karl V. in das Kaminfeuer, an dem der Kaiser sitzt. *Nic. Bauer* . . . 540

136. Venezuela in Südamerika 1528 für die Welser erobert. *Ant. Bauer* 547

137. Augsburgs Blüthezeit im XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts. *F. Piloty* 553

Das vereinigte Königreich.

Maximilian Joseph I.

138. Kurfürst Max Joseph hält seinen Einzug in München 1799. *Vischer* 567

139. Huldigung der neuerworbenen Provinzen an Max Josephs Königsthron. *Köckert* 576

Seite

140. Die Bayern erfechten unter Commando des Kronprinzen Ludwig den Sieg bei Abensberg 1809. *F. Dietz* 584

141. Schlacht bei Brienne, als Hauptsieg der Bayern gegen Frankreich 1814. *F. Dietz* 594

142. Max Joseph gründet die neue ständische Verfassung Bayerns. *Weissbrod* 602

143. Vater Max im Kreise der Seinen; Gründung von Bad Kreuth. *v. Heckel* 609

Bayerische Staatsbibliothek München

Errata.

S. 4	Zeile	18 v. u.	statt	Truzilinger lies Turzilinger
S. 54	„	14 v. o.	„	Bayern l. Bayer.
S. 57	„	18 v. o.	„	Fussoldaten l. Fusssoldaten.
S. 57	„	2 v u.	„	vorhandenen l. vorhandene.
S. 71	„	10 v. o.	„	1480 l. 1380.
S. 104	„	20 v. o.	„	Herren l. Heere.
S. 107	„	7 v. o.	„	Könige l. Königen.
S. 107	„	22 v. o.	„	Männern l. Männer.
S. 107	„	15 v. u.		ist nach dem Worte essen ein Punkt zu setzen.
S. 129	„	18 v. o.	statt	rachedürstigen l. rachedurstigen.
S. 129	„	8 v. u.	„	Soltl l. Söltl.
S. 214	„	1 v. u.		bleibt das zweite, sinnstörende „und“ weg.
S. 225	„	13 v. o.		ist das Komma statt vor hinter das Wort „vorkömmt“ zu setzen.
S. 233	„	18 v. o.	statt	Pfint l. Pfirt.
S. 309	„	17 v. u.	„	Jakres l. Jahres.
S. 312	„	13 v. u.	„	calvischen l. calvinischen.
S. 344	„	15 v. u.	„	scule l. seule.
S. 345	„	13 v. o.	„	Thierch l. Thiersch.
S. 366	„	4 v. u.	„	Niederösterreich l. Vorderösterreich.
S. 368	„	9 v. o.	„	falut l. fallut.
S. 368	„	7 v. u.	„	nons l. nous.
S. 420	„	17 v. u.	„	nähre l. räche
S. 424	„	24 v. u.	„	Zeit l. Geist.
S. 436	„	11 v. u.	„	um werther l. um so werther.
S. 447	„	20 v. o.	„	Lenplein l. Lemplein.
S. 454	„	10 v. u.	„	compinirte l. concipirte.
S. 465	„	10 v. o.	„	herschende l. herrschende.
S. 465	„	19 v. o.	„	Lisbao l. Lisboa.
S. 469	„	16 v. o.	„	kaieerlichen l. kaiserlichen.
S. 474	„	2 v. u.	„	Kosenplüt l. Rosenplüt.
S. 496	„	13 v. o.	„	Häfte l. Hälfte.
S. 499	„	12 v. u.		ist vor dem Worte Ludwig noch „Franz“ zu setzen.
S. 508	„	4 v. o.	statt	Gengel l. Gengler.
S. 515	„	7 v. o.	„	den l. der.
S. 515	„	10 v. o.	„	wurden l. wurde.
S. 533	„	10 v. u.	„	Georg l. Herzog.
S. 554	„	17 v. o.	„	mamorne l. marmorne.
S. 554	„	15 v. u.	„	schmaussende l. schmausende.
S. 557	„	9 v. u.	„	Rheinfall l. Reifall, d. i. süsser wälcher Wein von Rivoglio.
S. 585	„	13 v. u.	„	dieselben l. dieselbe.
S. 603	„	2 v. u.		gehört nach der Zahl 100,000 fl. das Wort „jährlich“ hinein.
S. 613	„	20 v. o.		ist nach dem Worte „wenig“ ein Komma zu setzen.

Aus dem gleichen Verlag sind zu den beigesetzten **ermässigten** Preisen zu beziehen:

Baur, *Pfarrer Aug., Deutschland in den Jahr. 1517—1525, betrachtet im Lichte gleichzeit. anonymer und pseudonymer Volks- und Flugschriften. Ulm 1872. gr. 8. Eleg. br. 306 Seiten. (M. 6.)* **M. 3. 60 Pf.**

Berger, W., *Johannes Huss und König Sigismund. Augsb. 1871. Eleg. br. 293 Seiten. (M. 4.)* **M. 2. 40 Pf.**

Freibriefe, *die altbairischen landständischen, mit den Landesfreiheitserklärungen. Mit literar-histor. Einltg. u. Glossar (v. Rockinger), hrsg. von G. Freih. v. Lerchenfeld. München 1853. 8. br. 450 u. 420 Seiten. (M. 10. 50)* **M. 3. 60 Pf.**

Huber, *B., Otto v. Freising, sein Character etc. als Geschichtsschreiber seiner Zeit aus ihm selber dargestellt. Münch. 1847. 8. br. 13 Bogen. (M. 2.)* **90 Pf.**

Niedermayer, *A., Kunstgeschichte der Stadt Würzburg. 2. Ausg. Freib. 1864. Lex. 8. Eleg. br. (M. 3.)* **M. 1. 50 Pf.**

Soden, *Fr. L., Frh. v., Kriegs- und Sittengeschichte der Reichsstadt Nürnberg vom Ende des 16. Jahrh. bis 1631. 3 Bände mit 10 color. Bildern. Erlangen 1860/62. Lex. 8. Eleg. br. 91 Bogen. (M. 18.)* **M. 9.**

— — *Gustav Adolph und sein Heer in Süddeutschland von 1631—1635. Zur Geschichte des 30jährigen Kriegs. 3 Bände mit color. Plan und 1 Ansicht. Erlang. 1865/68. Lex. 8. Eleg. br. 103 Bogen. (M. 18.)* **M. 9.**

Troiano, *Massimo di, die Vermählungsfeier des Herzogs Wilhelms V. mit Renata von Lothringen in München 1508. Aus d. Italien. von Wirthmann. Münch. 1842. 8. br. 7 Bogen.* **90 Pf.**

München. Max Brissel.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spruner, Karl <<von>>,

Characterbilder aus der Bayerischen Geschichte zur Erläuterung der Wandbilder des Bayerischen National-Museums entworfen

München 1878

Bavar. 2502 nk
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11369984-8